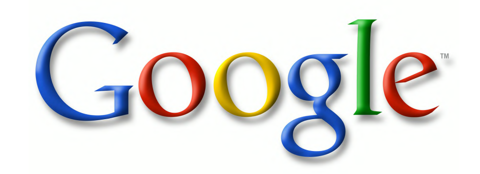
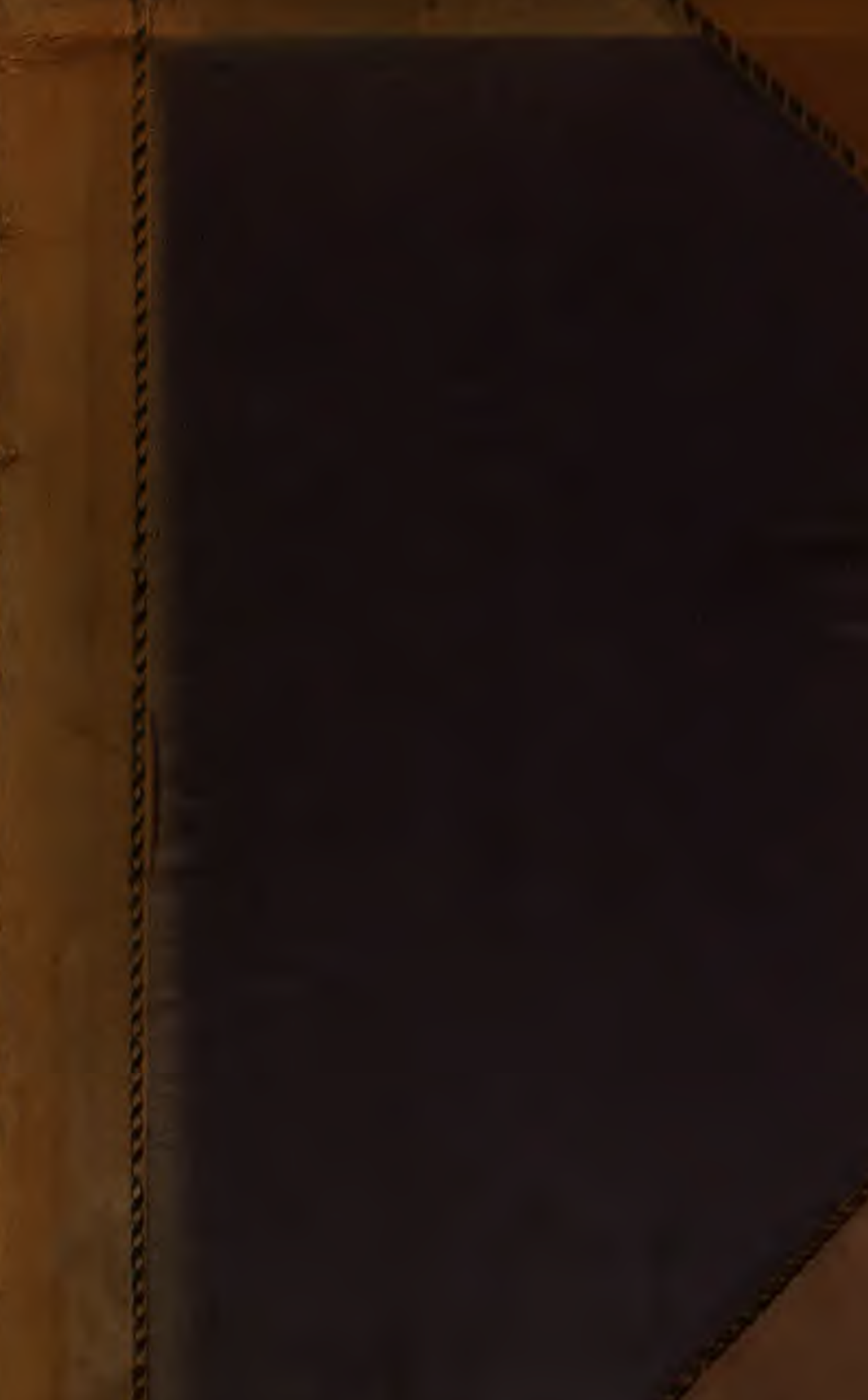
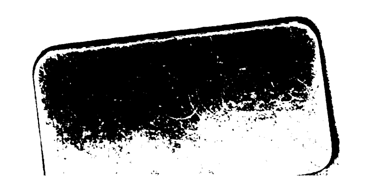














Mythen und Sagen Tirols.

Gesammelt und herausgegeben

von

Johann Nepomuk Ritter von Alpenburg.

Mit

einem einleitenden Vorwort

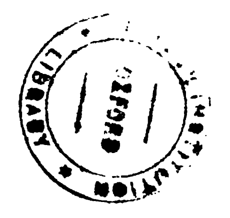
von

Ludwig Bechstein.

Zürich,

Verlag von Meyer und Zeller.

1857.



Seiner Kaiserlich Königlichen Hoheit

Erzherzog Karl Ludwig von Oesterreich

ERZHERZOG STATTHALTER

von

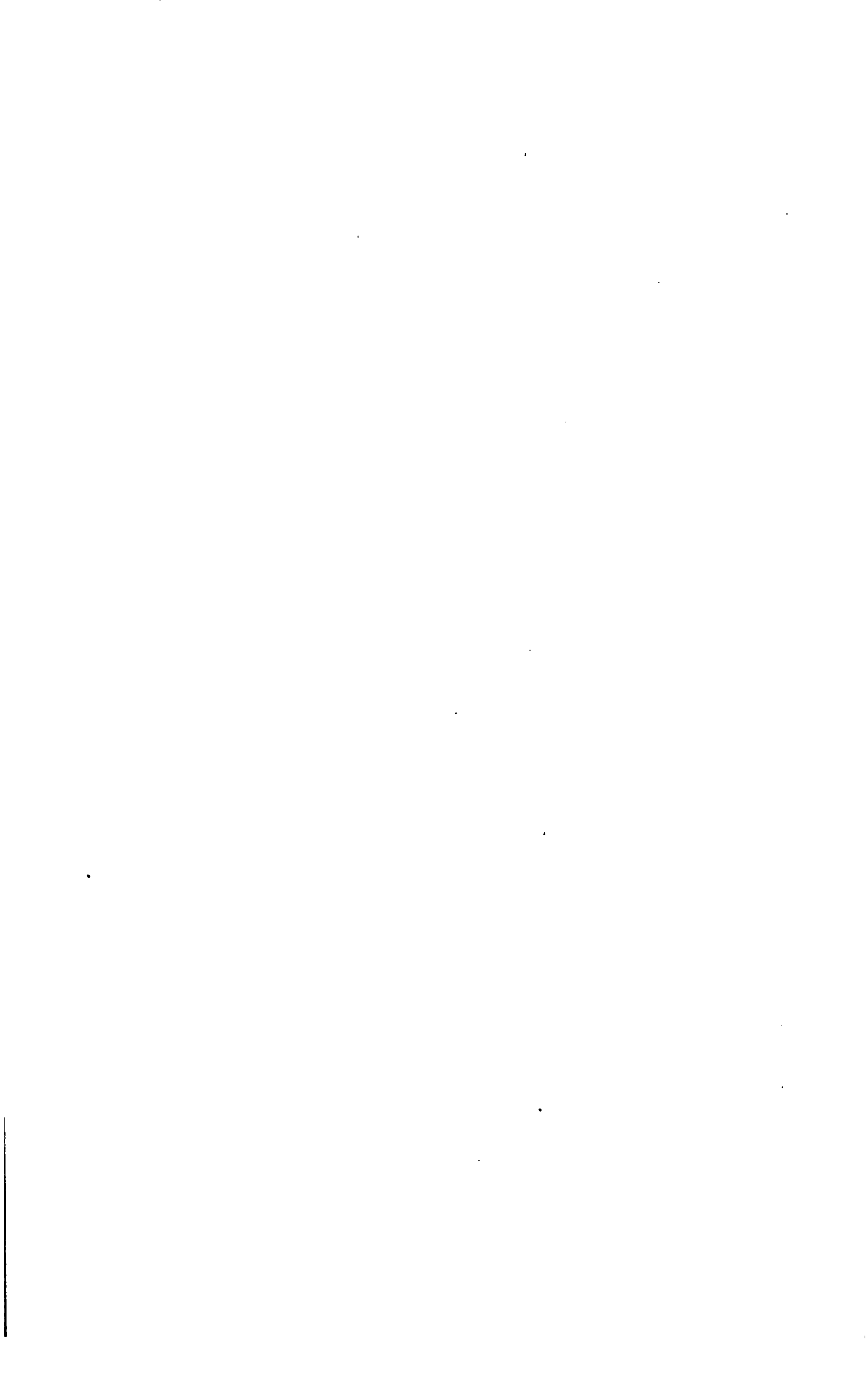
TIROL UND VORARLBERG

in

tiefster Ehrfurcht zugeeignet

vom

Herausgeber.



Vorwort.

Εὕρηκα!

Als ich im Spätherbst des Jahres 1855 von einer Reise an den Comer See, die sich bis Mailand und Venedig ausdehnte, über das Wormser Joch durch einen Theil des Tiroler Landes kam, wehte mich trotz der vorgerückten Jahreszeit und trotz nicht ganz günstiger Witterung der poetische und romantische Zauber dieses Landes ganz eigenthümlich an. Während ich noch voll schöner Erinnerungen und Eindrücke war, die ich von dem Theile Wälschlands empfangen, den ich bereist hatte, nahm meine Fahrt einen schier abenteuerlichen Charakter an; ich hatte das Stelvio-Joch im tiefen Schnee, auf, nicht in einem elenden Schlitten, aller Unbill der Witterung Preis gegeben, überfahren, hatte durch zwei bereits gefallene Schneelawinen mir Weg bahnen lassen müssen, und bestand noch in tiefem Nachtdunkel bei Laternenlicht den gefährlichen Uebergang über die wenigen nassen Balkenreste einer Brücke zwischen Trafoi und Prad, die der heftig angeschwollene Suldenbach Tags vorher zerrissen und größtentheils fortgefluthet hatte. Am andern Morgen fuhr ich durch ein Nebelmeer über die öde Malser Haide, und dachte lebhaft an Schilderungen Walter Scott's, an die Haiden und Nebel der schottischen Hochlande hier im deutschen Hochlande. Hier wie dort Sage und Aberglaube noch heimisch, und manch anziehendes zu erfahren über die Welt mythischer Wesen, welche der Glaube des Volkes in diesen Bergen und Thalengen heimisch sein läßt, und mit denen derselbe Gebirgsschluchten, Wälder und Wildnisse, Schlösser und Burgen, See'n und Flüsse bevölkert. Da ich ganz allein reiste, so gab ich mich um so lieber der heiter betrachtenden Stimmung hin; ließ mir von den Postillonen, die von Station zu Station wechselten, erzählen; verfehlte nicht, auch außerdem jeden merkwürdigen Punkt in das Auge zu fassen, zumal ich mich mit einem guten Reisehandbuche und Karten versehen hatte, und kam endlich mit vieler innerer Befriedigung in der Landeshauptstadt an. Die zwei Tage, die ich von Mals bis Innsbruck, Nachtrast in Landeck, brauchte, und die mir gleichsam den Genuß

einer Spazierfahrt boten, werden mir stets unvergeßlich bleiben. In meinem Buche: „**Villa Carlotta**. Poetische Reisebilder vom Comersee und aus den Lombardisch Venetianischen Landen. Weimar, 1857.“ habe ich dieser Fahrt etwas ausführlicher erwähnt, und auch meines Aufenthaltes in Innsbruck, nebst allem dessen gedacht, was mir dort Freundliches zu Theil geworden. Davon steht nun als größter Gewinn für Geist und Herz zugleich die persönliche Bekanntschaft eines in jeder Hinsicht wackern Mannes voran, des Herausgebers dieses gegenwärtigen Buches, des Herrn J. N. Mahlschedl, Ritter von Alpenburg. Ich habe am angeführten Orte seiner Verdienste gedacht, und seine Bescheidenheit verbietet die Wiederholung alles dort gesagten; nur die eine Stelle, die völlig erläutert, weshalb ich überhaupt vor einem nicht von mir selbst herausgegebenen Buche mich redend einführe, sei hier wiederum anzuführen, mir vergönnt:

„Ritter von Alpenburg (Besitzer des malerisch gelegenen Schlosses Büchsenhausen mit vielen Baulichkeiten und Gärten, schöner Schloßkapelle, unmittelbar über Innsbruck an der linken Uferseite des Inn) ist kundiger Naturforscher und Mineralog, begabter Dichter und, was mir ihn noch besonders lieb machte, der eifrigste Sagen-Sammler und Sagenforscher Tirols, der weder Zeit noch Mühe gespart hat, ein reiches Material ächter Sagen, Sagenstoffe, Reste des mythischen Volksglaubens, der Bräuche und Sitten, der Meinungen und des Aberglaubens, der Spruchweisheit u. s. w. seines Vaterlandes zusammenzubringen, wobei er fest an der Treue mündlicher Ueberlieferung hält, und ohne Zuthat eigener Phantasie das örtlich Ueberkommene wieder erzählt.“

Als ich, der gastlichen Einladung des Herrn Ritters hinauf auf sein schönes, aussichtreiches und wohl eingerichtetes burgliches Besitzthum gefolgt war, lenkte sich bald genug unser Gespräch auf die Poesie des Tiroler Landes und dessen mir schon von eher, wie ich glaubte, bekannte Sagenwelt; wie freudig aber war ich überrascht, als mir nun mein edler Gastfreund enthüllte, was er, jahrelang forschend und sammelnd, oft wochenlang in Sennhütten auf den Almen lebend, mit Jägern das Hochgebirge durchstreifend, mit allem Volke sich befreundend, erfahren, und mir größtentheils schon niedergeschrieben vor Augen legte. Der flüchtigste Einblick reichte hin, mich zu überzeugen, daß hier ein erstaunlich reicher Schatz an Mythen- und Sagenstoffen vorliege, daß die deutsche Mythen- und Sagenforschung durch Veröffentlichung dieses Schatzes wesentlich bereichert werden würde, und so hielt ich mich verpflichtet, dem freudigen Heureka! das ermuthigende Hephata! nachzurufen. Noch aber war die Stofffülle nicht gehörig geordnet und gesichtet. Hierin wünschte der freundliche Sammler meinen Rath, den ich gern ertheilte; er erbat ferner, durch ein Vorwort ihn einzuführen in das Publikum des großen deutschen Vaterlandes, denn in seinem

engern ist sein Name als Patriot, als ein mit Orden geschmückter vormaliger Schützenhauptmann, als Gründer und Vorstand des Radetzky-Vereins, Präsident des Arbeiter- und Steinbrecher-Unterstützungsvereins u. s. w., und als Dichter (Märzenveilchen. Innsbruck 1855. Die Alpenzither aus Tirol. 2. Aufl. Daselbst 1855.) ehrenvoll genug bekannt, er selbst als ein Mann, der, statt wohlversorgt die Zeit müßig hinzubringen, unermüdet schafft und wirkt, wie ich aus den vorgefundenen Materialien ersehen habe.

Mythische Wesen, deren Namen zum Theil sogar den deutschen Mythographen unbekannt blieben, leben und schweben im reinen Aether des Tiroler Alpenlandes; eine Dämonenwelt uns noch unbekannter Gestalten gehorcht dem Zauberstabe des Forschers und tritt gehorsam aus ihrer Verborgenheit an das Tageslicht; und auch solche elbische Wesen, die im Kreise der Elemente webend, sich über alle Lande breiten, zeigt Tirol in mancher neuen Färbung, mit manchen neuen noch nie gehörten Namen, und wo uns solche Namen vereinzelt schon entgegenklangen, finden nun in diesem Buche deren Träger ihre bestätigende Schilderung. Hulda mit ihren Seligen, Riesen mit ihrem ungeheuerlichen Wesen, Holden und Unholden mit manchem neuen Sagenbilde ziehen den Blick vorüber, und stets weisen örtliche Sagen die Stätten nach, an denen vorzugsweise in dem früheren Volksglauben der Bevölkerung diese Wesen sammt dem Volke der Elementargeister und der Gespenster hauptsächlich seßhaft waren. Auf die mannichfaltig begegnende Verjüngung der Gestalten der ältern Mythe wird öfter hingewiesen, und in einer einfachen, naturgemäßen Gliederung treten die großen Gruppen der Dämonen- und Geisterwelt übersichtlich vor Augen.

Da es am wichtigsten erschien, zunächst das Gebiet der Mythe zu erschöpfen, so drängte die Stofffülle in etwas die spätere, romantische Sage zurück, deren Anbau aber vorbehalten bleibt, ja bereits vorbereitet ist, sobald dieses Buch die gehoffte Theilnahme findet. Sachgemäß wurde auch den mit der Mythe so innig verwandten Volksmeinungen, dem Aberglauben und den abergläubischen Gebräuchen der Vorfahren Rechnung getragen, obschon nicht völlig erschöpfend. Ein reichhaltiges Material liegt noch vor, welches der Herr Herausgeber theils in seinem Tiroler Bauernkalender, theils in den zum Druck vorbereiteten Werken: „Das Alpen- und Hirtenleben in Tirol“ und „Das Fernerleben in Tirol“ zu veröffentlichen bereit ist.

Erst wenn alle vier Bücher vollständig erschienen sein werden, wird ein schätzbares Ganzes — das Land Tirol in seinem Natur- und Volksleben bis zum innersten Kern klar vor Augen legend, vollendet sein.

Genaue Kenntniß seines Heimathlandes, höchste Liebe zu demselben, reger Fleiß und redliche Treue der Auffassung und Wiedergabe seiner Sagenstoffe sind es, welche diesem Buche des Ritters von Alpenburg Vorzüge leihen. Indem er für sein Volk schreibt,

vermeidet er die Form trockener Fachgelehrsamkeit ebenso geflissentlich, wie die poetische Ueberschwänglichkeit, welche Sagen erdichtet, wo keine sind, und Sagen ausschmückt, die einfach sind. Sein ganzes Streben geht dahin, den Sagen ihre Einfachheit und ihre Selbstständigkeit zu retten.

Die Sagen Tirols sind mit ihrer Oertlichkeit, mit dem Volke ihrer Heimath innig verwachsen, obschon es ihnen nicht an Verwandtschaft im sogenannten „Reiche" fehlt. Der Verfasser hat solche Verwandtschaft bisweilen angedeutet, und dabei hauptsächlich auf mein „Deutsches Sagenbuch, Leipzig, 1853", das eine reichhaltige Sagenstofffülle umfaßt, die betreffenden Nummern einfach citirend, verwiesen. Es lag ihm dieses Buch eben zunächst nahe, und soll dadurch dem Verdienste anderer Sagensammlungen kein Abbruch geschehen.

Es fehlt Tirol keineswegs an strebsamen Forschern für das Gebiet seiner Sagen; abgesehen davon, daß es dem Lande auch nicht an Männern von poetischer Begabung mangelt, welche den und jenen Sagenstoff nach ihrer Weise formen und umformen, und in metrischer Form, wie in Prosa, den Zeitblättern des Landes einestheils, und besondern Büchern anderntheils einverleiben, nur daß solche freie poetische Behandlung und Umformung immer gewagt ist, und nur selten für die Sage ersprießlich gelingt. Das Gebiet der ernsten, strengen, wissenschaftlichen Sagenforschung beuten bereits seit mehreren Jahren rühmlichst die Gebrüder Ignaz Vincenz und Josef Zingerle aus, und haben sehr Dankenswerthes geliefert. Es erschienen zunächst von dem Gymnasiallehrer Dr. Ignaz Vincenz Zingerle „Sagen aus Tirol, Innsbruck 1850." Doch besteht diese Sammlung meist aus bereits im Druck vorhanden gewesenen zerstreuten Stücken. Ein zweites Werk derselben Sammler führt den Titel: „Tirol, Natur, Geschichte, Sage im Spiegel deutscher Dichtung. Innsbruck 1852." Demnach ein Allerlei von patriotischen, politischen, historischen, ernsten und frommen, heitern und sentimentalen Gedichten, in denen das sagenstoffliche just nicht vorwaltet. In demselben Jahre erschien ein Büchlein mit Doppeltitel: „Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche, gesammelt durch die Brüder Ignaz und Josef Zingerle. Erster Band. Kinder- und Hausmärchen. Innsbruck 1852." Diese Märchen, in Art und Weise der Br. Grimm'schen behandelt, sind vortrefflich; vieles klingt in ihnen wieder, was in deutschen und niederdeutschen Kinder-Märchen uns ebenfalls begegnet, aber doch häufig hier in eigenthümlicher Umwandlung und in selbstständiger Art.

Diesem ersten Bändchen folgte ein zweites unter dem Titel: „Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Mit einer Einleitung von J. W. Wolf. Regensburg. 1854." in gleicher Weise der Behandlung, reichhaltiger noch, größern Formates und mit Angabe der Fundorte. Manche der behandelten Stoffe sind etwas

lang erzählt, alle aber sind ächte Märchen. Außerdem folgten auch Andere der durch die Vorgänger gegebenen Anregung. So gab A. J. Hammerle: „Neue Erinnerungen aus den Bergen Tirols. Sagen und Märchen. Innsbruck, 1854." heraus. Wie klein auch diese letztere Sammlung an sich ist, so begegnen wir in derselben doch Stoffen der Mythe, die der Herausgeber vom Standpunkte der Moral betrachtet und beleuchtet.

Weiter erschien auf demselben Gebiete ein „Sagen-Kränzlein aus Tirol, von Martin Meyer. Pesth, Wien und Leipzig. 1856." mit einem sehr hübschen Titelholzschnitt. — Die erzählten Sagenstoffe sind zum Theil modern romantisirt, was den Stoffen nur Eintrag thut, da dieselben an sich ächt sind. Es giebt aber leider viele Verleger, die nur romantisch ausgeschmückte Erzählungen wollen, und die Idee einer Sagenforschung vom wissenschaftlichen Standpunkte aus nicht fassen. An solcher Beschränktheit scheiterte u. A. mein früherer Plan der Bearbeitung eines Oesterreichischen Sagenbuches. Ich sollte, so wollte der Verleger, die Sagen ausschmücken, und ich wollte nicht, so unterblieb es.

Ueber Tirol in so umfassender Weise, wie im vorliegenden Buche geschehen ist, konnte nur Herr Ritter von Alpenburg sammeln und schildern, alles ist treu, ist unmittelbarer Anschau und ächtem Hörensagen aus dem Munde der Aelpler und Thalbewohner entnommen; in vielen der örtlichen Sagen hört man das Gebirgsvolk selbst reden in seiner natürlichen, bisweilen sogar derben Ausdrucksweise. Wir vernehmen sprachliche Laute, die dem nur an Hochdeutsch gewohnten Ohre ganz fremd klingen. Gar manches mittelhochdeutsche Wort hat sich in den Bergen Tirols erhalten (neben zahllosen Provincialismen), das unserem Hochdeutsch verloren ging. Ich will nur ein einziges dieser Worte nennen: Kunder oder Kunter. Wer weiß in Mittel- oder in Norddeutschland, wenn er nicht mittelhochdeutsch trieb, was das ist? Nur in mittelhochdeutschen Gedichten und Schriften tritt uns dieses Wort entgegen, z. B. im Wartburgkriege (423):

> her jach: swer mit mir koufen wil,
> hie ist veile ein fremdes kunder
> daz man mit ougen nie gesach.

Aber in Tirol lebt das Wort noch immer im Volksmund und zwar ganz in seiner mittelalterlichen Bedeutung: etwas Geheimnißvolles, Ungeheuerliches, und der Ausdruck Hexenkunter, Teufelskunter begegnet nicht selten.

Wie für die Mythe, so war auch für die Poesie des Mittelalters das Land Tirol ein heimathlicher Schoos, und in den alten deutschen Heldenliedern hallt wundersam der Klang verlorener Göttersagen nach. Hier bleibt noch viel zu klären und zu durchforschen, zu sichten und aufzuhellen. Die im Lande vorwaltende Riesensage der Urzeit war lange nachhaltig einflußreich auf die Dichtung des

Mittelalters. Einestheils finden sich vereinzelte Spuren scandinavischer Benennungen, anderntheils mythische Personen-Namen, die in Dichtungen übergingen. Manches davon deutete der Herr Verfasser an, manches nicht. So finden wir die Runsa im Heldengedichte Wolfdietrich, das voll Kämpfeschilderungen mit Riesen und Würmen ist, als überzornige Frau Runza, das Weib des Riesen Hell, wieder.

Die Riesensage und die Kämpfe der Helden mit ungeheuerlichen Würmen hallen ferner wieder im Gedichte von Dietrichs Drachenkämpfen, das Kaspar von der Rhön abkürzend bearbeitete; im Gedichte Otnit (Ortnit), das auf Tiroler- und Lombarderboden sich bewegt; im Liede von dem Riesen Sigenot; im Gedichte Ecken Ausfahrt, darin wieder der Name der Riesin Rütze an den der Frau Runza anklingt; auch in des muthmaßlichen Tiroler Dichters Albrecht von Kemenaten Gedichtfragment Goldemar. Herren von Chemenaten wohnten im Taufererthale auf dem Edelsitze Stock über dem Dorfe Kematen bei Taufers.

Und wie anmuthig war das Land Tirol vom deutschen Minnesang durchklungen! Da sangen Leutolt von Savene (Leutolt von Seven, Seben bei Brixen), Rubein, Sunnenburg, Ulrich von Lichtenstein u. A. und nach ihnen füllte noch spät Oswald von Wolkenstein dasselbe Land mit dem guten Klange seines Schwertes und seiner Sängerharfe.

Vor allem aber ist wichtig und anziehend, wie die Heldenlieder-Sage von den Rosengärten nur und vorzugsweise in Tirol ihre Heimat hat, wenn auch gegenüber dem sogenannten „großen Rosengarten zu Worms“ der des tirolischen Königs Luarin (Laurin) als Gedicht der „kleine Rosengarten“ heißt. Er müßte heißen des Kleinen (des Zwergs) Rosengarten. Die noch heute so genannt werdenden Rosengärten des Tiroler Gebirges blühen und grünen noch als lebende Sagenzeugen. Wer zeigt die Stätte des Wormser? Und was ist ein versandetes Ried im Rhein gegen ein Stück Hochalpenland? Auf alle Fälle fand der erste Dichter des Kuneg Luarin seinen Stoff als Nachhall alter Göttermythe vor, und behandelte ihn im Geist und Sinne der ritterlichen Dichtung seiner Zeit. Daß die ursprüngliche Tiroler Zwergensage von der Poesie oder den Poeten in den Sagenkreis Dietrichs von Bern (Verona) verflochten wurde, begreift sich leicht. Grenzen doch Tirol und die Lombardei unmittelbar an einander, ist's doch von der Burg Tirol und von Meran nicht weit hinab zum Gardasee und seinen Ufern (dem Garten der Heldenlieder) und von da nicht weit nach Verona. Die Oertlichkeiten der Tiroler Rosengärten sind sämmtlich im Buche namhaft gemacht.

Einige Nachweise und Erörterungen über diese Bezüge mittelalterlicher Dichtungen zum Lande Tirol sind in der Wolf-Manhardtschen Zeitschrift durch Dr. J. V. Zingerle gegeben worden und

dort nachzulesen. Ganz vor kurzem verließ auch noch ein neues Buch desselben Verfassers die Presse, betitelt: **Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. Innsbruck. Verlag der Wagnerschen Buchhandlung, 1857.**, das in kurzen mit fortlaufenden Nummern versehenen Sätzen nach Art der Abhandlung **Aberglaube** in der ersten Ausgabe der **Deutschen Mythologie von Jacob Grimm**, aber mit moderner Rechtschreibung, das Gesammelte beibringt, davon freilich ein sehr bedeutender Theil nicht blos in Tirol, sondern in ganz Deutschland und in der Schweiz verbreitet ist und im Volke lebt, was auch von den angehängten Kinderliedern gilt. Anziehend und verdienstlich ist die Zugabe des Anhanges aus **Vintlers Blume der Tugend**, gedichtet im Jahre 1411, nach der Innsbrucker Handschrift, ein förmliches gereimtes Register über alten Volksaberglauben, das die Erneuerung ins Hochdeutsche verdiente, denn in seiner mittelhochdeutschen Erscheinung ist's für das Volk ungenießbar.

Möge die vorliegende v. Alpenburgische Sammlung in allem übrigen für sich selbst sprechen, wie sie auf eigenen Füßen steht, nicht mit fremdem Kalbe pflügt, fremdes Verdienst in seinen Würden läßt, und zu dem, was andern zu sammeln gelang, nicht scheel sieht. —

Leider haben verschiedene Umstände zusammenwirkend beigetragen, daß sich in das Buch zahlreiche Fehler theils in Bezug auf Oertlichkeiten, theils auf deren Rechtschreibung eingeschlichen haben, daher wurde ein Anhang und Nachtrag nothwendig, und ich möchte Lesern, die das Buch nicht blos zur Unterhaltung, sondern als Sagenforscher zur Hand nehmen, anrathen, den vielfach ergänzenden Nachtrag zuerst zu lesen, und die wichtigsten Irrthümer zu verbessern, mindestens sie dem Herausgeber nicht auf alleinige Rechnung zu schreiben.

Nun noch ein erläuterndes Wort über den Titelholzschnitt. Derselbe ist nach einer auf meine Bitte für dieses Buch eigens auf Holz entworfenen Zeichnung des Historien-Malers Andreas Müller, jetzt in Meiningen, im Atelier der Herren Braun und Schneider in München gefertigt. Die geniale Composition stellt ein Bild der Tiroler Mythe vor Augen. Inmitten der Pracht einer großartigen Bergnatur ruht ein Tiroler Alpenjäger auf einer Felsplatte in einer klaren Mond- und Sternennacht. Die märenhaften Gebilde nahen ihm, von denen er in hundert und aber hundert heimathlichen Sagen schon gehört, und ihm ist als ob er träume. Da ziehen über ihn voll unaussprechlichen jungfräulichen Liebreizes und doch wehmüthig die seligen Fräulein. Fern hinter ihnen bleibt im ohnmächtigen Groll der Bergriese, der Wilde, zurück, denn schon sind jene holden Fainen, die er verfolgte, im schirmenden Banne des bekreuzten Baumstrunkes. Scheu blickt vom steilen Gebirgspfad ein heimwärts ziehendes Venedigermanndl, das seinen Sack mit edlen Gesteinen und Erzen Tirols wohl gefüllt hat, herüber, und eine Gruppe von Wichtlen, Nörggeln

und Schachtgeistern klimmt neugierig am steilen Fels herauf, in den ein gekennzeichneter Eingang zur Schatzhöhle unter ihnen führt. In der Tiefe schweben tanzende Seefräulein ihren ätherischen Ringelreihen im Silberlichte des Mondes, das zwischen Busch und Felsgeklüft sich Bahn hinunter bricht. Ein fallender Stern verbreitet auf Augenblicke meteorische Helle, Nachtgeflügel schwebt empor, und ein Dattermanndl (richtiger Tatermanndl) kriecht sachte herbei, um etwa zu versuchen, ob dem frischen Buben auf der Platte nichts anzuhaben; dieser aber schaut so reinen Blickes und so schuldlos empor, daß man wohl annehmen mag, es haben die bösen Mächte an ihn kein Anrecht, und er sei gefeit und behütet durch seinen guten Engel.

Meiningen, am Sonnwendtage 1857.

Ludwig Bechstein.

I.

Mythische Wesen.



I.

Hulda und die seligen Fräulein.

Unter den mythischen Wesen im Volksglauben des Tiroler Landes nehmen die **Seligen**, **Saligen**, insgemein die **seligen Fräulein**, die oberste Stelle ein. Diese allgemeine Benennung erscheint indessen in manchem Thale abgeändert, und kommt auch als **wilde Fräulein**, **Waldfrauen**, **Bergfrauen**, **weiße Fräulein**, selbst, doch seltener, als **Schneefräulein** vor. Auch die Bezeichnung **Heilige** begegnet, ohne daß dabei an die Heiligen der Kirche gedacht wird. „Salige" ist nur Dialektabwandlung des Oberinnthales, wo in vielen Worten das e wie a lautet, z. B. Gald, Fald ꝛc. Noch mehr dialektisch verdorben ist „**Salingen**".

Königin der seligen Fräulein ist **Hulda**, an sich schon die bedeutendste weibliche Gestalt der deutschen Mythe, und fast alle Züge von ihr, die in thüringischen und schwäbischen Sagen begegnen, wiederholen auch in Tirol, aber der Mythus von ihrem Gefolge ist in Tirol reicher und zugleich reiner und idealer ausgebildet. Die Urpoesie im innersten Leben des Volkes waltete hier schöpferischer, und sang dem Lande ein Lied von der goldenen Zeit, einer Zeit der Unschuld, der Seelen- und Sittenreinheit, ein Lied, dem die Hirten lauschten, und es gläubig weiter sangen. **Hulda** ist auch, wie im übrigen Deutschland, Schirmerin des Flachsbaues, und gleich der antiken **Ceres**, nach dem Dichterworte:

„Die Beschirmerin milder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt."

Noch gilt der Flachs aus dem Oetzthale, in welchem letzteren **Hulda** zuerst dessen Anbau der Sage nach einführte, als der beste im Lande, und wird als feinstes Gespinnst weit in das Ausland, theurer als jeder andere Flachs, verkauft. Zur Zeit der Flachsblüthe überwandelte **Hulda** die Flachsfelder mit freudestrahlendem Antlitz, richtete geknickte Stengel auf, und segnete Kraut und Blüthen. Ihre Wohnung war ein Krystallschloß, in welchem sie unter lieblichem Gesange jene Garnknäuel spann, deren Faden nie ein Ende nahm, und mit welchen sie fromme und fleißige, arme aber tugendhafte Hausfrauen und Mädchen lohnte und glücklich machte.

Hulda's untergebirgisches Reich hat sich die Phantasie des tiroler Landvolkes hochpoetisch ausgemalt; Saal an Saal voll blitzender Bergkrystallgewölbe mit glühenden Granaten ausgeschmückt, die Decke durchsichtiges glitzerndes Gletschereis, in welchem sich das die Grotte erhellende Sonnenlicht in tausend Regenbogenfarbenstrahlen magisch brach. Rings um den Palast der Göttin ein fast unnahbares Landschaftparadies, Gärten voll Wunderblumen, ewig grüne Hügel und Haine, belebt von Gemswild und schillernden Schneehühnern, Wildbäche mit goldschuppigen Forellen; und über allem säuselnd der Wonnehauch eines ewigen Frühlings. Die seligen Fräulein, **Hulda's** Volk, ihre Dienerinnen gleichsam, bewohnten mit ihr dieses weite herrliche Reich, aus dem verschiedene geheime und verborgene Pforten in die Regionen der Menschenwelt führten, welche die örtliche Sage noch heute kennt und bezeichnet. Nicht selten mündeten jene Oeffnungen nahe an einem Ferner aus, häufig aber auch stundenweit tiefer in finsterer Waldwildniß, oder zwischen nackten Felsklüften, die dem Menschenblick ein Steinblock oder eine Eiswand verschlossen hielt. Nur selten ward ein Sterblicher des Vorzuges gewürdigt, das Reich der Seligen zu betreten, und wehe ihm, wenn er die ihm erwiesene Gunst der Huldinnen verplauderle. Manchen auch hat ihr süßer, herzbethörender Gesang auf Nimmerwiederkehr in das zaubervolle Bergesinnere verlockt; ein Zug der Sage, der nach der mitteldeutschen Frau Venus- und Danhäuser-Märe deutet.

Die Sagen schildern die seligen Fräulein in Silberzindel gekleidet, mit goldenen Spangen umgürtet, von Gestalt engelschön, blondlockig, blauäugig. Dieses Augenblau war von der Farbe der Flachsblüthe oder des Berg-Ehrenpreises, letzterer, wie der Frauenmantel, eine der **Hulda** heilige Blume.

Die Königin der Seligen war ganz so, wie diese letzteren, in ihrer äußeren Erscheinung, nur noch schöner und herrlicher, und dabei schmückte ihr Haupt ein Karfunkeldiadem. An festlichen Tagen trug **Hulda** ein Kleid, dessen Farbe so rosig war, wie die Morgenröthe, und die seligen Fräulein kränzten dann ihre Häupter mit Alpenrosen. Die Thätigkeit der Königin **Hulda** und ihrer seligen Fräulein war eine mannigfaltige, so ganz die segnender, heilbringender Gottheiten, wie sie in den Mythen der meisten Länder begegnen. Sie trugen Trost und Segen in die Hütten der Menschen, brachten Kranken heilsame Bergkräuter, lehrten den Mädchen die ganze Flachswirthschaft, von der Aussaat des Leinsaamens bis zum Nähen des Brauthemdes, halfen auch selbst spinnen, und brachten Glück in die Häuser, wo sie weilten. Die Gräber früh gestorbener Kinder schmückten sie mit Blumen. Auch dieß ist ein bedeutsamer Zug der **Hulda**-Mythe, denn ihr gehören, nach voigtländischer Sage, die Seelen aller ungetauften Kinder an. Für alles, was sie Hausmüttern und Hausgenossinnen Gutes erzeigten, nahmen die Seligen niemals weder Lohn noch Gabe, im

Gegentheil, wer sie mit diesem Ansinnen kränkte, von dem schieden sie alsbald mit trauriger Miene und kamen niemals wieder — ein Zug, der sich hauptsächlich in den Wichtlein- und Hüthchensagen durchgängig wiederholt findet.

Zur Sommerzeit halfen die Seligen auf den Bergwiesen heuen, doch halfen sie nicht jedem, sondern nur den sittlich reinen Mähern. Wenn ein solcher das sogenannte „Rodnerinnen-Locken" übte, d. h. wenn er dreimal mit dem Wetzstein über den Rücken der Sense strich, was einen schrillen, weit ins Gebirge hallenden Ton giebt, so erschienen insgemein zwei Selige und streuten mit silbernen Rechen die Mahden zum schnelleren Trocknen auseinander. Das Rodnerinnen-Locken ist noch immer im Brauch, aber selige Fräulein kommen nimmer, nur rüstige irdische Dirndlen folgen noch dem eigenthümlichen Lockruf.

Hulda und ihre Fräulein liebten vor allem Alpengesang, Heerdenglocken, Schallmeiengetön, Zitherweisen, und ganz im Gegensatze zu den Zwergen norddeutscher Sagen, die wegen zu vielen Glockenklanges ganze Gegenden verließen, liebten jene Wesen auch den Klang der Kirchenglocken. Ihr Mythus bequemte sich frühzeitig dem Christenthum an; sie ehrten auch das heilige Kreuz, Wanderer haben zum öftern selige Fräulein unter einem Kreuze schlummernd gefunden; wer dann niederkniete, ohne sie aufzuwecken, und still für sie und sich ein Vaterunser betete, der band das Glück an sein ganzes Leben. Dafür gewährte aber auch hinwiederum das Kreuz den seligen Fräulein Schutz, zumal in der späteren Riesenzeit, wenn ein grimmer Riese sie verfolgte. Wenn dann eine Selige fliehend zu einem Kreuze eilte und es umklammerte, oder auf einen Baumstrunk sprang, auf dem drei Kreuze eingehauen waren, so mußte der Riese alsbald von ihrer Verfolgung abstehen. Dieser Zug ist eine ganz getreue Wiederholung der Moos- und Holzweibelsagen im Voigtland und im Fichtelgebirge, welche der wilde Jäger jagt, und die er verschonen und unergriffen lassen muß, wenn ihnen gelang, einen mit drei Kreuzen versehenen Holzstock zu erreichen. Deshalb hacken auch noch immer gewisse Holzknechte und Holzarbeiter drei Kreuze auf solche Baumstrünke, namentlich im Vintschgau. Zu Zeiten wurden diese Kreuze auch mit besonderer Schnelligkeit in den Stamm des Baumes selbst eingehauen, und zwar in zwölf Axtschlägen, während dieser schon im Fall begriffen war, und wenn sich die Holzweibchen im Voigtlande, die Seligen in Tirol auf einen solchen Block setzten, konnte jenen der sie jagende wilde Jäger, diesen der Riese oder wilde Mann nichts anhaben. In diesem Zuge sind die seligen Fräulein der süddeutschen und die Holzweibel der mitteldeutschen Sage ganz in eins verschmolzen. Ebenso sind sie es und mit ihnen **Hulda** (Hulle, Holle) in Bezug auf die nächtlichen Umfahrten zur Weihnachtzeit und in den Zwölften, d. i. vom Weihnachtabend bis zum

Dreikönigsabende, in Tirol die recht eigentliche Spinnzeit. In dieser sendet **Hulda** dahin, wo sie nicht selbst hinkommt, ihre Fräulein, die schauen durch die kleinen Fenster der Spinnstuben heimlich nach den fleißigsten der Spinnerinnen, welche dann unversehens belohnt werden, dadurch oft manche ehrliche arme Magd zu großem Glück gekommen ist. Sie segneten Rad und Rocken, schenkten Hemden, die sie selbst gesponnen und gewebt so wunderfein, daß ein ganzes Hemd in eine hohle Hand ging, das waren dann Glücks- und Wünschelhemden, die der, welche ein solches trug, alles zu Gunsten gelingen ließen.

Wenn aber aus einem Hause die gute alte Sitte und die Seelenreinheit schwand, so trauerten die Seligen und kamen nicht mehr; blieb aber nur noch eines von den Bewohnern gut, so kam eine weiße Taube oder noch eher ein Schneehuhn, das im Sommer graubraune, erdfarbige, im Winter schneeweiße Federn hat und von Tauben- oder Rebhuhngröße ist, und bis zu den Zehennägeln herab befiederte Füße zeigt, und brachte im Schnabel ein vierblättriges Kleeblatt mit, das es dem oder der darreichte, denen die seligen Fräulein noch wohl wollten. Nahmen die also gewarnten das Kleeblatt in den Mund, so konnten sie einen der Eingänge in das geheimnißvolle Alpenparadies leicht finden, und dann diente der Klee alsbald als magische Springwurz; durch seine Berührung öffneten sich die Pforten zu den Grottengängen, die zu dem schönen Reiche **Hulda's** führten, und die Eingegangenen durften darin bei den Seligen verweilen, bis sich wieder geeignete Dienststellen bei frommen Menschen für sie fanden. Von heidnischer sündhafter Lust, wie im Venusberge der mitteldeutschen Sage, ist hier nie die Rede, auch ist die **Hulda** Tirols nicht wilde Jägerin und Heerfrau.

Als die wichtigsten Eingänge in das Seligenreich werden folgende von der örtlichen Sage namhaft gemacht:

Eine Viertelstunde oberhalb Graun, Dorf im Etschthale des Vintschgaues, zeigt sich im Mittelgebirge ein Vorsprung mit Steinganden (Platten) und einer Kluft, noch heute „z'Salig" genannt.

Unterm Kirchmähderferner im Gurglthale, wo die Kipelnalpe anstößt, geht eine senkrechte Kluft in den Berg, welche die Umwohner als eine Pforte in das Bergesinnere bezeichnen.

Am Hinternisferner springt aus einer malerischen Eisgrotte die Quelle des Oetzthalerbaches, und auch diese Oeffnung war Ausgang der seligen Fräulein.

Unterm Teinferner, der von Fenk links eine spitzige Zunge herabstreckt, da, wo man nach Rosenthal geht, zeigt sich der Eingang in eine anfangs sehr enge Höhle, die sich aber nach innen erweitert und in das Seligenreich führt.

Beim Oertchen Zufall im Martelthal lag eine von Epheu um-

rankte Höhle, die einer immergrünen Laube glich. Dort hatten selige Fräulein ihren Sitz, und legten thalabwärts herrliche Gärten an, daß davon noch bis heute dieser Bergbezirk „Schönblümlthal“ heißt.

Unter der gefrorenen Wand ob Hinterdux am Fuße des Durer Ferners kamen auch selige Fräulein heraus, und sangen im Mondstrahl auf den höchsten Almen.

Eine Viertelstunde unter Schönau erheben sich über den Thalweg dunkle Steinwände, darüber gähnt eine mehr als kirchthurmhohe, schrägstehende Kluft, die einen Ausgang des im Innern befindlichen Oetzthaler Seligenreiches bildete.

Am Fuße des Timmeljoches durch die Alpen abwärts bis über Rabenstein hinaus steht silberglänzender Glimmerschiefer zu Tage mit häufig eingesprengten Granatkrystallen. Davon sagen die Aelpler, es sei das Pflaster der seligen Fräulein, und geben den Reimspruch zu vernehmen:

Vom Timmeljoch zum Rabenstein
Die salig Frau legt's Pflaster ein.

Ein allgemein bekannter Eingang ober Stra heißt „Ercha's Keller“, davon unten eine besondere Sage folgt.

Auf dem Staföllberge bei Ried im Oberinnthale, wo sich die Schaafweide der Staföllalpe bis nahe den Oetzthalerfernern hinstreckt, war vordem auch ein Ausgang, desgleichen bei Zams, eine wildzerklüftete Felsgruppe, noch „die Sal'g“ genannt. Ein anderer „Salig-Eingang“ wird im Zillerthale unter Hippach oben im Walde gezeigt, und zwar am Luamacherberg. Von außen scheint dieser Eingang eine schreckhafte Kluft, gleich drinnen aber war eine von Rankengewächsen umsponnene Grotte mit schönen Steinen, aus der ein langer Gang in das Bergesinnere führte.

Im Kalm- oder Kalbenthale wohnten ebenfalls selige Fräulein; eine davon wurde zu Zeiten auf einer Gemse reitend erblickt, und hieß das „Gamsfräule“.

Auf der „Frauenpleiße“ hinter dem „Endkopfe“, welcher den linkseitigen Thalflügelanfang des Langtaufererthales im Oberinnthal bildet, welches an die Oetzthalerferner anstößt, schienen sich Selige mit besonderer Vorliebe verweilend niedergelassen zu haben. Ebenso auf den schönen Bergmatten des Kopranerhofes im Langtauferthale. Auch unter dem hohen Ferner, der nördlich das Passeirerthal begrenzt, wohnten selige Fräulein. Als aber einstmals dort ein Hirte aus Passeier sich gelüsten ließ, einer Seligen mit ungeziemenden Anträgen sich zu nahen, und so weit ging, sie zu verfolgen und zum Sprunge über einen Felsen zu nöthigen, da blies sie ihn an und verfluchte die Passeirer. Seitdem schwand der Bergsegen am nahen Schneebach, und jede Grube blieb alsbald ohne alle Ausbeute, sobald Knappen aus Passeier in ihr anfuhren. Das ganze Gewerke kam zum Erliegen.

Hulda und die Seligen waren auch milde Beschirmerinnen der Alpenthiere. So sanft ihr ganzes Wesen von der Sage geschildert wird, und so sehr der süddeutschen **Hulda** die Nachtseite der norddeutschen fehlt, so konnten sie doch die hassen und verfolgen, durch welche ihren Schützlingen und Lieblingen Leides geschah. Jägern und Wilderern, die in ihr Gebiet eindrangen, traten sie auf schroffen Klippen und Felsabhängen zürnend entgegen, schreckten sie plötzlich durch die blendende Helle, die sie ausstrahlten, und brachten sie zu jähem Absturz in unergründliche Tiefen. Angeschossene und wunde Gemsen trugen sie in ihr Reich, heilten sie, und gesellten sie ihren Heerden, die aus solchen durch sie geretteten Gemsen bestanden. Weit hinten im Kaunserthale ist eine lange Vertiefung, wo sich eine große Alpenweide gegen Süden bis zum ungeheuern Gebatschferner ausbreitet, der dort, ostwärts vordringend, das merkwürdige Oehlgrubenthal bildet. In diesem letztern Thale lag einst, von schimmernden und schirmenden Eisgewölben verdeckt und umbollwerkt, nahe den Seligen-Wohnungen der „Gamshimmel" und noch heute führt jene Oertlichkeit diesen Namen, der lebhaft an die Sage vom „Paradiese der Thiere" erinnert, das auf dem Matterberge hoch überm Visperthale, in gottgefeiter Einsamkeit und in ewiger Stille liegen soll, wo alles friedlich durcheinander wimmelt und lebt, Steinböcke und Gemsen, Adler und Lämmergeier, Schneehühner, Birkhähne und Flühvögel, Alpenhasen und Murmenten, unter uralten Ahornen und Zirben, Alpenrosen und krautartigen Weiden, der am höchsten steigenden Holzart*).

Jetzt sieht man, so klagen die alten Aelpler, selten, ja fast nie eine Selige. „Die Welt ist halter anders geworden, aber nit besser. Die wilden Männer sind in das Land gekommen, und haben die Saligen vertrieben, und a hi gethan, davon weiß man viel zu derzäll'n."

Soll man die seligen Fräulein, denn **Hulda** steht fest und gesichert im deutschen Mythus, den mythischen Wesen anderer Völker vergleichen? Man kann es thun, es ist keine Kunst, aber es fördert nicht und frommt nicht, es nützt zu gar nichts. Jeder Vergleich hinkt nach altem Spruch, und die vergleichende Mythologie hinkt ärger, wie jenes Bäuerlein im Vintschgau, dem ein Seligfräulein auf der Wiese heuen half, und das ihm gar zu wohl gefiel. Mochte nicht nur die Hülfe hinnehmen, sondern das ganze Fräulein leibhaftig, latzte daher letzterem den Fuß; das Fräulein, im Bestreben sich los zu machen, brach das zarte Bein, und verschwand weinend. Am andern Tage brach das Bäuerlein auch sein Bein, blieb lebenslänglich lahm, und seine Familie hat es bis heute noch zu büßen, denn je ein Glied der Familie muß allemal lahm gehen.

Es ist nur wenig damit gewonnen, anzuführen: die seligen Fräu-

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch. Leipzig 1853. 20.

lein Tirols sind jene der **Hulda** unterthänigen, meist in der Dreizahl erscheinenden Nonnen der schwäbischen **Hulda**-Sagen. Allerdings erscheinen die Seligen in mancher Einzelsage auch in bedingter Zahl, 2 oder 3, aber nicht immer.

Soll man aus der **Hulda** eine römische Ceres herausklünsteln, weil Römer und Latiner in Tirol Colonien gründeten, und die seligen Fräulein zu Oreaden des Römermythus stempeln?

Ebenso wenig sind die Seligen Tirols identisch mit den slavischen Wilen. Beide zeigen gegenseitig mehr sich abstoßende, als anziehende Pole. Wilen haben schwarze Augen, Selige blaue; Wilen verkehren mit Kampfhelden, Selige mit Hirten und Landbebauern; Wilen tanzen, Selige singen; Wilen sind rachsüchtig, Selige duldsam.

Nicht römisch, nicht slavisch ist der **Hulda**- und Seligen-Mythus Tirols, er ist rein germanisch, urgermanisch, und ist in frühen Zeiten christlich-germanisch geworden. In diesen Würden wollen wir ihn ohne Deutelei und Vermengung mit außerdeutschen Elementen bestehen lassen, als ein dem Lande Tirol eigen zugehörendes, wohl aber ähnlichen Mythen mittel- und süddeutscher Gauen nahe Verwandtes. Die nächste Verwandtschaft findet sich mit den zahlreichen wandelnden weißen Jungfrauen der deutschen, namentlich mitteldeutschen Sagen, bezüglich ihrer Reinheit, ihres in mancher Sage begegnenden verlockenden Gesanges, aber da fehlt wieder der Zug der Verfolgung, den die Tiroler Seligen erleiden, mithin stehen letztere in eigenthümlicher Selbstständigkeit da.

II.

Die Riesen.

Die Riesen-Sage ist in Tirol zu einer Vollkommenheit ausgebildet, wie in keinem der übrigen Länder Deutschlands, und steht nach ihrer Hauptrichtung hin wieder zur Seligen-Sage in so unmittelbarer und enger Verbindung, daß die Mittheilung örtlicher Sagen von beiden nur vereinigt erfolgen kann.

Deuten die Sagen von **Hulda** und ihren Seligen nach einem goldenen Alter der Zeitenfrühe, so bezeichnen die Riesensagen ein ehernes, rauhes Zeitalter. Jene vertreten eine paradiesische Unschuldwelt, letztere alles wilde, ungethüme: Haß und Verfolgung, und zwar einestheils gegen das Menschengeschlecht, noch mehr aber gegen die Seligen. Der wilde Jäger nord- und mitteldeutscher Sagen, der aus dem Urgott **Wuotan** abgeleitete Wute, Wuth, Wode, hat sich in Tirol zu einer Vielheit verkörpert; jeder Riese ist ein solcher Wute, aber es folgt ihm kein wildes

Heer, das unterscheidet wieder wesentlich die südliche Sage von der nördlichen. Der Riese Tirols ist auch vorzugsweise der wilde Mann, keineswegs aber ein einzelner Gebirgsherr, wie der „wilde Mann" des Harzes, sondern es kam ein Heer wilder Männer in das Land, von Riesengröße und fürchterlicher Gestalt, nahm in Besitz, was es fand, ließ sich nieder, wo es ihm gefiel, und übte jede Gewaltthat roher, durch keine Sitte und kein Gesetz gezügelter Urkraft.

Die Volksbenennung wechselt zwischen Riese, Wilder, wilder Mann, Salwang, im bayrischen Gebirge kommt auch Wutan vor. Salwang ließe sich vielleicht vom mittelhochdeutschen Sal-twanc ableiten, dessen Bedeutung ein grundherrlicher Zwang ist, dann erschiene der Riese als Zwingherr, Tyrann; seinem Wesen, wie die Sage es ihm beilegt, völlig angemessen.

Riesenspuren werden häufig gezeigt, vor allen: „Riesensteine" — „Steine vom wilden Mann", denen bisweilen Fußtritte eingefügt, ja selbst Zeichen eingegraben sind. Der feststehende Zug in vielen Riesensagen: das Steinwerfen, Steinschleudern über weite Strecken und oft ungeheurer Blöcke — ist stets wiederkehrend. Häufig zeigen die Riesensteine ein da, wo sie liegen, nicht vorkommendes oder zu Tage stehendes Gestein, sondern, gleich den erratischen Blöcken, ein fremdartiges, so der „Wilde-Mann-Stein am Klotzen" hoch im Gebirge am linken Eingange in das Wattenthal, der „Riesenstein in Wilten", welchen Haimon warf; der mehr als 100 Centner schwere „Riesenstein" von Stadelgröße am Wasser, 1 Stunde vom Alpbach. Diesen trug der „Roßmooserriese" vom Kolbenthalmelchplatz*) bis zur Kolbenthaler Säge**). Durch eine Schneelahn (Lawine) wurde der Stein später bis zu der Stelle geschoben, an welcher er jetzt liegt.

Ein gewaltiger „Riesenstein" liegt einige Klafter unter der höchsten Spitze des Markbachjoches zu Wildschönau im Unterinnthal, den der „Salvenriese" von der hohen Salve herüber warf. Wer die Entfernung mit den Blicken mißt, kann nicht genug erstaunen. Es wird von solchen Steinen noch weiter die Rede sein.

Die Phantasie des Volkes hat sich bei der Schilderung der Gestalt des Riesen bis zum Ungeheuerlichen verstiegen, und oft den Gipfel des Grotesken erreicht, ja manche Schilderung dieser Art erinnert an Sagen des Morgenlandes und Indiens.

Der Leib des Riesen erschien voll graugrüner, selten schwarzer Haare, und mit diesen so dicht bewachsen, daß man vermeinen konnte, der Riese sei nicht nackt, sondern in grauen Baumbart gekleidet. Der Rücken glich einem Stück Fels, darüber hing ein Mantel von Bärenfellen, die Knöpfe waren versteinerte Ammonshörner, oder große Schneckenhäuser, die beim

---

*) Der Tiroler schreibt richtiger melchen, von Milch, als der Hochdeutsche melken.

**) Säge nennt man in Tirol die Schett- und Sägemühlen.

Schreiten des Riesen an einander klapperten, zugleich aber war dieses Klappern ein Laut der Warnung für Hirten und Bäuerlein, sich zeitig in Sicherheit zu bringen, was besonders dann nöthig war, wenn der ungethüme Recke die Eigenschaft besaß, die den Riesen der Märchen so häufig anhaftet, nämlich Menschen= und vornehmlich Kinderfresser zu sein.

Auf dem stattlichen Riesenrücken saß ein kurzer, gedrungener Stierhals und =Nacken, auf dem ein dicker Kopf mit sauborstigem Barte ruhte, in dem zwei hervorgequollene Augen lauernd rollten und wie große Kupferteller glühten, wenn der Riese zornig war. Insgemein aber war der Riese immer zornig.

In der Hand trug der Riese als Bergstock einen sammt den Wurzeln dem Boden entrissenen starken Fichtenbaum, ganz so wie auf dem Harzgelde, den sogenannten Wildemannsthalern, abgebildet zu ersehen.

Seine Wohnung hatte jeder Riese meist für sich in ungeselliger, unzugänglicher Einsamkeit, selten ist von Familien der Riesen die Rede. Sie wohnten in den finstersten Schluchten, in selbst gewühlten Berghöhlen, unter den „Karrn" (Einsattelungen) der höchsten Gebirgszüge. Von dort gingen sie auf den Fang der Seligen aus, und thaten mit denen die sie fingen, wie der Wode und wilde Jäger mit den Wichteln und Holzweibeln, sie rissen sie in Stücken. Ein Zug der Tiroler Sage aber ist wiederum neu. Da die Seligen sehr schön sangen, so hat mancher Riese die, welche er fing, eingesperrt und seine Freude an ihrem Gesange gehabt, wie die Imster an dem der Rothkropfl und Canari. Dieser Zug weis't schon nach einiger Kultur des Riesenvolkes hin.

Die Stimme der Riesen war ein rauher Grundbaß, der wie Donnerschläge und rauschende Wasserstürze erklang. Der Schrei eines Riesen machte Burgen beben und Felsen in Trümmern stürzen; er löste Lawinen im Hochgebirge, und spaltete Felsen zu Klammen (langen schmalen Schlüften). Da ein Riese, wenn er zu laut schrie, Gefahr lief, die eigene Wohnung durch die Gewalt seiner Stimme zu zerstören, so verhielt sich das ganze Geschlecht insgemein sehr schweigsam, und galt vielen für gänzlich stumm.

Weder Selige noch Riesen waren unsterblich, aber letztere maßen ihr Alter nach Jahrhunderten, daher geschah es einst, daß der Schwarzegger Riese Afinger Holzfällern, die den Urwald rodeten, zurief:

Ich denke diesen Wald
Neunmal jung und neunmal alt!

Bei der gewohnten Abgeschlossenheit, in welcher die Riesen getrennt von einander lebten, war es natürlich, daß sie einander gegenseitig haßten und bekämpften, und daß, wenn es zwischen einem Paar Riesen zum Streite kam, ihre Umgebung dieß wahrnahm. Von ihren Schlägen und ihrem Stampfen erbebte der Boden, mit den Füßen traten sie Matzen (breite Vertiefungen) in den Boden, die man noch allenthalben im Lande gewahrt,

und welche „Riesentritte" heißen, wie z. B. beim Wasserfall zu Hinterdux, am „Wilden-Mann-Stein" im Wattenthale und am „Tirschentritt" bei Roßweil im Oberinnthale. Dem germanischen Sprachforscher bleibt unbenommen, bei dieser örtlichen Benennung „Tirschentritt" schon jetzt an die „Thursen" (Riesen) der scandinavischen und Eddamythen zu denken. Unten wird des Tirschen noch weiter erwähnt. Die feindselige Unduldsamkeit und gegenseitige Wuth der Einzelnen gegen ihres Gleichen hatte großen Antheil an ihrem Steinschleudern, sollte dasselbe auch nur als Kraftprobe in Wettkämpfen gelten.

Die Nahrung der Riesen war roh, wie ihre ganze Natur. Rohes Fleisch erlegter Thiere, Wurzeln, Grünes, doch auch Hervorbringungen der Kultur wurden nicht stets verschmäht. Den Dornauerberg-Riesen im Zillerthale fragte ein Bauer, was er esse? „Kuhpech und Heuschrecken!" war die brummige Antwort. Der Riese verstand aber darunter Butter und Gemsen.

Die Frauen der Riesen heißen nicht, wie jene am Salzburger Untersberge, „wilde Frauen", sondern „Fanggen" (sprich Fangken), von denen noch besonders die Rede sein muß, da sie auch ganz selbstständig in den Gebirgssagen auftreten. Diejenigen unter den Riesen, welche Menschenfresser waren, schonten häufig ihre eigenen Kinder nicht, daher versteckte die Fangga oft ihr Kind in ein Bauernhaus, wo es dann auferzogen wurde, und durch seine Kraft außerordentliche Dienste leistete. Durch diesen Zug bahnt sich die jüngere Riesensage an; die Sage, in welcher die Riesen ungewöhnlich starke, ungeschlachte Wildlinge, entweder bösartig oder launenhaft, ja sogar gutmüthig, und meist nicht sehr lichten Geistes erscheinen; ein sehr wichtiger Unterschied, den die Mythenforschung fest ins Auge zu fassen hat. Nicht jeder Riese der Sage ist ein Ur-Riese, es ist ein Unterschied zwischen beiden, wie zwischen Naturgöttern und reckenhaften Helden. Den Ur-Riesen lag die Vertilgung des alten seligen Göttergeschlechtes ob, wie die Giganten und Titanen der antiken Mythe die Götter bekämpften, nur mit minderem Glück; ihren Söhnen blieb der Kampf gegen Ure, Bären, Drachen und Lintwürme*), dann die Riesenarbeit erfordernde Ausrodung der Urwälder und das Wegbahnen der Kultur bis zu den höchsten bewohnbaren Höhen der Gebirge.

Immer aber kehrt die Riesensage mehr die ungeschlachte, recken- und rüpelhafte Seite ihrer Helden heraus, als eine feine, gesittete. Stets trägt der Riese, wie den Mantel, den er niemals ablegt, auch beim heißesten Wetter nicht, Widerspenstigkeit gegen höfliche und gute Sitte zur Schau.

*) Lint- nicht Lindwurm nach J. Grimm und mittelhochdeutsch. Der Wurm heißt nicht nach einer Linde, sondern nach dem Glanze, den der Hort ausstrahlt, welchen er hütet. D. M. 652.

Ein Kaunerberger fragte den Riesen vom „hohen Tschnierstthal“ bei Grubich, warum er stets den Mantel trage? und der Riese antwortete: „Ich trage meinen Mantel bei schönem Wetter, damit ich beim schlechten thun kann, gerad' was ich will!“ — Diese lakonische Riesenweisheit lebt heute noch unter den Oberländern und Vintschgauern, und paßt auf gar manches Verhältniß. Sie erinnert an einen Volksspruch in Mitteldeutschland. Einer spricht: Ich mache es, wie Herr Asmus! — Wie machte es der? — Antwort: Er machte es, wie er wollte.

Von der ungeheuerlichen Leibesbeschaffenheit der Ur-Riesen noch einige Züge.

Wenn ein Ur-Riese Feuer anmachen wollte, so riß er zwei Harzbäume aus, rieb sie nur zweimal an einander, und die Bäume flammten, dann steckte er sie unter die andern Bäume ins „Heerdhölzl“ hinein.

Einem Ur-Riesen war der Leib steif geworden, so daß er nicht vermochte, sich zu bücken. Ein Bauer, der ihm als Bote diente, mußte jedesmal, wenn er ihm etwas sagen wollte, auf eine hohe Tanne klettern, um dem Riesenohre nahe zu kommen, und sich verständlich zu machen.

Einst fuhr ein Bauernknecht von Hall mit seinem Paar Oechslein in den Gnadenwald, um gehacktes Holz heim zu holen. Ueber dem aufladen wurde es Nacht, und unterwegs gelangte der Bauer mit seinem Geschirr an einen Hügel, den er früher nicht bemerkt hatte, und trieb die Ochsen tüchtig an. Auf der Anhöhe zeigten sich zwei Hohlwege; der Bauer schrie: „Hott! Hott!“ und lenkte in den rechten ein, bald wurde der Hohlweg zur langen Höhle, in welcher stachliches Gestrippe den Weiterweg hemmte. Der Bauer war in das linke Nasenloch des Walder-Riesen eingefahren, dem jetzt das Fuhrwerk kitzelte; er nießte daher mit Vehemenz — und Bauer, Oechslein, Holz und Wagen flogen weit in die Welt hinaus.

Im Zillerthale wohnte ein Ur-Riese, welcher die Eigenheit besaß, im Schlafe stark zu schnarchen, das rollte wie ein stetes Gewitter; wenn er einathmete, bogen sich die Bäume bis zum Boden; wenn er ausathmete, schnellten sie mit Gewalt in die Höhe, das war ein Lärm, als tanze die Windsbraut in diesem Walde ihren tollsten Reigen.

Der Glunkezer-Riese baute über seine Höhle, die über 1 Stunde breit, und ebenso tief war, ein Gewölbe, das ist der jetzige „Glunkezerberg“. Der Riese hatte zuviel gebrüllt, davon wurde Kalk und Mörtel und Gestein morsch, und nun zerbröckelt allmählig der ganze Berg, und fällt, zum großen Verdrusse der Gemsenjäger, nach und nach in Trümmer.

Die im Elsaß, auf dem Harz, im Thüringerwalde, und auch sonst noch begegnende Sage vom „Riesenspielzeug“ findet sich auch in Tirol, und scheint sogar dort ihre ursprüngliche Heimath zu haben.

Auf dem Berge über dem Schlosse Tirol lebte ein Ur-Riese mit seiner Familie. Einmal kam das Riesenmadl herab, und dem Kinde gefielen

einige an der Erde herumkrabbelnde Käfer so wohl, daß sie sechs Stück derselben in ihr Schürzchen nahm, oder in ein Tüchlein band, und sie freudig dem Vater zeigte. — „Dirndl! Dirndl! Was machstd'? Wo gedenkstd' hin?" sprach der alte Riese unter Kopfschütteln. „Das sind ja Algunder Bauern! Das sind gar nützliche Manndlen — pack's' gleich wieder ein, und trag's' sauber wieder abi!"

Als das alte Riesengeschlecht dahin war, verkommen in seiner Unkultur, tauchte das jüngere Geschlecht auf, das eine Stütze und ein Pfeiler der auch im Volke lebenden Romantik wurde. Dieses führte herrliche Schlösser auf, trug goldene Kronen, machte sich zu „Königen", übte Zauber, hielt wunderschöne Prinzessinnen gefangen, zog mit Schwert und Harnisch auf Abenteuer aus, und so wurde ganz allmählich, wie man auch an Sagen im mittlern Deutschland gewahrt, die Riesensage zur Rittersage, ja sie ging in Tirol noch weiter, sie verkörperte ihre Riesen zuletzt in reiche Bauern, die auf ihrem Grund und Boden recht „hoach" thaten, und endlich gar ließ die Sage manchen Riesen zum zigeunerhaften „Törcher und Landstörzer" herabsinken.

Neben diesen Herabkömmlingen des alten Ur-Riesengeschlechtes erscheinen auch noch zum Christenthum bekehrte „Wilde" theils als Kleinhäusler in Höhlen hausend, oder in süßer Gewohnheit des Nichtsthuens durch die Waldgebirge schwärmend, bis Ungemach der Witterung und Hunger sie zwang, menschliche Wohnungen aufzusuchen, am häuslichen Heerde sich zu wärmen und ihre breiten Hände auf die „Vestlgrube" zu legen, auf welche jegliche Bäuerin noch immer so vielen Werth legt. Wollten sie essen, so mußten sie auch arbeiten, und thaten beides mit vielem Eifer, so wie aber der Frühlingsföhn durch die Thäler wehte, waren sie flugs auf und davon, lenkten aber dann dankbar die wilden Wasser von den Häusern und Hütten ab, in denen sie Unterkunft gefunden und Gastfreundschaft genossen hatten, riefen auch den Bauern in die Thäler nieder, was für Wetter werden würde. Gegen Gute war diese Riesenart gut, selbst neckelustig; an Bösen und an denen, die sie beleidigten, übten sie grimmige Rache, und ließen Steinrutschen und Bergwässer gegen deren Gehöfte los. Sie waren schon so weit kultivirt, daß sie Waldsingvögel, Murmelthiere und Schaafe liebten, und sie vor Gefahren zu schützen bemüht waren. Keinem Jäger war zu rathen, ein Murmentl zu tödten, einem Singvogel nachzustellen. Wenn ein Bauer die Schaafe zu lange eingesperrt hielt, so öffneten die Riesen Nachts den Stall und trieben die Thiere auf gute Weide. Behandelte ein Bauer das Schaafvieh unbarmherzig, so führten die Riesen erst das letztere von dannen, und dann fiel gewöhnlich eine Schlaglawine nieder und begrub und zertrümmerte Haus und Hof, Habe und Gut.

Man will behaupten, daß die Riesen über das verunglücken von Schaafen bitterlich geweint hätten.

Schon nach der heiligen Schrift vermischten sich die Riesen mit den Töchtern der Menschen; ein Gleiches thaten auch die Riesen Tirols, freilich suchten sie sich dazu einen starken Schlag aus. Einst freiete die Dornauer-Riesentochter einen stattlich großen Pfitscher-Grundbauern, und gab ihm den Verlobungskuß. Als dieser gegeben war, sank der Bräutigam tod hin. Die starke Riesenmaid hatte ihm bei ihrer feurigen Umarmung alle Rippen und das Herz dazu, entzweigedrückt.

Die Riesensage Tirols in ihren verschiedenartigen Umwandlungen ist vorzüglich heimisch im ganzen Unterinnthale, im Zillerthale, wie im Salzburgischen. Seltener ist sie im Oberinnthale, dort heißen die Riesen schlechtweg „Wilde", im Südtirol aber „wilde Männer".

Die haarigen Enneberger-Riesen werden vorzugsweise „Salwangs" genannt, deren Weiber heißen „Gannes"; letztere sind besonders im Fassa- und Pusterthale bekannt. Diese Riesen wohnten in Gemeinschaft in den zahlreichen Höhlen des Kreuzkofls, redeten fast niemals, und äußerten ihr Verlangen nur durch rohe Naturlaute. Die „Gannes" waren von starkem männlichen Schlage, haarig und bartig, nichts weniger als schön, und verweilten fast immer in den Berghöhlen.

Als Riesenwohnungen und Riesenaufenthalte, von welchen meist örtliche Sagen gehen, werden hauptsächlich folgende genannt: der Dornauerberg im Zillerthale, dort wohnte in einer schwarzen Höhle der Ur-Riese Gäuner. Seine Nachkommen bewohnten dann später ein bäuerliches Riesenhaus, den „Dornauer-Hof", weiter draußen im Zillerthale.

Der Vorsprung des Mullgebirges oberhalb des Schlosses Tirol wurde von jener Ur-Riesenfamilie bewohnt, von der die Sage vom „Riesenspielzeug" herrührt.

Der oben schon genannte Ur-Riese, der „Walder" geheißen, hatte seine Höhle im Gebirge ob Gnadenwald, und es führte in dieselbe ein ungeheures Thor neben einer steilen Felswand. Als der Riese gestorben war, schoben sich die Felsen zusammen, und schlossen die Höhle. Ein schwarzer Streifen zeigt noch, wo die Felsen an einander gestoßen sind, und heißt das „schwarze Manndl" — ist auch zugleich ein Wetterzeichen.

Vom „Serlesspitz", auch die „Waldrasterspitz" genannt, ist eine besondere örtliche Sage volksmündlich, welche unten folgt.

Bei Grubich im Tscheiersthale wohnte ein Ur-Riese; ein anderer, der „Wattenthaler-Riese" hatte seinen Aufenthalt „am Klotzen" auf der luftigen Höhe des Gebirges, welche die linke Seite des Thalausganges bildet. Dieser verstand sich gut auf das Wetterprophezeihen, war ein Bauernfreund, und würde die Bauern gelehrt haben, aus Juten (Molken, auch Buttermilch genannt) Butter zu machen, wenn sie sich etwas weniger bäuerisch, und etwas mehr manierlich gegen ihn benommen hätten.

Ein sehr alter Riese hat im Hauserwald auf dem Schwarzeck bei Afling gewohnt.

An der Poststraße zwischen Zirl und Telfs soll ein Riese, des Namens Thyrsus gewohnt haben, von ihm trage der Weiler Tirschenbach den Namen. Er wird unten nochmals erwähnt. Der Name Thyrsus ist latinisirt. Hier sei nur bemerkt, daß Tirsch ganz gut deutsch ist, es heißt eben Türse mittelhochdeutsch ein Riese. In einem Volksmärchen begegnet ein „Turschemann" als Riese; der „Türst", der wilde Jäger des Pilatusberges in der Schweiz hat lautverwandten Namensklang und könnte auch hieher bezogen werden. Die Schreibart „Dürst" ist unrichtig.

Oberhalb Haid im Vintschgau, auf dem Wege, wo der Blagethof steht, wohnte ein Riese, Namens Urhanns, mit seiner Fanggin. Er war ein Kinderfresser.

Auf der „hohen Salve" im Unterinnthale hauste der „Salvenriese", der als gewaltiger Steinwurfkünstler so berufen, wie verrufen war.

Vom Riesen über der Hinterdux bei der „gefrorenen Wand", der „Duxer-Riese" geheißen, folgt eine besondere Sage.

Ueber der Schaafalme Tulfein ganz zu hinterst im „Volderthale" wohnte ein schrecklicher Riese, der um die schönen Töchter eines Hirtenkönigs fruchtlos freite. Im Albachthale wurde ein kräftiger Ur-Riese zum Bauer; er begründete den noch stehenden Roßmooser-Hof. Sein Geschlecht wurde allgemach kleiner.

Aber auch in seiner Verjüngung blieb das Riesengeschlecht noch gar stark und mannhaft, und füllte noch in später Zeit das Land mit Staunen.

Theils wurden diese Riesen-Abkömmlinge zu **Unholden**, und dann hafteten ihnen dämonische oder diabolische Züge an, oder sie wurden zu sogenannten **„Starken"**, und als solche Bauern, Holzleute, Wilderer, Robbler (Hagmeier), die ihre Gegenden mit den Kunden ihrer Kraftthaten erfüllten; die Kraft dieser Starken war aber entweder eine besondere Begnadigung von Gott, oder sie war ein Naturgeheimniß.

So hatte Kaiser Maximilian einen Jäger; dieser war unholdmäßig geartet, aber außerordentlich stark. Er setzte den Kaiser, der doch ein gewichtiger, stattlicher Herr war, auf die flache Hand und trug ihn so auf den Reaberg. Dieser Geselle hatte seine Wohnung oberhalb Greit aufgeschlagen, und man nennt das Haus auf ihrer Stätte noch heute den „Unholdhof", dessen einstiger Eigenthümer jetzt als Pütz wandern muß.

Ein Starker aus der Stubai trug auf seinen Schultern 9 Centner Eisenwaaren nach Schafhausen zu Markte, allwo man so darob erstaunte, daß man ihm gestattete, lebenslang seine Waare zollfrei einzuführen, und sein Bildniß auf eine Wand malen ließ.

Solche Sagen sterben nie aus, vielmehr bleiben sie in steter Verjüngung begriffen. Noch heute kann jeder Bergwanderer auf der Alpe Morenthal

unterm Sonnwendjoch einen 6 Zentner schweren Stein auf dem Dache der Almhütte liegen sehen. Ein Starker neuester Zeit, ein Zimmermann von Bruckerberg, der Auer Peter geheißen, trug ganz allein den Stein aufs Dach, nachdem er zuvor sich eine ganz starke und feste Leiter zu diesem Behufe gemacht hatte. Der Auer Peter ist erst im Jahre 1850 verstorben. Er hat auch von Reit nach Hinterkogl sieben Bodenladen von 1½ Zoll Dicke auf einmal getragen, und noch in seinem 78. Jahre trug er auf den großen Haag auf der Alpe Ladiß in der Riß ganz allein den gewaltigen Firstbaum, und legte ihn auch allein auf, was ihrer sechs Zimmerleute nicht „zoweg bringen" konnten.

Noch einige Sagen von solchen Stärke-Aeußerungen sollen unten den Schluß der örtlichen Riesensagen bilden, welche nun im Vereine mit den Seligensagen folgen.

III.

Oertliche Sagen von den Seligen und den Riesen.

1.

Das Gemsenfräulein im Kalmthale.

Zwischen Saltaus und St. Martin mündet am rechten Ufer der Passer das Kalm- oder Kalbenthal aus, dessen Bach gleich bei der Ausmündung einen schönen Wasserfall bildet. Tief in der Thalenge, aus der dem Alpengrün himmelanstrebende Felsen in die Wolkenhöhe entragen, schoß ein Wilderer eine Gemsmutter, die mit ihrem Böckchen, welches sie kurz vorher erst geworfen, harmlos auf einer kleinen Matte spielte. Das arme Thier stürzte tod zu des Jägers Füßen nieder, und das Böcklein erschrack so sehr durch den Schuß, daß es ebenfalls von der Felswand niederkollerte, ein Bein brach, und von dem Schützen ungesehen, hülflos liegen blieb. Da trat aus umbuschter Felskluft ein seliges Fräulein, und dessen Erscheinung übergoß die Matte wie ein Sonnenlicht. Schneeweiß war des Fräuleins Gewand, golden ihr Gürtel um den schlanken ätherischen Leib. Die Selige stieg nieder in das Dickicht, in welchem das leidende Gemsböckchen lag, hob es auf, trug es zu einer Quelle, wusch es sauber, pflückte Waldkresse und drückte deren Saft auf die Wunde des Thierchens, und schiente ihm das gebrochene Glied mit breiten Flechten und Wurzelgefäßer. Unbemerkt sah diese That der Seligen ein Hirte, sah, wie die Selige das Thierchen an sich drückte und nach weiterer Hülfe umschauend, die Blicke ihrer blauen Engelaugen rings umher strahlen ließ. Da gewahrte das selige Fräulein den Hirten, eilte auf ihn zu, gab ihm ver-

trauenvoll ihren Schützling, und sagte zu ihm: Gieb meinem armen Liebling Ziegenmilch zu trinken drei volle Monate lang, dann komme ich zu Dir und hole ihn ab. Versorgst Du mir das Thierchen gut, so soll es traun Dein Schade nimmer sein. — Mit diesen Worten entschwebte die Selige, und der Hirte wußte nicht, wie ihm geschehen war; er blickte wie träumend nach der Stelle, wo sie stand und schwand. Das Gemsböcklein pflegte er gut und getreulich, bald sprang es munter mit den jungen Ziegen umher, und machte auch schon seine Sprünge; und es gedieh erfreulich, wuchs groß und stark, und der Hirte ersehnte nun täglich des Fräuleins Wiederkehr. Eines Abends erschien die Selige plötzlich bei des Hirten Heerde, griff gleich nach ihrem Gemsbock und schwang sich auf dessen Rücken, eine leichte, zierliche, holdselige Reiterin, und nahm sich noch hundertmal schöner aus, wie die Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf ihrem Hirsch.*) Die Selige dankte dem Hirten mit freundlichen Worten, und gab ihm ein Kästchen, das über und über mit Krystallen und Granaten besetzt war, worauf sie alsbald auf ihrem Gemsbock von dannen ritt, hoch, hoch hinauf, über die steilsten Zacken und Zinken; bald war die lichte Gestalt ins Abendglühen eingetaucht, und zog am höchsten Grat dahin wie ein rosigflammendes Wölkchen. Dem Hirten war wunderlich und weh ums Herz, er hätte gar zu gern die liebsüße Erscheinung und Gestalt noch länger gesehen und angeblickt. Er wurde eine Zeitlang sehr traurig, und trug gar kein Verlangen, zu sehen, was in dem Kästchen sei. Endlich, nach einigen Wochen erst, schloß er es auf, da war es voll uralter goldener Münzen, und das war für ihn ein reicher Schatz. Endlich fand er auch einen noch köstlicheren Schatz in einer Maid von Gonda auf dem Riederberge, die just so schöne blaue Augen hatte, wie das selige Fräulein. Bald wurde die Sache richtig, der Hirte kaufte den schönsten Hof, wurde ein glücklicher Mann und Vater, und seine Frau brachte lauter schöne Kinder mit lichtblauen Augen und blonden Haaren zur Welt, und das erbte in der Familie fort bis in unsere Tage, und des ehemaligen Hirten Haus blieb ein gesegnetes. Jener Jäger aber ist nach seinem Schusse gar nicht wieder nach Hause gekommen. Das selige Fräulein jedoch sieht man noch bisweilen auf dem Gamsbock im Abendroth über die Felsenkämme reiten, strahlend im rosigen Glanze, und nennt es „das Gemsenfräulein".

2.

Die drei seligen Fräulein ob der Morin im Oetzthale.

Einst raubte einer armen Hirtenfrau aus Lengenfeld im Oetzthale ein Lämmergeier ihr Kind, einen Knaben, als sie zur Alme emporstieg,

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch, 339.

auf welcher ihr Mann hütete, während sie an einer Wegkapelle knieend ihren Rosenkranz betete. Aber der Himmel fügte es, daß der Geier sich droben auf einem Felsstück mit seinem Raube niederließ, gar nicht weit von dem Hirten, der den Geier mit Steinwürfen verscheuchte, und so der Retter seines eigenen Kindes wurde, das er seit dem Frühling nicht gesehen. Es waren aber die drei seligen Fräulein, welche in der Nähe des Oetzthaler=Ferners über und hinter einer, „die Morin“ geheißenen, Felswand wohnten, schon bei der Rettung jenes Hirtenknaben unsichtbar thätig und hülfreich gewesen.

Der Knabe erwuchs und trug stets in seiner Seele den Zug nach den Höhen des Gebirges; er wurde ein kühner Alpensteiger und Bergschütze; als solchen zog ihn von jeher ein geheimnißvoller Trieb nach der Platte über der Morin, denn dort — so ging die Sage — sollte auch ein Thiereparadies sein, da sollte es Gemsen in Schaaren geben, ja sogar noch Steinböcke, aber kein Jäger könne dahin gelangen. Der junge kecke Knabe aber wollte das Wagestück bestehen, und begann seine Wanderung, die damit endete, daß er unter Todesgefahren sich verstieg, endlich nicht mehr wußte, wo er war, und von der eisbedeckten Platte, die sich über 10,000 Fuß hoch in die Wolken erhebt, herab auf eine grüne Alpe rutschte, die er von droben kaum sehen konnte, und daß ihm darüber hören und sehen verging.

Als der Jäger wieder zum Bewußtsein kam, lag er auf Speik und Edelweiß gebettet in der Krystallgrotte der drei seligen Fräulein, die ihn zum zweitenmale gerettet hatten. Sie umstanden ihn, strahlend von himmlischem Liebreiz, und ihr Anblick weckte in ihm die süßeste Empfindung. Er blieb nun ein gutgepflegter Gast der seligen Fräulein, durfte ihre herrliche Wohnung, ihre Gärten, ihre Thiere sehen, aber es wurde ihm auch gesagt, daß seine lieblichen Wirthinnen die Schutzgöttinnen der Alpenthiere seien, und ihm das Versprechen abgenommen, nie ein solches Thier zu tödten, nicht Gemse, nicht Alpenhasen, nicht Schneehuhn, nicht einmal ein Murmentl.

Drei Tage durfte der Bub bei den seligen Fräulein verbleiben, durfte sie küssen und anbeten, dann aber mußte er dreierlei heilig und bei seiner Seele Seligkeit angeloben, wenn er jemals wiederkehren, oder wenn er, auch für den Fall seiner Nichtwiederkehr, drunten glücklich sein wolle. Zum Ersten Verschwiegenheit so tief wie das Grab, daß er je die seligen Fräulein gesehen, und bei ihnen gewesen; zum Andern niemals ein Alpenthier weder zu tödten, noch zu verfolgen; zum Dritten, nie einem Menschenauge den Weg gewahren zu lassen, der ihm gezeigt werden würde, um bequemer zu ihnen zurückzukehren. Ein viertes Versprechen, nämlich den Seligen die Liebe, die er gegen sie an Tag gelegt, zu bewahren, und mit keiner Dirne vertraut zu thun, keinen Handschlag oder Kuß zu geben,

verstand sich, wie die Seligen meinten, schon von selbst ohne Schwur und Gelöbniß. Dann ward der Alpensohn nach einem zärtlichen Abschied in eine bergestiefe Kluft hinabgelassen, die sich tief unten im Thale der brausenden Achen unter bergenden Alpenrosenbüschen öffnete, nachdem ihm noch mitgetheilt worden war, daß er an jedem Vollmondabende auf drei Tage wieder zum Besuche kommen dürfe, und nur durch diese Kluft in den Berg eingehen und unten ein bestimmtes Zeichen geben könne.

Der Bub kam wie umgewandelt nach Hause. Ihm war, als habe ihm geträumt, und bald genug hieß er der Träumer, denn er nahm nie mehr einen Stutzen zur Hand, ging auf keine Jagd mehr mit, besuchte keinen Tanzplatz, aber in jeder Vollmondnacht schlich er zur Felskluft tief unter der Morin, und trat in das Bergesinnere und war drei Tage lang glücklich mit den seligen Fräulein, deren wunderlieblichem Gesange er oft beseligt lauschte. Daheim aber verfiel seine Gestalt, er wurde bleich und matt, vergeblich indeß war es, daß Aeltern und Freunde in ihn drangen, doch zu sagen, was ihm fehle? — Es fehle ihm ja nichts, sprach er auf solche Fragen, er habe ja Freude die Fülle.

Da Vater und Mutter seine heimlichen Weggänge in den Vollmondnächten wahrnahmen, so schlichen sie ihm einmal nach und hart am Eingange traf sein Ohr der Mutter Stimme, die ihn beim Namen rief, und alsbald schoben sich die Felswände vor des Jünglings Augen zusammen, und im Berge stürzten mit Gekrach und Donnergepolter Steine auf Steine nieder. Des Jünglings Glück war ihm nun unwiederbringlich verloren. Trübsinnig und in sich gekehrt, ging der Unglückliche in seinen Heimathort zurück — achtete weder der Mutter Thränen noch des Vaters Schelten über sein Wesen, blieb theilnahmlos für jeden aufmunternden Zuspruch und für jede Zerstreuung, und siechte so kraftlos und thatlos hin, bis der Herbst kam, die Heerden von den Almen in die Winterställe des Thalortes getrieben wurden, und das schöne Naturleben der Gebirgswelt erstarb und unter Schnee begraben wurde.

Da kamen ein paar alte Freunde in das Haus des Hirtensohnes, die sprachen von einem Jagdgange, den sie hinauf nach der Platte zu unternehmen wollten, und da funkelten zum Erstenmale wieder die Augen des jungen bleichen Gebirgsschützen, die Jagdlust, die Wildererlust, die unüberwindliche, regte sich in ihm — vielleicht war es auch ein anderer Trieb. Er wollte noch einmal eindringen in das gefeite Gebiet der seligen Fräulein, und gehe es auf Tod und Leben. Am Leben lag ihm ohnehin nichts mehr — und Tod war ihm Befreiung.

Der Jüngling brachte sein Jagdzeug in Ordnung, lieh sich einen Stutzen, denn der seinige war zerschellt und zerspellt in einer Felsschlucht ob der Morin liegen geblieben, und schloß sich dem frühen Weidgange der Wilderer an. Erst ging er mit ihnen, dann eilte er voraus, höher —

immer höher — wie von unwiderstehlicher Macht gezogen — es war ihm so leicht ums Herz, allzulange hatte die dumpfe Luft der Thalenge ihm die Brust bedrückt — er stieg so rasch, als ob er Arsenik gegessen habe, das tödliche Gift, das manche Aelpler in kleinsten Gaben genießen, um sich lüftiger zu machen, und endlich erblickte er eine Wächtergemse. Diese pfiff und entschwand hinter dem Grat, auf dem sie gestanden. Der Alpenjäger erklimmte den Grat, da sah er unter sich, aber außer der Schußweite, auf einer kleinen Matte, ein starkes Rudel Gemsen; nur eine war ihm ziemlich nahe, und diese eine verfolgte er unablässig, bis das geängstete Thier nicht weiter konnte, und an einem Abgrunde still stand, den vor eitel Jagdeifer der Schütze gar nicht sah. Er legte an — da klang es wie eine klagende Mädchenstimme, aber der Jäger horchte nicht hin — er zielte scharf, er schoß. Siehe da umleuchtete ihn ein heller Glanz, die Gemse stand ungetroffen in dem Glanze, und vor ihr schwebten in blendender Helle, aber strengen und zürnenden Angesichts die drei seligen Fräulein, und naheten ihm, und bei ihrem ersten Anblick ohne Liebe und ohne Lächeln überrieselte den Jüngling ein tiefes Grauen — er wankte zurück — noch einen Schritt und hinterrücks taumelte er in den tausend Fuß tiefen Schlund, und von seinen Fußtritten lösete sich bröckelndes Gestein, und eine Mure schoß ihm polternd nach und begrub ihn unter ihrem Schutt und Gerölle.

3.

Die drei Seligen auf dem Ungarberge.

Zwischen dem Markte Imst und dem Stationsorte Nassereit zieht sich, vom Pigerbach durchrollt, das Gurgl-Thal, nicht zu verwechseln mit dem Gurgl-Thal, das dicht unterm Fuße des Oetzthalferners beginnt. Am Wege liegt ein Weiler, bei Strad (Stra in der Landessprache), und ob der Strad eine Stunde hoch zeigt sich am Ungarberge oder Ungarskopf ein kellerartiges Gewölbe, einst ein Eingang zur untergebirgischen Wohnung dreier seligen Fräulein, vom Volke die „Heiligen" genannt. Diese erschienen bisweilen außerhalb ihres gewölbten Grotteneinganges, und bleichten Linnen, oder hingen schneeweiße Gewänder zum trocknen an die Sonnenstrahlen auf, die sich durch dichtes Waldlaub oder Felsklausen stahlen. Bisweilen sollen die „Heiligen" auch nach Strad herabgekommen und den Mädchen beim Flachsspinnen behülflich gewesen sein — aber die Menschen scheuten sich vor ihnen, und die, welche die weißen Gewänder schweben sahen, enteilten von Furcht bethört.

Im Gewölbe, das gewöhnlich Eggerskeller genannt wird, einige sagen Erga'skeller, und klassische Antikler würden alsbald die Nymphe E g e r i a

an ihren schönen Haaren ins Tirol herbeiziehen — befindet sich eine Oeffnung, ähnlich der am thüringischen Hörseelenberg, so groß, daß ein Knabe allenfalls einschlüpfen kann, nur mit dem Unterschiede von dem Hörseelenbergloche, daß man das am Ungarberge nicht immer offen erblickt, und wenn man es auch offen einmal sah, es dann nicht wieder oder doch mit Felsgestein verschlossen findet.

Einst ging der Hirte von Strad hinauf, um Birkenreiser abzuschneiden und Besen daraus zu binden. Der hübsche grüne Platz vor dem Gewölbe eignete sich gut zu seiner Arbeit; er streifte von den geschnittenen Reisern das Laub ab und band seine Besen. Des andern Tages, als er wieder hinauf auf jenen Platz kam, um dieselbe Beschäftigung vorzunehmen, fand er von dem Birkenlaube kein Blatt mehr, es war alles rein weggekehrt. Er setzte sich auf einen Steinblock und wartete seiner Arbeit. Da erklang tief im Bergesinnern ein wonnesüßer Gesang dreier holder Mädchenstimmen, die dem armen jungen Hirten das Herz bethörten. Er lauschte lange, lange mit verhaltenem Odem, bis der Gesang endete, und dann stieg er wie berauscht herab nach Strad.

Bald war der Besenbinder wieder am liebgewonnenen Platz, die Heerde weidete, vom treuen Hunde bewacht — das Laub war abermals sauber hinweg gefegt, und als der Hirte aufblickte, hingen drei weiße Mädchenkleider in der Luft und wehten im Winde; ein Seil, daran sie hingen, nahm der Hirte nicht wahr, und darob ergriff ihn ein Grauen — er enteilte; hätte er nur eines der Kleider genommen, so war eine Selige an seinen Schritt, an seinen Dienst gebannt.

Dennoch zog den Jüngling, obschon die aufgehängten Kleider ihn erschreckt hatten, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach einigen Tagen wieder zur Höhe am Ungarskopf. Siehe da zeigte sich seinen Blicken unverhofft und überraschend ein seliges Fräulein im vollen Liebreiz seines Wesens, aber es nahte ihm nicht, vielmehr schien es, als wolle die Selige, daß er ihr folge, — sie blickte lächelnd nach ihm um und ging — in den Berg hinein und verschwand so sichtlich vor seinen Blicken. Er wagte nicht, ebenfalls in den Berg einzugehen — er lauschte nur dem wonnigen Gesange, der aus der Tiefe scholl, und verzehrte sich darauf im stillen Sehnen. —

In Strad wohnte ein Bauersmann; der hieß Anton Tangl; es ist noch nicht zehn Jahre her, daß er gestorben ist, der kam einst auch herauf in die Nähe des Gewölbes, um Stöcke auszugraben. Bei dieser Arbeit zeigte sich ihm plötzlich, als er einen recht tief gewurzelten Stock umgegraben und ausgehoben hatte, ein tiefhinabgehendes Loch; Tangl schaute hinein, und sah durch die Oeffnung schräg abwärts einen mild erhellten grünen Rasenplatz, über welchen ein milchweißer Bergbach mit schäumenden Wellen rauschend floß. Darüber kam den Mann große Verwunderung an, noch

mehr aber, als er auf der grünen Matte tief unter sich und klein, wie Püppchen, die drei schneeweißen Fräulein sitzen sah; sie saßen neben einander, hatten sich mit den Armen schwesterlich umfaßt, und sangen ein liebliches Lied, dessen Weise er wohl vernahm, aber dessen Worte er nicht verstehen konnte. Tangl lauschte, bis die Nacht einbrach und er drunten nichts mehr unterscheiden konnte; dann ging er herunter nach Strad, und erzählte Andern verwundert, was ihm Seltsames widerfahren. Das wollte ihm aber Niemand glauben, und andern Tages begleiteten mehrere Freunde den Tangl wieder hinauf an den Ungarskopf. Tangl schritt wacker voran und suchte die Stelle, aber er suchte sie vergebens, und all sein Suchen war fruchtlos, und mußte sich gefallen lassen, daß die Andern ihn einen Talk, einen Trottel, einen Lügner und einen z'nichten Träumer schalten.

Hätte ich doch mein Maul gehalten! — hat der Tangl hernach noch oft gesprochen: — und wäre statt Andern von dem, was ich gesehen, zu plautschen, lieber hinein in den Berg gekrochen, so hätte ich sehr glücklich sein, und schöne Sachen mit herausbringen können; der Mensch ist aber zu Zeiten gar ein dummes Viech. —

4.

Hitte Hatte.

Oestlich von dem Ungarkopf ober Strad und hoch über dem Grottengewölbe, das man „Eggerskeller" heißt, liegt in der Nähe einer großen schauerlichen Felskluft ein Platz, „die Kohlhütte" genannt, der von steilen grauen Bergwänden umgeben ist. Dort hauste vor Zeiten ein „wilder Mann" einsam mit seiner Fangga.

Jordan, so hieß der Wilde, hatte sich ein rohes Blochhaus gebaut, und machte sich's, nächstdem daß er Kinder und Vieh raubte und auffraß, zum angelegentlichsten Geschäfte, hinter den Seligen her zu sein, sie zu fangen, zu tödten, oder in unterirdischen Höhlen eingesperrt zu halten.

So brachte der Riese Jordan einst ein seliges Fräulein, höchst wahrscheinlich eins aus der Grotte hinter Erga's- oder Eggers-Keller, heim, das schon mehr tod als lebendig war, und warf es seiner Fangga zu, und wollte ihm den Garaus machen, aber die Fangga sprach: Laß leben das Ding, es kann mir Dienste thun! So? schrie der Riese: Wo hatt'st d' sie gern? — In der Hütte hatte ich se gern zum arbeiten! antwortete das Riesenweib, und der Riese spottete: Meintwegen, nimm Dein Hitte Hatte! Zur schwarzen Katz' die weiße! — Das Riesenpaar hielt nämlich auch zu seiner Gesellschaft eine große schwarze Katze.

Das arme selige Fräulein trug nun das Joch der Dienstbarkeit bei dem Riesenpaare, wurde nicht anders gerufen als Hitte Hatte, mußte

Magdkleider anziehen und Magdarbeit verrichten, that letzteres aber mit gar vielem Geschick und großem Fleiße, so daß die Fangg ganz gut und mild gegen die Dienende war, so weit dieß in ihrer Natur lag. Auch mit der Katze meinte die Selige es gut, fütterte sie pünktlich, ließ sie in ihrem Bette schlafen, und gewöhnte sie ganz an sich. Die Selige, die nun völlig die Natur einer irdischen Maid angenommen hatte, sehnte sich aber doch bald hinweg aus der rohen Riesengesellschaft, und nahm eines Tages die Gelegenheit wahr, als der Riese Jordan aus war und die Fangg schlief, herunter in das Thal zu steigen, und ihr Glück bei Menschen zu suchen. Merkwürdigerweise, als ob sie das Vorhaben ihrer Freundin ahne, folgte ihr die Katze auf jedem Tritt, und so kam es, daß eines Abends beim Seehausbauer Krapf ohnweit der Strad im Gurglthale eine schmucke Dirne eintrat, hinter der eine große schwarze Katze schlich, und ihre Dienste anbot. Der Seehausbauer und die Seehausbäuerin waren gute und fromme Leute, nur etwas beschränkt, vermochten sich nicht recht zu regen, und waren etwas in ihrem Vermögensbestand zurückgekommen, konnten wenig Lohn geben, und behielten deshalb kein rechtes Gesinde. Daher dingten sie um geringen Lohn die hübsche neue Dirne und fragten nicht erst lange nach deren Heimath; auch gab es dazumal noch keine Dienstbüchlein und dergleichen Ausweise. Das selige Fräulein versah ihren Dienst mit Lust und Liebe; vermöge ihres geistigen Wesens war ihr jede Arbeit nur ein Spiel, und alles that sich von selbst. Mit ihrem Einstand zog der Segen ein beim Krapf im Seehaus; es war eine Lust, zu sehen, wie Hitte Hatte, diesen Namen hatte die Selige beibehalten, schaffte und wirthschaftete; die klügste Bäuerin hätte es nicht besser vermocht, und vollends was den Flachs und dessen Behandlung betraf, da war nun die Hitte Hatte eine wahre Meisterin. Sie schaffte ruhig, sprach wenig und unnützes erst recht nicht, war stets schüchtern, bescheiden und schämig, und die Bauersleute ließen sie in ihrem stillen Wesen und Wirken gern gewähren. Ihr Liebling war und blieb die Katze, die dem Hause ebenfalls sehr nützlich war, und Boden und Stall rein hielt von Ratten und Mäusen. Nur eine Furcht kannte Hitte Hatte, das war die vor dem Riesen, der über ihre Flucht schrecklich getobt und seine Fangga garstig geprügelt hatte, aber im Thale konnte der wilde Mann ihr nichts anhaben, weil alle Jahre die Flurgrenze umgangen und gesegnet wurde, und überall auch Kreuze und Betstöcke standen, die dem heidnischen Riesenvolke ein Gräuel waren.

Da kam eines Abends der Lenz, mit seinem ganzen Namen Lorenz Mayrhofer, vom Markte Imst, ein dem Seehausbauer befreundeter Mann; der hatte zu Imst seinen Ochsen verkauft und trug dessen Joch selbst, sprach im Seehaus ein, aß mit dem Bauern zu Nacht, und erzählte bei einem Glase Tiroler Landwein, den ihm die Dirne hatte einschänken müssen, dem Bauern und der Bäuerin: Man derlebt doch närrische Dinge. Wie

ich da vom Dollingerhof her aufs Seehaus zugehe, schreit oben eins mit lauter Stimme: „Ochsajochtraga! Ochsajochtraga! Sag' zu da Hitte Hatte, sie söll hoam geän! Der Jord'an is toad!“ — Der Seehausbauer und seine Bäuerin sahen einander an, und dann sahen sie die Hitte Hatte an, die aber legte ihren Löffel hin, und sagte: „Jscht Jordan toad, so bin i froa! Haltet dan hoarigen Hauswurm wohl, habat's guat'n Dank und habat's Glück zum Viech! Hätt' ös mi meahr gefragt, hatt' i enk meahr gesagt!“ Damit stand die Selige auf, ging zur Thüre hinaus und ward nicht mehr gesehen. Bauer und Bäuerin und der gute Freund wunderten sich über die Maaßen, was das alles heißen sollte. Unter dem „hoarigen Hauswurm“ war die Katze verstanden. — Wie schade, klagen noch immer die Bauern zu der Strad: daß der Seehausbauer die Salige nit mehr gefragt hat, denn hätte er mehr gefragt, so wüßten wir mehr.

5.

Wie der Riese Jordan umgekommen ist.

Dem Tode des Riesen Jordan auf dem Ungarberge hat die örtliche Sage völlig das Gewand des alten Kindermärchens „vom kleinen Däumling“ angezogen, und es lebt in jener Gegend in solcher Incarnation völlig selbstständig und uralt, ohne Büchern entnommen zu sein, zu Folge mündlicher Ueberlieferungen von den Aehneln zu den Urenkeln im Munde aller Kinder; nur fehlen in der Tiroler Sagenmäre die Meilenstiefeln und manches andere, auswärts hinzugekommene Element, dafür hat sie mehr unmittelbare Natur.

Zwei Knaben aus Strad waren beerensuchend den Berg emporgeklommen und hatten sich der Riesenwohnung genähert, ohne diese zu ahnen. Es dämmerte und die Kinder bekamen Hunger und wollten heimgehen. Da sahen sie in der Nähe ob der Kluft bei der Kohlhütte einen blauen Rauch, der aus der Vorhalle der Riesenhöhle aufstieg, und der eine Knabe rief: Sieh dort, den Rauch! Dort werden gewiß Kücheln gebacken! Komm, laß uns schauen, ob wir auch was davon krieg'n!

Bald standen die Knaben vor der verschlossenen Hütte, und der eine klettert auf das Dach, rückt ein Brett, und schaut hinunter; das merkt die in der Hütte beschäftigte Fangga und ruft hinauf: Wer sitzt da droben und krabbelt auf meinem Küchelbach? Da ruft der Knabe hinab: Ich bin's — ich und ein guter Kamerad, der Hunger hat, so gut als ich. Sei so gut und gieb uns was zu essen!

Darauf öffnete die Fangga die verschlossene Thüre und rief: Kommt nur herein, ihr Frazz'n! Ihr sollt was bekommen, aber kriecht gleich in dies Loch (in den Ofen), und haltet euch ruhig, denn der wilde Mann

wird bald kommen, und wenn er euch findet, so frißt er euch mit Rumpf und Stumpf, mit Haut und Haar.

Da erschracken die Knaben sehr und krochen in das Loch, und da kam auch bald darauf der wilde Mann und schnoperte und schnaubte, und rief, indem er seine großen Augen nach allen Seiten hin kehrte: Ich schmecke, ich schmecke Menschenfleisch!

Die Fangga aber, die ihre Jugendbildung nicht zu 'Sbruck in einer Pension erhalten hatte, erwiederte ihm sehr derb: Du schmeckst, du schmeckst einen Katzendreck!

Da that der Riese einen furchtbaren Schnauber oder etwas Aehnliches, daß die ganze Hütte erbebte und wackelte, und die Kinder zum Tode erschracken, vermeinend, es donnere, und der Ofen breche über ihnen zusammen, daher sie voller Angst herankrochen. Wie der „wilde Mann" sie gewahrte, wurde er noch wilder, fuhr die Fangga heftig an mit Scheltworten, sperrte die Kinder aufs neue ein, und nahm den Schlüssel mit, indem er fortrannte, um einen verirrten Ziegenbock zu fangen, dessen Schelle er so eben droben klingeln hörte.

Jetzt begannen die beiden Knaben gottesjämmerlich zu winseln und zu barmen, so daß die Fangga, wie roh sie immer war, doch von Mitleid bewegt wurde, und den Entschluß faßte, jene zu befreien. Zwar hatte sie keinen Schlüssel zu der Kerkerthüre, aber ein gelinder Fußtritt ihrerseits war hinreichend, diese Thüre aufzusprengen. Die Fangga ließ die Knaben heraus, gab ihnen guten Rath, wie sie sich davon machen sollten, und jene enteilten.

Noch nicht lange waren die Knaben fort, so kam der wilde Mann wieder, und zwar ohne den Bock, der ihm ebenfalls entgangen war, und wollte nun die Knaben schlachten. Da waren sie fort und neue Scheltworte umwetterten die Fangga, die aber stets unerschrocken blieb. Jetzt warf der wilde Mann den Mantel um, und stapfte fort, den Kindern nach. Da kam er an einen Wildbach, jenseit desselben er die Knaben erblickte, und schrie ihnen so mild zu, als ihm möglich war: Ei, ihr lieben Krabben! Wie seid ihr um das Wässerchen gekommen? — Ho! lieber „wilder Mann"! riefen die Buben: Gang aufi! Droben ist der Steg, über den sind wir goanga. Der wilde Mann lief eine ewige Strecke aufwärts, etwa so weit, wie von Nassereit nach Siegmundsburg, da fand er einen schwachen Steg, betrat ihn, und plumps lag der wilde Mann im wilden Wasser, und mußte darin lange genug hin und her schwabbern, bevor ihm gelang herauszukriechen. Mittlerweile hatten die Jungen wieder mächtigen Vorsprung, der Riese aber nahm seine Beine auf die Achseln, und lief, was er laufen konnte, und endlich sah er sie wieder, aber jenseits einer großen, dichten und langen Dornhecke, durch die Jordan nicht hindurchdringen konnte. Da rief er wieder ganz liebreich hinüber: Ei, ihr lieben Krazzen, wie seid ihr

denn durch die Hecke gekommen? — O, lieber Ries' Jordan! antworteten die Buben: Gang nur ein Stück abi! selt ist ein Loch im Zaun, da kannst d' bequemlich durchschliefen! — Jetzt lief der wilde Mann eine gute Viertelstunde abwärts an der langen Hecke hin, fand endlich ein Loch, aber nur ein kleines, mußte den Mantel ablegen, konnte kaum hindurch, ward übel gestochen von den Dörnern, mußte viel Haare lassen, und kam übel zerzaust heraus. Nach abermaligem Hastlaufe sah er endlich die indeß immer weiter entflohenen Kinder, und zwar jenseits eines See's, über den er nicht zu kommen wußte, denn schwimmen konnte er nicht, den See zu durchwaden wagte er nicht, weil er dessen Tiefe nicht kannte, und einen Nachen, der groß genug gewesen wäre, den „wilden Mann" zu tragen, gab es nicht. Da rief er wieder den Kindern ganz schmeichelnd zu: Liebe Bueb'n, sogt's, wie seid ihr über'n See gekommen?

Und die Buben erwiederten: Wir haben uns einen breiten Stein um den Hals gebunden, darauf sind wir über den See geschwommen.

Da erwischte der Ries' einen Mühlstein, hing sich denselbigen an den Hals und plumpte in den See, darin er alsobald ertrank. Glücklich entkamen die Knaben, und die Fangga wird auch nicht im Herzeleid vergangen sein, daß ihr „wilder Mann" nicht wieder kam.

Die Forscher der Mythe mögen darüber sinnen, ob der so überraschend in dieser Mär begegnende Riesen-Eigenname Jordan nicht auf die altnordische Bezeichnung eines Riesen überhaupt: Iotar (nicht Jotar) so viel wie Iotun, Jöte, Jette zu beziehen oder zurückzuführen sei, wie wir unten beim Thyrse ähnlicher etymologischer Vermuthung begegnen.

6.

Die Selige am Luamacherberge.

In dem Walde, der sich zu Luamach unter Hippach im Zillerthale zum Luamacherberge hinaufzieht, wohnten hinter einer schönen Grotte selige Frauen, und entzückten zu Zeiten mit ihrem herzbethörenden Gesange die, welche demselben lauschten.

Auch einem Einödhofbesitzer, der aber schon verheirathet war, ging dieser Gesang, den er bisweilen vernahm, mächtig zu Herzen; er suchte oft und viel Gelegenheit zum Berge, saß dort stundenlang in dem blätterumrankten Höhlengange, hörte die wonnigen Weisen in der Tiefe, und wenn er herabkam in seine Wirthschaft, so schmeckte ihm keine Arbeit mehr. Darüber begann sein Weib mit ihm zu hadern, denn sie sah, daß durch des Mannes häufige Versäumniß es mit der Wirthschaft den Krebsgang ging, und der häusliche Unfrieden war fertig. Nun ging der Mann um so mehr nach dem Berge, und wünschte sich an seines Weibes Statt ein seliges Fräulein, oder den Tod.

Da geschah es eines Tages, als der bethörte Mann ganz in sich versunken in der Steingrotte am Luamacher Berge saß, und den melodischen Tönen des fernen Gesanges lauschte, daß plötzlich ein seliges Fräulein vor ihm stand, keineswegs aber, um mit ihm zu buhlen, sondern um ihm liebreich zuzureden, daß er brav sein und fleißig arbeiten, und mit seinem Weibe im Frieden leben solle. Du mußt aufs Haus schauen, Dich mit Deinem Weibe versöhnen, und gut mit Deiner Bäuerin sein, sonst sollst Du unsern Gesang nimmer hören! sprach die Selige.

Dich möcht' i halt immer schaun! entgegnete der Mann. Heim möcht' i goar nit wieder! bei Dir muß es prächti sein!

Erst thust Du, wie ich Dir gesagt! versetzte die Selige. Nachher, wenn Du drei Monate lang drunten in Deiner Wirthschaft recht fleißig und brav gewesen bist, so sollst Du einmal mit mir eini gehn in unser Bergschlossel da inwendig drin — da sollst Du Wunder schauen und losen. Aber keiner Menschenseele sagst Du ein Wort, das versprichst Du mir heilig und theuer.

Der Bauer versprach alles — und hielt sein Wort bis auf eins. Er versöhnte sich mit seiner Frau, er blieb drunten, er schaffte fleißig, er brachte sein Hauswesen wieder in gute Ordnung, zählte aber dabei im stillen die Tage, wann die drei Monate um sein würden — da wollte er wieder hinauf, da wollte er glücklich sein. Als der bestimmte Tag kam, gab es just im Einödhofe eine höchst dringende Arbeit, bei der des Mannes Anwesenheit unbedingt nöthig war, und die sich nicht hatte voraussehen lassen. Aber siehe da, der Einödhöfer schickte sich zum Berggange an — nichts hielt ihn.

Was fallt Dir dann ein, Mann? fragte die Bäuerin. Fangst Dein altes Gelaufe wieder an? Was hast Du aussi z'schaffen, wenn es eini alle Händ' voll z'thun giebt?

O Du z'nichts, unseliges Weib! zürnte der Mann. Mußt Du es wissen, wo ich hin will? Ich werd' apper stracks zur seligen Frau auf dem Berg steig'n!

Zur seligen Frau! Herr mein Jesus! schrie die Bäuerin, schlug erschrocken die Hände zusammen, und brachte kein Wort mehr aus dem Munde. Der Mann war aber auch erschrocken, daß jenes Wort ihm entfahren, er ging bestürzt und bekümmert, und als er zur Stelle kam, fand er den Grotteneingang nicht mehr, alles war verändert — kein Liedeston ließ sich ferner hören — er suchte sich müde und kam spät nach Hause, wo er seine Frau in bittern Thränen fand. Da sprach er zu ihr: Sei stat, liebes Weibel, i gang nu nimmer wieder aufi. Dös hat ein End'!

7.

Die Selige ob Heid und der Hirte.

Im Vintschgau ohnweit dem Dorfe Haid am schönen Haider-See öffnen sich viele schmale Thalrinnen in das Etschthal und senden ihre rollenden Wildbäche in die dort noch nicht breite und doch oft so furchtbar wilde und verheerende Etsch.

Ueber einem dieser Alpenthäler hüthete einst ein Hirte und saß auf einem Felsblock vor seiner Thaie (Sennhütte), ziemlich gedankenlos in die Tiefe niederstarrend, und auf den Wald, der seinem Sitze gegenüberlag. Der Hirte war von rohem Sinn und hatte keine Empfindung für die Schönheit der ihn rings umgebenden Natur des herrlichen Hochthales. Ein ängstlicher Ruf schlug an sein Ohr, der vom Walde herüber drang — er blickte hin, sah etwas weißes schweben, und nahm gleich wahr, daß es ein seliges Fräulein war, die mit wehendem Kleide und wallendem Haare ängstlich fliehend zu Thale eilte, hinter ihr her aber krachte und wetterte es im Walde, und bald zeigte sich dem Blicke des Hirten ein wilder Mann, welcher die Selige verfolgte. Leider stand im ganzen Walde kein Stock mit drei eingehauenen Kreuzen, auf dem die Fliehende hätte Schutz finden können, die wie ein gescheuchtes Reh dahin enteilte, und welcher ihr wüster Verfolger immer näher kam.

Die rohe Gemüthsart des Hirten freute sich ob dieser Jagd; es wäre ihm ein Leichtes gewesen, dem seligen Fräulein zuzurufen, daß es zu ihm flüchte, und schnell drei Kreuze in einen Strunk oder Block zu hacken; aber statt dessen schrie er dem wilden Mann zu: Holla Alter! Jag' toll und moarga bring mer o a Viartl davon!

Bald verschwanden die Selige und der wilde Mann aus des Hirten Gesichtskreise, der Wald deckte beide — aber dem Riesen war sein Fang gelungen und die arme Selige von ihm in Stücke gerissen worden.

Als am andern Morgen der Hirte aus seiner Thaie trat, sah er mit Entsetzen das erbetene blutige Viertel des seligen Fräuleins am Thürpfosten hängen, aber zugleich war in den Lüften ein Wehgeheul hörbar, und brausender Wind tobte arg und ärger, daß zu fürchten stand, er werde in kurzem die ganze Thaie in den Abgrund fegen, und Heerde und Hirten dazu. Dem Hirten wurde angst und bange, seine Härte reute ihn nun äußerst, er nahm eine Axt, schlug rasch eine Fichte nieder, und hackte ebenso rasch drei Kreuze auf den fallenden Stamm, und drei Kreuze auf den Stock — auf daß ein andersmal die verfolgten Seligen Schutz fänden. Alsobald legte sich der gewaltige Sturm und das Fleischviertel verschwand vom Thürpfosten; der Hirte aber ging in sich, und wurde ein anderer und besserer Mensch.

Aehnlich wie diesem Hirten ist es einem Bauer von Hippach ergangen, der dem eine Selige verfolgenden wilden Mann zuschrie:

Halt und fach (fange)
Mir die Halbi und dir die Halbi!

Am andern Tage lag eine der Länge lang auseinandergerissene Selige auf seinem Hüttendache, ein grauenhafter Anblick, und war nicht wegzubringen.

Im Voigtlande wiederholen sich diese Sagen unzähligemale, nur daß dort „der wilde Jäger" und „Moosweibchen" an die Stellen der wilden Männer und der Seligen treten.

8.

Der bethörte Fischer.

Oberhalb Haid im Etschthale aufwärts folgt auf den Haider-See der Graun-See, und über diesem der Ort Graun. Dort weiß noch jedes Kind von den Seligen zu erzählen, die oben an den Gebirgswänden als schwebende Lichtgestalten sich zeigten, oder auch in stillen Mondnächten vor dem Eingange zu ihrer Felswohnung saßen und lieblich sangen. Das war die Stelle, die noch heute „zur Salig" heißt.

Einst fuhr ein Fischer Abends im Mondschein auf dem Graun-See, legte Reußen und Netze zum nächtlichen Fang. Der Abend war mild und schön — die Luft so rein, daß man das bimmeln der Heerdenglocken von den nahen Bergweiden deutlich im Thale vernahm; dann läutete es zum Ave in den Thalorten Reschen, Graun, Haid, drunten in Burgeis und im Kloster Sankt Maria ob Burgeis — das klang gar feierlich und schön. Dann wurde es Nacht, und dann begann der Gesang der seligen Fräulein. Wer ihren Gesang vernahm, Hirten und Jäger, Dirnen und Kinder, stand wie „g'frorn" (gebannt, verzückt), und als die leisen melodischen Tönewellen vom Berge herab auch über den Graun-See glitten, und an das Ohr des Fischers schlugen, vergaß er völlig auf seinen Fang, und lauschte ganz andachtvoll, denn es klang ihm wie Engelstimmen aus der Höhe und wurde ihm süßwehmüthig um das Herz und schwermuthvoll im Gemüthe.

Der Fischer saß und saß und hörte und hörte, der Nachen stand so still auf der Fluth und ruhig lag das Ruder — und am andern Morgen schwamm der Fischer im Nachen noch immer auf dem See und hatte die Hände wie zum Gebete zusammengelegt, und sein Blick war hinauf „zur Salig" gerichtet, und war in dieser Nacht selbst ein Seliger geworden, denn als seine Kameraden ihn anriefen, schwieg er, und als sie zu ihm hinruderten, fanden sie ihn tod.

9.

Die Flachsjäterinnen.

Eines Tages war eine junge Mädchenschaar aus Graun oder aus Reschen, wo die Etsch entspringt, eine kurze Strecke über Graun — zeitig

bei der Arbeit des Flachsjätens, lachte und schäckerte und sang, und pries die gute Hulda, welche den Flachsbau im Lande eingeführt, der sich so gewinn- und segenbringend erwies.

Mit einemmale sehen die jungen Dirnen hoch oben längs der langgestreckten Bergwand ob dem Langtauferer Thal, das seinen tollen Wildbach Karlin in die Etsch entsendet, einige Selige hastigen, fliehenden Laufes dahin schweben, welche eilig den Eingang zu der grottenartigen Felskluft zu gewinnen suchten, der noch immer „zur Salig" heißt.

Vielleicht waren es dieselben seligen Fräulein, die den Fischer auf dem Graun-See todt gesungen hatten. Die Seligen machten ängstliche Geberden, deuteten rückwärts, zu zeigen, daß sie verfolgt würden, und entschwanden dann den Blicken der Dirnen. Nicht lange aber währte es, so erschien droben auf der Reschener Höhe ein gräulich großer Riese, der auf der Spur der Seligen war und sie verfolgte, aber dieselben ob ihres großen Vorsprunges noch nicht hatte einholen können. Der Riese kam näher und sah schauderhaft aus mit seinem grünhaarigen Leib, Zottelbart und Bärenfellmantel mit klappernden Ammonshörnern daran.

Hobt's nit Saliga g'sehn? schrie er die erschrockenen Mädchen fragend an.

Na! Na! erwiederten alle, und die keckste rief ihm weiter zu, er solle Selige Selige sein lassen und lieber kommen und ihnen helfen! bereute aber alsbald ihr Neckewort, denn der Riese kam leibhaftig, und wehe dem Flachs, wenn der geholfen und gejätet hätte!

Du mußt sauber mit dem Flachs umgehen, verehrter Herr Ries'! rief die kecke Maid ihm zu. Das ist nit nur so, daß man ihn vertritt! Er macht uns Mühe genug. Erst muß das Land geackert, dann gedüngt, dann geeggt werden, dann säet man den Flachs, dann muß er mehr als einmal gejätet werden, dabei muß man sich scharf bucken. Das kannst Du nit Ries', Du kannst Dich nit bucken!

Dös will i a nit! rief der Riese: und dös froag i enk nit, ich frag': wozu hin seind die Saligen?

Sie seind halt ausgerissen! lachte eine zweite Dirne. Siehst du Ries'; wann der Flachs reissig geworden ist, alsdann wird er auch ausgerissen oder ausgerauft.

Dös ist ja beim Wute zum Haarausraufen! schrie der Riese. Dös alles froag i ja nit. I frag nur das oane: Wu seint d'Saligen?

Sie seind aufi gebrochen und haben sich davon geschwungen, lieber Ries'! scherzte jetzt die dritte Dirne. Der Flachs muß auch gebrecht und geschwungen werden, versteht sich, wenn er zuvor im Wasser gelegen hat und geröstet ist. Nachher wenn er trocken ist, wird er gebrecht und dann gehechelt und dann geschwungen und dann in Kauten gebunden und dann gesponnen, und dann gehaspelt und dann heißt er Garn.

Daß Du an einem Garnseil hingest, Du z'nichte, z'widere Dirne Du! brüllte der Riese. Frag' ich nach Deiner Litanei, he? Frag' ich nach Deinem Flachs? Will ich was wissen von Deinem Garn? Daß Dich der Teufel in seinem Garnsack hätte! Wo sind die Saligen hin? dös alloan frag' ich!

Sie werden ganz gewiß auf ihrer Bleiche sein! spottete eine vierte der Flachsjäterinnen: denn weißt d', die Saligen sind gar fleißige Spinnerinnen, und wenn der Flachs gesponnen ist und Garn geworden, dann wird das Garn gewebt, und dann wird's gebleicht, und dann heißt's Linnen oder Leinwand, die ist viel Geld werth, und würde sehr im Preise steigen, wenn die Riesen auch Hemden tragen thäten, und ist a Schand', daß sie selbes nit thun.

Jetzt schüttelte sich der Riese und stampfte mit dem Fuße auf, daß gleich ein Achtel Acker eine Telle bekam, und man den Matzen noch sehen kann, wenn ihn der Karlin nicht unterdeß mit Kies ausgefüllt hat. Dös frag' i nit — und will goar nix mehr wissen! Und wenn ich enk an den Kragen könnt', so wollt ich enk! Dabei machte er die Geberde des Mittenentzweireißens, daß alle Mädchen vor Angst aufschrieen und in Ohnmacht fielen; der Riese konnte aber keiner von ihnen etwas anhaben, weil sie alle geweihte Rosenkränze trugen, und da rannte er fort und schrie, daß von allen Bergwänden Muren herunter ins Thal rutschten, und schlug sich durch das Langtauferer Thal hinauf in die Eisberge des Gebatscher- und Vernagt-Ferner. Die Seligen waren ihm glücklich entgangen, und haben dann die Dirnen herrlich dafür belohnt, daß sie durch ihr Geplauder den Riesen von der schnellen Verfolgung abgehalten.

10.

Die Spinnerinnen.

Die Sage von den Seligen kehrt sich, wie keine Sage dieß thut, nicht an politische, zumal neue, Landesgrenzen. Auch drüben im nachbarlichen Engadein, auf Schweizerboden, ist sie gleich heimisch. Vom obern Etschthale aus darf man nur ein Joch überwandern, so steigt man in das Unter-Engadein und in das Thal des jugendlichen blauen Inn herab, der dann beim engen und schaurigen Finstermünz-Paß ins Land Tirol hereinbricht, doch nicht wie ein Feind, sondern als ein nützlicher und wohlthätiger Freund.

Im Unter-Engadein liegt ein Oertchen, das heißt Tarasp, volksmündlich „Trasp", und nahe dabei ein Gehöft des Namens Vulpera. Dort hauste eine rechtschaffene und fleißige Bäuerin, die ihren Mann liebte und ehrte und ihre Kinder gut erzog. Da sind an manchem Winterabende aus dem Thälchen unterm hohen Piz Pisoc zwei schöne Mädchen mit Spinn-

rädern auf den Vulpera-Hof gekommen, in weißen Kleidern, mit flachsblonden Haaren, und haben gar fleißig gesponnen, und absonderlich gern nahmen sie den schönen glatten Flachswickel der Bäuerin auf ihre Ueberrücke (Rocken) und spannen ihn der feinsten Seide gleich. Dabei aber redeten sie nicht; nur wenn ein Faden zufällig brach, sagte die eine: „Faden ab!“ worauf die andere erwiederte: „Knüpf an!“ Wenn ein paar Spuhlen voll gesponnen waren, wurden sie gehaspelt oder geweift, und dann die schönen Garnstränge an die Wand gehängt, und mit Wohlgefallen betrachtet. Wenn ihre Stunde kam, erhoben sich diese nächtlichen Spinnerinnen, und traten mit ihren schön gedrechselten Rädern den Rückweg an, und allen Flachs, den sie gesponnen hatten, ließen sie der Bäuerin.

Diese gedachte nun, als das Ende der Spinnzeit heran nahete, sie müsse sich dankbar bezeigen, und rüstete daher eines Abends ein großes Essen zu, besetzte den Tisch mit Milch und Butter, Speck und Eiern, Honig und Kuhkäse und Weißbrod von Schuls oder Zernetz, auch rothen Wein aus dem Veltlin, und da sollte nun der ganze Vulperahof nebst den fremden Spinnerinnen Theil nehmen. Letztere aber machten traurige Mienen, gaben der Bäuerin noch ein Garnknäuel und sprachen: Für Deinen guten Willen! Lohn um Lohn! — gingen und kamen niemals wieder. Das Garnknäuel aber wurde niemals gar oder alle, wie viel immer die Bäuerin Stränge davon abhaspeln mochte.

11.

Die Thalgilgen und der Duxer Riese.

Im stillen Hochalpenthale der Hinterdux wohnten schneeweiße fromme Fräulein, welche den schlichten und einfachen Bewohnern Gutes erweisend Segen brachten, absonderlich den Hirten, und obgleich die Wohnung dieser seligen Fräulein hoch oben im Innern des Durer Ferners nahe der gefrorenen Wand war, die einen ungeheuren Thurm aus purem Eise von schwindelnd steiler Höhe bildet, so nannten doch die Bergbewohner jene weißen, in ihren Hochalpenthälern von Zeit zu Zeit erscheinenden Fräuleins „Thalgilgen“ (Thal-Lilien) nach der schönen Maiblume, **Lilium convallaria**, mit deren Namen schon alte Dichter gefeierte Frauen schmückten.

Da kam ein gewaltiger Riese von fern her in das Durer Thal, der mit schrecklichem Hasse die Seligen verfolgte und vernichtete, mindestens zogen sie sich tief in ihr Krystallschloß im Innern des Ferners zurück, der Riese aber nahm Besitz von der ganzen Gegend, die er aber in eine öde Wildniß verwandelte. Er grub sich unter die Eisdecke der gefrorenen Wand eine Höhle, und wölbte sich dann durch das Gestein des Bergstocks einen Gang bis fast in das Thal herab, bis an den Ort, wo jetzt die warmen

Quellen beim Badeörtchen Hinterdux springen. Dort trieb er nun sein Wesen, erbaute sich in der Nähe des Duxer Wasserfalles ein Riesenschloß aus Steinquadern, jeder Stein so groß, wie ein Duxer Haus, und wollte noch mehr schaffen, aber da schickten ihm die seligen Fräulein aus dem Ferner, der dort Lues heißt, einen Wildbach um den andern, bald da, bald dort, und die Bäche unterwühlten alles, was der Riese baute, und waren ihm auf jede nur erdenkliche Weise hinderlich und im Wege. Da ergrimmte der Riese, riß sein Schloß aus einander, daß es noch heute als mächtige Klamm den Wanderer anstarrt, stampfte den Grund mit Fußtritten, daß die Erde schütterte und man die Matzen von den Füßen noch immer als „Riesentritte“ gewahrt, spaltete weit thalaufwärts die Felsen, peitschte und stampfte das Fernereis so dicht zusammen, daß es hart wie Stein ward und gar nimmer aufthaut, und brach die „gefrorene“ Wand schroff und glatt ab, daß sie noch immer steil steht und nicht gewölbt, wie andere Eisberge. All sein Wüthen aber half dem Duxer Riesen nichts; die Wildbäche kamen immer wieder, und über dem wunderschönen Duxer Wasserfalle schwebten des Nachts im Vollmondschein im Staubwirbel der schäumend abstürzenden Wellen die weißen Lichtgestalten der seligen Fräulein wie bleiche Mondregenbogen. Solches giftete den Duxer Riesen so sehr, daß er sich mit einemmale erhob und auf und davon ging; wohin? weiß keiner zu künden.

12.

Riese Serles.

Hoch ragen drei Felszacken spitzig und steil über der Brennerstraße, die von Innsbruck empor führt, und sind schon vom Innthale aus sichtbar. Einst lebte ein „Wilder“, oder ein Riese, als ein gewaltiger Bergkönig im Thale der Sin, der von außerordentlich roher Gemüthsart war, nicht minder war sein Weib eben so geartet, und sein Geheimerath taugte noch weniger. Der König war ein eifriger Jäger, ganz so wild, wie nord- und westdeutsche Sagen den „wilden Jäger“ schildern; nichts freute ihn, als Rosse, Hunde und Jagen. Wenn er einem fliehenden Hirsche auf der Spur war, so kümmerte es ihn nichts, durch weidende Heerden auf den Alpentriften zu sprengen, zumal wenn das verfolgte Thier sich unter diese mischte, und von seinen blutgierigen Hunden alles zerreißen zu lassen. Die Hirten durften gar nicht viel Redens machen, sonst wurden sie ebenfalls von den angehetzten Fanghunden zerrissen. Der Riese, dessen Name Serles war, schrie dazu: „Lustig Gejaid!“ und weder Menschen noch Thiere waren ihres Lebens sicher. Des Königs Weib und des Königs Rath begleiteten stets den König Serles auf seinen wilden Jagdritten. Als einstmals wiederum ein solcher Ritt stattfand, und die Hunde nicht nur den verfolgten Hirsch,

der sich unter eine Kuhheerde geflüchtet hatte, niederrissen, sondern auch die Heerde mit wüthenden Bissen anfielen, so suchten die Hirten die Hunde abzuwehren, ja einer derselben ergriff eine Armbrust, legte den scharfen Bolzen auf und schoß einen der Hunde des Königs Serles nieder. Darob ergrimmte der König über alle Maaßen, hetzte, angestachelt von seinem bösen Weibe und seinem argen Rathgeber, die ganze Meute auf die Hirten, und ließ sie zerfleischen, während er laut lachte — darüber aber ergrimmte Gott — es entstand in der Luft ein Brausen und Sausen und ein entsetzliches Ungewitter, und als das vorbei war, so war vom Könige Serles, seinem Weibe und seinem Rathe nichts mehr zu sehen, sondern drei Eisgipfel starrten himmelhoch empor, und der mittelste, das war König Serles, zur Rechten sein Weib, zur Linken sein Rath. In Wetternächten aber hörten oft Fuhrleute, welche mit ihrem Frachtfuhrwerke die Brennerstraße zogen, das Kliffen und Klaffen vieler Hunde — und bei Gewittern sieht man häufig Blitze auf jene drei Felsriesen niederfahren.

In ganz ähnlicher Weise lebt diese Sage auch im bayrischen Hochlande. Auch der **Watzmann** war ein solcher Gebirgsriese und König, und streckt nun seine starren Zacken, in die er, sein Weib und seine sieben Kinder ob gleicher unmenschlicher Wuth und Grausamkeit von der göttlichen Gerechtigkeit verwandelt wurde, eis- und schneebedeckt zum Himmel empor*).

13.

Der Glunkezer Riese.

Zu hinterst im Volderthale, an der Höhe, wo der Glunkezer seinen Fuß niedersetzt, und jetzt die Schaafalpe „Tulfein" liegt, war gar eine liebliche Alpentrift, und mitten in derselben hatte ein friedlicher Hirtenkönig seinen Palast, den er mit vier Töchtern bewohnte, von denen immer eine schöner war, wie die andere. Um den Palast herum breitete sich ein herrlicher Garten aus voll Wunderblumen und Wasserkünste und weiten Wiesenstrecken, darauf weideten friedliche Alpenthiere in ganzen Heerden, denen sich die vier Königstöchter zugethan zeigten, die auch oft herabkamen in die Hütten armer Hirten, ihnen Wohlthaten erwiesen, und gleichsam wie Schutzgeister verehrt wurden.

Dieses friedliche Glück wurde dadurch gestört und endlich zerstört, daß ein ungeschlachter Riese in dieses Alpenparadies kam, der sich hoch oben am Glunkezer eine Höhle einrichtete, von wo aus er Nachts ein furchtbares Gebrüll hören ließ, daß die Felsen davon morsch wurden, und starke Muren in die Thäler prasselten.

*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 1000.

Diesen Riesen kam, als er die vier Königstöchter gesehen, die Lust zum Freien an. Er besetzte seinen Bärenfellmantel mit neuen Klapperknöpfen, riß einen sehr schönen Baum als Wanderstab aus der Erde, strich sich mit seinen kralligen Händen ein paar Mal durch das borstige Wirrhaar, und stieg herab auf die Tulfein zur Freite. Dem Könige erschrack das Herz im Leibe, als er diesen Bewerber um die Hand einer seiner Töchter erblickte, und er sagte, seine Töchter hätten Freiheit, ihre Männer selbst zu wählen; wenn eine von den vieren ihn, den Riesen, möge, so solle es ihm, dem Vater, recht sein.

Darauf machte sich der Riese so niedlich, als ihm möglich war; viel war es aber nicht damit, und er erzielte auch nichts, als vier Körbe, einen nach dem andern. Darüber wurde der Riese grenzenlos aufgebracht, und beschloß die furchtbarste Rache, die er auch nicht säumte, alsbald auszuführen. In der Nacht, die dem Tage der Freiwerbung des Riesen folgte, rollten haushohe Felsblöcke auf die Tulfeintrift herab, prallten gegen das Königsschloß, und schoben dasselbe sammt allen Bewohnern vor bis zu einem Wildsee, in dessen Tiefen es versank, und den die nachrollenden Blöcke fast ganz ausfüllten. Was von jenem dunkeln Gewässer noch übrig blieb, heißt jetzt der „Schwarzenbrunn". Um ihn her ist die Oede des Todes gelagert.

Als die Rache des Riesen gesättigt war, kam die Reue über ihn, und er trauerte nun um die von ihm gemordeten schuldlosen Königstöchter und ihren Vater, saß Nächtelang am Wildsee, starrte hinein, und heulte, daß es die Steine erbarmte, denn sie wurden ganz mürbe, und selbst die Höhle des Riesen wurde wacklich und bröcklich. Und endlich hat sich der Riese verwunschen, und ist ein Zwergmanndl geworden, die Königstöchter aber wurden in Selige verwandelt, oder in Seejungfrauen, und erscheinen bisweilen in Mondscheinnächten und schweben über dem Wasser, und da sitzt der kleine graue Zwerg, eine kümmerliche, mit Baumbart überwachsene Gestalt am Ufer, und streckt die Hände verlangend aus nach den lichten Gestalten. Diese aber lösen sich in eitel Nebel auf, und der Zwerg plumpst wieder in den See, daß es braust und lautet, als stürze ein Felsblock hinein — und kühlt im kalten Bade seine Liebesgluth.

14.

Die Albacher Riesen.

In ein unwirthbares Gebirgsthal, darin nur wildes Gethier und Gewürm hauste, und weite Moosstrecken so trügerisch das unter ihnen stehende Sumpfwasser deckten, daß selbst Bären und Wölfe darin versanken, kam einst ein gewaltiger Riese, ersah sich die wilde und wüste Oertlichkeit und erkor sich dieselbe zum Aufenthalte. Er richtete sich in einer Höhle ein,

führte durch Abzugsgräben den Wasserüberfluß in tiefer gelegene Gründe, rodete ganze Strecken des Urwaldes aus, und als es nach seinem Geschmacke ganz hübsch und wohnlich bei ihm geworden, ging er fort um sich ein Weib zu küren, wollte aber keine Faine und kein Mondscheinfräulein. Er ging, schaute sich um im Hochgebirge und kehrte nach einiger Zeit mit einer Riesin zurück, die ebenso stark und wild war, wie er selbst, und wacker mit ihm arbeitete.

Bald mußte das fleißige Riesenpaar auf Erweiterung seiner Wohnung denken, denn nach drei Jahren waren auch drei junge Riesen da, und als diese leidlich herangewachsen waren, halfen sie schon dem Vater ein neues Haus bauen. Der Alte schlug die Bäume dazu auf dem Grunde, wo jetzt die Alpe Mareit liegt, anderthalb Stunden von seiner Wohnung entfernt, und die Buben schleppten sie nach der Baustätte. Sie waren noch schwach und es konnte jeder nur einen Baum auf einmal schleppen, der freilich nicht unter vier Klaftern im Durchmesser hielt. Nur der jüngste Riesensohn, welcher den Namen Bartl führte, schleppte sich manchmal mit zwei Bäumen auf einmal, worüber der Vater zufrieden lächelte.

Damit der Neubau der Wohnung einer kultivirten Familie ähnlich werde, fing sich der Riese einige „Floign" (Fliegen), welche Menschen und gelernte Zimmerleute waren, die mußten nun die Bäume ein wenig behauen und zustutzen, wobei die Riesensöhne hülfreiche Hand anlegten, und die Bäume wendeten und drehten, was den Zimmerleuten unmöglich war.

Die Menschen nannten den Sumpf, den der Riese entwässert, das Roßmoos; dem Riesen legten sie den Namen Roßmooser-Riese bei, und das neue Haus erhielt den Namen Roßmooserhof. Dieser besteht noch immer, und liegt auf der Albacher Höhe gegen Stolzenberg.

Als der Bau vollendet war, fühlte der Riesenvater das Alter herannahen, und seine Kräfte abnehmen. Daher gedachte er, einem seiner Söhne sein Anwesen zu übergeben, wußte aber nicht, welchem er es geben sollte, denn es waren ihm alle drei gleich lieb, und das Erstgeburtrecht war nicht eingeführt bei dem Riesengeschlechte, so wenig wie das anderorts gültige Recht, daß der jüngste das Haus erhält, und den andern Brüdern ihren Theil herauszahlt.

Nun sprach der Riese darüber mit seinem Weibe, die sagte: Gieb's halt dem Stärkesten, so bist Du fertig. Das war dem Riesen recht, und beim Mittagsessen sprach er zu seinen Söhnen: Bub'n, ich bin alt, einer von euch soll das Haus haben, seid mir aber einer grad so lieb, wie der andere. So vermein' ich, ihr macht etwa ein „Stoanowerfet".

Dieser Vorschlag war den Riesensöhnen ganz willkommen, und nach aufgehobener Tafel trug der Alte einen 6½ Zentner schweren Stein, an welchem oben ein ½ Zentner schwerer Eisenring befestigt war, 15 Schritt weit vom Hofe hinweg nach der Ebene, diese 15 Schritte machten just die

kleine Wegstrecke von $^1/_4$ Stunde aus, denn mit 1 Schritt legte der Riese so viel zurück, als ein Mensch in einer Minute ergehen kann. Hierauf wurde zum Wurfkampfe nach den alten Regeln der Steinwerfekunst, welche die Riesen zuerst erfunden haben, geschritten. Der Werfende stellt sich mit dem linken Fuße fest auf den Boden, mit dem rechten Fuße faßt er den Ring im Stein, hebt letzteren schwingend und schleudert ihn gegen das Ziel. Diesesmal war das Ziel der eigene Hof, über welchen hinaus der Wurfstein fliegen sollte.

Der älteste Sohn trat an, hob den Stein, und warf, aber letzterer erreichte nicht einmal den Hof, er fiel an einen Zaun, den er zerschlug.

Der zweite Sohn warf nun, nachdem der Stein zurückgeholt war, und traf es besser — er schmetterte den Stein gegen das Haus, daß die ganze Vorderwand zusammenkrachte.

Du Talk! schrie der alte Riese. Kannst d' weiter nix?

Nun kam der jüngste, der traf es noch besser, er warf den Stein so kräftig und so hoch, daß er mitten auf das Dach fiel, durchschlug wie eine Bombe, und innen alles entzweischlug.

O mein Bartl! spottete der alte Riese. Du bist aber ein Held! Du hast das Häusl gewonnen, kannst Dir's nun auch wiederum bessern, und dann schalt er: Ihr sakrischen Sauschwänz', die ihr seid! Jetzt schaut auf mich alten und schwachen Kerl.' Lauf hin liebes Weibel, hol' mir den Stein!"

Die Fangga lief, und trug den Stein an einem Finger ihrer linken Hand, der just in den Ring paßte, herbei, und der Alte stellte sich zum kunstgemäßen Wurfe an. Hui, da flog der Stein weit über den Roßmooserhof hinaus, und die jungen Lotter schlichen beschämt von dannen, der alte Riese aber seufzte: Es ist halt keine Kraft mehr unter dem jungen Volk; ja zu meiner Zeit, da konnte sich einer noch sehen lassen. Es gedenkt mir noch, wie ich den Stein, der hundert Centner wiegt, vom Kolbenthalmelchplatz bis zur Kolbenthalersäge herausgetragen, der noch dort liegt. Könnt ihn noch alleweil anschaun, ihr Fratz'n!

15.

Wie die Albacher Riesen und die Dornauer Riesen mit einander wettkämpften.

Auf dem Dornerberg im Zillerthale wohnten ein Paar Riesen zu derselben Zeit, wie die Albacher Riesen den Roßmooserhof inne hatten, die hatten es abgesehen auf den jungen Bartl, und forderten ihn zum „Robbeln" heraus, denn sie waren gewaltig rauflustig, und wollten jenem gern ein Bein stellen, ja noch lieber ihn ganz aus dem Wege räumen. Bartl

wich ihnen aus, so viel er konnte, und zeigte keine Neigung, seine Kraft mit jenen zu messen, denn er war von Natur nicht rauflustig. Da kamen aber einstmals die Dornauer Riesen herüber und trafen mit dem alten Roßmooshöfer zusammen, bei dem just dessen Bartl anwesend war, und spöttelten über den Sohn, und forderten ihn abermals auf, mit ihnen zu robbeln. Da nun der Bartl unentschieden schwieg, so wurmte das den Alten, und er rief: Bartl, bist d' denn goar koa Bua, daß d' alles leid'st?

Ja, Datt'n, darf i dann? fragte der Bartl, und wie der Vater bejahend nickte, so begann der Sohn wieder: Ast Datt'n, mit oan isch aber schiar nit der Müah werth, i robble glei mit boadi!

Und da ging der Kampf los mit den beiden Dornauerbergern, der Bartl erwischte gleich jeden beim Kragen, zog sie in die Höhe, ließ sie zappeln und mit Händen und Füßen strampeln, bis ihnen das Wasser aus den Augen rann, dann ließ er sie fallen, und da schlugen sie hin und lagen wie tod, und waren nur mit Mühe wieder in das Leben zurückzurufen. Als sie sich erholt hatten, schlichen sie sich beschämt vom Kampfplatz, und verredeten, je wieder mit dem Bartl anzubinden. Dessen Ruf aber wuchs noch weit und breit hin durch diesen Sieg, denn die Dornberger waren keineswegs Schwächlinge. Jeder allein trug oft 3 bis 4 Salzsäcke, eine Last von 5 bis 6 Centner, von Zell im Zillerthal auf den Dornerberg, auf dem sie in einer Berghöhle wohnten. Dabei hüpften sie lustig am und im Bache von Stein zu Stein, bückten sich sammt ihren Lasten und fingen die Forellen im Bache, die unter den Steinen versteckt waren, mit ihren Händen. Dieser Riesenbuben Schwester war es, die ihren Bräutigam, den Pfitscher-Grundbauernsohn vor lauter Kraft beim Verlobungskuß zu Tode drückte, obgleich der Pfitscherbub schon selbst ein halber Riese war. S. v. S. 15.

16.

Riese Gäuner.

Den Dornauer Riesen forderte ein benachbarter Riese, der drüben über der Grenze im Salzburgischen wohnte, und „Gäuner" hieß, zum Wettkampf auf Leben und Tod heraus. Dem Dornauer dünkte das für ihn ein allzuleichtes Stücklein, und er fragte seine Söhne, ob einer von ihnen mit dem Gäuner raufen wolle, da könnten sie die Scharte auswetzen, die sie beim Albacher sich geholt, und da waren sie auch gleich beide bereit, den Kampf mit jenem aufzunehmen — aber der Alte sprach: Nur oaner darf hin! und ließ einen ungeheuern Kessel mit Butter füllen, und die Butter langsam am Feuer zergehen, und sagte: Wer davon das moaste trinkt, der darf hinüberzieh'n.

Da war's der Hansl, der sich als tüchtigster Saufer zugleich als tüchtigster Raufer dem Vater vorstellte.

Der Hansl zog zum Kampfplatz, der Salzburger wartete auf ihn, das Robbeln begann, und nach einigem Lupfen fiel auf einmal der Salzburger, so lang er war und regte kein Glied mehr; er war todt.

Schau, dummer Bueb! schalt den siegreichen Hansl nun sein Vater. Was machst d'n denn toad? Rauf'n sollst d' mit'n, aber nit gleich töd'n!

Ja, mei Voata! vertheidigte sich der Hansl. I hätt' nöt g'moant, daß er nix d'aleid konnt'; i hatt'n nöt weggepützt; i han ihn nur a Bißl um d' Mitt gehoalt'n, da hat er glei 's Maul aufg'riss'n, hat an Schnaufer un an Schnapper than, un is woltan dastickt.

17.

Riese Heimo und Riese Thürse.

Aus dem Neustädter Thore Innsbrucks zieht die Brennerstraße hart an der schönen und reichen Prämonstratenser Abtei Wilten, auch Wildau genannt, das Veldidena der Römer, vorüber. Zu den Seiten des Hauptportales der Kirche dieses berühmten Klosters werden die mächtigen Steingestalten zweier Riesen erblickt, denen man die Namen Haimo oder Haimon und Thyrsus beigelegt hat, zwei Namen, die sich ohne Schwierigkeit auf die altgermanischen Riesennamen Heime, der in der deutschen Heldensage als Sohn Madelgers und einer Meerminne auftritt, und auf einen Thurs, Thurse, angelsächsisch Thyrs, Gesammtname des Riesengeschlechtes, zurückführen lassen.

Die örtliche Sage des Klosters Wilten nun, aus einem alten lateinischen Gedichte in das Volk gedrungen, hat den Gesammtnamen in einen Eigennamen umgewandelt. Beide Riesen gehören der Zeit an, in welcher die rohe Riesennatur sich der Kultur anzubequemen begann, und das Christenthum Eingang in die Felsenthäler Tirols fand.

Einer der gewaltigen Bergriesen des Landes hieß Heime oder Heimon, der war so groß, daß er das Dach seines Hauses höher bauen mußte, um aufrecht darin stehen zu können, und von grausamer Wildheit. Die Ansiedler der Gegend fürchteten ihn überaus, und baten ihn, ihre Gehöfte in Ruhe zu lassen, sie wollten ihm gern so viel Gebiet abtreten, als er selbst bestimme, und sich dann zurückziehen und entferntere Strecken urbar machen. Da schrie Heime, indem er auf einen mächtigen Felsblock zeigte: So weit ich mit dem Steine da auf der Schulter laufe, so weit ist Grund und Boden mein! Hob alsbald den Block, spazierte die Sill entlang aufwärts, wandte sich links zum Patscherkofl, ging dann herunter über Igels und um Wilten herum, und warf dann, als er am Orte seines Ausganges wieder angelangt war, den Stein noch mit entsetzlicher Gewalt westwärts. Dann begann er sich am Ausgange des Sillthales gegen den Inn ein festes

Schloß zu bauen, dazu er die Steine in den Gebirgsschluchten des Sillthales brach.

Nun hauste aber in derselben Gegend noch ein Riese, der war noch etwas größer und stärker als der Heime, und hatte sein Wesen hoch ober Zirl hinter dem zackigen, kahlen und schroffen Solstein, auf den Hochmatten von Seefeld, das er zuerst anbaute, wie das alte Gedicht singt und sagt.*) Dort herum liegt auch der Weiler Tyrschenbach.

Dieser Thurse haßte den Heime und zerstörte ihm heimlich immer auf's neue den begonnenen Bau, und als Heime Kunde erhielt, wer es sei, der ihn also schädigte, so erwachte die Riesenwuth in ihm und er stürmte in heller Rüstung und mit mächtigem Schwert gegen den Thursen. Dieser nahm seinen Wehrbaum, als er den Heime heranrasseln hörte und nun begann ein Kampf, daß die Erde bebte und kirchthurmgroße Stücke vom Solstein abbrachen und ins Thal fielen. Die Streiche fielen hageldicht, endlich siegte aber doch der besser bewehrte und bewaffnete Heime, und der wilde Mann, Thyrse geheißen, erlag dem gewandten Gegner.

Zu dieser Zeit predigte ein Mönch in den Thalschluchten der Sill zuerst das Christenthum, das war um die Mitte des neunten Jahrhunderts, den hörte auch Heime, und fühlte nun Reue, daß er den Thyrs erschlagen. Heime wurde Christ und vom Bischof von Chur getauft, that sich, nachdem er noch zuvor die feste Brücke über den Inn gebaut, von welcher Innsbruck seinen Namen trägt, das Weltleben ab, baute, statt sein Schloß zu vollenden, ein Kloster, und das ist Wiltau oder Wildenau, kurzweg Wilten. Das verdroß den Teufel mächtiglich, und er sandte einen gräulichen Lindwurm, von denen es damals in Tirol viele gab, den Bau zu hindern, aber Heime ging dem Drachen zu Leibe, erlegte ihn und schnitt ihm die Zunge aus. Mit dieser großen Zunge ist er abgebildet, und die anderthalb Ellen lange Zunge selbst wird auch noch aufbewahrt. Heime wurde Klosterbruder in Wilten, lebte gottselig und wurde nach seinem Tode daselbst beigesetzt. Sein Steinsarg war einst noch allda zu sehen, darinnen die Riesengebeine ruhten; derselbe maß vierzehn Werkschuhe und drei Querfinger.

Der Tiroler Riese Heime ist mit dem Recken Heime des „Heldenbuches“ sagengeschichtlich sehr nahe verwandt. Auch der letztere Heime erlegte einen Drachen, auch der letztere ging in ein Kloster in Lamparten, auch er erlegte endlich einen Riesen, nur daß dieser nicht Thyrse, sondern Aspilian hieß.

Auf Heime's Sarge ruhte in Holz geschnitzt sein Bildniß, und eine Gedenktafel an einem Pfeiler neben dem Grabe erzählt der Nachwelt seine Geschichte.

*) Thyrsis erat dictus; Sevëldia rura colebat. Thyrse war er genannt, er baute die Aecker um Seefeld.

18.

Von zwei Riesen im Vintschgau.

Der Riese Heime war es nicht allein unter seinem Geschlechte, der Hand an den Bau eines frommen Werkes legte, um den zürnenden Himmel für frühere schwere Thaten zu versöhnen. Zwei Riesen, die im Vintschgau hausten, thaten dasselbe, nur führten sie es nicht so herrlich hinaus. Der eine führte ein Kirchlein ob Naturns auf, welcher Ort im Etschthale ohnweit Meran liegt, und man nennt jetzt dieses Kirchlein Sankt Procoles, das will sagen: St. Proculus, welcher ein Christ gewordener römischer Soldat war, der einen vom Kaiser Diocletian nach Bologna zur Verfolgung der Christen entsendeten Präfecten niederschlug, und ob dieser That das Martyrthum erleiden mußte. Der zweite Vintschgauer Riese führte auf dem Joche zwischen dem Etsch- und dem Ulten-Thale auch ein Kapellchen auf, das nennen die Leute jetzt Sankt Vilgen und das Joch nennen sie das Vilgen Joch, welche Benennung von dem heiligen Vigilius herrührt, der der erste Bischof zu Trient war und der erste Verkünder des Christenthumes im Etschthale, dem aber die grimmen Heiden im Jahre Christi 420 die Martyrkrone bereiteten.

Jene beiden Riesen, welche ihre Arbeit als Werke der Buße vollbrachten, kamen damit sehr schwer zu Stande, denn sie hatten gemeinschaftlich nur einen einzigen Hammer, und warfen denselben einander zu, über eine Entfernung von drei Stunden, und der Hammer war riesenhaft groß und schwer, daher sie sich oft ohne Willen gegenseitig hart beschädigten. Als das Werk Beider nach der Mühe vieler Jahre beendet war, lebten Beide als büßende Einsiedler. Unterm Dache des Vigilii-Kirchleins liegen noch immer große Todtengebeine, die sollen beim Roden des Bodens in des Kirchleins Nähe aufgefunden worden sein, und dem Erbauer des letzteren gehört haben.

19.

Der Riese vom Salvenjoch und der Riese vom Marbachjoch.

Minder fromm und friedlich wie die büßenden Kirchleinerbauer der vorstehenden Sage lebte ein anderes Riesenpaar, einer auf der hohen Salve, der andere auf dem dieser gegenüberliegenden Marbachjoche in Wildschönau. Diese beiden haßten einander stetig, trafen nicht selten miteinander im heftigen Streite zusammen, und jeder von beiden wollte der stärkere sein. Endlich kamen sie durch Zureden Dritter überein, ihre Kräfte miteinander nicht mehr durch ringen und schlagen, sondern durch Steine werfen zu messen. Da schleuderte der Riese von dem Salvenberge einen großmächtigen

Steinblock hinüber auf das Marbachsjoch, gerade auf die höchste Spitze zu, doch erreichte der Felsen die Spitze nicht, sondern blieb einige Klafter unterhalb der Spitze liegen. Nun warf der Marbach-Riese einen gleichen oder noch größern Stein auf das Salvenjoch, und dieser fiel gerade mitten auf den Gipfel. So blieb der Marbacher Riese der Sieger in diesem Kraftwettstreite; der Stein desselben aber ist hernachmals mit zum Bau des Salvenkirchleins verwendet worden.

20.

Der Schwarzegger Riese.

In dem Hausenwalde ob Schwarzegg waren Holzmacher mit dem Abtreiben von uralten Waldbäumen beschäftigt, da kam ein alter eisgrauer Dürst daher, und murrte in seinen Zottelbart:

Ich denk' diesen Wald
Neunmal jung und neunmal alt!

und hing sein breites Maul in den Schleiftrog, darin er Wasser sah, und in welchem sich der Schleifstein befand, dessen sich die Holzleute zum Schärfen ihrer Barten und Beile bedienten. Er trank, wie er schon öfter gethan, den ganzen Trog leer, so sehr dürstete den Dürsen, die Hirten und Holzleute aber sahen ihn nicht eben gern, und die Aeßlinger insonderheit fürchteten ihn sehr. Da füllten eines Tages die Holzleute den Schleifradtrog mit Branntwein, statt mit Wasser. Das schmeckte dem Schwarzegger erst recht, er trank den Schnapps wie Wasser, hob das Rad aus, und leckte mit schnalzender Zunge den Trog ganz trocken — aber wie er den Kopf so überhing, wurde der Dusse duselig, und fiel sammt dem Stein und Gestell zu Boden, worauf er trotz dem Tscheiersthalriesen zu schnarchen anhub.

Da nahmen die Holzleute ihre Aexte zur Hand und hauten dem Riesen den Kopf vom Rumpfe, und da war die Gegend befreit vom überlästigen Tursewang.

21.

Der Riese vom Tscheiersthal.

Wie der „wilde Mann" im Tscheiersthale hauste, derselbe, der einen Bauer von Kaunersberg mit der oben Seite 13*) schon angeführten Antwort abfertigte, lebte im Dorfe Kaunersberg, darin überhaupt ein sehr kräftiger Menschenschlag seßhaft, ein Bauer, der hieß der „starke Michl", und war bekannt und gefürchtet als der kräftigste Robbler, hatte sich auch zu einem

*) Es ist dort fälschlich Tschniersthal als Druckfehler stehen geblieben.

Stadelbau die nöthigen Stämme und Hölzer „alser ganzer" zum Hofe getragen.

Da stach den starken Michl der Haber, auch einmal mit dem Riesen zu raufen, der in „Obersachsen" — wie dort ein Landstrich heißt, im Tschierersthale, bei Grubich, hauste; machte sich daher kecklich auf und träumte sich schon als Sieger des „Wilden". Wie er nun in das Tscheiersthal trat, vermeinte er einen fernen Wasserfall brausen zu hören, oder aber ein Gewitter mit fernem Donnergrollen zu vernehmen, dann spürte er ein heftiges Wehen, das immer stärker und zum Sturmwinde wurde, je weiter der Kaunersberger thalaufwärts vordrang. Er sah von weitem, wie die Bäume sich bogen, und wieder aufschnellten, ganz wie von einem Orkan gedrückt, und endlich nahm er mit Schrecken wahr, daß dort der Tscheiersthaler Riese lag und schlief und schnarchte, und solchen Wind aus seiner Nase blies, davon die Bäume also sehr bewegt wurden.

Da entsank dem kühnen Robbler der Muth, und sein Heldenherz fiel ihm in die Hose. Man muß die Leute nicht im Schlafe stören — sprach er, nahm die Trutzfeder vom Hute und schlich sich leise fort; war froh, wie er Riesen und Thal weit hinter sich hatte, und gedachte nimmermehr daran, mit dem Wilden sich im Robbeln zu versuchen.

IV.

Holden und Unholden.

In der nord- und mitteldeutschen Mythe treten mehrere weibliche Persönlichkeiten auf, deren Wesen vorzugsweise hold oder unhold geartet ist, und während unserer Schrift- und Umgangsprache das Wort Holden beinahe ganz verloren ging, blieb Beiden das Wort Unholden nur in einer überaus einseitigen Bedeutung, nämlich man verstand darunter und bezeichnete damit ausschließlich Hexen und Zauberinnen; zuletzt wurde auch die weibliche Benennung Unholde (Unholdin), mindestens in Mitteldeutschland, immer seltener, und es blieb nur im Volksmunde die Benennung Unhold als allgemeines Scheltwort für einen bösen, schadenfrohen und auf allerlei Frevel finnenden Menschen.

Die deutschen Mythenforscher sagen uns — abgesehen von allen sehr zweifelhaften und oft sehr gewagten Schlüssen und Ableitungen aus der scandinavischen Mythenwelt — daß Holde auch männlich gebraucht wurde, z. B. guoter Holde (s. Grimm D. M. 455.), desgleichen gut und auch böse gedacht (dass. II. 1027). Holda der mitteldeutschen Sagen soll die nordische Göttin Freia (Freida) sein; Berchta aber, die ihr vielfach

ähnelnde, soll den leuchtenden Gegensatz zu der dunkeln Hulda, die man auch zur Hela macht, bilden (Simrock D. M. 414). Das Schweizerische Tannhäuserlied nennt eine „Frau Frene“. Ob anzunehmen Vrene, für Veronika? (Grimm D. M. 1212.) scheint nicht rathsam, ebensowenig gehört das allemannische Vereneli hieher. Die heil. Veronika kann keine Frau Venus sein sollen. Aber diese Frene erschiene sonach wiederum als die Frau Venus, die Hulda des Hörseelberges.

In den Sagen des Tirolerlandes fließen Hulda und Berchta nicht ineinander, wie in denen des mittleren Deutschlands. Da ist Hulda blos Seligen-Königin, Einführerin und Beschützerin des Flachsbaues (vergleiche oben); Berchta aber, ländlich **Perchtl** genannt und geschrieben, hat mit der Hulda zwar das gemein, daß auch sie Advent- und vorzugsweise h. Dreikönigsabendgöttin und Beschirmerin der Spinnerinnen ist, und daß auch sie ein Heer führt, aber kein wildes; sie führt vielmehr, wie die Berchta des Voigtlandes, ein Heer von Kinderseelen, und keineswegs wieder als eine schöne leuchtende Gestalt, sondern ebenso altergrau und runzlich, wie Hulda so häufig erscheint, folglich nicht der letzteren Gegenbild, sondern ihr Seitenstück.

In Tirol erweitert sich der Kreis dieser dämonischen Wesenheiten sehr bedeutend, sowohl in weiblichen, als männlichen Gestalten. Unter den ersteren stehen die **Fanggen** voran, die Wildfrauen, von der Sage nicht selten den Riesen als deren Weiber zugetheilt, aber eigentlich doch eine Sippe für sich bildend, auf eigene Hand lebend und erscheinend; ihr ganzes Wesen ist so recht eigentlich unhold, und ihr Erscheinen grauenhaft.

Es ist außer allem Zweifel, daß das hochdeutsche Wort Wildfang, das nur männlich gebraucht wird, dem tirolischen Wildfangg entstammt, welches in seiner Heimath nur weiblich ist, denn an ein „fangen von Wild“ ist bei diesem Scheltwort nicht zu denken, es hätte diese Ableitung keinen Sinn.

Ein weiterer Unhold ist der oder die **„Wildg'fahr“**, theilweise die wilde Jagd in corpore, theilweise ein einzelnes, umgehendes, grauenhaft spuckendes Ungethüm, nur in örtlichen Sagen vorhanden, und merkwürdigerweise dann nicht selten männlich gedacht und genannt.

Als ein dem Wildg'fahr verwandtes Ungethüm zeigt sich der **Blutschink**, ein Unhold erster Größe, und vorzugsweise Kinderschreck, außerdem an eine bestimmte Oertlichkeit gebunden und in dieser heimisch. Weiter erscheint eine im übrigen Deutschland gänzlich unbekannte Sagengestalt: Der **Viehschelm**.

Vor beiden aber zu nennen und von ungleich größerer mythischer Bedeutung, als die eben genannten Unholden ist in den Tiroler Sagen der **Orco**. J. Grimm gedenkt seiner D. M. 291 und 454 als Orcus esuriens, als unersättlichen menschenverschlingenden Höllenriesen, der in romanischen Märchen als Waldgeist auftrete. Er ist jener Riese der

deutschen Kindermärchen, der zu seiner Frau spricht: „ich wittere, wittere Menschenfleisch,“ welches Paar die Franzosen Ogre und Ogresse nennen. Neapolitanisch heiße er Huorco. Jedenfalls brachten Wälsche diese Mythengestalt nach Tirol und nach der Schweiz, wo sie sich in einigen, vorzugsweise romanischen Engthälern seßhaft machte. Es gereicht zur wahren Freude, über diese mythische Erscheinung mehr beizubringen, als den deutschen Mythographen bislang von ihr bekannt war. Keinesweges ist der **Orco** mit dem Teufel, als ein Fürst der Unterwelt, wozu sein Name verleiten könnte, zu verwechseln, obschon auch er durchaus als böses Prinzip dasteht, haßvoll und ergrimmt gegen die Menschenwelt, schadenfreudig, tückisch, boshaft, und über alle Maaßen grausam.

Noch eine sehr unholde Einzelgestalt tritt in diesen Kreis, es ist der **Klaubauf**, ein kinderfeindlicher Spuk, nicht wie Orco oder Blutschink nur einmal vorhanden, sondern in der Mehrzahl, aber auch mit kinderfreßlichen Gelüsten begabt.

Mögen diese Holden und Unholden ihre besondere Schilderung finden, und dann an diese sich die örtlichen Sagen von ihnen anreihen.

1.

Die Perchtl.

Die Perchtl der Tiroler Sagen tritt in einer doppelten, ja dreifachen Beziehung in denselben auf; einmal als die Seelenführerin der ungetauften Kinder, dann, gleich der Hulda als Spinnefrau, und endlich noch als eine fast legendenhafte Gestalt des christlichen Mythus.

Zu „Gömachten“ oder „Gömnachten“, — so heißt in Tirol der Vorabend vor dem heiligen Dreikönigstage, welcher letzterer auch Perchttag, Perchtentag, Perchtnachten, Perichtnachten u. s. w. heißt — geht nach dem Gebetläuten die Perchtl über Gebirg und Thal; ein uraltes Mütterlein, runzelvoll und weißhaarig und gebeugten Rückens. Langsam, langsam „hatscht“ sie, Schritt für Schritt, und keucht wandermüde. Uralt ist ihr Gewand und zerschlissen von langem Wandern, hie und da durch kleine Holzkläppchen (Kloben) zusammengehalten. In langer endloser Reihe zieht ein Heer zarter Kinder der Perchtl nach, nie paarweise oder gehäuft, sondern stetig eins nach dem andern, und alle halten mit der Alten, der sie folgen, gleichen Schritt.

Aber ob Einer vermeine, die Perchtl und ihr Heerzug schreite langsam, so ist es doch nicht an dem, sondern es ist nur Täuschung; ihr Schritt hat die Schnelle des Wolkenschattens, der über die Wiesen fliegt. Wer ist diese gespenstige alte Frau?

Die Perchtl ist Claudia Procula, einst des römischen Landpflegers

Pontius Pilatus Gemahlin; sie bat ihren Mann, Christum nicht kreuzigen zu lassen, aber vergebens. Obschon noch Heidin, war sie doch gut und fromm, eine ehrbare Matrone, und unter den Juden in Jerusalem lebend, neigte sie sich zu deren Lehre von einem einzigen Gott. Als der hohe Rath über Jesum zu Gerichte saß, ängstigte ein Traum die fromme Frau, und sie lag ihrem Manne an, Christi Hinrichtung nicht zuzugeben und ließ ihm sagen, wie die Schrift zeugt:*) Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heute viel im Traum seinetwegen erlitten. Gerne hätte auch Pilatus Christum frei gegeben, aber der Juden wildes Geschrei schüchterte ihn ein, darum that er vor aller Augen ein Gleichniß, indem er ein Becken mit reinem Wasser bringen ließ, seine Hände wusch und sprach: Ich wasche meine Hände in Unschuld. Sehet ihr zu!

Später dann wurde Pilatus beim Kaiser verklagt, nach Rom zur Verantwortung gefordert und mit dem Exil bestraft. Er wurde nach Gallien verbannt, und endete dort auf dem nach ihm genannten Pilatusberge sein elendes Leben durch Selbstmord. Noch umschweben jenen hohen und mächtigen Bergstock der Schweiz schaurige Sagen.**) Claudia Procula aber, Pilatus Gemahlin, nahm zuerst nach des Heilandes Tode das Christenthum an durch die heilige Taufe. Darum ward sie auserkoren, fortan der Schutzengel der Kinderseelen zu werden, die im Leben ohne Taufe, auch ohne Nothtaufe, sterben. Darum wandert nun die Perchtl bis zum jüngsten Tage, und sammelt die Seelen dieser Kindlein, die nach kirchlicher Annahme nicht verdammt, leidlos, aber ohne die Freude seliger Gottanschauung bleiben. Dieser Glaube ist im ganzen Oberinnthale allgemein, und in andern Gauen Tirols theilweise verbreitet, daß die Seelen ungetaufter Kinder nicht in das Himmelreich gelangen. Wann aber einst der jüngste Tag genaht ist und der Erdball zertrümmert und geborsten unter den Schauern des Gerichtes, da bleibt von der Erde noch ein großer schöner Garten übrig, ein Paradies jener Kinderseelen, wo sie in glücklicher Unschuld und Zufriedenheit wohnen, mit Blumen spielen, dem Gesange der Paradiesvögel und einem sanften Quellengemurmel lauschen, dem sie auch verlangend nachgehen, aber den Quell doch nimmer finden, weil es der Quell des urheiligen Taufflusses, die Jordanquelle selbst ist, deren Rauschen ihr Ohr vernimmt.

Und das ist nun wieder der tiefe Sinn in der Perchtl-Sage Tirols, daß die Perchtl am Vorabende des Dreikönigstages erscheint und zieht, weil die Kirche an diesem hehren Tage ein dreifaches Fest begeht, nämlich die Erscheinung der drei Weisen aus dem Morgenlande, dann die Taufe Jesu im Jordan, und endlich das Wunder der Wasserverwandlung in

*) Ev. Matthäi 27. 19.

**) Bechstein: Deutsches Sagenbuch. 10.

Wein auf der Hochzeit zu Cana. Da führt die Perchtl die Kindlein nach dem Glauben manches alten Bäuerleins zum Jordan, dessen Fluth auch von ihren Seelen den alten Adamsfluch und die Erbsünde abwäscht, und überall, wo dieser Glaube noch lebendig ist, lassen nicht selten die alten Ahndeln oder Aehneln die Enkelchen am Gömnachtabend durchs Fenster schauen, ob sie nicht die Perchtl mit den Kindern ziehen sehen? —

Nicht minder war es eine häufige Sitte, am Gömnachtabend etwas Speise von der Nachtmahlzeit auf dem Tische stehen zu lassen, damit während des Schlafes der Hausgenossen sich die Perchtl mit ihrer Kinderschaar daran erletze und erlabe. Zu diesem Behufe setzte man früher die Speisenreste selbst auf die Hausdächer, hauptsächlich Nudle (nicht Fadennudeln), eine klos- oder krapfenähnliche Mehlspeise, ein beliebtes Sonntagsgericht.

Und eine andere Sitte ist noch vielfach im Brauch, nämlich die, daß am Gömnachtabend die Spinnerinnen, namentlich im Alpbachthale, sich beeilen, Flachs und Werg ganz rein vom Rocken abzuspinnen, weil sonst, nach altem Sprichwort: „die Perchtl hinein nistet", d. h. den Flachs verwirrt und den unfleißigen Spinnerinnen Unsegen bringt. Ein Gleiches geschieht wohl auch am Neujahrsabende da und dort.

Durch diesen Zug erscheint die Perchtl nun als Spinnefrau der Hulda verwandt, und wie man jene sich als Wintergöttin, als runzelvolle Alte dachte, so auch die Perchtl, deren ursprünglich schönes und reines mythisches Bild die spätere Zeit verzerrte und frazzenhaft umgestaltete, namentlich in dem mit Schaugepränge verbundenen Perchtllaufen oder Perchtlspringen. Mehr und mehr wurde sie falsch aufgefaßt, selbst von einheimischen Schriftstellern. So giebt der verdienstvolle und viel gefeierte Beda Weber in seinem Reisehandbuch: „Das Land Tirol" betitelt, S. 630 von der Perchtl, obschon mit Aufwand vieler Worte, ein sehr unklares Bild und verwirrt den Begriff von deren mythischer Persönlichkeit schon dadurch, daß er von ihr in der Mehrzahl redet, von guten und bösen Berchten. Seine eigenen Worte mögen hier eine Stelle finden:

„Berchte oder Berchtl bedeutet eine unheimliche, von übermenschlicher Kraft und Begeisterung gehobene, bald Grauen und Furcht, bald ungemeine Anziehungskraft zum Guten und Bösen verbreitende Gestalt. Solcher Wesen gibt es zweierlei Arten, gute und böse, beide in die Mitte zwischen die Menschen und die Geisterwelt gestellt, die erstern mit Wohlwollen, die letztern mit Ungunst und Feindschaft dem Menschen nahend, außerordentlich empfindlich gegen gutes und böses Benehmen der Leute gegen sie. Unbild verscheuchet die guten augenblicklich, und reizet die bösen zum Wiedervergelt. Ihre Schadenlust ist aber nur in gewissen Verhältnissen dem Menschen gefährlich, wo er sich nämlich durch eine moralische Blöße in den Zustand des Unrechtes versetzt hat. Sie wohnen nicht bei den Menschen, gehen aber zu gewissen Zeiten, namentlich vom Anfange des Adventes bis zum Feste der

heiligen drei Könige an den Menschenwohnungen vorüber, mehr hör- als anschaubar, aus unbekannten Wohnstäten hervorbrechend mit Geheul und Lärm, durch trügerische Laute lockend, auf bekannte Geistersprüche an Vertraute Antwort ertheilend, auch unbekannte Verbrechen strafend. Wer von ihnen eines Frevels wegen Unglimpf erlitten, kann nur von ihnen geheilt werden, und sie thun es nur am nämlichen Orte, in ähnlichen Verhältnissen, zur nämlichen Zeit, oft gar erst dann, wenn die nämliche Ordnung im Kalender wieder einbricht. Im Menschen wohnt ein natürliches Doppelgefühl gegen sie, Furcht und Sehnsucht zugleich, Furcht vor ihrer Unheimlichkeit, Sehnsucht nach ihren außergewöhnlichen Kräften. Das Glück wie das Unglück liegt oft in ihrer Hand, sie belohnen jeden auf das freigebigste, wer sich um ihre Huld verdient gemacht. Wie sie weinenden und störrischen Kindern als Schreckbild zur Beruhigung und Folgsamkeit dienen, sind sie den schuldlos Unglücklichen oft unerwartete und werkthätige Tröster. Man sieht, die Berchten sind Wesen der Volksmythologie, eine Art Mittelschaft zwischen den Menschen und dem Geschicke, zwischen dem Guten und Bösen, zwischen der Vernunft und der Willkür, gewissermassen die Personifizirung der sinnlichen und natürlichen Triebe und Neigungen in jeder Menschenbrust. Kein Wunder, daß die östlichen Völker bojoarischen Stammes, die sie wahrscheinlich aus dem höheren deutschen Norden herabgebracht, auf den Einfall kamen, sie nachzuspielen, ganz in der Art und Weise, wie der Begriff von ihnen sich festgestellt. Dieses Spiel heißt das Berchtenspringen, und hat sich im Großachenthal und bei Lienz oft und mit Recht von polizeilichen Rücksichten angefochten, in leisen Zügen bis auf unsere Zeiten erhalten."

Eine solche Anschauung von der Perchtl lebt nirgends im Volke, sie ist viel zu gelehrt, zu philosophirend. Das Volk philosophirt nie, und thut daran außerordentlich wohl. Vom Perchtlspringen hernach.

Wohl aber setzte sich durch das eben genannte Volksspiel mehr und mehr der Begriff von einem herenhaften Wesen fest; die Perchtl fehlte als ein solches nicht beim Imster Schemenlaufen, nicht in dörflichen Carnevalsaufzügen und Mummereien, um so weniger, als diese gleich nach dem Dreikönigstage ihren Anfang zu nehmen pflegen. Da erschien und erscheint sie noch in zerlumpten Kleidern, als eine Hexe und Huttlerin, und so wurde ihr Name zum Scheltwort: Du bist eine Perchtl! heißt so viel wie: Du bist eine Schlampe! und da langen wir mit ihr wieder bei der Hulda als „Potznase" an, bei der „Bertha mit dem großen Fuße" mitteldeutscher und französischer Sagen. Die „Chlungere" heißt sie am Züricher See, entweder von Klunker, Dreckzottel, oder vom alten Klungi, Knäuel, mit dem Begriffe des verwirrten, verpfitzten Knäuels, wie sie im Voigtland Werre, Wirre, heißt, ein Begriff, von dem noch das deutsche Wort Wirrsal zeugt.

Wie die Lieblingsspeise der Perchtl in Tirol „Nudl", so in Thüringen Klöse und Häringe (Fische und Mehlspeise, Fastenessen).

Gleichwohl hält das Tiroler Volk zwischen der ältern Perchtl, der mythischen Kinderseelenführerin, und der herabgekommenen, in den Aberglauben getretenen, einen Unterschied fest. Es nennt die erstere „Gömnacht-" auch „Göbnachtsperchtl", besonders im Unterinnthal, in Wildschönau und anderwärts, und die letztere, den bloßen Spuck, schlechtweg „Perchtl".

Im nachbarlichen Salzkammergut und im bayrischen Hochlande schreckt man mit der Berchta die Kinder, uud droht ihnen, daß sie den bösen den Bauch aufschneiden, und mit eisernen Ketten wieder zunähen werde.

Die reichhaltigsten Studien über die Berchta hat Jacob Grimm nach allen Richtungen hin gemacht, und sie in der D. M. S. 250 bis 259 niedergelegt. Daselbst wird auch S. 256 und 257 des Perchtlspringens und Perchtlaufens gedacht. In der nördlichen Schweiz, wo der Name Berchtli, auch Bechtli, Becheli laute, heiße der 3. Januar Bechtelistag, der von jungen Leuten mit geselliger Lustbarkeit unter dem Namen „Bechteln, Berchteli," gefeiert werde. Im 16. Jahrhundert habe zu Zürich noch der Gebrauch geherrscht, sich zu dieser Zeit einander aufzufangen und zum Weingehen zu nöthigen, das nannte man „zum Berchthold" führen — demnach ein männlicher Berchtl, u. s. w.*)

Das Perchtlspringen, oder wie es auch genannt wird: Perchtlaufen, das im Vintschgau, so wie auch in und um Kitzbühel noch stark üblich ist, ging hervor aus der im Volkscharakter der Tiroler lebendigen Vorliebe für Maskenspiel und Mummenschanz, zum Theil wohl auch aus jenen großartigen Volksschaudarstellungen nach dem Vorbilde alter Mysterien, die freilich eine spätere, minder innig religiöse Zeit arg verhunzte und in den Staub zog. Solche Vorstellungen finden und fanden namentlich im Pusterthale seit Jahrhunderten Statt; das heilige Spiel schlug aber nicht selten in weltliches um, und nahm selbst bisweilen einen das göttliche und geistliche verspottenden und verhöhnenden Charakter an. Auch das lag mit in dem raschen Uebersprung von der ernsten und heiligen Zeit der Zwölften, die mit dem h. Dreikönigsabend endet, in die zwanglose Zeit des Faschings, der entfesselten Maskenlust. — Wohl durfte am Festtage der Erscheinung Christi noch nicht getanzt werden, aber es regte und rührte sich schon aller Orten und Enden, die Sternsinger zogen umher, einzelne Larven kamen schon zum Vorschein, und sobald es nur irgend schicklich war, brach wilder Wirrwarr der Schemenlaufer, Perchtlwanderer, Perchtlspringer, Anklöpfleslaufer los, und Zillerthaler, Innthaler, Alpbacher, Brandenberger, Wildschönauer u. s. w. begannen ihre Possenspiele und Fastnachtsfrazzen.

*) Vergl. „Der Berchtolds-Tag in der Schweiz." Eine mythologische Skizze von H. Runge. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1857. Der Tag ist der 2. oder auch der 3. Januar. Das Kinder- und Volksfest findet in Zürich noch immer Statt.

Von Schaatz bis St. Johann, Kitzbühel, Jochberg, Pillersee und in der Großachenregion wissen die Einwohner davon.

In Lienz und dessen Umgend im Pusterthale bilden diese Spielaufzüge noch ein Durcheinander von Riesen, Hexen, Schatten-Huttlern, wilden Männern und dergleichen. Rüstige Bursche verlarven sich auf so manigfaltige Weise, oder malen sich die Gesichter, umhängen sich mit Kuhglocken und Ziegenschellen, ziehen lärmend und tosend in bekannte Häuser, tanzen hier, trinken dort, necken die Wanderer der Wege, und was allzu neugierig in den Weg tritt, oder gehaßt ist, kann erleben, mitten im Winter ein kaltes Bad im Brunnentroge zu nehmen. Solch wildes rennen und laufen geht häufig von Dorf zu Dorf, oder zur Stadt, oder von der Stadt zu Dorfe, wächst, mehrt sich, durchfährt die winterlichen Gegenden mit Geklang und Peitschengeknalle, und juhuhet, wie das wilde Heer, bis die Abend- und Aveglocke Stillstand und Ruhe gebietet.

In Lienz soll noch ein aufgeschriebenes „Perchtspiel" vorhanden sein, doch fragt sich's sehr, ob es wirklich alten Ursprunges, und ob es ein reines Bild von der Perchtl in ihrer höheren Gestaltung gewährt, wie sie nur noch in Einzelthälern, und namentlich im einsam abgeschlossenen Alpbachthale, ohnweit des Zillerthales und diesem rechts gelegen, lebt? — daher es auch kommt, daß eigentliche Perchtlsagen selten sind.

2.

Die Fanggen.

Das mythische Zeitalter der Fanggen ist das der Urriesen; sie heißen auch Wildfangg, wilde Weiber; in der Einzahl: Fangga, Fanggin, böses Waldweib.

Ihre Gestalt schildert die Sage schauerlich, riesengroß, am ganzen Körper behaart, geborstet, das Antlitz verzerrt, der Mund von einem Ohre zum andern gezogen, das schwarze Haupthaar hängt voll Baumbart, (Altersflechte — Lichen barbatus L.) und reicht rauh und struppig über den Rücken herab; im Zorne sträubt sich's wild empor, wie Furiengelock. Die Augen sind dunkel und nachtschwarz wie Kohlen, glühen aber auch zu Zeiten und sprühen Blitze — die Stimme ist Mannesstimme, rauh und ungefüge. Ihre Kleidung sind Schurze von Wildkatzenpelzen, Joppen von Baumrinden, und Zottelschurze von Füchsen und anderm Gethier. Die Fangg ist stets hungrig, absonderlich nach dem Fleische der Menschenkinder, die holt sie sich, wie es nur gehen will, daher dürfen die Kinder am Abend nicht über die Thürschwelle.

Das ist ein Bild der Wildfangg Tirols, welche die deutschen Mythographen nicht kennen. Jede Fangg trug außer dem allgemein bezeichnenden Namen noch einen besondern eigenen, ihrer Gewandung, ihrem Wohnorte, oder einer Aehnlichkeit entnommen, z. B. „Stuzza-Muzza" (Stutzkatze),

„Hochrinta“ (hohe Rinde), „Stutz-Forche“ (Stutzföhre), „Rohrinta“ (Rauhrinde) u. dgl.

Ungeheuerlich, wie der Fanggen ganzes Wesen, war auch ihre Körperkraft, die sich stets verderblich äußerte, ihr Wuchs, der mit dem der Urriesen wetteiferte. Im Walde, der von Nassereit nach Stra sich zieht, hauste eine Fangg, welche von der Größe eines mittelmäßigen Baumes war. Sie lauerte stets auf Menschen, und wenn sie kleine Buben zu fassen bekam, so schnupfte sie dieselben in ihre Nase, wie Doppelmops oder Saint Omer, oder sie rieb sie an alten dürren Bäumen, die von stechenden Aesten starrten, bis sie zu Staub geraspelt waren.

Ein eigenthümlicher Zug begegnet bei den Fanggen, die mehrentheils in Gemeinschaft lebend gedacht wurden, gleichsam in Gruppen vertheilt, obschon als solche sehr vereinzelt, der an den antiken Mythus von den griechischen Hamadryaden mahnt. Die in einem und demselben Walde beisammen hausenden Fanggen waren an diesen Wald gebunden; wurde der Wald geschlagen, so schwanden sie; starb ein Baum, oder wurde er gefällt, von dem eine Fangga den Namen trug, so war auch ihr Dasein dahin. Daher war den Menschen ein Mittel gegeben, sich der ihnen so feindseligen Fanggen zu entledigen, und sie wandten es an. Hauptsächlich bewohnten diese „wilden Weiber“ einen großen Urwald im Urgthal, zwischen Landeck und Ladis; einen andern Urwald, der „Bannwald“ genannt, am Pillerberg im Oberinnthal; von mancher Fangg leben noch Sagen, die sich innig mit jenen von den Riesenfrauen mischen.

Die spätere Zeit schwächte auch das hochgewaltige, übermächtige Wesen der Fanggen in etwas ab, wie sie mit fast allen Gestalten der älteren Mythe that, die sie allgemach nicht nur entgötterte, sondern sogar vermenschlichte, — wie bei den Riesengeschlechtern ebenfalls geschah. Schon der nicht unwichtige Sagenzug, daß Fanggen ihre Kinder, wohl nur um sie vor dem Gelüst und Hunger ihrer scheuslichen Gemahle zu bewahren, in Menschenwohnungen einthaten, bis jene Gräuel tod waren, ist wichtig. Dadurch, daß Fanggenkinder (meist nur Töchter) in Bauernhäusern erwuchsen, und in guter Sitte aufgezogen wurden, auch als Mägde treu und fleißig dienten, schlug sich zwar eine Kulturbrücke vom Menschengeschlechte zu diesem weiblichen Riesengeschlechte hinüber, aber keine feste, denn die Fanggentöchter bequemten sich nicht zum Christenthum, beteten nicht, gingen nicht in die Kirche und hatten die möglichste Scheu vor dem heiligen Kreuzeszeichen — mit einem Worte, sie bewahrten ihre altdämonische Natur. Das Volk der späteren Zeit, dessen umdunkelter Sinn von der Großartigkeit heidnischer Gottheitgestalten weder Begriff noch Anschau mehr hatte, nahm auch die Fanggen nur als gewöhnliche Scheusale und Hexen in seinen beschränkten Ideenkreis auf, und daher kam es, daß beim Schemenlaufen zu Imst, das Spindlers Roman: „Der Vogelhändler von Imst“ so trefflich episodisch

schildert, auch die Fangga mit Hexen und Huttlern eines Ganges geht, dem Klaubauf (von welchem unten) als Weib zugesellt wird, und ihm Kinder in seinen großen Hammelsack stecken hilft.

In spätester Zeit verwirrten sich die Fangga-Sagen so mit andern, daß sogar Trennung schwer fällt, und man bisweilen nicht recht weiß, ob man ein halb dämonisches Wesen, das in bäuerlicher Sage begegnet, noch zum Geschlechte der Fanggen, oder aber zu dem der Nörggel (Erdzwerge) zählen soll; besonders ist dies bei den Rutschifenngen am Arlberg der Fall, wo Name und Begriff sich ändern und an eine andere Dämonensippe herantreten. Während nach einer Richtung hin die Fanggen als Wildfrauen sich zum Geschlechte der Riesen hinneigen, selbst als Riesenweiber erscheinen, steigen sie nach der andern zum Geschlechte der Wichte, der Lorggen, der Nörggel nieder, und bilden ein Band zwischen Riesen und Zwergen, oder auch zwischen beiden letzteren und den Menschen, wie aus den örtlichen Sagen erhellt.

3.
D's Wildg'fahr.

Während in Norddeutschland unter mancherlei Führern und Führerinnen: Wuotan, Abel, Hackelbärend, Hackelberg, und Tutosel, und in Mitteldeutschland unter der Führung von Frau Holle und dem treuen Eckart das wilde Heer, wüthende Heer, die wilde Jagd, der wilde Jäger in der Advent- und heiligen Zeit durch die Lüfte tobt und saust und braust, was in Südbaiern und den Donauufern entlang häufig das „wilde Gejaid" heißt, ist diese dämonische Erscheinung von der Tiroler Sage minder entschieden ausgebildet, obschon vorhanden und unter dem Namen „D's Wildg'fahr, 's wild G'fahr, 's wild Geschroa" (Geschrei) bekannt. Damit diese Bezeichnung nicht mißverstanden werde, ist voraus zu bemerken, daß hier nicht eine Gefahr (pericula) gemeint ist, sondern ein Gefahre. Der tiroler Bauer nennt alles ein G'fahr, was mit einigem Lärmen zieht und fährt; springen die Buben lärmend umher, so sagt der Bauer: Dö Fratz'n hob'n a G'foahr — er fährt auf die Alm — er fährt heim, er fährt auf den Markt, obgleich das Vieh ganz langsam getrieben und zum Markt zu Fuße gegangen wird. Daher ist auch Teufels- und Hexenheerzug ihm ein „Wildg'fahr", und als Nachhall der verklungenen Sagen von Wuotansheere mischte sich die Teufelsgestalt ein. Der Teufel selbst wurde als grüner oder schwarzer Jäger, reitend auf gewaltigem feuerschnaubenden Rappen, wilder Heerführer, und das Heer böser Geister folgt ihm in Gestalt von Vögeln und Ungeheuern. So wollen viele das wilde G'fahr gesehen haben, den meisten ist aber dabei sehen und hören so vergangen, daß sie das, was sie wahrgenommen zu haben vorgeben, nicht klar schildern können.

Die Zeit, in welcher das Wildgefahr sicht zeigt, ist, wie überall,

die Adventszeit bis zum h. Dreikönigstage, in der auch Pütze wandern, und aller andere Geisterspuk sich doppelt rührt, wohl auch sich dem Wildgefahr gesellig anschließt und im Bunde mit dämonischen Habergaisen, (Eulen) Kuhtuddlern, (Nachtschwalben) Hunden u. s. w. den nächtlichen Heerzuglärm vermehrt.

Soweit wäre das Wildgefahr Tirols ganz oder doch ziemlich übereinstimmend mit dem wilden Heere im übrigen Deutschland; allein es gewinnt in der Tiroler Sage gleichwohl noch eine ganz andere Gestalt und Bedeutung, indem es auch als einzelnes Ungethüm, als ein ganz absonderlicher Unhold auftritt. Als solches ist das Wildgefahr, das da und dort erscheint, nicht an eine bestimmte Zeit gebunden, sondern es spukt durch das ganze Jahr hindurch, und die Phantasie des Volkes hat dieses Schreckgespenst wunderlich genug ausgestattet.

So wohnt ein Wildg'fahr in der Felshöhle im Rofnerwaldgute bei Naturns (ohnweit Meran), das hat eine Gestalt als ob zwei Gäule zusammengewachsen wären mit nur einem Kopf und nur einem Schweif, aber an jeder Seite zwei Paar Beine. (Das achtfüßige Götterroß der scandinavischen Mythe.) Fährt es aus, so rauscht es, wie gedörrte Felle, weil seine Haut über dem Knochenscelette raschelt, denn Fleisch hat es auch nicht. Wer aber solch Rauschen hört, dem reissen die Nervenfäden entzwei, und er bekommt Freisen und Hinfallendes (böses Wesen, fallende Sucht) all' sein Lebetage.

Bei Münster in Unterinnthal spukt ein Wildg'fahr, das zeigt sich auf einer Wiese in Gestalt eines sausend dahin rollenden Wagens voll kohlschwarzer Vögel, so groß wie Geier; die schlagen alle mit den Flügeln und vollführen gräulichen Lärm, und die Räder rasseln, und von den Raben sprühen Funken, und der Sturm begleitet den rollenden Wagen mit mächtigem sausen, reißt Bäume zu Boden und deckt Dächer ab. (Der Fahrwagen der obersten Götter und Göttinnen des Nordens.)

Oberhalb Meran, im Lorchthale, erscheint das Wildgefahr als eine „foirigö Fack", ein riesengroßes, über und über von Feuer leuchtendes Schwein, das aus dem aufgeblasenen Rüssel Ströme von Funken ausbläßt, den Rachen ellenhoch aufsperrt, und einen Schweif hat so groß und dick wie eine alte um sich herumgewachsene Legföhre oder Krummholzkiefer. (Der goldene Eber, den die Einheriar der Nordlandsmythen jagen.)

Auch der Wirbelwind ist ein „Wildg'fahr", aber als solcher muß er heftiger und stärker sein, wie der gewöhnliche, den die Hexen machen, der lustige Tänzler auf den Heerstraßen, der neckische Heuwender auf den Wiesen, der höchstens einmal einen Heuschober auseinander reißt. Gegen diese Gaukler helfen wohl Weihwasser, Kreuze schlagen, Pinzgermesser, aber der Wildg'fahr-Wirbler läßt sich von derlei Wesen nicht abschrecken. Wenn der daher „gefahren" kommt, reißt er alles zusammen oder auch nach

Befinden auseinander, nimmt alles mit, was „ungesegnet“ ist, Kinder und Hausthiere. Wer ihn nahen sieht, den schrecklichen Unhold, muß sich gleich auf den Boden niederlegen und ducken, Hände und Füße kreuzweise legen und ein Stoßgebet beten, sonst nimmt ihn der Wildg'fahr mit und es geht ihm noch gut, wenn er in einem nachbarlichen Thale abgesetzt wird, daß ihm alle Rippen brechen. Darum muß sich jeder, der den Wildg'fahr annahen sieht, in angegebener Weise zu schützen suchen, und Gott als den Stärksten anrufen, dann kann ihm kein Unhold und kein Höllenspuk etwas anhaben.

Jener Zug der Sage, der in Bayern auftritt, daß man beim „wilden Gejaig“ auch schöne Musik vernimmt, begegnet in Tirol nicht. Auch der „Türst“ der Schweizersagen hat einen andern Charakter, er führt Kühe in die Lüfte, die nur allenfalls durch den Albsegen wieder herabgerufen werden können.*)

4.

Die Runsa.

Orient und Occident vergötterten im Alterthume Naturgewalten, deren Wirkung dem Menschengeschlechte übermächtig erschien und — meist verderblich — fühlbar wurde. Die Elemente wurden zu Gottheiten erhoben, und was in ihnen herrschend vorwaltete: Sturm und Donner, Strom und Fluthung, Feuerberge und Meeresstrudel — alles erschien als etwas göttliches, welches die Phantasie dann durch die Kunst verkörperte. Und nicht allein bei den Völkern des Orients und bei Aegyptiern, Griechen und Römern war dieß der Fall, auch die Nordlandsmythen und die altgermanischen sind voll solcher vergöttlichter Naturgewalten; kein Wunder, wenn auch in anderweiten Mythenkreisen dergleichen begegnet. Selbst wenn das Vorkommen solcher vergöttlichten Wesen nur ein vereinzeltes ist, so tritt es doch mit ein in die große Kette von Seinesgleichen, ist um sein selbst Willen da, und zieht mit fort im alten Götterheere der Ueberlieferung.

Vergebens mag Einer mythologische Wörterbücher und dergleichen Machwerke nach dem Worte Runsa nachschlagen, vergebens bei unsern Mythographen danach fragen gehen, was Runsa sei? Im besten Falle erläutert ein sprachliches Wörterbuch das Wort durch Rinne, Rinnsal, folglich auch Quelle, und figürlich die Blutquelle einer geschlagenen Wunde, daher blutrünstig, und dann sind wir an der Grenze unseres Witzes.

Die Runsa ist ein häßlicher Alpen-Unhold von schreckbarer Gestalt, putzenhaft, aber doch kein rechter Putz. Zwar macht eine Sage im Pitzthale sie als örtlichen Spuk namhaft, als eine durch Gottes Zorn bestrafte

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch. 13.

unredliche Kaserin, allein außerdem wird sie, wenn auch nicht allgemein gekannt und genannt, als jene Verderberin bezeichnet, die zu steter Bosheit gegen die Menschenwelt geneigt, schreckhafte Erscheinungen hervorruft, die schlimmer als Schlag- und Grundlawinen und Hochgewitter verheerend von den Bergen stürzen. Alles bebt und zittert, wenn der Schreckensruf erschallt: „Die Runsa kommt!“ denn das ist kein Geschöpf der Einbildungskraft, es ist die verheerende, verschüttende Schlammlawine, die hoch von den Berggipfeln sich nach starken Regengüssen im Hochgebirge zur Sommerzeit jählings mit Donnertosen als Schlammwasserfall herabstürzt, Felsen, Erdboden, Bäume, Hütten, alles was ihr nur in den Weg kommt, mit niederreißt, da tiefe Betten sich wühlt, dort ihren Wust häuserhoch ablagert und zurückläßt, die herrlichsten Triften überschüttet, ganze Aecker wegspühlt. Diese entsetzenvolle Erscheinung führt auch in der Schweiz denselben Namen. Ob sie dort im Volke aber auch als verkörperter Dämon gedacht wird, ist nicht bekannt.

5.

Der Orco.

Der Orco ist ein mächtiger Gebirgsgeist, den einheimische Sagenfreunde dem Rübezahl des schlesischen Riesengebirges haben vergleichen wollen, allein dieser Vergleich hinkt, denn dem Orco geht durchaus der Zug heiterer Neckerei, Begabung guter Menschen nach mancher Prüfung und dergleichen dem Rübezahl Eigenes ab. Das Gebiet des Orco ist auch kein sehr umfangreiches Stück Land oder Gebirge. Seine Heimath ist der von Klammen und Klüften durchzogene Dolomitfelsenstrich von Enneberg Abtei und Buchenstein mit deren Zubehörungen und Angrenzungen; dort lebt, mit der uralten Ladinersprache innig verschmolzen, das Sagenbild dieses Dämons und drängt alle übrigen zur Seite.

Der Orco ist ein starker und mächtiger, jahrtausende alter Dämon, der aber niemals altert; er vermag in jede Gestalt sich zu verwandeln, und übt seine Kraft und Macht nur im zerstören. Alles was er vollbringt, gereicht den Menschen zum Unglück und Verderben. Selten erscheint der Orco in Menschengestalt, geschieht es aber, so ist dieselbe dann riesenhaft, mit dem Ausdrucke äußerster Bosheit, Wildheit und Grausamkeit; er ist nach der Riesen Art bekleidet, oder auch nackt und dann über und über behaart, wie ein Bär. Schadenfreude, und zwar boshafte, ist mit ein Element dieses Gebirgsgeistes, und nur in dieser Beziehung nähert er sich in etwas dem Rübezahl der schlesischen Sage.

Einer der gediegensten Forscher im Gebiet der Alpennatur Tirols, Gubernialrath Dr. Staffler, welcher in seinem lehrreichen Werke: „Das deutsche Tirol und Vorarlberg, Innsbruck bei Felician 1847,“ auch die reiche Sagenwelt des Landes nicht außer Acht läßt, entwarf im 2. Bande

dieses Werkes, S. 295 u. f. folgende Schilderung des Orco: „In Enneberg und vorzüglich in der Gemeinde Wengen kommt auch ein Berggeist zum Vorschein, nicht unähnlich dem Rübezahl im Riesengebirge, im Thalvolke unter dem Namen Orco bekannt. Er ist bösartiger Natur und wegen seines neckenden Spuckes allgemein gefürchtet. So beschweren sich die Bauernweiber oft bitter über die verderbliche Tücke, die sie bald im Hühner- und Gänsestall, bald beim Backofen, bald in der Milchkammer von ihm erfahren müssen. Am allerschlimmsten spielt er dem Wanderer mit, der sich nicht besonders vorsichtig gegen ihn benimmt. Regen und Thauwetter erschwert nicht selten die Reise beim heitersten Himmel, und im Winter überzieht er nur zu gern mit einer leichten Schneedecke den eisigen Weg; wenn dann jemand auf das Maul fällt, erschallt ein gellendes Hohngelächter aus dem nahen Walde. Oft wird der Reisende beim Anbruche der Nacht, er weiß nicht wie, von der Straße abgeleitet, in unwegsame Gegenden verlockt, bis zur Erschöpfung abgemüht, und am Morgen sieht er sich wieder auf den Platz versetzt, von dem er Tags zuvor ausgegangen ist. Manchmal geschieht es, daß der Orco sich als ein kleines, unscheinliches Kügelchen auf den Weg legt. Kaum ist der Wanderer über dasselbe hinweggeschritten, so schwillt es plötzlich zu einer ungeheuren Riesenkugel an, die jenem, mag er laufen, wie er will, mit furchtbarem Krachen und poltern und jeden Augenblick Zermalmung drohend, hart an den Fersen nachrollt, bis der arme Geängstigte athem- und besinnungslos zu Boden fällt. Auch als ein weidendes Pferd erscheint er in der Nähe der Straße, und nähert sich schmeichelnd dem Vorübergehenden. Wehe dem, der es wagt, den schönen tückischen Gaul zu besteigen; denn kaum fühlt dieser die gesuchte Last auf seinem Rücken, so verlängern sich seine Beine dergestalt immer höher und höher, daß der erschreckte Reiter aus schwindelnder Höhe kaum mehr den Erdboden unter sich sieht, und dann geht es fort und fort in sausenden Gallopp über Stock und Block, durch Korn und Dorn in die grauseste Wildniß, bis endlich der unglückliche Phaeton aus seiner Luftregion niederstürzt, und sich glücklich schätzen muß, wenn er am Gesichte und an den Händen erbärmlich zerkratzt aus dem Dorngebüsche sich herauszuwinden im Stande ist. Das Verschwinden dieses häßlichen Gespenstes ist immer von dem ekelsten Gestanke begleitet. Daher auch das in Enneberg übliche Sprichwort: el toffa schoco l'orco (er stinkt wie der Orco)."

Dieses Ladinische ist fehlerhaft abgedruckt, es muß heißen: „al toffa schocho l'Orco;" im Friauler Bezirk spricht man: egli toffa ciòché l'Orcul. Der Italiener sagt: egli spuzza siccome l'Orco, übrigens ähneln sich die ladinische und die friaulische Aussprache in der romanischen Sprache am meisten.

Selten erscheint der Orco als Wilder, sondern zumeist als Pferd, Hund, große Eule (Buhin) und besonders als Kugel, erst klein, dann zu

erschreckender Größe an- und aufschwellend. Bisweilen wird auch nur seine Stimme vernommen, ähnlich jener des Hoihoimannes einer altbayrischen Sage*). „Tschigé, tschigé!“ schreit der Orco, er johlt und juchezet in seiner Landessprache, ladinisch.

Ein Lieblingsaufenthalt dieses schadenfrohen Spukes ist der Plaiswald im Ennebergischen, der von einer unheimlichen Düsterniß ist, und durch den die Straße anderthalb Stunden lang hinzieht, ohne daß sich dem Auge ein Haus oder eine Hütte zeigt, dagegen erinnern in der Mitte des Waldes an schaurigen Stellen zahlreiche Kreuze, Bet- und Bildstöcke und Marteln, deren Menge die Stelle einem Kirchhofe ähnlich macht, lebhaft an Tod und Sterben, und mahnen die Wanderer, für die Seelen der Abgeschiedenen ein frommes Gebet zu sprechen. An diesem trübseligen Orte läßt auch die Sage zur Nachtzeit arme Seelen in Gestalt irrender Lichtlein erblicken, und man hat ihm den Namen gegeben: I saintg, sprich I saintsch (I santi, die Heiligen), auch I Crap dei saintg (die Felsen der Heiligen).

Auch im nahen Martenthale, zu St. Cassian, in Colbera und Colfuschk (Fortsetzungen des Abteithales), und um die Schlüfte des mächtigen Dolomitfelsenberges Kreuzkofl spukt der Orco. Außerdem aber läßt sich der Orco außerhalb seines Bezirkes nicht erblicken, wenn auch Sagen von ihm in den angrenzenden Gebieten häufig verbreitet sind. Blos in das Friaulsche streift er bisweilen sichtbarlich herein, und heißt dort l'Orcúl. Bei solchen Besuchen pflegte er gern Riesengestalt anzunehmen, stellte einen Fuß auf den „heiligen Berg“ (Berg mit Wallfahrtkirche bei Görz), den andern auf St. Valentin, ebenfalls eine nahe Wallfahrt, und bog sich dann nieder und trank aus den zwischen beiden Bergen fließenden Isonzo.

Ein Zug findet sich in den Orcosagen, der an einen ganz ähnlichen beim „wilden Jäger“ Mitteldeutschlands, im Saalthale und Voigtlande, erinnert. Man darf sein nächtliches Rufen nicht erwiedern, nicht nachahmen, sonst erfolgt auf der Stelle die Bestrafung.

6.

Der Blutschink.

Im Oberinnthale und auch noch in andern Landestheilen Tirols ist Schink soviel als Fuß, dieses muß vorausbemerkt werden bei der Schilderung eines sagenhaften Ungethümes, das nur Tirol eigen ist, und auch hier nur in einer einzigen dämonischen Persönlichkeit auftritt.

Der Blutschink wird geschildert als eines der furchtbarsten Ungeheuer, so gräßlich, wie nur immer eine im ungeheuerlichen irre gehende und sich in ihm gefallende Phantasie ihn schildern kann. Auch er erscheint

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch. S. 964.

in der Sage durchaus menschenfeindlich, auch er ist eine gigantische Urkraft, die sich gegen das Eindringen der Kultur, Sitte und Religion ankämpfend sträubt. Ohne Wassergeist zu sein, hatte der Blutschink dennoch seine Wohnung in der Tiefe eines finstern See's, welcher in einer schaurigen Gegend des Paznaunthales lag, das in das Stanzer Thal ausmündet, durch welches die Straße von Innsbruck durch Vorarlberg nach der Schweiz führt. Dieser kleine See lag unterhalb des malerischen Trümmerschlosses Wiesberg, nahe dem Wege, an den die Gemeinde See ihre zerstreuten Häuser und Höfe aufbaute. In Gestalt eines fürchterlichen Bären mit dräuendem Rachen entstieg allnächtlich das Ungethüm mit den blutigen Füßen der Tiefe des Sees, durchwanderte die Nachbarthäler, stumm wie der Tod, leise schwebend und unhörbar, wie ein Schatten, fiel auf sein Opfer, würgte es, und zog es mit sich fort, und in den See hinunter, wo er dessen Blut trank. Nicht selten wurden winselnde Klagetöne an dem Ufer des Sees vernommen, und man sah im Mondscheine, bisweilen aber auch bei hellem Tageslichte Blutwellen auf der Seefläche aufbrodeln. Nie stillte sich der Blutdurst des Blutschink's, der nach dem Vampyrismus slavischer Sagen hinzeigt, bis die Güte des allerbarmenden Gottes dem Gräuel ein Ende machte, und durch ein Erdbeben den See sammt seinem Dämon von der Erde verschwinden ließ. Die Sage von letzterem blieb aber im Volksmunde lebendig; einestheils sank in ihr der Blutschink zum bloßen Kinderschreck herab, und in dieser Beziehung hört man ihn im Lande Tirol nicht selten nennen; anderntheils glaubten und glauben noch alte Sagengläubige, daß der Blutschink keinesweges vernichtet sei, sondern sich nunmehr in andern Seen und Gewässern verborgen halte, und namentlich in den tiefen Kesseln des Inn. Der Blutschink durchstreift, so berichtet diese jüngere Sage, das Paznaunthal und die Höfe und Weiler von See, dann zeige er sich und habe sich gezeigt bei Landeck, wo der Inn in das Stanzer- oder Rosana-Thal fällt; von da wandere er bald Inn-abwärts bis gen Imst, bald in das Ober-Innthal, bis Finstermünz, halte sich besonders gern unterhalb der Pontlatzer Brücke beim alten Zoll auf, die so vieles Blut fließen sah, und bei der einst der Inn völlig durch Kriegerleichen gestau't war, gehe aber selbst noch weiter in das Seitenthal des Inn, den Stillebach aufwärts, bis Nauders. Unter der Pontlatzbrücke hat man den Orco, der Sage nach, ebenso vor mehreren Jahren auftauchen sehen, wie zu Schönwies, das halbwegs zwischen Landeck und Imst liegt.

Die mythische Idee des Blutschink scheint in einer uralten grauenhaft gedachten Naturgottheit zu wurzeln, und sie ist in der That der Gegenwart so fern gerückt, daß die Forschung mit derselben wenig anzufangen weiß. Die Oertlichkeit von „See“ deutet durch ihren Grund und durch ihre Lage auf das frühere Vorhandensein eines ausgebreiteten Gewässers.

Die Kirche der zerstreuten Gemeinde, welche die unterste und letzte des 10 Stunden langen Patznaunthales ist, steht nebst noch zwei Häusern offenbar auf Seeboden, und die bis auf Stundenferne von ihr abseits zerstreut liegenden Gehöfte und Weiler, die zu See zählen, haben fast sämmtlich Eigennamen, die mit der Eigenschaft des Thalbodens im innigen Zusammenklang stehen, z. B. Moos, Gries, Feuchten, Mittersand, Mais u. dergl., nächstdem ist die ganze von dem alten Felsenschlosse Wiesberg, unter dem ein oft nicht über 4 Fuß breiter, höchst gefährlicher Weg sich hinwindet, beherrschte Landschaft durch häufige Verheerungen von Lawinen oder von Wildwässern heimgesucht, zerklüftet und zerrissen. Der Tod lauert dort auf jedem Pfade und in jeder schrecklichen Art, daher ist diese unheimliche Wildniß mit zahlreichen Marteln wie mit eben so vielen Todtes-Erinnerungstafeln bestanden, deren von Wiesberg bis Ischyl (Paznaun gegenüber), auf der kleinen Wegstrecke von nur 6 Stunden nicht weniger als 39 am Wege, und 11 Lawinenstriche. Schaurig genug heißt eine Stelle, wo die das Paznaunthal ungestüm durchbrausende Prisana in die Rosana fällt, welche wild durch tiefe Tobel und Klüfte bricht: „Todtenmann". Und so darf es nicht verwundern, wenn die Schrecken dieser erhabenen, wilden Bergnatur, rauschen und tosen des Thalbaches, Windgeheul und Wiederhall, Donnergeroll der Lawinen und der Muren und Runsen polternd vom Berg zu Thale stürzende Geröllfälle und Schlammgüsse in der Einbildungskraft der Thalbewohner eine so schreckhafte Unholdgestalt, wie der Bluntschink ist, als menschenfeindlichen Beherrscher dieser Thalengen sich erschuf und fürchtete.

7.
Der Klaubauf.

Karl Simrock sagt in seinem sehr verdienstvollen „Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen. Bonn, bei Rudolf Marcus, 1855." S. 550: „Welcher Gott oder Heiliger in dem österreichischen Krampus, dem schweizerischen Schmutzli, bayrischen Klaubauf (J. Gr. D. M. 483) steckt, wissen wir nicht. J. Grimm erwähnt desselben eben auch nur an der angezogenen Stelle, und so wird nicht unwohl gethan sein, etwas Näheres über den Klaubauf beizubringen. Es ist derselbe ebenfalls eine Einzelgestalt der tirolischen Volkssage, von Leibesform langbärtig, langnasig, langfingrig, in Urstierhaut gekleidet und die Kopfhaut sammt dem Hörnerpaar altteutonisch auf dem Haupte statt Helmes tragend. Seine Augen stieren starr auf den Weg hin, den der Klaubauf wandelt, seine Mundwinkel sind niederwärts gezogen, seine Lippen zusammengebissen; er sieht sehr verbissen aus, und wenn er nichts zu beißen hat, unterhält er sich mit zähneknirschen; bisweilen brüllt er, jedoch höchst selten, am liebsten bleibt er stumm. In ruhiger Zufriedenheit mit sich selbst schreitet der

Klaubauf durch das Land und „klaubt auf" was er am Wege findet und für sich nutzbar hält. Er ist der plebeje Chiffonier der tiroler Dämonenwelt. Das liebste was er aufklaubt, sind freilich unfolgsame Kinder, die ohne Erlaubniß sich von ihrem Aelternhause entfernen und herumzigeunern; findet er aber am Wege ein versoffenes Bäuerlein, oder zänkische bösmäulige Weibsbilder, so steckt er auch diese in seinen ungeheuer räumlichen Sack, und trägt sie — niemand weiß, wohin. Diesen unvermeidlichen Sack nebst Stricken und Ketten, um die Widerspenstigen zu bändigen, trägt der Klaubauf beständig bei sich. Keines seiner aufgeklaubten Opfer ist je zurückgekommen, und so hat auch noch niemand erfahren, was er mit denselben begonnen hat und beginnt. Die Sage schildert den Klaubauf nicht so überaus schrecklich wie den Orco und den Blutschink, er ist ein Mann, der einigermaßen mindestens zu leben weiß, und allenfalls ein vernünftiges Wort mit sich reden, aber von Bösen nicht mit sich spaßen läßt. Als Cölibatär liebt er die Einsamkeit, die Stille, und auch die gesetzliche Ruhe und Ordnung, wie einem redlichen Bürger ziemt, und wie Staat und Kirche von einem solchen zu verlangen das volle Recht haben.

Ein Gott ist der Klaubauf niemals gewesen, gleichwohl gehört er in den christlich-mythischen Sagenkreis. Er ist der nach Jacob Grim, D. M. 482, vergröberte alte Kobold, in den beim Rückfall in das Heidenthum in vielen Landen der altgermanischen Welt das Heilige umgewandelt ward, der dem Gaben spendenden Christkind zugesellt gewesen war von der alten Ueberlieferung. Wie der Knecht Ruprecht norddeutscher Sagen, ist auch der Klaubauf nur ein Knecht, und zwar der Knecht des heiligen Nicolaus. Diesem trug bei seinen Reisen durch die Lande der Klaubauf in aller Demuth die Geschenke und Gaben für die guten Kinder nach, und sehr folgerichtig war es auch, daß nicht der Heilige, sondern sein Knecht die züchtigende Ruthe trug und das Stäubamt bei den bösen Kindern mit selbiger vollzog, auch die schlimmsten Unbande in den ungeheuern Sack steckte. Sack- und sachgemäß wurde nun der Klaubauf selbst statt des Heiligen, an dessen Namenstage, den 6. December, zum spukenden Putz, und die jüngere Ueberlieferung sahe ab von seiner altdämonischen Natur, und wandelte ihn zum Kinderschreck und Wauwau, Klas und Klawau in Bayern, um, wie mit dem Ruprecht und dem heil. Niklas auch geschehen. Junges Volk und Alte verlarvten sich in seine zotteliche, bärbeißige, schreckliche Gestalt, schreckten auf allen Dörfern die Kinder, straften und lohnten und trieben allerlei Possen. Daher in Franken noch immer der seltsame Name Herrscheklas für Herr Nikolas, und der kindliche Angstreim:

„Guter Gott, frommer Gott,
Schlag' die Herrscheklasen todt!"

Da es nun in Tirol früher förmliche St. Niklasspiele gab, und theilweise deren da und dort noch immer giebt, so war nichts natürlicher,

als daß bei solchen Spielen ein Klaubauf nicht fehlen durfte. Aus einem wurden mehrere, und einmal als verjüngte Gestalten uralter Volkstraditionen wieder ins Dasein gerufen, fehlten sie nicht beim Perchtlspringen und nicht beim Imster Schemenlaufen, und waren in all' ihrer zerlumpten Herrlichkeit und grauslichen Ungeheuerlichkeit jenen übrigen Gestalten gesellt, welchen bei diesen Mummereien Hauptrollen zuertheilt waren und noch sind. Sonach ist der Klaubauf ein Kobold niederer Art, der „wildes und riesenmäßiges Aussehen angenommen hat", und dessen Natur und Wesen an das der alten Riesen, Dämonen und Götter in der Heidenwelt streift, später aber bei der Umwandlung des Heidenthumes in das Christenthum auf eine niedere Stufe gestellt und zurückgedrängt wurde.

8.

Der Viehschelm.

Auch ein Dämon der tiroler Sage, ein sehr gefürchteter, und dem Lande ganz ausschließlich eigenthümlicher. An den Viehschelm wurde noch vor sechzig bis siebenzig Jahren sehr stark geglaubt, und zahlreiche Mittel wurden gegen diesen verderblichen Feind des Landvolkes in Anwendung gebracht.

Der Viehschelm erschien, wenn er sich sichtbar zeigte, was jedoch sehr selten geschah und heutiges Tages gar nicht mehr geschieht, entweder in Gestalt eines unheimlichen schwarzen Mannes, oder in der eines schwarzen Stieres, eine Gestalt wie die andere voll zottiger Haare. Die Stiergestalt war nur zur Hälfte voll und füllereich, Hinterleib und Hinterfüße waren schlotternde Aasknochen, von einer über dieselben hängenden Haut überdeckt, welche beim Gehen rauschte wie's Wildg'fahr, und so erschien denn dieses grause Gethier halb lebendig und halb ein krepirtes Aas und stank wie der Orco.

Die Gegenden, in denen der Viehschelm vorzugsweise als heimisch galt, waren der Sonnenberg ob Naturns im Vintschgau, und dann die Ufer der Etsch, ebenso die Alpen des Unterinnthales gegen Bayern hin, und in dem Bezirk um Thiersee.

Viele, die ihn nicht sahen, hörten ihn schreien, und das Schreien des Viehschelms bedeutete jedesmal, so oft es vernommen wurde, ein großes Unglück, und zwar kein anderes als ein Viehsterben.

Wenn dieses unbeschreibbar grausige Stiergebrülle des Nachts erscholl, befiel banges Entsetzen die Landleute, denn nun war die schreckliche Rinderpest, der Milzbrand, in Tirol der „fliegende Brand" genannt, im Ausbruche, und nun wurden alle möglichen Mittel angewandt, das Unglück abzuwenden, Gebet und Räucherung, geweihtes Salz und geweihte Kräuter, Dreisgenkräuter und Weihbrunnen; aber Kreuze und Segnungen, Bann und Spruch fruchteten häufig wenig oder gar nicht.

Nachdem die Aufklärung durch Geistliche und Aerzte sich ein Jahrhundert lang redlich bemüht hatte, dem Volke zu beweisen, daß es keinen Viehschelm gebe, schwand allgemach der Glaube an einen persönlichen Dämon dieses Namens im Volke, aber unaustilgbar lebt an ihn die Erinnerung, und man kann alle Tage einen Bauer sagen hören, wenn ihm ein Stück Vieh bedenklich erkrankt: „i moan de Kua hat d'n Viehschölm“ — und aller Aufklärung ungeachtet schreiben noch viele im Volke die schreckliche Krankheit des Milzbrandes, wenn auch nicht mehr einem spukend umgehenden Dämon, so doch der Verzauberung, Vermeinung, Verneidung zu, und daß durch solche das Uebel dem Vieh, das Unglück ihnen „angethan“, „angewunschen“, „angepfiffen“ sei, lauter Formen des Volksaberglaubens, die unten an ihrer Stelle erläutert werden, wo auch die zahlreich gegen den Viehschelm angewendeten magischen Mittel und Segensprüche zum Theil mitgetheilt werden, wie die alten und höchst seltenen „Zweiflbücher“ sie getreulich aufbewahrt haben.

Wie sich die Riesen der ältesten Mythe allgemach in den Sagen des Volkes gefallen lassen mußten, im verjüngten Maßstabe zu erscheinen, so ging es auch den ursprünglichen dämonischen Unholden, ihre Wesenheit wurde auf lebende Menschen übertragen, und die Bezeichnung Unhold in diesem Sinne bedarf keiner Erläuterung.

V.

Oertliche Sagen von Holden und Unholden.

1.

Die Gömnacht-Perchtl zu Kögelern.

Hoch im Alpbachthale liegt ein uralter und von Sagen umklungener Bauernhof, die „Hechenblaiken“ (Höhenblaike) benannt, dort wurde folgendes erzählt: An einem Heiligdreikönigsabende kam einmal die Perchtl auf den Kögelern (auch ein Bauernhof). Der Knecht des Hechenblaikner Bauern, der just auf dem Kögelern sich befand, nahm ihr Herannahen wahr, und versteckte sich hinter den Backgrand (Backtrog), neugierig zu sehen, was die Perchtl denn eigentlich beginnen werde. Die Perchtl kam mit der zahlreichen Schaar ihrer Kinder gezogen, auf dem Tische stand Essen, das vor sie hingesetzt war, wie man fast in allen Höfen zu thun pflegte, und gleich merkte die Perchtl die Anwesenheit des unberufenen Lauschers, der aus einer Klaß (Klause, Spalt) lugte, und sprach zu einem ihrer Kinder: Gehe hin und verschoppe (verschließe) jene Klaß. Da kam das Kind und blies in die Klause, und alsbald ward der Knecht stockblind, und blieb es und wußte

seiner Noth kein Ende und keine Hülfe, denn kein Augendoktor vermochte ihm das verlorene Augenlicht wieder zu geben. Da rieth ihm endlich ein alter erfahrener Mann, am nächsten Gömnachten sich wieder auf den Kögelern führen zu lassen, hinter dem Backgrand niederzuknieen und seine Neugier ernstlich zu bereuen.

Dieses that er, und die Perchtl kam abermals mit dem Kinderheer und nahm von der zurückgelassenen Speise und sprach zu einem Kinde: Gehe hin und thue dem Mann seine Glasle (Gläser, Augen) wieder auf. Da kam das Kind und blies dem Knecht durch die Klaß ins Gesicht, und da wurde er wieder sehend, von der Perchtl und ihren Kindlein aber sah er nichts, das Essen jedoch war vom Tische verschwunden.

Im Orte Albpach lebt ein altes Mütterlein, das pflegt noch stetig am Dreikönigsabende für die Perchtl und ihre Kinderschaar Nudle auf dem Tische zurückzulassen. Oft schon ward die gute Alte deshalb von dem jungen aufgeklärten Volke verlacht, das sich gewaltig breit machte mit seinem Witz und seiner „Intelligenz", wie sie's nennen, die Alte hat aber immer zur Antwort gegeben: Lacht nur zu! Ich bin mit meinem alten Glauben weiter gekommen, als ihr. Sehet zu, ob ihr auch dahin kommt und es auch dahin bringt.

2.
Die Gömnacht-Perchtl zu Hechenblaiken.

Ein Sohn des Hechenblaikner Hofbauern kam einst spät in der Gömnacht nach Hause und führte sein Roß zur Tränke; da sah er die Perchtl mit dem Kinderheere über den Hof und vorüberziehen; alle Kindlen trugen weiße Hemden, als ein Zeichen ihrer Unschuld, und das Hemdchen des letzten Kindes war etwas zu lang, daher trat das Kindlein immer hinein und war in seinem Gange gehemmt. Da rief der Knecht: Huderwachl hint'nnach! Geh her, i will dir das Hemat (Hemde) hinaufbinden — und das Kind kam auch, und der junge Bauer nahm ein Strumpfband und band dem Maidlein das Hemdchen hinauf; das Kind aber sprach: Jetzt dank' i Dir schön, jetzt hab' i einen Namen! und verschwand. Und da drehte sich die alte Perchtl auch um, die schon ein gutes Stück voraus war und rief: Hab Dank, Bueb, daß Du den armen Huderwachl durch Namengebung derlöst hast! Und dafür sollt ihr auf dem Hofe hier gesegnet sein bis ins neunte Glied und auf den neunten Stamm! und damit zog sie von hinnen. Das Wort der Perchtl aber wurde zu eitel Segen; das Getraide trug schwerer, üppicher wurde der Wieswachs, das Vieh mehrte sich in den Ställen, der Viehschelm konnte niemals Macht über dasselbe gewinnen, und das blieb lange Jahre so, und der Segen erbte fort von einem Erbsohn auf den andern. Beim neunten aber wendete sich das Glück. Dieser hieß Franz, und obschon er eine reiche Dirne gefreit hatte, kam er in seinem Haus-

wesen doch merklich zurück. Da kam 1809 der Bayerkrieg gegen Oesterreich und Franz Hechenblaikner zog als Schütz mit aus gegen den Feind seines Vaterlandes und seines Kaisers. Es gedenkt noch dem Ahndl des Wirths in Bruck, wo das Zillerthal in das Innthal ausmündet, wie der Franz sich noch ein Glasl Branntwein geben ließ und zu einigen Kameraden sagte: Itzt gang i und hol mir auch a Paar Feind'! — und wie er über Straß hinausging in das Zillerthal, das aber die Bayern schon besetzt hielten und niemals lebend wiederkehrte. Wohl schoß der Franz auf die Bayern, aber diese schossen auch auf ihn, er wurde getroffen, verwundet, gefangen, niedergestoßen und in die Ziller geworfen. Lange blieb sein Leichnam an der Zillerbrücke hangen. Die Wittwe des letzten Hechenblaikners hatte nur Töchter zu Kindern; ihr Hauswesen verfiel immer mehr, und zuletzt ging der früher so stattliche Hof ganz in fremde Hände über.

Da haben gar lange die Leute gesagt: Die Perchtl, ja die Perchtl, die hat's weit vorausgesehen.

3.

Der rasche Zug der Perchtl.

In der Nähe der Higna (Hign=Aue) bei Reit oder Reut, da wo das Alpbachthal anfängt, hat man zum öftern in der Gömnacht vom Zulehen=Hof durchs Hechenblaiknerfeld hinauf die Perchtl mit den Kinderln schreiten sehen.

Dort wird eine der vorigen ziemlich ähnliche Sage erzählt. Ein Bub vom Zulehen=Hof sah den Zug, war aber gar keck und hob der Perchtl selbst einen Fetzen ihres zerlappten und zerlumpten Rockes, der nachschleifte, in die Höhe, indem er ausrief: Hudawachtl hint'nnach! — Indem der Bub diese wenigen Worte sprach, war die Perchtl, die so langsam zu schreiten schien, schon weit hinter Alpbach hinaus und schritt übers Hödl, am Thierberg hinauf zum Uebergang nach Thierbach. Der Bub wischte sich die Augen und konnte kaum glauben, was er sah, es war aber doch so. Und von der Higna bis zum Hödl sind nahe an drei Stunden Weges, die war die Perchtl während der zwei Worte gegangen. Das Wort „Hudawachtl oder Huderwachl" würde hochdeutsch „Haderwackel" lauten. „Huder" sind alte Hemden oder sonstiges Gelumpe, und „wackeln" steht für „wehen im Winde".

Des Kindes Dank in der zweiten Sage hat die tiefe Bedeutung, daß es nun, weil es, wenn auch nur einen Scherznamen, doch einen Namen erhalten, so glücklich war, aus der Reihe der „ungetauften", folglich „namenlosen" Seelen zu scheiden, wodurch es Gott „vom Mund auf in den Himmel" aufnahm.

4.

Der Unschuldigen-Gottesacker.

Zu Reit, dem Pfarrorte der äußeren Thalhöfe im Alpbachgrunde, durch den der Alpbach vom Plakner-Joch herunterrollt, befand sich bis vor nicht allzulanger Zeit neben dem großen Friedhof noch ein kleiner, kaum von der Größe eines länglichen Saales, der wurde der „Unschuldigen"-Gottesacker genannt, weil auf ihm ausschließlich die ohne Taufe verstorbenen Neugeborenen begraben wurden. Solcher Friedhöfe gab es auch in vielen andern Dörfern. Den Einwohnern war es aber gar ein großer Schmerz, wenn sie ein Kindlein so schnell verloren, daß es nicht die heilige Taufe oder doch mindestens die Nothtaufe empfangen konnte. Daher wurde in der Regel alles aufgeboten, selbst einem schon halbtodten Kinde noch die Segnung der heil. Taufe und einen Namen angedeihen zu lassen, und Doctoren wie Hebammen wurden hoch belobt und belohnt, wenn es ihnen gelang, dem fliehenden Leben eines solchen Kindes noch die kurze Frist zu geben, damit es nur auf dem großen Gottesacker begraben wurde.

Auf einem Bauerhofe wurde auch ein Kind geboren, das wenige Stunden nach der Geburt in Krämpfe fiel und dem Verscheiden nahe kam; die Hebamme aber war bereits wieder nach Reit hinunter und ebenso weit wohnte der geistliche Herr. Wenig weiter war es nach Alpbach, und dort hielt sich just damals ein Wunderdoctor auf, in der Absicht, den Haselwurm zu fangen. Selbiger Mann war weit und breit berühmt, und so wurde ein Bote nach ihm entsendet; bevor er aber kam, verschied jenes Kind. Die betrübten Aeltern lebten jedoch des festen Glaubens, der Wunderdoctor vermöge durch seine Kunst dem Kinde dennoch auf so lange Lebensfähigkeit zu verleihen, bis daß die Nothtaufe an letzterem vollzogen sei, und dazu genügte es, wenn das verstorbene Kind nur ein Glied bewegte oder nur einige schwache Athemzüge that.

Wie der Wunderdoctor kam, rühmte er sich auch gleich seiner großen Künste und zählte an den Fingern her, wie viele Kinder er schon dem „Unschuldigen"-Gottesacker entrissen und für den großen „gerettet" habe, darauf begann er seine Kunst an dem todten Kinde mit anhauchen, streichen, kneipen und murmeln von Zaubersprüchen, wobei er endlich die Aeltern aus der Stube gehen hieß und ganz allein beim Kinde gelassen zu werden verlangte.

Als nun alle hinausgegangen waren, so sah der Doctor mit einem Male ein uraltes Mütterlein sich ihm gegenüber stehen, das hatte ein Gesicht wie Spinneweben so grau und aschenfarbig, und schneeweißes Haar. Erst wurde der Doctor unwillig, daß seinem Befehle nicht vollständig Folge geleistet worden war, und gebot der Alten sich aus der Stube hinaus zu den andern zu scheeren, denn er hielt sie für eine Urahndl. Aber die Alte

wich nicht und wankte nicht und zuckte mit keiner Wimper, und nun überkam den Doctor ein Grausen. Und da sprach die Alte: Phraschtl, bös Kind, der arme Wurm, ist mein, bekümmere Du Dich um Deinen Wurm! Und streckte die Hände aus und faßte das Kind und verschwand mit ihm, und das ist die Perchtl gewesen, die hatte schon bereits des Kindes Seele und trug nun selbst den kleinen Leichnam zu Grabe hinunter nach Reit auf den Unschuldigen-Gottesacker. Der Wunderdoctor aber wanderte, von Verwünschungen begleitet, gen Alpbach hinauf, und rühmte sich niemals wieder, gestorbene Kinder lebendig machen zu können.

5.

Das Kind der Fangg.

Zu Flies war eine Dirn in Dienst, die täglich mehr arbeitete als zehn andere zusammen, und stark war sie wie ein Riese. Aber ihren Namen sagte sie niemand; sie betete nie, und wußte nichts vom Christenthum, und trotzdem, daß man sie belehren wollte, faßte sie nichts auf. Das schmerzte den Bauer und die Bäuerin wohl, aber weil sie sonst brav war, behielt man sie von Jahr zu Jahr im Dienst.

Zur Michaelizeit ging der Bauer mit der Dirn auf den Imster Markt, zwei Ochsen und ein Kalb mußte sie treiben helfen, aber bei der Schönwieserbrücke schickte er sie wieder heim.

Da lief sie nun ohne zu rasten und etwas zu essen über den Kronburger Schloßberg, Zammerberg und Eichholz nach Haus, daß die Leute staunten, weil dazu andere Kräfte erfordert werden, als bei gewöhnlichen Menschen.

Der Bauer verkaufte Ochsen und Kalb sehr gut und ging dann den Weg über den Pillerberg*). Wie er hinunterstieg durch den Bannwald, das Ochsenjoch der verkauften Oechslein über der Schulter, und fast in der Mitte war, rief eine ungeheuer laute Stimme aus dem Walde heraus: Jochtrager! Jochtrager! sag der Stuza-Mutza, d'Hoachrinta sei toad!

Drauf war wieder alles still. Das machte ihn nachdenken, und als er heim kam, saßen Weib und Dirn gerade beim Mußessen, er warf sein Joch ab, wischte sich den Schweiß von der Stirne, und erzählte das im Bannwalde erlebte Abenteuer. Wie ihm die Rede entfuhr: Sag der Stuza-Mutza, d'Hoachrinta sei toad! so sprang die Dirn mit dem hellen Geschrei: D'Muota, d'Muota! empor, ließ alles stehen und liegen, und lief dem Bannwalde zu. Niemals wurde sie mehr gesehen.

Bald verbreitete sich die Nachricht, daß die Stuza-Mutza statt ihrer Mutter nun im Bannwalde hause, und das Geschäft der Alten, Kinder stehlen und fressen und dergleichen, fleißig fortsetze.

*) Auch Bühlerberg. Der Name bedeutet so viel als Heuschober.

6.

Stutz-Färche.

Zwischen Landeck und Ladis am rechten Ufer des Inn liegt der berüchtigte Fanggen-Urwald im Urgenthal. Ein Hirt von der Fißeralm, von Weiler Urgen geboren, suchte in dem wilden Thale ein verlorenes Stück Vieh und fand ein ganz behaartes Kind, und zwar ein Madl (Mädchen). Er nahm es mit sich, erzog es und gebrauchte es dann später als Magd. Es lernte zwar sprechen, von religiösen Dingen wollte es aber nie etwas hören, und war am liebsten im Walde. Einstmal gingen zwei Männer von Urgen durch den Gebirgssteig an der Gränze des Urwaldes. Da tönte es aus dem Dickicht der Tannen rauh und gebieterisch in ihre Ohren: Saget der Stutz-Färche (Föhre) die Rohrinde sei gefället und todt! Die Männer staunten, wußten die Worte nicht zu deuten, eilten aber schnell durch den finstern Waldgrund nach Hause. Einer davon, ein Freund vom Bauer, bei welchem das gefundene Mädchen diente, erzählte dieses so laut, daß es dasselbe in der Nebenkammer hören konnte, wo es eben war. Da fängt die Dirn an zu schreien und zu heulen und zu jammern, und lauft eilig der Urgenwildniß zu, und ist nie mehr gesehen worden.

Man hatte damals einige Urbäume zum Straßenbau gefällt und will den Tod der Rohrinde mit dem Baume in Verbindung bringen. Später wurde der Wald gänzlich niedergehauen, und alle Fangginnen waren verschwunden.

7.

Rutschifengga.

Im Vorarlberg, und zwar in dem schönen, grünen, kirschenbäumereichen Montafonthale wohnten vordessen auch Wildfanggen, und ebendaselbst gab es auch Bergzwerge, die wohnten im Klosterthale am Arlberg, und hatten ein Fanggenkind gestohlen, und es nach Prutz (Ladis gegenüber, zwischen Flies und Ried) in das Wirthshaus gegeben; weshalb das geschehen, erzählt die Sage nicht, auch läßt sie zweifelhaft, ob jenes Kind wirklich ein Fanggen- oder ein Zwergenkind war. So aber wird erzählt: Bim Wirth z'Protz ist a Rutschifengga-Maiggi Magd gsy. Ist amol an Fuhrma mit sim Roß ussem Tirol uf da Arlberg ko, und wia er ussem Berg stoht, hört er vo witem rüefa: Jochfahrer, Jochfahrer, säg wenn da ga Protz kümest, d'Rohrinda söll heemko, Urhanns sei gstarba! Der Fuerma hot g'lueget und g'loset wia närsch, denn er hot i sim ganza Leba nünt von ara Rohrinda ghört gho. Won er due ga Protz ko is, kehrt er im sulla Würthshus i, und verzellt, was em üssem Arlberg bigegnet sei. D's Würtha Magd loset und loset, und lauft uf und davo, und vo der Stund a hot ma nünt meh vom bruhooriga Rutschifengga-Maiggi meh gseha.

8.

D'Wildg'fahr bei Vöran.

Der Moar (Meier) in Vöran, ob Meran überm Etschthal und an dessen linkem Ufer auf sonniger Halde gelegen, erzählte, daß er zum öftern in früherer Zeit eine Wildg'fahr gesehen habe, und zwar in Gestalt eines feurigen Schweines mit sehr langem Rüssel und von ungeheurer Größe, und der Schwanz sei so lang gewesen wie ein Wiesbaum. Sein Nachbar, der „Matthias Zöggeler", der alte Gemeindebiener, der vordessen schon in den neunziger Jahren bei Martinsbrugg an den Schanzen arbeiten half, und bei den Schützen stand, habe ihm, dem Moar, derzählt: Vor etwa dreißig Jahren ging ich durch das Vöraner Larchthal; es war schon Abend und die Nacht brach herein. Ich trug mein Schießgewehr, eine Vogelflinte, über der Schulter, und ging furchtlos meines Weges, denn ich war damals schon wohlbestellter Diener löblicher Polizei, oder eigentlich die Polizei selbst und in corpore, denn es war niemand im Orte, der mir befahl. Als ich zur Unterweger Götsch hineinkam in einen sumpfigen schauerlichen Ort, da wurde auf einmal alles licht, und wie der Blitz fuhr gegen mich eine feurige Gestalt wie ein Fack (Schwein), das den Rüssel aufgesperrt hatte; da ich sah, daß es ohne weiteres nach mir ging, griff ich nach dem Schießgewehr, aber im Schrecken und von der ungemeinen Schnelligkeit verhindert, sah ich nur noch einen Schweif nachziehen in Form von einem Fichtenbaum. Wie ich dann so da stand, die Flinte in den Händen und schlotternd, da hörte ich bald darauf einen Tusch (Knall und Sausen von Wind) und wie mir schien, in dem sogenannten „Wendl Joch" ob Pauls. (St. Paul am rechten Etschufer.) Und so ist die Sage, wenn die wilde Fahrt gehe, so stoße sie im Gebirge an, daß es schnallt. Oft hört man da noch ärgeren Lärm, gerade als ob Hunde dabei wären und heulende Geister, das nennen die Leute die rechte Wildejagd, die findet im Advent statt.

9.

D's Wildg'fahr entführt ein Kind.

In Wildschönau, welches auch Wiltschenau geschrieben wird, und in einem Seitenthale des Inn an dessen rechter Seite liegt, geschah es vor vielen Jahren, daß ein Paar Bauersleute zeitig am Tage an die Arbeit gehen mußten, ja sogar noch ehe es tagte. Sie eilten sich sehr, und ließen ihr einziges Kindchen schlafend zurück, in der Meinung, daß die Mutter am Morgen, wenn es Zeit für das Kind sei, aufzustehen, wieder zurückgekehrt sein werde. Aber das Kind wachte sehr bald von selbst auf, und da es sich allein fand, so begann es sich zu fürchten, und heulte und schrie, und lief aus dem Hause, um den Aeltern nachzulaufen, ungewaschen und

ungesegnet. Dadurch aber war das Kind in die Macht der menschenfeindlichen Dämonen gegeben, und unversehens fuhr die Wildg'fahr, die wilde Jagd, oder wie die Leute um Wildschönau sagen: „das wild' Gejaid" herzu, faßte das Kind, hob es in die Höhe, wie ein Wirbelwind das leichte drehende Heu, und setzte es, nachdem das Kind schwebend und in Todesängsten über das Thal der Kundler Ache hinüber geflogen war, jenseit dieses Thales auf einer Bergmatte über Thierbach, glücklicherweise ganz unversehrt, wieder auf den Boden nieder. Das geschahe in den siebenziger Jahren, ist also nun bald hundert Jahre her.

10.

Die Wildg'fahrhöhle am Sonnenberge.

Ueber Naturns, am linken Ufer der Etsch und ohnfern von Meran gipfelt sich der Sonnenberg hoch und kahl und öde in die Wolkenhöhe, doch sind, bevor die steilen und schier unzugänglichen Felsen beginnen, heitere und glücklich gelegene Gehöfte zu erblicken, die sich in der grünen Region des Sonnenberges angesiedelt haben, z. B. Schnaz, Gruas, Gintzl, Galmai u. A. Hoch über diesen Gehöften aber geht ein gähnender Höhlenspalt zu Tage, wie am thüringischen Hörseelenberge, dem Schauersitz des wüthenden Heeres. Dieses Berg- und Zwergloch heißt zwar das Lorggenloch, aber es zieht auch das Wildg'fahr dort aus und ein mit gräulichem Getön und Getöse, und rauscht, wie mit gedörrten Häuten.

Viele wollen den nächtlichen Spuk gehört und gesehen haben. Wer auf bösen Wegen wandelt, wer mit schlimmem Vorsatz sein Haus zur Nachtzeit verläßt, oder als übervoller Trunkenbold heimtorkelt, der ist dem Spuk des Wildg'fahr verfallen, und wehe ihm, wenn das Spukheer ihn antrifft und mit sich fortreißt.

Das Lorggenloch ist eine fast 2 Klafter tiefe, inwendig wie glatt gemeiselte Höhle von Gneis; es ist überaus verrufen und Nachts wagt sich niemand in seine Nähe.

Am nächsten von den dort umher liegenden Gehöften ist dieses Loch dem Rofnerwaldgute gelegen, welches der Name eines bedeutenden Bauernanwesens ist. Nächst dem Wildg'fahr ist das Lorggenloch noch von einem unheimlichen Schrecknis bewohnt, und das ist die Todtenkopfspinne, eine Spinne, so groß wie der Schädel eines neugeborenen Kindes und einem weißbraunen Menschenschädel auch täuschend ähnlich, so daß, wer ihrer ansichtig wird, alsbald vor Entsetzen den Geist aufgiebt, oder aber den Verstand verliert. Die Todtenkopfspinne ist ein noch völlig ungelöstes Räthsel in der heimischen Mythe, und niemand weiß, in welcher geheimnißvollen Beziehung dieselbe zum Wildg'fahr oder zu den Lorggen steht. Grausenhafter Spinnensagen giebt es noch mehr im Lande.

11.

Schutz gegen d's Wildg'fahr.

Zu hinterst in der Riß, einem Thale, dessen unterster Theil zu Bayern, dessen ganzes oberes Thalgebiet zu Tirol gehört, geschah es, daß ein alter gesetzter Mann einst im nächtlichen Dunkel seines Weges dahin schritt und zwar auf einem Pflichtgange, welches gar ein trefflicher Schutz ist gegen allerlei bösen Geisterspuk. Mit einem Male hörte er ein Gepfeife wie von Schlangen, dann Raubvogelgeschrei, dann Hundegebell und Katzenmiauen, Gewieher von Rossen und zahlloser gespenstiger Jäger Hallo- und Hurrahruf und Peitschengeknall, und über des Mannes Weg hin zog das Wildg'fahr mit allen seinen Schrecken im lange andauernden Zuge. Der Mann warf sich bei Zeiten auf den Boden nieder, streckte seine Gliedmaßen kreuzweis und betete mehr als ein Vaterunser. Sausend fuhr es über ihn dahin, wie Windsbrautwehen und Sturmstoß auf Sturmstoß, und so stark war der Luftdruck, daß dem Manne war, als drücke ihm eine Eisenhand das Angesicht so recht fest auf den Boden, daß er zu ersticken befürchtete, und als er sich, nachdem es endlich stille geworden, scheu und schüchtern erholte, thaten ihm alle Rippen weh und es war ihm, als habe er die Last einer Welt auf seinen Schultern getragen.

12.

Von der Heimath des Orco.

In der Landschaft Enneberg liegen die Orte St. Martin und St. Leonhard, letzterer vorzugsweise Abtei geheißen, zwischen beiden ist der Hauptort Wengen gelegen, der dem Wengenthale (ladinisch Val Marubio) den Namen gab. Wengen selbst besteht indeß nur aus wenigen Häusern und der Kuratie-Kirche zum heiligen Genesius, welcher Heilige ein römischer Histrione war, und zum Schutzpatrone der Schauspieler erkoren wurde, nachdem er ein qualvolles Martyrerthum erlitten hatte. Sein Kirchlein steht hoch oben am Berge und nimmt sich sehr romantisch aus. Eine halbe Stunde von da liegt in todöder Einsamkeit das Schwefelbad Rumunschlungs, auch Rumaschlungs geschrieben. Dessen Quelle ist der Ausgangspunkt des Orco, dort stieg er zuerst aus der schwefelflammenden Unterwelt herauf, in diesen schauerlichen Gebirgswinkel, von wo aus er nun sich zum Gebieter des Gaderthales, des Gröbnerthales (Gardena ladinisch), des Ampezzothales und der benachbarten Thalschlüfte und hohen Jöcher machte. Der „Höllensteiner Paß" und das gleichnamige Thal sind ihm Lieblingswohnsitze, sie erinnern den Orco an seine Abkunft. Und rings umher lagert und starrt eine Welt von Dolomitsäulen und Kalkfelsentrümmern gleich Häusern und Thürmen, wie eine versteinerte, verzauberte und durch einen der Hölle entstiegenen Dämon verödete uralte Stadt.

13.

Der Orco zeigt sich in Enneberg.

Der Wirth Anton Trebo in Enneberg, welcher im Jahre 1853 gestorben ist, war ein fester entschlossener Mann und als „Robbler" überall wohl bekannt. Er war tüchtig im Geschäfte und unternehmend; daher belachte er in seinem Hause die Gäste laut, wenn sie von dem Orco etwas erzählten, von jenem gewaltigen Gebirgsgeiste, der alle Leute dortiger Gegend zu fürchten machte. Er glaube an keinen Spuk, komme er von oben oder von unten, pflegte Anton Trebo zu sagen.

Es war im Jahre 1825, als er vom St. Lorenzner Markt mit Pferd und Wagen mit seinem Sohne Franz nach Enneberg heimfuhr. Als er zu den Felsen „delles grazies" (Gnadenfelsen) kam, wo in den Felseneinschnitten und Höhlungen überall viele geschnitzte Heiligenbilder und Christus am Oelberg hingestellt sind, — just wie er dort vorbeizog, war auf einmal ein ungeheuer großer schwarzer Hund da, der um Wagen und Rosse lief und so wild und teuflisch dreinschaute, daß es den sonst muthigsten Robbler fast erschreckte. Da sagte er zum Sohne: Was macht der Hund da? jag' ihn weg! (Anton Trebo selbst fuhr und hatte das Pferd im Zügel.) Der Sohn wollte den Hund forttreiben mit Schlag und Steinwurf; dieser ließ sich jedoch nicht verjagen. Nun machte Trebo das Kreuzzeichen und auf einmal verschwand der Hund vor ihren Augen.

Seit diesem Abenteuer glaubte der Ennebergerwirth fest, daß es wirklich der Orco gewesen sei und blieb der lebhafteste Vertheidiger vom Vorhandensein des Orco.

Der Franz ist jetzt an der Stelle des Vaters Wirth und ein Bruder wohnt bei ihm; ein anderer Bruder ist der würdige Pfarrer von Lüsen bei Brixen.

14.

Der Orco in Buchenstein.

Im Jahre 1816 ging eine brave Bäuerin von Brenta in Buchenstein, Maria Vinazzer mit Namen, mit ihrem Sohne, der 9 Jahre alt war, dem von der Alpe Erontrin heimkehrenden Vieh entgegen. Es war ein schöner Herbsttag, und desto fröhlicher gingen sie vorwärts, weil sich der geachtete Pfarrsänger Lazar an die zwei Wandernden angeschlossen hatte. Als sie zwischen den Zaunwegen vorwärts wollten, trappte auf einmal ein wilder Gaul vor ihnen her, der wie aus dem Boden gewachsen da war, und von dessen Hufen beim Auftreten rundum Feuerfunken sprühten.

Der Bub, ein frischer muthiger Buchensteiner, warf mit Steinen auf den Gaul; aber es war, wenn er traf, als ob er auf einen Stein würfe;

der Gaul ließ sich nicht vertreiben und trappte, Funken schlagend, immer vor den Wanderern her.

Dieses sonderbare Erscheinen und Gebehrden ließ die Mutter sogleich sagen: das ist sicherlich der Orco, der wird das Almvieh beim begegnen gewiß auseinanderstöbern, wie er oft thut, daß es sich verläuft und über die Felsen und Klippen fällt.

Sie bekreuzte sich, wie auch der Pfarrsänger, dem Sohne machte sie ebenfalls das Kreuzzeichen und sprach ein stilles Gebet.

Jetzt kamen sie zum Kreuzweg Livine, wo ein Kruzifix steht, und sobald der Orco nahe daran war, verschwand er, wie er früher vor ihren Augen aufgetaucht war, auf unbegreifliche Weise; denn er sank nicht in die Erde und flog auch nicht fort; es war, wie wenn eine Seifenblase zerplatzt.

Alle drei standen und beteten nun einige Zeit am Kreuze; bald kamen die heimkehrenden Alpenthiere lustig einher und freudig sprach die fromme Mutter: Siehst Du mein Sohn, wer mit Gott ist, der ist überall geborgen, und kein Orco und kein anderer Höllengeist kann an ihn kommen.

15.

Der Orco in St. Kassian.

Von St. Kassian ging einmal ein junger Bursche Abends auf einen entfernten Hof, um seine Braut zu besuchen. Es fing schon an zu dunkeln. Da hörte der Bursche von ferne den Orco einzelne Rufe thun; er aber ging seinen Weg still fort.

Auf einmal sah er einen kleinen Wagen vor sich über den Weg fahren, woran vier Katzen gespannt waren, darin aber saß der Herr Niemand, d. h. ein unsichtbarer stets schadenfroher Dämon. Da stutzte der Bursche, begriff nicht was es sei und ging weiter.

Mit einem Male kommt ein großer schwarzer Hund daher mit glühenden Luchsaugen, der immer größer aufschwillt, je näher er kommt. Das ist Orco, denkt sich der St. Kassianer, bekreuzt sich, kehrt um und läuft heim. Der Hund hüpfte und sprang beständig hinter ihm her, an drei Viertelstunden weit und hatte eine, eine halbe Elle lange feurige Zunge aus dem Rachen heraushängen. Sein Geifer, der zur Erde fiel, flammte blau, wie brennender Schwefel und erfüllte die ganze Gegend mit entsetzlichem Gestanke. Der Fliehende erreichte zwar ungeschädigt sein Haus, aber er hatte seine Lunge so sehr angestrengt, daß er fast immer krank und siech blieb, bis der Tod, der nicht lange auf sich warten ließ, ihn hinwegraffte.

Die Katzen, welche den leeren Wagen quer über den Weg fuhren, sollen nach der Meinung mehrerer Hexen gewesen sein, an denen in dasiger Gegend kein Mangel.

16.

Orco als Kugel.

Einst gingen zwei junge Buchensteiner von Ornella aus, wo sie wohnten, in einer Nacht, welche licht und heiter war, hinüber in die Nachbarschaft, um ihren Geliebten einen Besuch zu machen, was man „fensterln“ heißt. Kaum waren sie aber im Freien, als sie auf einmal hinter sich den riesigen Orco verspürten. Er schreitet ihnen erst ruhig nach, wie sie aber zu laufen anfangen, verwandelt er sich in eine Riesenkugel, lauft ihnen nach, hoppert bei den größern Steinen am Wege hoch auf und rottelt und kracht und ist schon so nahe an ihrem Leibe, daß sie in jedem Augenblick zermalmt zu werden fürchten. — Jetzt springen die beiden Verfolgten angstvoll über den Feldweg abwärts zum Flusse und Dorfe Valazzo, dann über ein Zaungitter (Gatter), zu dessen öffnen keine Zeit ist, fallen an einem großen dort aufgerichtet stehenden Kreuze fast zu Tode gehetzt zu Boden und halten den Kreuzesstamm umklammert.

Der Orco aber steht am Gitter, jetzt in wilder Menschengestalt, welche die Entsetzten vor Schrecken nicht näher betrachten, folglich nicht beschreiben konnten, und schlägt mit seinen Händen auf den Querbalken desselben, daß man die Hände und Finger viele Jahre hindurch sah, fast so, als ob sie hineingebrannt gewesen wären, bis das Holz verfaulte und ein neues Gitter gemacht werden mußte. Dann verschwand der Orco mit furchtbar eklem Gestanke.

Immer noch steht das rettende Kreuz an der gleichen Stelle.

17.

Ein Bauer vom Orco entführt.

Durch den langen Plaiswald ging einst ein junger Bauer von Enneberg auf dem neu hergerichteten Wege lustig dahin. Da hörte er weit innen im Walde ein Paar laute Juchezer und vermeinte, es seien Holzfäller. Nach Landessitte wollte er ihnen antworten und jauchzte auch ein paarmal und zwar accurat so, wie er es gehört hatte. Aber da fiel ihm mit Schrecken bei, das könnte der Orco gewesen sein — und in dem Augenblicke hörte er ihn schon ganz nahe, denn der Orco kommt, wenn man ihm nachspottet, blitzschnell daher. Der Bursche wollte davonlaufen, aber er war wie gelähmt; es wurde ihm schwarz vor den Augen und er fiel besinnungslos nieder.

Am andern Tage wachte er in den Wäldern von Wellschellen zu höchst oben auf dem Berge auf, und es ward ihm klar, daß ihn der Orco hinauf entführt habe, obgleich die Wellschellen=Wälder drüben lagen über einer furchtbar breiten und tiefen Schlucht, in welche ihn vielleicht der Orco hineingeworfen hätte, wenn der Bauer ein gottvergessener Geselle gewesen

wäre. Indessen brachte er mehrere Beulen und Kratzer im Gesichte mit heim, und der Orco hatte ihn darmaßen zerzauset, daß er ihm all sein Lebtag nicht wieder nachjuchhezte.

Der Weg, den ihn der Orco geschleppt hatte, beträgt gute zwei Stunden.

18.
Klaubauf Rurbur.

Im Dorfe Hötting spukt der Klaubauf, wird aber dort vom Volke nicht anders als Rurbur genannt. Er wohnt in der „Höttinger Klamm", welche ein furchtbares Felsgeklüft ist. An einer Stelle neigen sich die Felsen über den zwischen ihnen hindurchziehenden Weg im Bogen gegeneinander, wie ein gothisches Gewölbe, so daß der Weg ganz dunkel wird. Dieser Engpaß führt den seltsamen Namen „die Hundskirche". Der Klaubauf ist dort außerordentlich gefürchtet, besonders von der Kinderwelt, die einen Reim auf ihn hat, der sein Wesen und Wirken in schlagender Kürze bezeichnet. Dieser Reim lautet:

„Rurbur aus der Klamm
Frißt d'Bub'n und d'Madel z'samm."

In dieser Höttinger Klamm saß im Otternloch eine dämonische Spinne, die spann einst siebzehn Geisen auf einmal ein, und saugte deren Blut aus.

19.
Vom Viehschelm im Achenthale.

Es war im Jahre 1796, als die Hirten auf der Alpe Falkenmosen über dem Achenthal die heulende Stimme des Viehschelms vernahmen, und aus diesem mordlichen Stiergeschrei des Dämons alles Unheil für das ihnen anvertraute Vieh befürchteten. Das erstere ließ auch nicht lange auf sich warten, der Lungenbrand, Milzbrand, oder fliegende Brand brach mit Heftigkeit unter dem Vieh des ganzen Achenthals aus. Da war nun im Dorfe Werberg der Metzger Anderl, der glaubte weder an den Viehschelm, noch an seine Macht, den Thieren eine Krankheit anzuthun, hielt auch die Aussage alter Leute, daß der fliegende Brand ein wirkliches inneres Feuer sei, für eine abergläubische Märe und Fabel, und erbot sich spöttlich, diesen Brand als einen Unsinn zu beweisen, und den Glauben an den Viehschelm als einen blinden Aberglauben darzulegen. Sobald daher wieder eine Kuh an der verherrenden Seuche gefallen war, öffnete der Metzger ihr die Brusthöhle, fuhr mit der Hand hinein und fühlte innen bis zur Lunge; kaum aber hatte Anderl diese berührt, so empfand er alsbald an seiner Hand ein brennen und beißen, als habe er sie in einen Nesselbusch gesteckt, welches Gefühl bald noch heftiger wurde. Es brannte, als stecke die Hand in einem Becken glühender Kohlen und rasch zog Anderl dieselbe nun aus dem Thiere und fuhr damit in einen Wassereimer und reinigte

sich, aber gleichwohl schwoll ihm die Hand furchtbar auf, und nachher schnell der ganze Arm und der Mann mußte wahrhafte Höllenschmerzen erleiden, ehe sich's linderte. Da ist dem Anderl der Glaube gekommen, zwar nicht vom schauen, aber doch vom fühlen; er hat Gott gedankt, daß er mit dem Leben davon kam und Arm und Hand allmählich wieder brauchen konnte, vom Viehschelm aber hat er all sein Lebenlang mäuschenstill geschwiegen, und nie gesagt: er ist, oder er ist nicht.

20.

Der Viehschelmdoctor.

Bereits im Jahre 1788 war geschehen, was auf der Falkenmosen-Alm 1796 geschah, und zwar auf der Ladiger-Alm in der hintern Riß. Kaum hatten die Hirten den Viehschelm mächtig schreien hören, so brach der fliegende Brand los, und kaum war der fliegende Brand losgebrochen, so waren auf besagter Ladiger-Alm einhundert und acht Stück Kühe gefallen. Da saß ein Bauer in einem nahen Thaldorfe, der hatte auch acht Kühe mit auf die Alm aufgetrieben; die waren sein ganzer Reichthum, und kaum verbreitete sich die Kunde durch die Thäler, daß der Viehschelm ausgebrochen, so eilte derselbe Bauer sich mit allerlei Nöthigkeiten zu versehen und auf die Alpe hinauf zu kraxeln. Zuerst gab er den Kühen geweihte Lecke (Salz) und mischte pulverisirten Sevenbaum (Seg'lbaum, Sadebaum, Iuniperus Sabina L.), der am Tage der Palmweihe mitgeweiht war, unter das Salz. Dann trieb er seine Kühe, die glücklicherweise sämmtlich noch nicht vom Viehschelm befallen waren, ½ Stunde abseits von der Heerde in den Troberwald; leitete mit vieler Mühe eine Wasserrinne dorthin, hütete die Kühe selbst, und gab jeder Kuh ein Fleckl von Scharlachtuch, einen Pfennig groß, in einem Stückchen Brot zu fressen, welches am Charfreitag an einem heiligen Schmerzenskreuz gerieben war, und nächstdem betete er manchen kräftigen Segensspruch, und so geschah es, daß keinem der acht Stücke Vieh der Viehschelm etwas anhatte. Davon erzählen die Hirten immer noch gern, und mancher wäre froh, wenn er die Sprüche wüßte, die dazumal der Kühebesitzer gebetet hatte. Im übrigen halten und geben verständige Alpenhirten sehr viel auf örtliche Lagen und Striche der Luftströmungen und auf die Beobachtungen am Vieh selbst. Wenn die Kühe, indem sie im Begriffe sind zu grasen, mit den Nasen heftig auf die Gräser stoßen, als wollten sie sie damit ausschaufeln, und dann doch nicht davon fressen wollen, so ist's schon nicht richtig; es ist als röche das Vieh einen ihm schädlichen Giftdunst. Bekommen die Kühe nun nicht bald andere Weide, die nicht auf dem wundersamen und verschleierten Wege des Krankheitganges angesteckt ist, so zwingt der Hunger die Kühe, von den angesteckten Gräsern zu fressen, und so wie dieß geschieht, sind sie unrettbar verloren.

21.

Des Alpensegens Kraft.

Es geschah im Jahre 1841, daß auf der Alpe „Schleins" ob den „hintern Baihen" auch im Rißbezirk, der Viehschelm ausbrach. Nun liegt in der hintern Riß ein kleines Klösterlein mit einem Wallfahrtkirchlein, nur von zwei bis drei Franziskanern bewohnt. Dort hatte sich der Pater Superior, der erst im Jahre 1841 verstorben ist, großen Ruf ob seiner Frömmigkeit und Herzensgüte erworben, zugleich war dieser geistliche Herr sehr glücklich in Heilung vieler Krankheiten und war nicht so stolz, daß er nicht auch einmal beim erkrankten Vieh guten Rath gegeben hätte. Besonders galt bei allen Hirten der Alpensegen dieses Paters für äußerst heilkräftig, und als der brave Mann mit Tod abgegangen war, war rings im ganzen hintern und vordern Rißthal, das in das Isarthal ausmündet, großes Wehklagen und Leidwesen um ihn.

Wie nun im Jahre 1841 der Viehschelm in diesem Berggebiete ausgebrochen war, beriefen die Hirten der Alme Schleins durch einen Eilboten den Superior des Klösterls hinauf auf die Alpe, und wie derselbe mit dem Sanctissimum ankam, schlossen sie sich ihm in einer Procession an. Der Superior segnete die Alpe und deren Boden, Gräser und Kräuter und bannte den feindseligen Viehschelm auf eine schmale Weidelinie, welche hinfort durchaus vermieden werden mußte. Vieh, das auf diese Linie getrieben wurde, verfiel der Seuche als ein Opfer. Solcher Viehschelmbannlinien giebt es noch mehr, so z. B. eine auf der Koth-Alm, in der dem Rißthale nachbarlichen Jachenau. Dort ist ein solcher Streifen von fast Stundenlänge; zu beiden Seiten ist die Weidetrifft des Viehes von den Kögelhöfen, auf der einen das Milch-Vieh, auf der andern das Jung- und Galt-Vieh. Kam, wenn die Hirten unachtsam waren, nur ein Stück auf diese Linie, so erkrankte es alsobald, außerdem blieb alles gesund. Dieß ist eine Wahrheit mitten im Schooße der Sage, deren Räthsellösung die Sagenforschung der Naturforschung anheimgeben und überlassen muß.

22.

Der Abasbub.

Ohngefähr vor vier Menschenaltern lebte zu Längenfeld im Oetzthale ein hochstämmig gewachsener Kerl, insgemein der Abasbub geheißen, das war ein wahrer Unhold, Wild- und Tagedieb, Lecker und Lump, Rauffer und Robbler; war beim Kriegsvolk und mit draußen gewesen und noch schlimmer wieder heimgekehrt, als er weggegangen war. Er schleppte viel Geld aus der Fremde mit heim, das er geraubt und erpreßt hatte, kaufte sich ein Bauerngut, und begann nun zu wirthschaften, aber nicht christlich, sondern recht wie ein Heide. In die Kirche ging er nie, aber in das

Wirthshaus desto mehr und da prunkte er, der erste in Längenfeld, in einer Sammtjacke mit silbernen Knöpfen, die er aus eitel feinen Silbergeldstücken hatte fertigen lassen, und verleitete die jungen Bursche, sich ihrer lodenen Bekleidung zu schämen, und seine Hochfahrt nachzuäffen. Dabei war der Adasbub von grausamer Körperkraft, hatte schon einmal obgesiegt gegen fünfzig, die über ihn hergefallen waren, und ihn doch nicht zu überwältigen vermocht hatten, und wenn ihn einer beleidigte, so mußte er fürchten, daß der Adasbub ganz unversehens ihm einen Wildbach als schönen Wasserfall in das Haus leiten, oder einige Schneeklöse von der Größe eines Hauses ihm aufs Dach herunterrollen, vielleicht auch in diese weißen Klöse als braune Griefen ein Paar Felsenstücke einkneten werde.

Fluchen und lärmen, toben und schwärmen bis weit nach Mitternacht und schlimme Streiche ausführen war das Lebenselement des Adasbub; er umgab sich mit einer Rotte gleichgesinnter Gesellen, und übte mit denselben jede nur ersinnliche Unholdthat. Sie hoben den Leuten die Hausthüren aus den Angeln, und trugen diese weit fort ins Feld oder in den Wald, hoben und stellten Leiterwägen auf die Dächer der Häuser, stahlen in den Sakristeien den Opferwein und tranken in ihm den Pfaffen ein Pereat; sperrten Ziegenböcke in die Feldkapellen, gruben die Kirchhofkreuze aus dem Gräberboden, und die Crucifixe gruben sie auch aus und steckten sie wieder verkehrt ein, und jubelten in ihrer Verruchtheit, daß sie Christum auf den Kopf stellten.

Eine neuersonnene Schandthat sollte in einem Bauernhofe auf dem Burgstein ob Längenfeld im Oetzthale ausgeführt werden; es galt der Tochter des Einödhofbauern; deren Vater aber bekam Kunde davon, schliff sein Beil scharf, und so wie der Adasbub sein Haus betrat, schmetterte ihn alsbald ein schädelspaltender Axtschlag tod nieder. Bei solchem Gruß entflohen die Begleiter des Gefällten; es wurde Lärm, die Nachbarn eilten herbei und alle dankten dem Einödhofbesitzer, daß er die Gegend von selbigem gräulichen Unhold befreit habe. Sie schnitten dem Adasbub den Kopf vom Rumpfe, schleppten den Leichnam an einen Felsrand und warfen ihn auf die Straße hinunter, die an dem dort später aufgekommenen und erbauten Schwefelbade vorbeizieht. Der Kopf wurde in das Beinhaus auf dem Gottesacker von Längenfeld geworfen, und dort liegt er noch immer, ein Schreck und Warnungszeichen für böse Buben, mit dem klaffenden Spalt in der Hirnschaale, und von Zeit zu Zeit in gewissen Mitternächten glüht dieser Adasbubkopf über und über und ist dann ganz schrecklich anzusehen, ja manche sagen aus, wenn er also glühe, so rolle er aus dem Beinhause hervor und in die Kapelle und drehe sich darinnen wie ein wirbelnder Kreisel um und um, dann rolle und hüpfe er wiederum an seine Stelle zurück und verglühe allmählich und sehe am Tage aus wie jeder andere Schädel.

23.

Der Unholdenhof.

Zu Kaiser Maximilian I. Zeiten diente ein Jäger am Kaiserhofe, das war ein wahrer Unhold und Unband, von schier übermenschlicher Leibeskraft, so daß er als ein Riese galt. Nach des Kaisers Tode zog dieser Jäger mit seinem einzigen Sohne, der ganz nach seinem Schlage geartet war, und ohne alle weitere Familie in die Kreither Gegend, die eine halbstundelange Strecke umfaßt, auf welcher sich vierzehn Bauernhöfe angesiedelt haben, die mehrentheils am Mittelgebirge über der Sill und Rutz zwischen Wiese, Feld und Wald vereinzelt gelegen sind. In der Tiefe des Thales kreischt und knarrt eine „Säge", d. i. eine Waldsägemühle, nahe an einer Brücke über den Klausbach, über welche der Weg weiter und in das Stubeithal leitet. Ein frischer Quellbrunn, den ein Bild des heil. Nepomuk ziert, beut seine Labe, und zehn Minuten von dieser stillen Stelle zwieselt sich der Weg, und es führt sein linker Zwiesel nach dem emporsteigen von einer Viertelstunde auf lieblichem Bergpfad, an dessen Rändern eine schwellende Moospolsterdecke und der Schatten eines Lärchentannenwaldes zur Ruhe laden, zu einem ländlichen Gehöfte, das reich und reinlich erbaut und gehalten ist, sogar eine Kapelle umfaßt, und dabei doch einen höchst verrufenen Namen führt. Es ist der „Unhold" oder „Unholdenhof". Hier auf dieser Stelle war es, wo jene Jäger sich ansiedelten, welche auf lange Zeit ein Schreck und Abscheu der ganzen Gebirgsgegend wurden und theils öffentlich, theils noch mehr im Geheimen die mannichfaltigsten Frevel übten, so daß ihre Natur und ihr Wesen völlig dämonisch sich artete. Als Robbler furchtbar stark, als Gegner furchtbar rachsüchtig, offenbarten sie gar häufig das teuflische in ihrem Wesen durch Thaten der Tücke, mit welchen sie nicht nur den von ihnen Gehaßten für die Gegenwart schadeten, sondern auf ganze Generationen der Zukunft hinaus verderblich wirkten. Durch Stauungen hoch oben in tiefer Wildniß wurden Wildbäche zum Aus- und Uebertritt ihrer Rinnsale geleitet, und dadurch gefährliche Muren und Schlammstürze, für die spätere Zukunft manchem blühenden Orte vorbereitet. An andern Stellen entzündeten die Unholde Gebirgsforste, um den Lawinen freien Lauf zu schaffen, die dann kein Hemmniß mehr fanden, auf die Gehöfte herabzustürzen. Fahren dann Lawinen und Muren wiederholt an einer Stelle auf gewohnter Bahn nieder, so wird jedes Bäumchen und jedes Würzelchen vertilgt, und weite Strecken werden der Bodenkultur entzogen. Durch gewisse Mittel wurden selbst Spalten und Tiefen in Felsen angebracht, in denen sich im Sommer das Wasser ansammelte und im Winter gefror. Dann sprengte das Eis die Felsen und im Frühjahre schossen sie dann allverheerend zu Thale nieder; es erfolgten solche Bergbrüche oft erst nach 30 bis 50 Jahren. Durch derlei Thaten erwarben

sich jene Bösewichter den gefürchteten Namen Unholde, der auf ihr Gehöft alsbald ebenfalls überging. Endlich sah der Himmel strafend und rächend drein, ein Erdbeben warf das Jägerhaus in Trümmer, Wildbäche überflutheten es, der Blitz steckte es in Brand, und in Feuer und Fluth, womit sie gesündigt, gingen Vater und Sohn zugleich unter, wurden verurtheilt zur heißen Pein, und müssen bis heute als „Feuerfacken" (feurige Dreckschweine) geisten und rumoren. Ein besseres Geschlecht erbaute ein neues Gehöft auf die fruchtreiche Trift, auf der der Unholdhof gestanden, aber gegen dessen Willen blieb dem neuen Hause der alte Name, der auch bisweilen mit „Starkenhof" wechselte, weil man jene Jäger auch die „Starken" genannt. Vieles weiß der noch lebende Hohlenbauer zu Muttens noch vom Unholdenhofe zu erzählen, unter anderem, wie der Unholdenhofbauer alte pergamentene Lehnbriefe über sein Gehöft in seiner Dummheit an einen Kindertrommelmacher zu Insbruck verkauft, der mit Bimsstein die Schrift abgerieben, und mit dem Pergament die Trömmelchen überzogen habe.

VI.

Elementargeister.

Wenn die Tiroler Mythen- und Sagenforschung sich der Bezeichnung Elementargeister für eine Gruppe ihrer mythischen Wesen bedient, so ist diese Bezeichnung keineswegs in dem Sinne der philosophisch-kabbalistischen Lehre, die unter andern auch Theophrastus Parazelsus anbaute, zu verstehen, auch nicht in der phantasievollen und schmuckreichen Anschauungsweise südländischer Dichter. Der deutsche Mythus hat in jenem Sinne keine Silfen, Undinen, Salamander und Gnomen; mindestens, wenn er sie auch hat, benennt er sie nicht so und das deutsche Naturvolk kennte diese Benennungen nicht, sie müßten ihm denn erst aus Büchern gekommen sein, und auch daraus nimmt es sie nicht an und hält sie nicht fest, denn es ist etwas Gemachtes damit, es ist ihm nicht auf eigenem Acker erwachsen, „die Aehneln haben ihm nichts davon derzählt," und somit ist's auch nichts. Wenn auch im germanischen Heidenthume Spuren eines Elementarkults sich finden und nachweisen lassen, dennoch personificirte dasselbe nicht die Elemente.

Die deutschen und mithin auch tirolischen Elementargeister sind die Feinen, Fainen, Faien, überirdische Wesen von himmlischer Schönheit, der Grundtypus der französischen Feen; die Wasserdämonen als Seefräulein, Wasserfrauen, Wasserweibele u. s. w., halb und halb von faienhaftem Wesen, anderseits aber auch schlimm und verderblich. Feuergeister im oben angedeuteten Sinne fehlen gänzlich, denn die Feuer-

männer deutscher Sagen sind büßende Seelen und gehören in eine andere Gruppe. Um so reicher ist die Welt der gnomenhaften Kobolde vertreten, der Erdzwerge, Bergmännchen, Wichtlein, Pitzl, Norggen, Nörggel, Lorggen u. dgl. Auch deren geistiges Element zerfällt in die Doppelnatur von gut und böse. Die tiroler Sage ist so reich an diesen mythischen Gestalten, daß sie diese kleinen Bergdämonen in zwei Abtheilungen sondert, in die Wichtl an sich und in die Schachtgeister, letztere demnach vorzugsweise Bergwerkleute, in Bergwerken hülfreich arbeitend, guten Knappen förderlich mit Rath und That, bösen aber furchtbar und verderblich. In diesen Wichtl- und Bergmanndlsagen Tirols findet sich vielfacher Wiederhall solcher Sagen, die über ganz Deutschland verbreitet sind, und eine Menge häufig wiederkehrender Züge. Noch eine Abtheilung besitzt aber die Tiroler- und Schweizersage ausschließlich, das sind die Eismanndle, kleine Dämonen, die nur auf den höchsten Fernern um die Eiszackenspitzen der Alpenkronen wohnen. Diese können im nördlichen Deutschland nicht vorhanden und gekannt sein, und der nordische (scandinavische) Mythus kennt nur Eisriesen: Hrimthursen.

Gar nicht selten streift der Mythus der Gestalten dieser Dämonengruppen in andere hinüber, berührt sich mit ihnen verwandtschaftlich, und daher ist häufig entschiedene Sonderung schwer. Es sind Geister, die sich nicht so mir nichts dir nichts in die engen Grenzen unserer Systeme bannen lassen, die über alle Grenzen hinausstreifen und der versuchten Gliederung spotten. Dieß fühlt sich beim Vertrautwerden mit diesen bisweilen spröden Stoffen sehr klar heraus, und es bedarf keiner rezensirenden Schulmeisterweisheit, darauf besonders hinzudeuten, daß auch das fleißigste Bemühen auf diesem Boden nicht ohne Mängel, Lücken und Wünsche bleibt. So streifen die Sagen von Faien, die überhaupt nicht zahlreich sind, an die Sagen von den Seligen, die von den Seefräulein an Faiensagen; Lorggensagen gehen in Fanggensagen über und umgekehrt, die Eismanndlsage berührt sich mit der Riesensage, Bergmanndle können als Unholde auftreten und andererseits können Schachtgeister zu Schatzhütern werden, welche letztere in die große Gruppe der Pütze gehören. Leider verwirren sich im Volke selbst die Sagen mehr und mehr, je mehr die Afteraufklärer sich mühen, ihm die Sage ganz zu rauben und allen kindlichen poetischen Glauben ihm aus dem Gemüthe zu schwatzen; daher es hoch an der Zeit ist, zu retten und zu sichern, was noch zu rettrn und zu sichern ist.

1.
Die Faien.

Wenn die schwäbische und die norddeutsche Sage durch das gleichzeitige Erscheinen dreier weiblicher Wesen, die bisweilen Nonnen heißen und aus

denen die Mythographen gern Nornen machen, nach der keltischen Sagendreiheit der tria Fata wirklich hindeuten, so mag das auf sich beruhen. Die mitteldeutsche Sage kennt ein für allemal keine sogenannten Fee'n, und leider ging dem Volke selbst das schöne mittelalterliche deutsche Wort Feine, das so schlagend das ganze Wesen der geisterhaften Erscheinung bezeichnet, verloren. Nur noch in alten Liedern und alten Volksbüchern lebt es als Meerfeine, Wasserfeine (eine solche war Melusine), Wald- und Bergfeine. In deutschen Sagen nehmen nicht selten die zahlreichen erscheinenden „weißen Jungfrauen" den Feinencharakter an durch ihr ätherisches Wesen, ihre Reinheit, ihre gütevolle Gabenspendung; aber meist stehen sie doch auf einer tieferen Stufe, sie harren ihrer Erlösung, sind häufig nur Schatzhüterinnen, schrecken durch grauenvolle Verwandlungen in mancherlei Mißgestalten, in Kröten, Schlangen und Drachen, ihr Leib endet in einen Schlangenschwanz u. s. w.

Manche unserer geachteten Mythenforscher vermengen die Feien mit den Wildfrauen, und es mag wohl eine oder die andere Feiensage nach diesen letzteren hindeuten; allein diese Richtung hat in der Tiroler Sage nur allenfalls die Fangga; die Fai aber ist ein ganz anderes, höheres Wesen. Folgendes ist das reine und unvermischte Sagenbild der Faien Tirols.

Die Faien sind Wesen von menschlicher Natur und Körperbeschaffenheit, aber höher geartet, mit ewiger Schönheit und Jugend, mit Liebe und Milde, mit großer Wissenschaft begabt, und nur Vertreterinnen des guten Prinzips. Eine Fai kann wohl erzürnt werden, aber nie böse handeln; der Begriff von guten und bösen Feeen, wie die modernen Fee'nmärchen ihn so häufig enthalten, fällt demnach hier ganz hinweg. Die Fai kann Zauber üben, aber nie solchen, wie Hexen und Truden, durch die Macht des Bösen, die Fai kann nie zur Hexe werden. Sie zaubert nie durch die schwarze, sondern nur durch die weiße Kunst, das ist wohlthuender Zauber durch Gottes Macht und Gewalt und Zulassung; es ist die den Faien angeborene und innewohnende Macht, die mit dazu beiträgt, sie zu Wesen höherer Art zu stempeln. Dieser von der Fai geübten weißen Kunst muß stets die schwarze weichen und unterliegen. Die Fai ist der edelgeistige Gegensatz des diabolischen Hexenthums, sie ist, um ein Bild des nordisch-germanischen Mythus bei Wesen des südlich-deutschen Mythus zu gebrauchen: der Lichtalf in seinem Gegensatze zum Schwarzalf. Haben die Hexen ein prunkendes Schloß gezaubert, und halten darin ihren Sabbath, so stürzt es krachend in Trümmer, wenn eine Fai ihm naht. Haben jene ein Wetter gebraut, daß die Fluren verhageln soll, und es naht eine Fai, so verwandelt sich jenes Wetter in einen fruchtbaren Regen. Sind Kühe durch Hexenwerk „verneint" — (was dieß ist, folgt unten) so geben diese Kühe, kommt eine Fai in ihre Nähe, dennoch gute Milch, daher das landübliche Sprüchwort:

Fai'n schlägt vernein'n.

Die Fai fait, schützt (schirmt, macht fest gegen allen Hexenzauber), ganz im Sinne des mittelalterlichen Volksglaubens und ritterlich romantischer Sagen von gefeiten Schwertern, Ringen, Talismanen u. dgl., Menschen, Thiere, Bäume, Wasser, ja alles „was fliegt und kriecht, was schwimmt und brennt" — wie sinnig versinnbildet dieser volksthümliche Ausspruch das Belebtsein der Elemente in Nähe und Ferne! — mit Blume und Ruthe, Stock und Stein. Ein gefeites Steinchen, ein goldenes Ring-Schlängelchen, ein einfaches Bergblümlein kann durch die Faien mit der größten Wunderkraft begabt werden, daß jedes dieser Dinge gegen Schreck und Gefahr, gegen Schuß und Stich und Hieb, gegen Gift und Brand und Wassersnoth, und gegen jede Teufelstücke schützt und schirmt.

Die Faien bleiben stets jung und schön, stets mild und gut; wohl empfinden sie Schmerz, wenn ihre Güte Undank ärntet, wenn ihre hingebende Liebe getäuscht und betrogen wird; dann vermögen sie auch zu zürnen und zu strafen, aber ihre höhere, geistigere und edlere Natur verschafft ihnen leicht den Sieg über die menschliche Leidenschaft, und sie verzeihen gern ihren reuigen Beleidigern. Eine schlafende Fai soll freilich der, der sie antrifft, ruhig schlafen lassen, sie nicht hastig aufwecken, noch weniger ihr in Unehren begehrlich nahen, sonst kann es leicht um sein Augenlicht geschehen sein. Indessen zeigen sich die Faien nur selten sichtbar und überhaupt nicht allen Menschen. Wenn aber eine Fai ein Kind küßt, so wird dieses die Faien sehen; ebenso der, der einen von Faienhand berührten Talisman um den Hals trägt, nicht minder die Sonntagskinder. Solchen fällt es dann nicht schwer, ihr Glück zu machen.

Die Faien stehen nicht im mindesten Bezug zur Hulda, daher können sie gar nicht mit den „Saligen" verwechselt werden; nur an edler und schöner Gestaltung und am Schmuck bildeten die Sagen sie den letzteren ähnlich. Auch weist die Sage den Faien ungleich weniger bestimmte Wohnungen an, wie den Saligen, und kennt sie überhaupt weniger, als andere dämonische Wesen ihres Gebietes.

Manche Faiensagen sind auch bereits entstellt worden durch Zuthaten neuerer Dichter, die Wunders denken, wie schön sie malen, wenn sie ausmalen, und gar nicht ahnen, wie ungeschickt sie malen, wenn sie übermalen, und auf das altehrwürdige halbverblichene Frescobild von strengen Zügen und steifer Gewandung neumodische Phantasiefarben mit breitem Pinsel dick auftragen, so daß die alte Herrlichkeit dem Auge ganz verschwindet und der neue amaranthfarbige Ungeschmack in einem monstrosen Zerrbilde vor Augen tritt.

2.
Die Seefräulein und Wasserfrauen.

Daß die Wasser- und Seefrauensage im Lande Tirol heimisch ist, begreift sich leicht durch das Vorhandensein der zahlreichen, geheimnißvollen

tiefblauen Alpensee'n, von denen viele ohne sichtbaren Zufluß oder Abfluß in träumerischer Ruhe und in tiefstiller Bergeinsamkeit daliegen. Insgemein werden diese Wasserbecken im Gebirge Wildsee'n genannt, und diese sind wesentlich von den Thalsee'n unterschieden. Die Wildsee'n sind meist in und zwischen Felsen eingebettet und eingebuchtet. Von ihrem Rande erheben sich häufig unmittelbar steile Felswände, die spitz und zackig und Ruinengemäuer ähnlich schroff emporstarren. Der Rand verbirgt mit der Fülle seiner überhangenden Gesträucher und mit moosübergrünten Felsplatten das todtenstille Gewässer, das sich bisweilen tief in die düstern klammartigen Höhlen und in nachtdunkles Geklüfte verliert. Selten wird ein Fisch sichtbar in diesen eiskalten Wasserbecken, kein Vogel singt an ihnen sein munteres Lied. Der Wildsee liegt wie im Bann, in einem unheimlichen Frieden, in trostloser öder Wildniß, ein Todtesspiegel für Lebenssatte und Menschenfeinde. Wenn Unwetter im Anzuge sind, braust es in der Tiefe, Luftblasen steigen herauf und zerplatzen an der Oberfläche, ja man hört unheimliches Getön weit umher, wie dieß namentlich beim Thurnthaler Hochsee auf dem Scheitel der Weinbacher-Alpe im Pusterthale der Fall ist. Dieser See ist 200 Schritte lang und 150 Schritte breit.

Solche See'n und ähnliche bevölkert die tiroler Sage nur in seltenen Ausnahmen mit Seefräulein oder Wasserfrauen, sondern vielmehr mit billenden Wasserhunden, Klammmännern und sonstigen dämonischen Wesenheiten, Pützen u. dgl., welche Menschen in das Wasser ziehen, wie dieß beim Landeckersee bei Ladis, dem Mölssee im Wattenserthal, oder Mölsthal, und andern der Fall ist. Die Hauptwohnorte der Seefräulein und ihrer Genossenschaft sind jene Arten von Gebirgssee'n, die gleich liebefeuchten Mutteraugen in idyllischen blumigen Hirtenthälern hingebreitet ruhen, oder in grünem Waldesschatten und in wonniger Einsamkeit rein und still zum Himmel aufblicken, Andacht und überirdisches Sehnen wecken. In solchen Tiefen wohnen insgemein Seefräulein, haben drunten schimmernde Krystallpaläste, aus denen es bisweilen wundersam melodisch heraufklingt und das Menschenohr, das diesem Seeklingen lauscht, verlockend berührt. Aber gleichwohl weiß die Tiroler Sage nichts von Nixen und der nackten Sinnenlust verlockender Sirenen. Was davon etwa im Volksmunde nachklingt, ist nur aus Büchern entnommen, der Anschauungsweise des Volkes nicht unmittelbar entsprungen.

Mit Unrecht hat ein Romantiker im „Sagenbuch von Tirol" den Schloßteich bei Landeck in Nixenteich umgetauft, und aus dem dort verunglückten Landecker Schloßherrn einen von einer kosenden und herzdrückenden Nixe ins Wasser gezogenen Ritter erdichtet, denn es ist nur neugemachtes Phantasiestück. Tirol hat keine Nixen in diesem romantischen Sinne, und wenn jemand glauben oder sich einreden wollte, die Nixhöhle am Sonnwendjoch sei ein Gegenbeweis dieser Behauptung, so müßte diese poetische

Annahme sehr prosaisch damit widerlegt werden, daß in jener Höhle das sogenannte „weiße Nichts" (Nix), das Nihilum album der Apotheker, bricht, eine Art Bergmilch, kohlensaure Kalkerde, die mit Zinkoxyd vermischt, als Augenheilmittel früher officinell war und jetzt nur noch von Viehärzten bisweilen angewendet wird.

Die Seefrauen sind verkörperte Bilder der Reinheit und Güte, von schönen und edeln Körperformen, mit alabasterweißen Stirnen, und Wangen von der Farbe der weißen Seerosenblüthe. Ihr Haar ist goldfarbig, wie der Blüthenstaubkolben dieser Blume, und die Wasserfrau strählt und trocknet dieses wunderschöne Haar gern am Strande. Mild ist der Glanz ihres blauen Auges und weit in die Ferne wirkend. Das Gewand der Seefräulein ist weiß mit zartem farbenschillernden Permutterglanz, ihre Gestalt ist ätherisch und so leicht, daß die Blätter der Nelumbien sie tragen.

Die Seefräulein haben ihre Lust an den Wassergeschöpfen und Wasserpflanzen, und freuen sich an der Pflege ihrer unterseeischen Gärten, mit deren zahllosen Blüthensternen; sie verleihen mancher Pflanzenwurzel ihres Teiches Heilkraft, wie dem nützlichen Kalmus, dem heilsamen Fieberklee und der rosenrothen Wasserviole, die man auch Rosenbinse nennt. (Butomus umbellatus L. Iuncus floridus der alte officinelle Name.) Auch auf die Wiesen ihrer Umgebung pflanzen diese gütigen Wasserfrauen Heilkräuter.

Guten Aeltern und Kindern wird von den Seefräulein manche nützliche und Segen bringende Gabe als Glücksfund an das Ufer gelegt, besonders wenn letztere unbeunruhigt bleiben. Findet das Gegentheil Statt, so verlassen sie ihren Aufenthalt und suchen einen ruhigeren. Selten lassen sie sich blicken; der Versuch, sie etwa zu fangen, kann leicht den Tod des Versuchers nach sich ziehen.

Wird ein See abgelassen oder trocken gelegt, so verläßt ihn die Wasserfrau, welche ihn bewohnt, auf immer; aber sie segnet dann seine Stätte nicht, und häufig lohnt der spätere saure Graswuchs nicht die Mühe und die Kosten der Verwandlung des Seelandes in Fruchtland; noch häufiger überschütten Wildbäche das neue Land mit furchtbaren Massen von Sand und Kiesgerölle.

Bisweilen, aber sehr selten, wird auch in Tirol der Ausdruck Meerfräulein, statt Seefräulein, vernommen. In diesem Falle liegt die sagenhafte Annahme der Verbindung eines Alpensee's mit dem Meere zum Grunde, und daß ein Meerfräulein folglich durch unterirdische Kanäle in einen oder den andern jener einheimischen See'n geschwommen und gekommen sei.

Geschichtlich erwiesen ist, man mag über den Zusammenhang mancher See'n mit dem Meere denken wie man wolle, daß sich bei dem zwei Stunden langen und eine halbe Stunde breiten Achensee oder Achenthaler See zur

Zeit des großen Erdbebens, das am 1. November des Jahres 1755 Lissabon zerstörte, fast ganz dieselben Erscheinungen zeigten, wie sie an dem kleinen Salzunger See in Mitteldeutschland wahrgenommen und von glaubwürdigen Augenzeugen zur Kunde der Nachwelt niedergeschrieben wurden. Der Achensee schäumte in wilden Wogen auf, sank schnell über vier Fuß tief, und erst nach 24 Stunden füllte sich wieder sein Bette. Die vermuthete unterirdische Verbindung glaubt man auch dadurch bestätigt, daß der Achenthaler See sichtbar wenig Zufluß empfängt, aber einen sehr starken Abfluß hat, welcher alsbald das Bergflüßchen die Ache bildet. Bei dem Salzunger See ist allbekannt, daß er in seinem Schooße starke Quellen hat, denn auch sein sichtbarer Zufluß ist unbedeutend, sein Abfluß aber ist ein Bach, der Mühlen treibt, und das Gestänge mächtiger Gradierwerke in Bewegung setzt.

Bestimmte örtliche Sagen von eigentlichen Meerfräulein, namentlich fischschwänziger, kennt man indessen in Tirol nicht.

3.
Die Eismanndle.

Das erhabene Walten der Natur im Leben der Ferner (Gletscher) Tirols lenkte frühzeitig die Phantasie des Volkes dahin, die Unbegreiflichkeiten, welche die Gletscherwelt seinen Sinnen darbot, übermächtigen Wesen zuzuschreiben, denen die Namen Eismanndl (Eismänner), Eismännlein, Ferner-Norggen, Fernerzwergl, Kösmanndln (Kös, Käs ist auch Gletscher), endlich auch Wettermacher, und „die Alten" beigelegt wurden.

Meist nehmen alle Sagen, die auf diesen Kreis geisterhafter Wesen sich beziehen, den hehren und ernsten Charakter an, den die Schnee- und Eisregion auch im Naturleben darlegt; aber selbst diese Sagen sind mehr allgemeiner, als örtlicher Art, während bei den gewöhnlichen Erdzwergen das Gegentheil Statt findet.

Die Gestalt des Eismanndls ist zwerghaft, aber seine Stärke ist eine furchtbare, übernatürliche und übergewaltige; es ist befähigt, auch Riesengestalt anzunehmen, auch überhaupt sich zu verwandeln in was es will. Die Eismanndln sind es, welche die Gletscher vor- und rückwärts schieben, welche zu ihrem Vergnügen mitten im entsetzlichsten Schneegestöber über lange Schneestrecken hin auf breiten Abhängen schindeldachähnliche Figuren und riesige Arabesken auf den Schnee zeichnen; sie verursachen das sogenannte „Schneegrugeln", bei dem unter Donnern ohne vorhergehenden Blitz in den heißesten Sommertagen plötzlich Schnee und Hagel grüne Alpenthäler weithin bedeckt. Sie, die Eismanndln, rufen das schreckhafte „Fernerbillen" (bellen) hervor, und erregen das rollende Gekrach in dem Innern des Ferner.

Das Eismännlein ist in seiner Erscheinung zwerghaft, greisenhaft, schneeweißen Haares und Bartes, die beide lang abwallen, ja der Bart streift noch am Boden hin. Das verwitterte Angesicht ist tieferust und runzelvoll, die blauen Augen blicken über der Adlernase ruhig, sicher und fest. Das Gewand ist graugrün, wie alte Baumflechten, von weitem auch in das gelbgrüne spielend; ein Wetterhut mit verbogener Krempe schattet über dem Gesicht.

Die Aufenthaltorte der Eismännlein, denn Wohnungen sind ihnen ihrer Natur nach nicht so zuzuschreiben, wie andern dämonischen Sippen — sind Eisklüfte, die unter dem Ferneteise auf weite Strecken miteinander in Verbindung stehen. Gern sitzen die Eismännlein auf Fernerspitzen oder auf Felsenvorsprüngen der Hochalpenregion, und schauen sinnigen Ernstes auf die sie umgebende unendliche Welt emporstarrender Eisnadeln und Eispyramiden, lassen von Nebelgestalten sich umtanzen, formen Wolken zu festen Ballen, bauen und häufen Wolke auf Wolke, verdichten sie, zerreissen sie, zerblasen sie zu Flocken, weben sie zu Schleiern und Nebeldecken, schicken sie als Höhenrauch über alle Fernen hin, brauen Wetter, schleudern Hagel, senden Lawinen in die Gründe nieder. Sie bauen gleissende Schneebrücken über Abgründe, führen Gute sicher über diese hinüber, bereiten Bösen jähen Absturz. Jenes ethische Element, das den Saligen innewohnt, allen Guten hülfreich zu sein und allen Bösen furchtbar und schreckhaft, durchdringt auch die Eismanndln. Sie schirmen die Unschuld und strafen und rächen die Bosheit und das Verbrechen. Sie gewähren dem flüchtigen Bösewicht keine Freistatt, sie jagen ihn durch Wetter und Wind, und stürzen ihn in die kalte Eisnacht grauenhafter Fernerspalten in Tod und Verdammniß nieder. Verirrte aber, die nicht Bösewichter sind, weisen sie auf richtigen Pfad, tragen Verunglückte zur nächsten Menschenwohnung hinab, und Erfrorene, die unrettbar verloren sind, tragen sie bis zum ersten Gottesacker der Thaltiefe und bestatten sie in geweihter Erde in aller Stille.

Vornehmlich ist es die große Centralalpenkette der Tauern, die sich voll mächtiger Eisgebirgsstöcke als nördliche Grenze des 14 Stunden langen Tauferser oder Tauferstahles*) gen Osten zieht, und letzteres vom Zillerthal und Vintschgau scheidet — auf deren Fernerkronen die Eismanndln heimisch sind. Der Neveser-Kös, eines der großartigsten Tauernwunder, umklammert den „Furtschlägel" und „Hohen Mösele"; von ihm ab senkt sich sein krystallisirtes Kösmeer nordwärts unter dem Namen „Zemmerferner" ins jenseitige Zillerthaler Zemmerthal, westlich in das Pfundererthal, südlich in das Lappacherthal, und bildet ein mehr als drei Stunden langes, wild zerrissenes und zerklüftetes Eisfeld oder Eismeer, von so schrecklich erhabener

*) Nicht mit dem Langtauferserthal im Vintschgau zu verwechseln.

Schönheit, daß keine Feder sie zu schildern vermag. Dort am meisten sind neben den hocherhabenen Punkten des Ortles, des Oetzthalerferner und des Stubaierferner die Eismännlein vorzugsweise heimisch und thätig, doch schließen diese hohen Gebirgsregionen nicht aus, daß jene nicht auch in die Hochalpenthäler herabkommen und ihre hülfreiche oder strafende Thätigkeit kund geben. Dabei kann nicht fehlen, daß die Sagen von diesen Gebirgsgeistern je nach dem Charakter der verschiedenen Thalbewohner verschiedentlich aufgefaßt und gestaltet werden, und es kommt auch hier zur Erscheinung, daß die Gestalten der alten frühzeitlichen Sage aus ihrer hehren Form und Art verkleinert und abgeblaßt erscheinen, den Menschen näher gerückt, mit menschlichen Neigungen ausgestattet werden, und von der dämonischen Natur nur ein Schatten haften bleibt.

4.
Die Wichtl, Pitzl, Norggen und Lorggen.

Ueber die deutsche Zwergen= und Wichtln=Sage wäre es kinderleicht, ganze Bücher zu schreiben, so allverbreitet, so überall zu Hause, so mannichfaltig ist sie. Sie bietet mehr als jeder andere mythische Sagenstoff eine wahrhafte Unerschöpflichkeit; eine Stofffülle, wie sie in keinem anderweiten Sagengebiete zu Tage tritt. Wer aber dieses Sagengebiet überblicken will, muß sich nothwendig in dasselbe einleben, muß sich ganz vertraut mit ihm machen, muß selbst durch Zwergenhöhlen kriechen, selbst Zwergengänge überwandern. Wenn er seine Kunde und Kenntniß nur aus Büchern schöpft, und sie in Büchern wieder von sich giebt, so ist's meist ein unerquicklich Machwerk, das wenn nicht von vornherein ein Album graecum wird, so doch ein Nihilum album der alten Pharmacopöen, wovon zahlreiche Sagen= und Mährchenbücher, die am Kachelofen fabricirt sind, laut redendes Zeugniß geben.

Mit Absicht wird daher hier vermieden, Abschrift von Abschrift bis ins tausendste Glied anzuschwellen, und von den Zwergen der scandinavischen Mythe nichts erwähnt, auch der überzahlreichen nord= und mitteldeutschen Zwergensagen nicht gedacht, denn sonst würde des Vergleiches kein Ende werden; nur wo große, ganz allgemeine Züge in einander überklingen, dürfen solche nicht unerwähnt bleiben.

Die deutsche Namengebung der Zwerge, Querge, Querkse, Wichtlein, Wichtelmännchen, Heimchen, Heinchen, Heinzchen, Hinselmännchen und Zinselmännchen, Heulemännchen, Hütchen und Gütchen, u. s. w. u. s. w. erhält aus Tirol noch einige Zusätze, nämlich Pitzl, Norggen, Nörggl, Nörgglein und Lorggen, letztere ohne abgewandelte Diminutivform. Die Charakterverschiedenheit, die sich überhaupt und überall beim Zwergenvolke kund giebt, die sich bald durch Güte und hülfreiche Dienstleistung äußert,

bald durch Neckelust, schadenfrohe Tücke, ja selbst Bosheit, Wildheit und Rachsucht, tritt auch in den Zwergsagen Tirols zu Tage. Die Wichtel und Wichtelen des Oberinnthales sind heiter geartet, gutmüthig schelmisch, neckisch wohlwollend, ebenso im Vintschgau; im Passeierthal und in Südtirol, auch im Schnalserthal und am Schneeberg die Nörggl, Nörggeln. Das Unterinnthal hat die Namen Wichtl und Nörggl gemeinsam, bei Naturns und Tschars kommt der Name Lorgg ausschließlich vor, und der Lorgg wird meist böse gedacht, auch größer und sehr stark. Wenn ein Lorgg erzürnt wurde, so brauchte er nur einer gesunden Kuh über den Rücken mit der Hand zu streichen, so wurde sie gleich krank und hin. Da und dort heißen sie Bergmanndl, Bergzwergl, wilde Manndl, im Vorarlberg ist die Benennung Fangg und Rutschifengg üblich. Im Unterinnthal heißen die Hauswichtln auch Hoamzwergel, Heimzwerge, was an die Voigtländischen Heimchen erinnert. Pitzl heißen die Wichtln um den Volderer Berg; im Vorarlberg heißen sie das Nachtvolk.

Die Gestalt der Wichteln ist klein und mißrathen; der Kopf ist dick, der Mund bis zu den Ohren breit gezogen und wulstig; die Aeuglein sind tiefliegend und voll Arglist. Der Bauch ist aufgetrieben und ruht auf spindeldürren und krummen Beinchen. Die Stimme ist kratzend und grölzend wie die eines Kropfigen, darum heißt der kropfige Todtengräber zu Tschars im Vintschgau „der Lorgg". Am Leibe sind sie schwarzhaarig; der graue oder silberfarbene Bart hängt lang herab; die Tracht ist graue Loden nach der Bauern- und Schützenart ihrer Thäler, oder die uralte Bauerntracht, die auch in Tirol noch die „altfränkische" heißt: spitzer Hut, weißer Goller um den Hals, rothe Weste, schwarzes Wams und Pluderhosen. Gern und häufig aber tragen die Wichteln ein rothes Jankerl, rothe Höslein und grüne Strümpfe. Wollte sonst Jemand ihnen Gutes erzeigen, so durfte er nur ein neues rothes Jankerl machen lassen, und irgend wohin legen, daß sie es fanden, dann freuten sie sich wie närrisch über den Fund und legten ihn an; gab ihnen aber Jemand ein neues Gewandl in die Hand, so weinten sie und entwichen sammt ihrer nützlichen Hülfe auf immerdar, und dabei läßt sie die Sage ihre Abschiedsworte jedesmal in Versen sprechen, was ein sehr eigenthümlicher Zug, auch im übrigen Deutschland und in der Schweiz ist.

Häufig tragen die Wichtl'n einen Bergstock, der aber nie von einem andern Holz als dem der „Birke" ist, wodurch auch dieser Baum in den deutschen Mythus eintritt.

Die Wichtlen erreichen ein ungeheures Alter. Im „Ultenthale", dem letzten Seitenthale der Etsch rechts, an der Westgrenze von Deutschland, ohnweit Meran, berufen sich die Bauern noch auf den Ausspruch eines Norggleins, welches einst auf dem Herde im Kuppelwieserhofe saß und sprach:

„I denk' die Kuppelwies'
Schon dreimal als Wald,
Und dreimal als Wies'."

Der nächste Weg vom Vintschgau aus ins Ultenthal führt über den Flosch- oder Flatschberg über die Kuppelwies'-Alpe und zum schön gelegenen Kuppelwies'hofe, der zugleich Gasthaus ist, hinab. Solcher Aussprüche, die zum Theil auch Riesen zugeschrieben werden, leben viele im Munde des Volkes.

Die Aufenthalte des Zwergenvolkes, das theils gesellig beisamen haust, theils vereinzelt wohnt, sind meist die einsamen Berghöfe auf den Alpen, doch auch Schluchten, Höhlen und Einöden. Auch die, welche nicht stets in Häusern und in der Nähe der Herde wohnen (daher in der Schweiz der Name Herdmannli,) kommen doch gern in die Häuser, und bringen braven Hausleuten Segen mit. Wo Wichtlein heimisch waren, halfen sie in Haus und Hof, Küche und Keller, Stall und Feld, warteten und pflegten die Kinder, arbeiteten mit der ihnen innewohnenden ungewöhnlichen Kraft und Ausdauer, warnten vor Unglück oder hielten solches ganz fern, und hielten zum einmal ihnen liebgewordenen Wohnsitz, wenn man sie nicht kränkte und vertrieb, mit rührender Treue und Anhänglichkeit. Dabei neckten sie indeß immer gern, bestraften den Vorwitz, machten die täppische Dummheit lächerlich, und rächten oft sehr hart und empfindlich böswillige Beleidigung. Wer nach ihnen vollends schlug, war seines Lebens keine Stunde mehr sicher, ja sie rächten oft noch an Kindern und Enkeln Uebelthaten der Väter. Am verhaßtesten war ihnen das schwarze Laster des Undankes: gegen ihn übten sie das Rächeramt mit einer grausamen Freude.

Die Zeit vom ersten Mondviertel bis zu dessen Uebergang in den Vollmond ist die der größten Rührigkeit und Beweglichkeit der Wichteln und Nörgglein. Da sieht man wohl auch eins oder das andere auf einem Felsenvorsprung stehen, und hört sie Trutzlieder ins Thal hinabsingen, und das hallt und klingt so schaurig und so wundersam, weil eine Bergwand den aufgefangenen Schall der andern zurückwirft, und es entsteht jenes wunderbare Thalklingen, das man fernhin durch die stillen Nächte melodisch schauern hört, und nicht weiß, von wannen es kommt.

Man könnte, wenn eine Sonderung frommte, die Wichtlein je nach ihren Aufenthaltsorten eintheilen: in Alm- und Kaser-Wichtl, Schloß-Wichtl, Haus-, Herd- und Stall-Wichtl u. s. w., doch wäre der Sagenforschung mit solcher Eintheilung nichts gewonnen, denn dieser kleinen elbischen Dämonen Art und Wesen bleibt sich gleich, ob sie in Senn- und Kaserhütten, im Gehöft des Bauern, im Schlosse eines Burgherrn oder im Erdenschoose beim Bergwerk hausen und handthieren. Ueberall lieben sie das Alte und hangen ihm an, daher vertreibt sie die Darreichung neuer

Gewande als Lohn, ebenso der Umbau oder die völlige Niederreißung alter Wohngebäude.

Unermüdlich und ausdauernd sind die Wichtln in der Arbeit, nicht minder aber auch unermüdlich und erfinderisch in ihren Neckereien. Einem oder dem andern der Hausleute jählings aus einem Winkel hervor auf den Rücken zu springen, und auf diese Weise arg zu erschrecken, das Vieh schier unlösbar zusammen zu ketten, Schlafenden Schnauzen anzumalen, Wanderern lange Kuhschweife hinten anzuhängen, ist ihr Vergnügen; in Speise und Getränke Unrath zu werfen, Knechte und Mägde zu drücken und zu zwicken, Saat und Frucht zu verderben, sind Aeußerungen ihres Unwillens oder Zorns, daher war und ist ein Wichtl, Norgg oder Lorgg nicht allewege ein lieber Hausgenosse, und es sind keine Mittel unversucht geblieben, sie zu vertreiben und los zu werden, was auch vielfach gelungen ist — und daher giebt es deren jetzt kaum noch irgendwo.

Eine bösartige Wichtlsorte haust im oftérwähnten Alpachthale, sie verstecken sich auf den Söller und tücken von da die Leute, brechen heimlich Breter des Söllerganges auf, daß man durchbricht, oder den Fuß schädigt, sie werfen auch mißrathene Kinder vom Söller herab, sie zu schrecken, und heißen Sollakraunzail: Söllerkraunzl — Söllerteufelchen.

Im Pfelდersthal heißen die Zwerglein bei den Almleuten nicht anders als Kasernörggl. Am „Jägerstadl" dort, einer, weiblicher Aufsicht anvertrauten Stallung, hausten sie und zogen die Dirnen an den Zöpfen, wenn sie molken, daß sie sammt dem Melchgeschirr rücklings niederfielen.

Wenn die Wichtlen einen todten Menschen fanden, so trugen sie den Leichnam bis zum nächsten Cruzifix am Wege, weiter konnten sie nicht gelangen. Mithin lebt in der Tiroler Zwergsage nicht der den Zwergsagen nördlicherer deutscher Länder eigene und bedeutende Zug eines Widerwillens gegen das christliche Element, während derselbe in Tirol doch bei Riesen- und Fanggenkindern offen zu Tage tritt.

Im Winter halten sich die Wichtlein gar gern auf der „Vest'lgrube" auf, die just paßt sich darauf zu kauern, und die halberfrorenen Füße ans Feuer zu halten. Vergönnte eine Bäuerin so dem Norgg im Winter einen Wärmplatz am Herde, und schenkte ihm von Zeit zu Zeit etwas Essen, so fingen die Hennen um Neujahr schon wieder an zu legen, die Rüben im Keller faulten nicht, die Kuh trat den Milcheimer nicht um, und das Kind fiel nicht aus der Wiege. — Vest'lgrube ist das Aschenloch auf dem Herde. Dieß deutet offenbar nach der römischen Vesta hin.

2.

Die Schachtgeister.

Der früher so reiche Bergsegen des Tiroler Alpenlandes wird noch vielfach in den Spuren seines Ab- und Ausbaues bekundet durch alte

verlassene Stollen und Schachte, Gruben und Gänge, Zechen und Halden, und lebt auch noch in den Sagen der Bewohner fort, obschon nach der Zeit des Regenten von Tirol, Sigismund des Münzreichen, fast aller Bergbau des Landes zum Erliegen kam.

Wie überall in bergbaureichen Gegenden, in Böhmen, im Erzgebirge, auf dem Harze, im Thüringerwalde — die Sage von Berggeistern unaustilgbar fortlebt, und zwar von solchen, die in den Bergwerken selbst sich zeigten und thätig waren, so auch in Tirol. — Aber auch hier offenbart sich die Zweiheit der Begriffe von guten und von bösen Schachtgeistern. Ihre Namen lauten auch Knappei-Manndl, Gruben-Manndl, Stollen-Manndl, Schachtzwergl und Bergzwergl. Sie erschienen in graulodener Tracht, trugen auch Bergknappenkleidung und Wettermäntel, kleine runde Hütlein, oder auch eine Art spitze Kapuzen über den Kopf gezogen; hatten lange Bärte und waren meist bucklich, dabei aber trotz ihres unbegreiflich hohen Alters äußerst stark, frisch und lebendig.

Die den Schachtgeistern beigelegten Namen deuten schon auf die Lieblingsaufenthaltsorte dieser kleinen Unterirdischen hin; dort im Schooße der Teufen halfen sie den braven Bergknappen bei ihrer Arbeit, voll rührigen Schaffens, besonders während der Zeit der Mittagsrast, der Nacht- und jeder andern Schicht. Die Schachtgeister spitzen die Schärfeisen, härten die Fäustel und Bohrer. Daher oft zur Nachtzeit in menschenleeren Schachten dennoch anhaltendes klopfen und pochen und rastlose Rührigkeit in Eimern und Gestängen. Verunglückten frommen Knappen stehen die Schachtgeisterlein hülfreich bei, entzünden ihnen etwa erloschene Grubenlichter, zeigen reiche Erzlager, Adern und Gänge, erschließen neue ergiebige Schachte, verhindern das Einfallen wilder Wasser, den Einbruch der Stollen, die Entzündung giftiger Schwaden. Aber wehe den Bösen und Schlechten, den Fluchern und Säufern, den Unredlichen, welche Erze unterschlagen oder in fremden Gruben auf Raub bauen; ihnen erlischt unversehens das Grubenlicht, schlagende Wetter versetzen ihnen den Odem, vor und hinter ihnen brechen die Gänge ein, und ersäufen sie sammt ihren Schachten. Die Schachtgeister kommen auch selbst in schrecklicher Gestalt rasch durch die Gänge gefahren, warnen und drohen, lohnen und strafen, versetzen die Bergschätze, versenken die Erznester in die Tiefen.

Diese Erdgeistersippe ist dem Christenthume abhold und abgewendet, der Erlösung nicht theilhaft, eine Annahme der Sage, die sich außerhalb des Tirolerlandes wieder findet. Sie scheuen und fliehen das Geläute aller, nicht nur der Kirchenglocken, und senken sich sammt den Bergschätzen so tief hinab, bis dahin, wo kein Ohr es mehr vernehmen kann. In früheren Zeiten gab es keine Glocken in den Bergwerken, die nöthigen Zeichen der Seigerhütten wurden durch Klopfen gegeben, und wie man begann, neben die Zechenhäuser christliche Betkapellen mit Bimmelglöckchen zu bauen und

fleißig zu läuten, so nahm der Reichthum im Schooße der Berge auffallend ab. Ganz dasselbe erzählt man in Böhmen von den Bergwerken um Przibram.

Ein alter Bergknappe sagte: „Das helle Gold ist ein Werk des hellen Teufels, darum weicht es dem Klange der geweihten Glocken, und sinkt hinunter zu dem, dem es angehört, und es wäre besser auf der Welt, wenn niemals Gold auf sie herauf gekommen wäre."

Die bösartigen Stollengeister haben trotz dieser ihrer Eigenschaft doch nur Macht über böse Knappen, nicht über gute; dagegen sind es nicht schlimme Bergknappen allein, welchen sie Schaden zufügen können, sondern auch Bauern, die häufig von ihnen belauscht werden, wenn diese fluchen, liderlich leben, oder den Schachtgeistern selbst böses nachsagen. Dieser Glaube wurzelte so tief im Volke, daß es ein auch im übrigen Deutschland gäng und gäbes Sprüchwort:

„Unglück kommt über Nacht!"

unmittelbar auf diese Geister anwandte, und namentlich waren es Knappen und Bauern im Unterinnthale, die, wenn sie sagten: „'s Unglück", darunter einen bösen Schachtgeist verstanden, und es kamen daher die noch immer üblichen Redensarten auf, wenn jemand Ungebührliches redete:

„Still! 's Unglück steht vor'm Haus!"

oder auch:

„Z' Nacht
's Unglück wacht."

oder:

„Kinder, Kinder, bleibt's fein zu Haus,
'S Unglück paßt beim Thür'l draus."

Das wurzelte zuletzt so tief, daß ein kleines Mädchen, als es in der Schule gefragt wurde, was ein Unglück sei? antwortete: der Schachtgeist in der Iln. (Siehe über diesen unten bei den örtlichen Sagen.)

Zu den vielfach im Lande Tirol verbreiteten Haus-, Berg- und Schachtgeistersagen tritt auch noch ein romantisches Element in den Nachklängen alter Heldengedichte, und zwar in den „Rosengärten", insonderheit im Rosengarten des Zwergenkönigs Laurin. Die Bezeichnung „Rosengarten" für hochgelegene, oft einsame und öde Gebirgsgegenden begegnet nicht in Tirol allein; auch der Thüringerwald z. B. hat zwischen dem Seligenthaler, Georgenthaler und Oberhofer Forst einen hohen und ausgebreiteten Walddistrikt gleichen Namens. Wie aber Sage und Name vom König Laurin sich in der Nähe der Burg Tirol seßhaft gemacht, ob sie aus dem Gedichte erst entstanden, oder ob der Dichter dieses sogenannten „kleinen Rosengartens" dort seinen Stoff bereits vorbereitet fand, das zu erforschen, wäre gar nicht unverdienstlich.

VII.

Oertliche Sagen von Elementargeistern.

1.

Die Fai vom Sonnenwendjoch.

Nahe am Fuße des stolzaufragenden Bergstockes, welcher das Sonnenwendjoch trägt, eine über 8000 Fuß hohe Kalkalpe — liegen die Oertchen Brixlegg, Mehrn und Zimmermoos, auf der Vorgebirgsebene, von der die Alpbacher Achen zu Thale rollt, und die dort befindlichen Werke der Silber-, Zinn- und Bleischmelze, der wichtigsten Tirols, treibt. Dort wohnte eine Fai. Ganz in der Nähe liegt das Städtlein Rattenberg, an Ort und Stelle Rotenberg genannt, und über demselben lag einst eine stattliche Ritterburg, von der jetzt nur noch eine malerische Trümmer die Gegend schmückt. Einst ritt ein junger Ritter aus dem Schlößchen Mehrnstein über Mehrn zur Jagd ob jenem lieblich grünenden Gelände, und erblickte, nachdem er auf der Verfolgung eines Stück Wildes dem Fuße des Sonnenwendjoches ganz nahe gekommen war, die Fai des Berges. Diese sehen und sich sterblich in sie verlieben, war von seiner Seite eins, und auch die Fai trug ein fühlendes Herz im Busen, auch ihr gefiel der schmucke junge Rittersmann. Die Fai, die an äußerem Liebreiz völlig einer „Saligen" glich, schien auch, gleich den seligen Fräulein, eine Schirmhüterin des Wildes zu sein, denn sie gebot dem Ritter, von der Verfolgung desselben für immer abzustehen, wenn er wünsche, daß sie ihm Gunst schenken solle. Die Fai führte darauf den Ritter in ihr Reich ein, darin es des Herrlichen viel zu schauen gab, wunderklar rieselnde Quellen, friedlich weidende Thiere, nie verblühende Blumen, Grotten und Säle von Krystallsäulen getragen, mit Decken und Wänden von spiegelndem Marmor. Es schloß sich ein Bund der Herzen, und der Ritter empfing von der Fai ein Ringlein zum Pfande ihrer holden Gunst. Oft ritt er nun scheinbar zur Jagd aus, aber nie brachte er Beute heim; das wunderte seine Umgebung, denn er war doch sonst ein guter Schütze und gewandter Jäger, und hatte schon manchen Bär und manchen Eber mit kräftig gehandhabtem Jagdspeer gefällt. Auch fiel es auf, daß der Mehrnsteiner die nachbarlichen Edelhöfe gänzlich mied, und unvermählt bleiben zu wollen schien. Da geschah es, daß der Burgherr auf Schloß Rattenberg ein Vermählungsfest feierte, zu dem er auch seinen Freund, den Mehrnsteiner einlud, welcher Einladung dieser nicht wohl absagen konnte. Daher erschien er denn, und leider geschahe dann noch mehr. Ein auch als Gast anwesendes schönes Fräulein aus Innsbruck bestrickte den Ritter, und schmeichelte ihm das Ringlein der Fai ab, das sie an seinem Finger funkeln und glänzen sah. Von Minne bethört, gab der Ritter das Ringlein hin, ohne daß ihm der gehoffte Lohn dafür ward.

Von Schaam und Reue über seine Treulosigkeit ergriffen, eilte am frühen Morgen der Ritter zum Fuße des Sonnenwendjoches, da sah er, wie vor ihm her ein weißes Reh sprang, und die alte Jagdlust erwachte in ihm, er verfolgte das Reh, aber es floh bis zu der ihm wohlbekannten Stelle, an der durch ein Anklopfen mit dem Ringlein an eine Felswand sich das Thor öffnete, das den Eingang in das Reich der Fai verschloß. Erschrocken stand der Ritter am starren Fels, denn er hatte ja das Ringlein nicht mehr. Plötzlich stand die Fai vor ihm, würdevoll, ernst, nicht zürnend, aber trauernd. Sie hielt das Ringlein in ihrer zarten Hand.

Du bist nicht treu, sprach sie: Du schwurest, stets nur an mich zu denken, mein Ringlein nie in eine andere Hand zu geben, nie eines meiner Thiere zu verfolgen, und dreifach brachst Du mir Dein Wort. Fahr' wohl! Die Fai schwand weg, und der Ritter fuhr nicht wohl. Kaum hatte er die Stelle bestürzt verlassen, so schoß eine Mure von der steilen Bergwand nieder und überschüttete donnerprasselnd mit zahllosem Gestein eine weite Strecke. Darauf ist der Ritter sehr traurig geworden, aus seiner Heimath hinweggezogen — sie sagen nach dem heiligen Lande, und ist niemals wieder heimgekehrt.

2.

Die Fai von Glaiten.

Ein alter Einwohner von St. Leonhard im Passeierthale, mit welchem Orte die Gemeinden Glaiten und Schlattach, ersteres auch mit einem alten, dem heiligen Hyppolytus geweihten Kirchlein in Verbindung stehen — Hyppolitus war unter Kaiser Decius Kerkermeister, derselbe, der den heiligen Laurentius gefangen hielt, von diesem bekehrt, und dann von Pferden zu Tode geschleift wurde — hat erzählt:

Auf den Abhängen von Glaiten hat man früher eine schöne Fai gesehen. Sie war keine selige Fräule, schon nach Anzug und Lebensart nicht, sondern eine solche mächtige Person, wie man's von Fee'n in alten fremden Büchern liest.

Diese Fai hatte eine goldene Krone auf dem Kopfe, und eine Wünschelruthe in der Hand, mit der die Fai alles, was sie damit berührte, in Gold verwandeln konnte. Niemand konnte sie sehen, und kann überhaupt die Faien sehen, als ein Sonntagskind, wenn selbiges rein und fromm aufwächst. Sobald es eine schwere Sünde begeht, ist's vorbei mit dem faienschauen.

Bei der Fai befand sich stets eine weiße Natter, die züngelte beständig dahin, wo Erzgänge unterm Boden hinstreichen. Wer zur guten Stunde die Fai und die Natter sieht, und ein Sonntagskind ist, kann gar wohl zu großem Glück gelangen, man hat aber noch nicht viel von reinen Sonntagskindern gehört.

So erzählte der alte, gescheidte und belesene St. Leonharder in treuherziger Weise. Der „weißen Natter“ begegnet man in vielen Sagen als mythische Erz- und Schätze-Hüterin. Bei Schweinfurt in Franken weinte eine solche Schlange Perlen, und hütete einen großen Schatz*).

3.

Die Jaufenfai.

Unterm Joche des Jaufen, eines über siebenthalbtausend Fuß hohen Berges in Passeier wohnte auch eine Fai. Diese verliebte sich in einen jungen Ritter von der Jaufenburg, die am Fuße des genannten Berges liegt, und einst der Sitz der Herren von Passeier war. Sei es aber, daß des jungen Ritters Herz nicht mehr frei war, oder daß die Minne eines Elementargeistes ihm Grauen erregte, genug, er wollte nichts von dieser Liebe wissen. Die arme Fai wurde darüber zum Tode betrübt, verwandelte ihre Gestalt in die einer Bettlerin, schlich trüb und kummervoll umher und um die Wege, die der Ritter gewöhnlich zog, und verbarg sich einst auch in der Hütte eines Kalkbrenners, bei welcher der Ritter bisweilen gern sein Roß anhielt, da derselbe Mann vordem sein Knappe gewesen war. Als dieß nun eines Tages wieder geschah, und der Ritter nach einem Trunke Wasser verlangte, brachte das die verwandelte Fai und ließ eine Perle in das kühle Naß im Becher gleiten. Während der Ritter trank, verwandelte sich die Fai in ihre wahre Gestalt, und jetzt erschien sie ihm wunderschön, die Perle hatte die Fluth gefeit, daß sie ihm durch Herz und Adern wie siedendes Feuer brannte, und ihn mit voller Liebesgluth entflammte. Die schöne Schänkin, welche vor ihm stand, schien ihm höchst begehrungswerth, er umfaßte sie, hob sie auf sein Roß und sprengte mit ihr von dannen, der Jaufenburg zu.

Allein es ereignete sich gar wunderbares — seine holdselige Beute schwand ihm aus dem Arme, er wußte nicht wie und wohin sie kam — er ritt und ritt, und erreichte nimmer sein Schloß; das Roß brach todmüde gehetzt unter ihm zusammen, und starb. Der Ritter suchte nun zu Fuße seine Heimath und fand sie nimmer. Er war in einem gänzlich fremden Lande, kannte niemand und niemand kannte ihn. Er mußte seine reiche Tracht verkaufen und mit geringer vorlieb nehmen, um zu leben, zuletzt zog er als ein Bettler durch's Land. Arm, elend, schwach und krank erreichte endlich eines Abends der Ritter die Wohnung des Schmieds im Kalmthale, wo er halbtod vor Mattigkeit und Hunger auf einen Haufen Strohes niedersank. Jetzt endete die Jaufenfai die harte Buße des von ihr Geliebten für ihre erste Verschmähung; sie erschien ihm wieder in ihrer Huld und

*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 817.

Lieblichkeit; da waren wieder schöne Kleider für ihn, und das Roß war nicht tod, sondern lebend da, und alles, was ihm Hartes wiederfahren war, und ihm so lang gedünkt hatte, war nur ein böser Traum gewesen. Er führte nun freudig seine Fai nach der Jaufenburg, verband sich mit ihr für immer, und lebte glücklich und gesegnet, doch ohne männliche Leibeserben, denn nach seinem Ableben verschwand die Fai, die Jaufenburg ging an das Geschlecht der Herren von Fuchs, denen auch der Sandhof zugehörte, durch Heirath über, noch später kam das stattliche Haus in bäuerlichen Besitz und verfiel zusehends.

4.

Die strafende Fai.

Auf der Ostseite des Passeierthales liegt das Prantachvorgebirge, nicht weit davon ist in der Höhe die Alpe des vormaligen tapfern Sandwirth Hofer gelegen. Dort saß am Rande einer Felsenwand ein Kind und spielte. Dem Kinde gesellte sich eine Fai, die aus dem Fels im schönen Schmuck heraustrat, auf dem Kopfe einen Kranz von Bergenzianblumen und Edelweiß. Die Fai setzte sich zu dem Kinde nieder und spielte mit ihm. Sie zog aus einer Tasche von Kitzfell kleine, glatte Steinchen, sogenannte Fernerkörner; sie sind anzusehen wie zarte Kiesel, fast mit Opalglanz, und das Eis der Gletscher hat sie glatt geschliffen und gerundet. Mit solchen Steinchen warfen nun die Fai und das Hirtenkind gemeinsam nach einem Ziele, bis die Steinchen alle waren, und die Fai wieder verschwand. Das Kind, ein Knabe, las die Steinchen sorgsam auf und brachte sie mit nach Hause; es waren deren viele, und da sie sich über Nacht in Gold verwandelten, so besaß dieser Knabe einen bedeutenden Schatz, welcher ihm sorgfältig aufbewahrt wurde. Als aus dem Knaben ein Jüngling geworden war, nahm er sein Faiengold und verließ seine Heimath, die Welt zu sehen, und die Welt hauchte ihn an mit ihrer Verderbniß und ihrem Laster. In die Heimath zurückgekehrt, geizte der Jüngling nach mehr solchen Fernerkörnern, die sich in Gold verwandeln sollten, denn sein Schatz war verstreut auf den schlechten Wegen, die er gewandelt war; nur das Gold, nicht die Fai, dessen gütige Geberin, trug er in Gedanken. Er fand auch keine Fai an jener Stelle, sondern eine Dirne aus dem Thale, welche Kräuter sammelte, der er sich alsbald mit Liebkosungen zugesellte, die nicht ehrbar waren, die jenes Mädchen aber sich willig gefallen ließ. Bevor aber Weiteres erfolgte, stand die Fai hocherzürnt vor dem Pärchen, verabreichte der Dirn' eine derbe Watschn ins Angesicht, und kugelte den Burschen die Felswand hinab, allwo er das Genick brach und tod hinweggetragen wurde. Der Dirne blieb im Gesicht ein feuerrothes Mahlzeichen, das sich, als sie sich später verheirathete, auf alle ihre Nachkommen bis in das vierte Glied vererbte. Von

der Familie des Burschen starb ein Mitglied nach dem andern, und als den letzten männlichen Sproß dieser Familie an einem heißen Sonntage just in der Nähe jenes Faienfelsens der Schlag rührte, gebar jene Frau wiederum ein Mädchen, und zwar dieses — ohne Mahl. Jenem Sterbenden aber erschien die Fai, und erleichterte ihm seinen Tod, und weinte. Nachher ist nie mehr etwas von ihr gehört noch gesehen worden.

Prantach im Passeierthale ist nicht, wie schon andern Erzählern dieser Sage wiederfahren, mit Brantach im Kaunserthale zu verwechseln.

5.

Das Fräulein vom Ziereiner-See.

Hoch auf dem Sonnenwendjoch, zwischen dem Innthale gegen den Achenthaler-See zu liegt der reich von Sagen umklungene Ziereiner-See, auch Irdein-See, rings von grünenden Alpenmatten umgeben, die von Alm- und Kaserhütten übersäet sind. Der See ist kesselrund und nach der Sage des Volkes unergründlich, von grotesken Felsformationen, die mit Zuntern (Legföhren) überwachsen sind, umgeben, und diese Umgebung ist voller Riesenspalten, Riesenwände, Felshöhlen und Knappenlöcher. In einer Viertelstunde ist der See zu umgehen, der in seinem Grunde dunkelschwarze Forellen birgt, ähnlich oder gleich den sogenannten leckern „Schwarzreitern" des Königssee's hinter Berchtesgaden unterm Watzmann. Neben dem See geht eine Hohle tief in das Felsgestein, die Hohle-Seehöhle geheißen; wer sich hineinwagt, gelangt zu einem unterirdischen See, der manchen Schatz birgt, und seit langen Jahren der Aufenthalt eines Seefräuleins ist, von welchem viel erzählt wird. Etwas weiter davon liegt die „Grausenhöhle", die ein weites, unheimliches und äußerst verrufenes Felsengewölbe bildet, und von der die Sage geht, daß jeder Sterbliche, der sich hineinwagt, mit einem Hagel von Steinwürfen, von unsichtbaren Händen geschleudert, empfangen wird. Dort in der Nähe ist auch die schon oben S. 84 erwähnte Nixhöhle befindlich, in welcher „der weiße Nix" oder das „weiße Nichts" bricht, das seinen Namen davon hat, weil selbst ein großes, ausgebrochenes Stück dieser Bergmilch getrocknet, so leicht wird, wie Magnesia.

Das Fräulein des Ziereiner-See's hatte sich das ganze Ufer des See's zu einem lieblichen Garten umgeschaffen, fremde Zierblumen gepflanzt, zierliche Grotten angelegt und ausgeschmückt mit Muscheln und Krystallen, und begabte nicht selten die Hirten, die auf jenen Almen ihre Heerden weiden ließen, mit Gegenständen, die ihnen nützlich waren. Die Forellen des See's fütterte das Wasserfräulein mit Goldkörnern, und ein Metzger zu Münster schwur hoch und theuer, daß selbst die Kühe, die aus dem Zireiner-See tränken, Goldkörner bei sich führten.

Einst schritt ein Gamsschütz aus Münster oberhalb des See's auf dem

Gemspaß, der sah die Wasserfrau in all ihrer Schönheit, wie sie die Blumen ihres Gartens goß und pflegte, und bewunderte den irisfarbigen Perlenschimmer ihres weißen Kleides. Mit einem Male sah der Schütz aus einem Felsloche hart am See einen großen, grünen, gräulichen Drachen, der seinen klafterlangen Hals hervorstreckte, endlich ganz herauskroch, die Flügel entfaltete, den Rachen weit aufriß, und auf das Fräulein losstürzen wollte. Im Nu ließ der Alpenschütz eine bekreuzte Kugel in seinen Stutzen rollen, stieß sie fest mit drei Ladenstockstößen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, legte an, zielte gut, und schoß den Drachen mitten durch den Kopf, der sich jetzt tod vom Fels herab dicht zu des Seefräuleins Füßen wälzte. Freudig eilt auch der Schütze hinab, da grüßt ihn das Seefräulein voll Dank und Rührung, doch ohne Worte, führt ihn in das Innere ihres Aufenthaltes, die Seehöhle, und zeigt ihm reiche Schätze, die sie ihm bestimmte. Dann tauchte sie in die Tiefe nieder. Jener Alpenjäger hat dann nach und nach großen Reichthum aus der Seehöhle getragen. Ob er auch glücklich geworden, davon wußte der Hirte auf der nahen Pangart-Alpe, der diese Sage erzählte, nichts zu berichten.

6.

Wasserweibele im Wilder-Mieminger Alpensee.

Hinter Telfs an der Poststraße von Imst nach Innsbruck führt ein Fahrweg über den Miemingerberg in einer halben Stunde nach Wilder-Miemingen, ein Dorf von 70 Häusern, das von seiner sonnigen Höhe eine herrliche Aussicht auf Innsbruck und dessen Umgebung hat. Die Gemeinde besitzt zwischen Biberwier und Ehrwald im Gebirge eine prächtige Alpe, die nach ihr genannt ist, und auf der sich ein kleiner Alpensee befindet.

Daß in diesem Wilder-Mieminger-Alpensee ein Wasserweibele wohne, ist seit Jahrhunderten eine dortige Hirtensage. Bisweilen läßt sich's blicken und schwebt wie perlmutterfarbiger Silbernebel über den kleinen See, wächst hoch, macht sich klein, schwebt hierhin, schwebt dorthin, und wenn das geschieht, wird es herrliches Wetter. Bisweilen aber gewahrt man nichts vom Wasserweibele, wohl aber brodelt der See und wirft Blasen auf, obgleich er ganz kalt bleibt, dann wird das Wetter grundschlecht.

Einst kam zwei Gamsjägern das unselige Gelüst, das Wasserweibele dieses See's zu fangen. Sie legten eine Latz (Schlinge) von Draht an die Stelle, an welcher das Weibele, wie sie wußten, bisweilen gern an das Ufer ging, und steckten sich selbst hinter einen Stein, um schnell zuspringen zu können, wenn das Weibele herauskäme. Es kam selbiges aber nicht heraus, und in der Früh fragte der eine Kamerad den andern, der ganz still blieb: Schlafst d' Sepperl? — Jener antwortete nicht, dieweil er mausetod war. Darauf ist dem Andern und allen Andern vergangen, je-

mals das Wasserweibele fangen zu wollen, und es prophezeit dasselbe das Wetter den Hirten auf der Wilder-Mieminger Alpe noch bis heute.

7.
Das Fräulein vom Montigl-See.

Ueber dem Orte Girlan, in der Nachbarschaft von Botzen, und zwar $1/2$ Stunde östlich davon dehnt sich der Mittelberg mit etwas kahl ansteigendem Rücken ziemlich lang nach Kaltern hinüber, droben aber ist prächtiger, vogelgesangdurchklungener Wald, und Wild fehlt auch nicht. Vierzehn herrliche Winzerhöfe, darunter besonders der stattliche „Schreckenbüchl" mit hübscher Kapelle, reizendster Aussicht und ergiebiger Weinleite schmücken das Berggelände.

An der breitesten Stelle des Mittelberges, eine Stunde von Girlan liegt ein Dörflein: Montigl (monticulus), in dessen Nähe zwei krystallklare Bergseen, der große und der kleine Montigler-See genannt, ruhen, in deren Schooße eine Fischart, der „Birschling" lebt und äußerst beliebt ist.

Kam ein Girlaner Weinbauer nach Botzen und kehrte beim Schlüßwirth ein; da grüßte ihn gleich spöttlich und lachend ein Gast: Na grüeß di Gott Groteler! Was machen die Frösch und die Groten in eurer Pfütz? Geben sie noch fleißig Gratisconcert? — spielte damit auf etwas den Girlanern Mißliebiges an, darob es schon zum öftern harte Schlägereien und blutige Köpfe zwischen Girlanern und ihren Nachbarn gesetzt; dieser selbige Girlaner aber war gescheidt und lachte, und antwortete: Habt's gerad an Neid, ös Rauber! Drum macht's engk Luft! Was macht denn eure Lumpazi-Organisation mit ihrem Hauptmann? Von wegen unserm Moos habe ma dafür einen Mittelberg und den Schreckenbühl, und die Montiglersee'n mit den besten Fischen drin und dem schönsten Seefräulein im Land, das uns Segen bringt, und die ihr und all euer Geld nicht kaufen könnt, ihr Botzner Pfefferkrämer!

Fast wäre es auf diese Worte zu etwas hitzigem gekommen, aber der Girlaner trank aus und ging weiter. Ein Alpenwanderer, der das Scherzgespräch mit angehört, folgte ihm und brachte die Rede auf die Montiglersee'n und deren Fräulein. Darauf erzählte der Girlaner, wie sein Großvater einst habe in der Nacht Birschlinge heimlich aus dem See fischen wollen (fischen und stehlen als gleichbedeutend brauchend); mit einem Male aber sei der Alte grausam derschrock'n, denn das Seefräule sei leibhaftig auf dem Wasser gestanden, und habe ihn weggewunken. Da habe der Alte abgelassen vom fischen, und Kindern und Enkeln bei Leib und Leben verboten, Nachts an den See zu gehen. Ein Anderer, der doch hingegangen sei, sei nicht zurückgekehrt, nach neun Tagen aber habe sein Leichnam oben auf dem Wasser geschwommen. Das Seefräulein sei sonst gar gut und fein, die Fischdiebe aber möge es nicht leiden.

Jetzt wissen das auch alle, und niemand wagt sich zur Nachtzeit an die stillen und abgelegenen unheimlichen See'n, die von Wald umsaumt, und so dicht von Seerosen überbreitet sind, daß man im Sommer vor Blättern und Blüthen kein Wasser sieht.

Auf diesen Blättern vermag das Seefräulein zu schreiten und zu wandeln, so leicht und ätherisch ist es, aber nur wenige sind seines Anblickes theilhaft geworden.

8.
Das Fräulein von der Maienburg.

Ohnweit Meran birgt am Mittelgebirge unter Rebenlauben das Dörflein Völlan seine zerstreuten Häuser; darüber hebt sich das uralte Schloß, die Maienburg, mit reizender Fernsicht durch das Etschthal bis Siegmundskron über Botzen hinab. Die Burg soll ein Römerbau sein, ein alter Thurm aus Sandsteinquadern zeuge dieß; im Mittelalter haben die Eppaner, Graf Albrecht von Tirol, die Brand's und andere Geschlechter sie besessen.

Ein umfangreicher See, der „Schloßsee" genannt, half den Schloßgarten schmücken, umgeben von riesigen Kastanienbäumen; der See war glasrein, jetzt ist er versumpft und unscheinbar geworden. Noch steht aus alter Zeit ein bewundernswürdig-großer Feigenbaum am Ufer.

Auch in diesem einst so reizenden stillen Gewässer wohnte ein Seefräulein von wunderbarer himmlischer Schönheit, und der liebereizendsten Gestalt, nur bleich vom Antlitz. Gern und nicht selten lustwandelte dieses Fräulein am Uferrande seines See's, oder saß an demselben, ließ sich sehen ohne Scheu, und dankte selbst mit stillem Neigen des Hauptes den Grüßenden; nahten aber freche Personen, so tauchte das Fräulein schnell in die Tiefe hinab. In Mondnächten konnte man das Seefräulein gewahren, wie es sich mit den Blumen im Schloßgarten beschäftigte, oder still und wie andächtig lange empor nach den Sternen blickte.

Eine der Herrinnen des Schlosses ließ an die schönsten Punkte des See's Ruhebänke aufschlagen, dafür fand sie auf diesen oft prächtige Sträußer ganz unbekannter Blumen, auch Meermuscheln und Korallen für sie hingelegt. Dadurch knüpfte sich eine stille Freundschaft zwischen dieser Schloßfrau und dem Seefräulein, und das letztere gab manche Zeichen seiner Theilnahme am Geschicke der Bewohner des Schlosses. Wenn ein Unglück, oder eine Fehde drohte, wallte der See auf, und im reinen Antlitz des Fräuleins, das sonst so klar war, wie der unbewölkte Himmel, zeigte sich ein Zug von Schmerz, bis das Uebel vorüber war.

Da geschah es, daß die gute Schloßfrau starb, darauf hat niemand wieder das Seefräulein heitern Antlitzes gesehen.

9.

Das gefangene Seefräulein.

Auf der Maienburg lebte ein Ritter von zügellosen Sitten, der sich mit einem Schwarme roher Kumpane umgab, und mit diesen verabredete er bei einem Trinkgelage, das Seefräulein zu fangen, das in dem See im Burggarten wohnte, und bisweilen diesem entstieg und an das Ufer kam.

Da man die Zeit und Stunde kannte, zu welcher das Fräulein sich sehen ließ, so wurde derselben wahrgenommen, und der Fang gelang in der That. Das Seefräulein wurde umstrickt und dem rohen Ritter überliefert. Dieser, ganz geblendet und hingerissen von ihrer überirdischen Schönheit, faßte alsbald nach ihr und wollte sie küssen; sie wehrte sich mit aller Kraft, blieb aber machtlos; da — wie der Ritter sich ihr ganz näherte, da traf ihn ein so seltsamer Blick aus Augen wie von meergrünem Glas und aus einem todbleichen, todstarren, todkalten Antlitz — daß ihm das Blut im Herzen gefror. Er taumelte zurück, stürzte zur Erde und war tod. Als die Kumpane sich um ihn vergebens bemüht hatten, und sich nach ihrer schönen Gefangenen umschauten, war diese verschwunden. Da enteilten sie dem Schlosse, einer nach dem andern, und kamen niemals wieder. Das Seefräulein aber blieb, nach wie vor, pflegte seinen Garten, und pflanzte ganz auserlesene Blumen an, die wie Edelsteine und Schmetterlingsflügel in den buntesten Farben glänzten. Als aber endlich im Laufe der Zeit der schöne See gänzlich vernachlässigt und zu einem Frosch- und Krötenpfuhl wurde, hat ihn das Seefräulein verlassen, und niemand weiß, wohin es sich gewendet. Doch geht die Sage, daß es einen Schatz zurückgelassen habe, den einst eine verlassene Waise von makelloser Sittenreinheit und völlig tadelfreiem Lebenswandel heben soll. Der Schatz ist noch nicht gehoben.

10.

Die Niederjöchler.

Von Fend im Oetzthale führte in Pfad über den Niederjochferner nach „Unser lieben Frau“ im Schnalserthale. Auf jenem Ferner wohnen Eismandln, die man alldort auch „Eisnörgglein“ oder insgemein „Niederjöchler“ nennt. Hoch oben auf dem Niederjoch steht ein Marterl. Dort geschah es, daß ein Hirte im Unwetter und bei strenger Kälte verirrt und keines Weges mehr kundig, todmüde sich auf einer Steinplatte niedersetzte, und dem Tode des Erfrierens schon ganz nahe, einschlief. Mit einem Male rüttelt es und schüttelt es ihn, und wie er auffährt aus dem erstarrenden Schlummer, stehen zwei Niederjöchler vor ihm, fassen ihn an und schleppen ihn bis zum Abstieg ins Schnalserthal; durch die Bewegung wurde der Hirte wieder frisch und kam gerettet zu Thale. Das hat derselbige Hirte,

der hernach noch lange lebte, nie vergessen und hat's oft erzählt, und hat auch Gott zum Preise für seine Rettung jenes Marterl setzen lassen, das noch heute steht.

11.

Die Eismanndln am Niederjoch rächen Untreue.

Ein Bauersohn vom Rofenthal spann Liebschaft an mit einer armen, aber braven Dirn' vom Schnalserthal. Bei der „Schwärz" (schwarzen Wand am Niederjochferner) schwur er ihr ewige Treue und die baldige Heirath zu. Es währte aber gar nicht lange, so vergaß der Bursche seinen Schwur, und freite, von der Sucht nach Mammon verblendet, eine reiche Dirne aus Schnals, die aber von schlechten Sitten war. Gar sehr grämte sich darüber die Verlassene, und als der von ihr noch immer geliebte treulose Freier drüben in Schnals seine Hochzeit gefeiert hatte, und der Brautzug mit Sang und Klang über das Joch herüber ins Rofen-Thal ging, da saß jene trauernd und bitterlich weinend, an der Schwärz. Und da rächten sie die Niederjöchler, denn ein Sturm erbrauste plötzlich in den Schlünden des Finail, und fuhr über's Niederjoch, und der Ferner krachte, und ein Eisspalt öffnete sich quer über den Weg jener Neuvermählten, und sie sanken rettungslos in die Tiefe. Als das alles vorüber war, lag am gebrochenen Herzen gestorben, die so bitter getäuschte Maid tod an der Schwärz. Da faßten die Eismanndln sie an und huben sie auf, und trugen sie hernieder, und begruben sie bei Unser lieben Frau in Schnals*).

12.

Die Wettermacher am Zauerberge.

Am Zauerberge im Pusterthale verstieg sich auch einst ein Hirte gleich jenem auf dem Niederjoch. Er suchte ein Paar Schaafe, die sich verlaufen hatten, und fand das eine in ein Geklüft des Zauerferners hinabgefallen. Im Bemühen, das Thier zu retten, strengte er sich auf das heftigste an, und wurde darüber so matt und kraftlos, zumal sein Lebensmittelvorrath zu Ende war, daß er nicht mehr aus der Kluft herauskonnte, und im Bewußtsein, seinen Geist aufgeben zu müssen, aus Hunger und Schwäche in Ohnmacht sank. Gleichwohl kam der Hirte nach einiger Zeit wieder zu sich, und fand sich in einer Schäferhütte im Trippacherthale. Dort erzählten ihm die Hirten, sie hätten deutlich gesehen, wie ihn drei Wettermacher, schneeweiße, uralte, tiefernste Männlein, vom Ferner herab und hieher getragen

---

*) Vergl. Jos. Rep. Ritter v. Alpenburg Alpenzither. Innsbruck 1808. 2. Aufl. S. 141 u. s. w. Die Eismännchen.

haben. Die Bergesalten hätten aber kein Wort gesprochen, stumm hätten sie ihn gebracht, und stumm wären sie wieder hinweggegangen.

Alte Hirten wollen nicht selten einen Wettermacher gesehen haben, der sich um die „hohe Spitz“ aufgehalten, die in Mitten weiter Eisfelder steht, und von da sei der Alte bald ins Pusterthal, bald ins Zillerthal hinabgestiegen. Was er drunten gethan, wisse Niemand. Aber ein Zwerglein sei das nicht gewesen, sondern ein halber Ries', den sie nur den Eismann geheißen.

13.

Die Alten am Greiner und an der Löff'lspitz.

Auf diesen hohen Alpenbergen, die Löffelspitz zählt 9400 Fuß Höhe, und der Greiner 8800, hausen auch sogenannte „Alte“. Zwischen beiden Hochbergen senken sich die Thaltiefen der Floiten und des Zemmgrundes zum Durthale und Zamserthale hinab, die dann weiter abwärts in das Zillerthal ausmünden. Vieles wissen die Hirten von Stillup und Floiten von jenen Alten zu erzählen, aber theilweise ist ihren Erzählungen jene naturwüchsige Heiterkeit aufgeprägt, welche die Bewohner des Zillerthales und vorzugsweise die der Dux charakterisirt, daher gestalten sich diese Sagenbilder mehr humoristisch, als ernst.

Die Alten dieser Höhen werden geschildert als uralt, weißhaarig, weißbartig, starkknochig, in Bauerntracht und mit grünen Strümpfen versehen. Sie tragen Wetterhüte, machen Wetter und vermögen sich beliebig in jede Gestalt zu verwandeln. Der Alte der Löfflspitz hat insonderheit eine Angewohnheit, die ihn, wo nicht schlimmer, doch außerordentlich menschlich erscheinen läßt. Er raucht mit ganz besonderer Vorliebe recht stinkenden Bauerntabak, und da selbes edles Kräutlein, von den gelahrten Botanikern **Nicotiana rustica** genannt, sich durchaus nicht zum Edelweiß der reinen Alpenhöhen paßt, und da droben nicht wächst, so sieht es der „Alte“ gar gern, wenn bisweilen ein Hirte ihm sein Pfeiflein stopft, belohnt auch solche Wohlthat mit vieler Güte, und hält Hagel und böse Schneestürme ab von der Almhütte, wie von der Wohnung im Thale. Häufig sieht man einen oder den andern „Alten“ Wetter beobachtend oder Wetter machend, auf dem Schaafkar oder auf aussichtreichen Felsvorsprüngen sitzen, den Hut tief ins Gesicht, und Wölkchen aus seinem Pfeiflein in die Luft entsendend. Man sagt ihm auch nach, er habe guten Appetit und fräße wie ein Lorgg.

Sonst war es Brauch und Sitte, bei der Abfahrt von den Alpen im Herbst etwas Butter, Käse und Brot in der Almhütte zurückzulassen, die Thüren blieben ohnehin unverschlossen, und so fanden die alten Wettermacher im Winter Unterstand und Nahrung, deren sie sehr wenig beburften, und blieben der Alpe, auf der man sie gut bedachte, fein gewogen.

14.
Das Wichtele auf Compatsch.

Wer die Poststraße von Nauders nach Reschen oder umgekehrt von Reschen nach Nauders fährt, am Ende des Vintschgaues und dem Ober-Innthale schon nahe, der kommt an einem hübschen Gasthaus am Wege vorüber, welches den minder hübschen Namen „Fuhrmannsloch" führt. Steigt man von da eine halbe Stunde aufwärts durch einen Wald zum Mittelgebirge empor, so wird der Hof Compatsch erreicht, der jetzt „Lutzhof Compatsch" genannt wird. Nebenbei liegt ein anderer Hof, der heißt „Wipfl". Dahinter streckt sich am Fuße riesiger schwarzer Berghöhen voll abenteuerlicher Formen und Spitzen eine große Alpe, die Kasalpe aus, zu welcher man vom „Fuhrmannsloch" aus über das sogenannte „Bödele" bequem gelangen kann. Die Alm gehörte früher zum Hofe, daher sie auch noch Compatsch-Alm genannt wird, und letzterer wurde von der Herrschaft nebst aller Grundstückezubehör an die Gemeinde Nauders käuflich abgetreten, mit dem Vorbehalt, daß die Compatschhofbesitzer sammt dem daneben liegenden Hofe ihr Vieh frei zur Alm auftreiben dürfen, auch so viel Dünger von der Alm beziehen mögen, als ihre Wirthschaft drunten im Thale erfordert.

Nun ist seit Menschengedenken Hof und Alpe berühmt in jenem Thale, und zwar wegen eines dort hausenden Wichteles, das im Sommer mit dem Vieh auf die Alm zieht und im Herbst wieder heim und auf den Hof kommt. Dieses Wichtele ist sehr hülfreich, sehr thätig und arbeitsam, aber auch eben so neckelustig. Manchen Jäger oder Hirten ist es schon, nach Art des Biereſels deutscher Sagen, auf den Rücken gesprungen und hat sich gute Strecken weit tragen lassen; nicht selten hat man Kinder vermißt und sie all Enden gesucht, und als dieß lange genug geschehen war, hatte sie das Wichtele in den Hühnerstall eingesperrt. Oefters auch hat besagtes Wichtele, wenn es die Knechte tücken wollte, die Kühe an einander gekettet, und die Ketten so kunstreich verschlungen, daß sie nur mit großer Gefahr für das Vieh und mit nicht minder großer Geduld gelöst werden konnten. Nächstdem hat das Compatsch-Wichtele noch eine ganz besondere Neigung und Liebhaberei. Es nimmt alle Stotzen, Brenten und sonstige Holzgeräthe, die es vorfindet, und stellt sie kunstreich auf einander, und diese Säulen fallen nicht um, und wenn sie zweimal so hoch wachsen, wie das Haus des Gehöftes ist. Ebenso ist schon erlebt worden, daß dieses geschickte „Hoamzwergl" auf einen gewöhnlichen Dreifuß alle auf dem Hofe zu erlangenden Pfannen gesetzt, und gleichzeitig in jeder eine andere Speise gekocht hat.

15.
Nörggl-Rache.

Auf dem Berge über Burgeis, auch im Vintschgau, hauste ein Wichtlein oder Nörgglein von etwas verliebter Complexion; solche gab es ehedessen

und giebt auch deren immer noch. Nun hatte sich das Wichtl just in die schönste Bauerndirn' in Burgeis vernarrt, die nur den kleinen Fehler hatte, daß sie ein wenig lahm ging. Der Zufall wollte, daß ein Bursche ihr geneigt wurde, und sie hinwiederum ihm, der mit demselben Naturfehler behaftet war. Der Norggl warb förmlich um die Dirne, erhielt aber ob seines gar häßlichen Aussehens von ihr sowohl, als von ihrem Vater einen Korb, und bald darauf feierte das junge, so gut zusammenpassende Paar seine Hochzeit. Als aber der Brautzug durchs Dorf ging, saß der Norgg auf dem Mäuerlein um die Linde, schlenkerte mit den krummen, grünstrümpfeten Beinchen und sang grölzend:

„'S Dirndl hoat van tschirgaten tschergaten Gang,
Da kamat'n zwoa Tschirgatö Tschergatö z'samm."

Darob weinte die Braut gar lange, daß der neidische Norgg sie und ihren Bräutigam so vor dem ganzen Dorfe verschimpfirte, doch dachte sie, damit sei nun des Nörggls Rache gesättigt; dem war aber leider nicht so, denn als sie Mutter ihres ersten Kindes geworden, verzog*) der grausame Norgg ihr dasselbe, und legte dafür eine häßliche Kröte in das Kindbett, darüber sich die junge Wöchnerin so sehr entsetzte, daß sie bald darauf starb. Nie sah man den Norggl wieder und nie das Kind.

16.

Das Wichtl vom Imster-Berg.

Am Imster-Berg, überm Dorfe Imsterberg oberhalb Imst, rechts des Inn, hauste ein Wichtl, das hatte sich in die Schönheit einer jungen Bauerndirne aus Pill verliebt, theilte aber mit jenem Burgeiserberg-Wichtl das gleiche Loos, keine Gegenliebe erwecken zu können, was dem Mädel nicht zu verdenken war, denn er war ein schwarzhareter Zottel, und sie war schön wie das Tageslicht. Wann sie ihm nun einmal wieder beim Heimgart die Thüre gewiesen, so seufzte der Wichtl in seiner Felshöhle zum Steinerbarmen. Vergebens brachte er Liebesgaben vom Berge ins Thal, Blumen und Schneehühner, und glitzernde Erzstufen; es hieß so recht auch bei ihm, wie bei so manchem andern guten Jungen und Alten, der heiß und zärtlich minnet: „Der Liebe Mühe ist umsonst." Zuletzt fügte die Dirne unkluger Weise zu ihrer beharrlichen Weigerung auch noch den Hohn, und dieß war Grund genug, des Wichtls heiße Liebe in brennenden Haß umzuwandeln. Der Wichtl wartete seine Zeit ab, und an einem Lichtmeßabende, als die Dirne zufällig ganz allein zu Hause geblieben war, machte er ob seiner Höhle eine große Schneelawine los, setzte sich darauf mit hochgehobenen Füßen, mit dem Rücken halb aufliegend, wie die Wildschützen und Jäger

---

*) Ein Kind verziehen heißt im Tirol nicht es übel erziehen, sondern es stehlen.

thun, wenn eine Lawine sie erwischt, und fuhr so mit ergrimmtem Gesicht, doch unter lautem Lachen auf das Haus der Dirne nieder. Die Lawine zerdrückte alles kurz und klein, schob das ganze Haus mit sich fort, und schleuderte es über eine Felswand bis in die Thalsohle des Inn nieder, daß alles jämmerlich zu Grunde ging. Nach so vollbrachter Rachethat kam dem Wichtl die Reue; er grub die Geliebte aus dem Schnee und sah die Entseelte lange mit Blicken voll tiefer Wehmuth an, dann trug er sie an ein Krucifix, weinte laut, und schwand für immer hinweg.

17.
Das Starkenberger Schloß-Wichtele.

Auf dem Schlosse Starkenberg ohnweit Imst war, als es noch in seiner alten ritterlichen Herrlichkeit bestand, ein Bauer Pächter der dortigen Bauschaft, den man nur den „Gschloß Dasl“ hieß. Dieser Mann, von dem noch weibliche Nachkommen leben, z. B. Bötti's Weib zu Tarrenz und die Bäuerin am „Baustadl“ gleich unterm Schloß, starb vor achtzig Jahren, und schon ist sein Grabstein verwittert, aber dennoch spricht man noch vom „Dasl“ und dem Wichtl, das bei ihm gewohnt, Freundschaft mit ihm geschlossen und von dem er bis ins hohe Alter am liebsten und stetig erzählt hatte. Das Starkenberger Wichtl war gar ein gutes; es wiegte dem „Gschloß Dasl“ seine kleinen Kinder, es trug sie, es molk der Dirn' die Kühe und stellte die Milch vor die Kellerthüre; es arbeitete überall rührig mit, und hielt böse Gesellen vom Hause fern. Nun hatte aber selbiges Wichtl auch seine aparte Liebhaberei; wann nämlich recht starker Wind wehte, so war es flugs droben auf dem Schloßthurm, saß rittlings auf der Wetterfahne, ließ sich um und um drehen und trillen vom Sturme, und je ärger die Fahne knarrte und schnarrte, sich drehte und wendete, um so lustiger war das Wichtele, und kicherte und lachte hellauf, wie ein kindischer Fratz thut, wenn ihm was freut, und dabei klammerte er sich mit beiden Händen fest an das Fahnenblech, als ob ihm rechte Angst sei, herab zu fallen, es war aber alles von diesem Reiterlein nur Neckelust, den Zuschauern Angst zu erregen. So gern aber der Wichtl mit Andern Spaß zu treiben liebte, so wenig verstand er sonderlich den Spaß, den Andere sich mit ihm zu machen unterfingen. Einer Dirne, die ihm einen Possen gespielt, lauerte der Wichtl hinter der Thüre auf, wie sie gerade Mittags eine Schüssel voll Nudl auftragen wollte. Plötzlich hüpft er ihr auf den Rücken, daß sie vor Schreck die Schüssel sammt den Nudlen fallen läßt, und sich noch dazu arg verbrennt.

Das Kunststück, welches die Wichtlen sehr lieben, nämlich zwei Kühe mit den Köpfen in eine Kette zu hängen, daß man ohne die größte Mühe keine von der andern losbringen kann, verstand und übte auch das Star-

kenberger Wichtle meisterlich. Bei übler Laune eine ganze Heerde auf der Almtrift plötzlich auseinander zu sprengen, als ob sie der böse Feind reite, war auch ein nicht selten geübter Wichtlstreich. Einmal nahm dieser Wichtl, weil ihn jemand verzürnt hatte, die Winterkäse, und rollte einen nach dem andern übern Roan (Rain), und dabei hat er, wie die Hirten erzählen, „schier g'schöllat g'lacht.“ (Gelacht zum zerschellen, hochdeutsch: zum zerplatzen.)

Selbiges Starkenberger-Schloß-Wichtele hat bis zum Jahre 1808 ausgehalten, als aber das alte Schloß eingerissen wurde, ein neues Haus daraus errichtet, und dieses Haus eine Bierbrauerei wurde, welche dermalen der Frau von Strele zusteht, da wich das poetische Wichtele dem Haarzopfe des Philisterthums, und wird jetzt nimmer gesehen.

18.

Das Stra-Wichtele.

Um das Dorf Stra (Stradt, von Strada) zwischen Imst und Nassereit waltet die Sage mannichfaltig, auch die Wichteln leben dort neben Riesen und Fanggenkindern im Volksmunde.

Beim alten Toni zu Stra (sein Haus hat die Nummer 123), waren zwei Stallungen, davon gehörte die eine dem Anton Dangl. Selbiger Dangl hatte eine starre Kuh (Kuh, welche an einer Lähmung litt und die war so sehr starr, daß ihrer vier starke Männer nöthig waren, sie aufzulupfen (aufzuheben).

Ob nun das Wichtl, das im Hause mitwohnte, aus irgend einem Grunde die Kuh starr gemacht, das weiß man nicht, aber das weiß man, daß eines Abends Anton Dangls Tochter in die Stube trat und sprach: Voater, d' starrete Kuh ist gestohl'n.

Woas? G'stohl'n? Die Starre? Hahaha! lachte der Dangl. Wer die g'stohl'n hat, wird sie schon zeitig g'nueg wieder bring'n. — Die Tochter aber lachte nicht, denn die Kuh war wirklich fort; das Wichtl hatte ihre Starrheit in Unsichtbarkeit verwandelt. Nun befand sich aber in dem geräumigen Kuhstall auch noch ein Schweinestall, und zwar ohne Thüren; wollte man Schweine einthun, so mußten ein Paar Bretladen abgerissen werden. Der Stall war unversehrt, und dennoch muhte auf einmal die Kuh so jämmerlich, als wenn sie kalben wollte, denn der Schweinestall war für ihre Leibesgröße doch zu eng zugemessen. Ach du arme Heiterin! rief der Dangl-Toni: da hat das Wichtele wieder einen schönen Spaß mit Dir gemacht, Du armes Viehl! — Man mußte Schreiner und Zimmrer holen, und den Stall halb einlegen, ehe man die Kuh ganzbeinig wieder herausbrachte.

Bei selbiger Hülfsmannschaft war nun einer, der hieß Johann Vest-

reicher, der lachte und spöttelte darüber, daß der Bauernglaube: 's Wichtele habe selbigen Schwank vollführt, noch immer lebendig sei. Es gäbe gar keine Wichtele, und der Dangl Toni sei ein talketer Tropf.

Am Tage drauf, war just ein Sonntag, geht der Bestreicher nach Tarenz in die Kirche; derweil hängt das Wichtele in dessen Stalle das Jahrkalb und das Saugkalb an eine einzige Kuhkette, die nur für einen Hals weit genug war, und es schien dieß Zusammenketten nicht nur unbegreiflich, sondern es war auch Lebensgefahr für die Thiere damit verbunden; nur mit Mühe lösten 3 Männer die Kette. Selbiges hat sich erst 1849 zugetragen.

19.

Tschärganter Bergmanndl.

Am Fuße des über 7000 Fuß hohen Tschärgant, einem mächtigen Bergkoloß des Ober-Innthales, liegt die Ochsenalpe Simmring, auf welche alljährlich 140 Stück Ochsen und Stierkälber getrieben werden. Dort begegnete es eines Abends dem achtzehnjährigen Hirten Franzl, unter dem Namen „Dasch" bekannt, und von Haimingen gebürtig, das dicht an der Imster Poststraße liegt, daß er gewahrte, wie das gesammte Alm-Vieh sich vor der Hütte zusammendrängte, als ob es sich vor etwas fürchte. Gleichwohl sah der Franzl nichts, als daß oben über's Joch ein Manndl daher gekraxelt kam, das ein weißgestreiftes Jöppele anhatte, und sonst ganz so aussah wie ein gewöhnliches Bäuerle. Der Dasch-Franzl geht in die Hütte und denkt, da der Weg das Manndl dicht an selbiger vorbeiführt, es werde schon einkehren. Da es aber doch nicht kommt, so geht der Franzl wieder hinaus, und sieht da das Manndl unterm Vieh herumgehen, dieses und jenes Stück sich betrachten, und endlich geht es seines Weges weiter, und spricht weder „Grüeß Gott!" noch „Bhüeth' di Gott!" — Das ist ja ein kurioser Kraunzl! denkt der Franzl — doch kümmert er sich weiter nicht um das Manndl, denn es giebt noch viel zu rüsten, weil es just den Abend vor der Heimfahrt war. Des Morgens in der Früh will der Franzl mit dem „ganzen Stab" (sämmtlichem Weidevieh) nach Hause fahren, siehe, da fehlen nicht weniger als 12 Stück, und Franz'ls Schrecken ist groß. Er ruft Kameradschaft zusammen, und die Hirten suchen 2 Tage lang jedes Felsloch und jede Kluft aus, vergebens. Am dritten Morgen betete der Franzl, dem es unter den Nägeln brannte, inbrünstig, daß Gott ihm die vermißten 12 Stück Ochsen und Stierkälbchen möge finden lassen, und da fand er sie, aber in einem Gefäll (einer Klamm), so tief, daß es ganz menschenunmöglich schien, die Thiere zu retten, ja Gefahr, selbst hinein zu steigen ohne furchtbare Beschädigung. Es mußte Mannschaft mit Pickeln, Reuthauen und Schaufeln aufgeboten werden, um nach und nach Weg zu bahnen, und nach einander die Thiere herauszuziehen. Das alles war nichts,

als ein schadenfroher Streich des Tschärganter Bergmanndls, dem es auch nicht darauf ankam, eine Kuh durch Streichen krank zu machen; ja dasselbe soll einmal sogar eine Milchmoarin über einen Felsen in den Abgrund gestürzt haben. Wenn die Norggl und Lorgge einem Vieh mit der Hand oder einem Wisch über den Rücken fahren, so bekommt jenes eine Art Drehkrankheit, welche man in Tirol den „Rausch" nennt. Solches hatte absonderlich der Norgg auf der Rifflaner=Alpe zu hinterst im Kalmthale in seiner Gewohnheit.

20.

Zerzer=Alm=Nörggele.

Wie schon angeführt, sind die Gegenden des Vintschgaues und die der Innthäler reichlich mit Wichtlen= und Nörggeln=Sagen gesegnet. Ein Hauptstock ihrer Aufenthalte ist ober Burgeis gegen Schlinig und Scharlthal gelegen. Man nannte sie dort herum wilde Bergzwergl oder wilde Bergmanndl. Sie stahlen Kinder und Erwachsene, und wenn jemand spurlos verschwand, so hieß es: die Bergmannd'ln haben ihn verzogen. In dieser Gegend liegt die Zerzer=Alm; auf die kam einst eine junge unerfahrene Dirne hinauf, welche thöricht genug war, sich von den Wichtlen in ihren Berg locken zu lassen. Da sie nun zumal versäumte, den Rückweg anzutreten, und sich bis über die Zeit des Abendgebetläutens im Zwergenberge verhielt, so verfiel sie diesen Unterirdischen und kam nie wieder heraus. Wie diese Magd, so verzogen die Wichtlein auch viele Kinder (vergl. S. 106); daher fanden sich die Klosterherren des nahen Stiftes Marienberg, das wie ein stattlicher Fürstenbau auf einer Höhe des rechten Etschufers ganz nahe über Burgeis thront, bewogen, die Wichteln zu bannen, mindestens aus dieser Gegend, weit weg sind sie aber dennoch nicht gewichen; sie zogen sich in das Langtaufererthal und nach dem Schnalserthale in das höhere Gebirge zurück.

21.

Das Höll=Zwergl.

Außerhalb Götzens, da wo der Weg nach Innsbruck führt, leitet ein Weg durch eine Schlucht, die 1/2 Stunde lang ist, hinab in das Innthal. Diese Schlucht wird die Höll genannt, soviel wie Hehl, Hohle. Nahe dem Pfade steht am untern Ende ein Wegkreuz mit einer Rasenbank zum ausruhen für Lasttragende. Etwas weiter niederwärts steht ein Marterl, und man nennt es dort herum „zur Kümmerniß", jedenfalls von einem dort gestanden habenden Bilde der heiligen Kümmerniß, deren es in Deutschland viele giebt, und von der eine anziehende legendenhafte Sage erzählt wird*).

*) Bechstein: Deutsches Sagenbuch. 532. 963.

In dieser Hohle oder Hell und bei ihrem Ausgange ist öfter ein Zwergl wahrgenommen worden. Es ist angezogen wie ein Bäuerlein, oder so wie der Anzug der Wichteln beschrieben wird, und wird nur das „Höll-Zwergl" geheißen, einen andern Namen hat es nicht.

Im Jahre 1846 ging die Tochter des Pächters vom Angelinihof bei Götzens, Maria Pittl, mit ihren beiden Schwestern Anna und Sara am Vorabende von Peter und Pauls Tag nach Innsbruck, in der Stadt etwas einzukaufen. Als die Mädchen heimkehrten, fing es an stark zu regnen, und da sich ihnen ein Bekannter, der Bauer Karl Singer von Götzens zugesellt hatte, so traten sie beim Huberwirth ein, Wein zu trinken und den Regen vorüber zu lassen, so wurde es 9 Uhr Abends, bevor derselbe nachließ, und nun gingen sie nach Hause. Ueber die Höll hinauf gingen Maria und Singer voraus, und die Schwestern folgten nach. Halbwegs der Höll sprach der Singer: Jetzt ist schon wieder 's kloa Manndl um d' Wög. Darauf fragte die Maria: Was für a Manndl? — Da schau nur hin! antwortet der Singer und zeigt nach einer Stelle, und siehe seitwärts am steilen ständigen Abhang der Höll kraxelt richtig ein graues buckliches Manndl. Der Singer, furchtlos und nicht faul, springt hinauf und will es fangen, aber wohin er auch tappt, und wenn er denkt, er habe es, so entschlüpft es ihm doch wie ein Zaunschlüpferl, und der Singer zerkratzt sich nur die Finger und Hände an Disteln, Hauhecheln und Berberisdornen. Als jener endlich abläßt, das Höll-Zwergl zu verfolgen, und mit den Mädchen weiter geht, so kommt das Manndl ihnen erst recht nah und kichert und lacht, und spottet aller. Das ist so seine Art.

22.

Das Bergwichtl in der Wildschönau.

Im Thale Wildschönau, auch Wiltschenau geschrieben, hauste ein Bergwichtl, das von ganz besonderer Stärke war. Als man den Hof zu Unterhausberg aufbaute, war der Schwellstein so groß und schwer, daß ihn die Arbeiter nicht zur Stelle, wo derselbe in den Grund eingemauert werden sollte, zu wälzen vermochten. Es wurde über ihrem fruchtlosen Bemühen Mittag, und die Maurer entfernten sich, um ihr Mittagsmahl zu halten, welches alle Wege besser schmeckt, als schweres Steinwälzen. Mittlerweile daß die Leute aßen, und darüber ein langes und breites deliberirten, welche Mittel sie anwenden sollten, den Stein zur Stelle zu bringen, machte sich das kleine Wichtl aus der Wildschönau herbei und drückte, rückte, hob und schob die Schwelle zur Stelle, setzte sich drauf, und lachte hell auf, als die großen Lötter kamen und die schwere Arbeit gethan fanden. Der dankbare Hofbauer versprach dem Wichtl an jedem Jahrestag einen Kuchen, und gab ihm gleich den ersten, das nahm der Wichtl auch willig an, und

erwies von Stund an dem Hause und Hofe die größten Liebesdienste, wiegte die Kinder, scheuerte die Pfannen, schreckte die Strolche und Störcher. Endlich aber geschah es, daß der Unterhausberghof durch Gottes Schickung abbrannte, da verzog sich der Wichtl und wurde im neuerbauten Gehöft nicht wieder erblickt.

Ein anderes Wichtl auf dem Holzamhof in demselben Thale warf der Hofbäuerin in deren Vorrathskammern Mehl und Käse, Erbsen und Butter, Fisolen und geselchtes Fleisch, Flachs und Bohnen, Dreisgenkräuter und Gerste unter- und durcheinander, daß nichts oder nur wenig mehr davon zu brauchen war.

23.

Das Bergmanndl von der Gerlosplatte.

An der Gerlosplatte oder Gerloswand, zwischen dem über 4000 Fuß hohen Gerlosberg und dem über 6000 Fuß hohen Plattenberg hauste ein Bergmanndl, das außerordentlich gesellig war, gern ins Gerlosthal und aus diesem selbst in das Zillerthal herabstieg, den Hirten und Bauern neue Robblerstücklein lehrte und die schönsten Schnoadahüpfrl erfand und sang, nur daß sein Gesang nicht auch zugleich der schönste, sondern vielmehr der häßlichste war, den man hören konnte. Seine Kleidung war die gewöhnliche Sommertracht, er trug ein kleines rundes Hütchen und einen Birkenstecken. Dieses Bergmanndl war nicht nur gesellig, sondern auch gefällig, freilich war es auch leicht zu erzürnen. Einmal hatten sich einem Almhirten ein Paar Kühe an der „Madersbacherwand" dermaßen verstiegen, daß es ganz unmöglich erschien, sie wieder herunter zu bringen, der Falltod war ihnen gewiß, aber dem hülfreichen Bergmanndl war das ein Leichtes; es rettete die Kühe. Es war just die Zeit vor der „Heimfahrt", der Tag sehr stürmisch, und der Melker hatte mit dem Kühbuben das verlaufene Vieh schon mit großer Herzensangst gesucht, aber zwei Stück davon nicht gefunden, daher war großer Mißmuth und bedenkliches Stillschweigen zwischen Melker und Kühbub, denn dem letzteren schob der Melker die Schuld in die Schuhe. Plötzlich sieht der Kühbub durch die Abenddämmerung ein Paar dunkle Gestalten über die Matte nach dem Almhause zu eilen, und jauchzt auf, denn es sind die verstiegenen 2 Stück Kühe, die ohne guten Abend zu bieten, gleich nach ihrem Stalle laufen. Hinter ihnen her kommt ein kleines Manndl mit langen Haaren und grauen Augen, tritt in die Hütte und schüttelt das Regenwasser von seinem Hütlein. Jene beiden sehen den späten Gast verwundert an, und dieser spricht: Ja, schaut's mi nur an, wie die Kuh das neue Stadelthor! Kannst mir's glauben, Hannes, das war koan Spaß, die Viecher von der Madersbacherwand herunter und hieher zu treiben; aber weil Du mir in voriger Woche ein tüchtiges Gries-

muhs gekocht hast, so ist halt oane Lieb der andern werth! Sprachs und schwand aus der Almhütte.

24.
Das Lehmküglein.

Eines Tages kam eine Almerin vom Berg, die Butter und Käse trug, der begegnete das Gerlos-Manndl und sprach sie an, ihm etwas weniges zu essen zu verabreichen, es habe gar zu grausamen Hunger. Die Dirn wußte nicht, daß der bittende kleine Gesell ein Wichtl war, und mitleidig, wie sie war, nahm sie ihr Tragegestell vom Rücken und gab ihm so viel, daß er satt wurde. Beim Scheiden gab er ihr zum Danke scherzend ein Lehmbatzl in die Hand, und sagte dabei: dös is all' mein Geld! Die Dirn aber lachte, und steckte das Lehmküglein ein, weil es so hübsch glatt und rund war, und ging ihres Weges weiter ins Thal hinab. Zu Hause dachte sie gar nicht gleich an die Gabe, und erst zufällig, als sie andern Anlaß hatte, in die Tasche zu langen, zog sie unter einigen Kirchenhellern, einem Fingerhut, Brodkrumen, Salz- und Kümmelkörnern, etwas Wizl*) und einen alten grünen Benedictenpfennig auch das Lehmbatzl mit heraus. Schau, da war's in ein Goldstück verwandelt; von der Art der Regenbogenschüßelchen, und als die Dirn es am nächsten Sonntag nach Sbruck zu einem ehrlichen Goldschmied trug, bekam sie dafür zwanzig blanke Kaisergulden, oder sechszig Zwanziger und noch extra einen angehenkelten dünnen goldenen Gnadenpfennig mit dem Bilde ihrer heiligen Schutzpatronin an ihr Halsnüster. Da merkte die Dirn und ihre Leute, daß das kein Bettelmanndl gewesen sei, was sie so reich belohnt hatte.

25.
Das Gerloser Bergmanndl robblet.

Auf der „Hochkaser-Alm“ war ein Aelpler, das war ein gewaltiger Robbler, baumstark und prahlhansig; er steckte immer seinen ganzen Hut voll Trutzfedern, und einmal brüstete er sich gegen andere Senner, die bei ihm waren: I fürcht' mi vorm Teuf'l nit, und au nit vor dem Norggl auf der Gerlosplatt'n.

In der folgenden Nacht war es diesem Senn, als traume ihm, er stehe auf der Alm, und höre von weither einen Trutzjodler erklingen. Er wachte auf, und richtig, in der Ferne erscholl ein solcher Jodler hell und herausfordernd. Gleich sprang der Senn von seiner Lagerstatt, sperrte die Thüre auf und losete in die Nacht hinaus. Da scholl der Trutzgesang wieder, aber viel näher, und er hörte nun deutlich die herausfordernden Worte:

---

*) Fadengerölle.

„Du bist so koan Kerl!
Du hast jo koa Schneid!
Kimm Du mir nur auft,
So wirf i Di weit!“

Darauf durfte, konnte und wollte der Senn die Antwort nicht schuldig bleiben, und alsbald scholl der Gegengesang hellklingend durch die Nachtstille:

„Den möcht' i sehen,
Der mer's derthuet,
Dem mueß glei rinnen
Vom Schädl das Bluet!“

Und drei Augenblicke später rangen die Robbler im heftigen Ringkampf schweigend und im tiefen Dunkel miteinander. Lange schwankte der Sieg, keiner warf den Andern, bis die Ringer an den Waldsaum gelangten und dort richtete der mächtige Robbler, der kein anderer war, als das Gerlos=Manndl, den Aelpler gar überaus kläglich zu, so daß er liegen blieb und kein Glied mehr regen konnte, und sein Kuhbub ihn blutend fand, und ihn mühsam in die Hütte schleppen mußte. Nur langsam erholte sich dieser Aelpler, wollte nie mehr vom Gerloser Bergmanndl etwas hören noch sehen, und hing die Robbelei für immer an den Nagel. Er hätte kein Robblerlied mehr gesungen, wenn ihm auch einer die ganze Hochkaser=Alm hätte schenken wollen, und die Spielhahnfedern auf seinem Hut verzehrten die Motten.

26.

Margarethen=Wichtl.

Beim Dorfe Wens im Pitzthal, das nahe Imst und dem traurig berühmten Gasthause Brennbüchel ausmündet, steht eine der heiligen Margaretha geweihte Kapelle, und nahe dieser ein Hof. Auf diesem hielt sich lange Zeit ein Wichtl auf, das äußerst hülfreich und dienstbar war, die Kinder wartete, das Vieh hütete und besorgte, und Nachts Holz spaltete, Wasser holte, und das bei den Besitzern dieses Hofes bereits durch drei Jahrhunderte immer vom Vater auf den Sohn vererbt war, die auch alle ohne Ausnahme so viel Verstand hatten, die Wohlthaten des Wichtls, das man nur das „Margarethen=Wichtele“ hieß, dankbar zu würdigen, und dasselbe gut zu halten und zu behandeln. Da geschah es, daß der Stamm dieser Hofbauern gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ausstarb, und wie der letzte Träger des Stammnamens auf dem Rechbrett lag, saß das Wichtl traurig und stumm bei seiner Leiche, begleitete ihn dann mit zu Grabe, weinte, und kehrte mit dem übrigen leidtragenden Gesinde und den Nachbarn nicht wieder auf den Hof zurück, sondern wanderte das Pitzthal aufwärts, wendete dann rechts ab nach dem Pillerjoch zu, und ward nicht mehr auf dem Margarethenhofe gesehen.

27.
Die Nörggl von Rabenstein.

Sehr viel machten die Nörggl von Rabenstein von sich reden. Im Dörfl dieser letzten Gemeinde im Passeyerthale lebte ein armes, frommes Bäuerlein, das hatte sein gerings Häusl an einer Sandwand stehen, und droben ob dieser selben Wand stand ein starker Baum, der wackelte und wankte, wenn der Wind heftig blies, und da wurde das Erdreich rogel (locker), und es rollten Steine auf das Dachl herab. Den Baum umzuhacken war sehr gefährlich, denn er wäre nur abwärts gefallen, und da hätten die Wurzeln das Erdreich mitgehoben, und wäre eine Steinmure auf das Dach gefallen. Wie nun der Norgg, der sich bisweilen auf jenes Bäuerleins Heerd wärmte, die Verlegenheit des Häuslers hörte und die drohende Gefahr sah, so kletterte er einmal in der Nacht auf den Baum leicht und flink wie ein Eichkätzchen und sägte vorsichtig die Aeste ab, fing diese im Fallen auf und warf sie vom Hause abwärts. Wie nun der Wind wieder kam, fand er den Widerstand des Laubes und der Aeste nicht mehr, und konnte den Baum nicht mehr schütteln.

Ein anderer Norgg zu Rabenstein, der in der Mühle gleich ober der Kirche saß, liebte es, in dieser Mühle den Mahlmüller zu spielen; er regelte den Wasserlauf aus einer nahen Bergschlucht, schlug das Werk auf, sperrte ab, und mahlte alles Getreide des Nachts, so büßten die Bauern, die das Mahlrecht auf jener Mühle hatten, keine Arbeitszeit mit dem mahlen ein. Darüber waren nun letztere sehr dankbar, doch war ihre Dankbarkeit nicht recht klug. Sie ließen, weil das Norggle stets ein sehr schäbiges Gewandl trug, ein neues machen, gar buntig und mit Glitzerknöpfl'n, und schenkten es dem fleißigen Hoamzwergl an einem schönen Sonntag. Da begann der Norgg zu weinen, nahm das neue Gewandl und sprach:

„Itzt muß i gehn mit mein G'fieder und Gezieder *)
Ins Oetzthal übei und nieder!“

und wanderte alsbald seines Weges, und ging an Schönau schnurstracks übers Timml-Joch nach Pillberg zu.

28.
Norggensegen.

Seinen „Morgensegen“ hat wohl schon mancher gebetet, vom „Norggensegen“ aber werden nicht Viele etwas wissen. Im Rabensteiner-Thale liegt ein bedeutendes Gehöft, der „große Saltunserhof“ benannt; auch in diesem hauste ein Wichtl oder Norgg, der zeigte sich sehr wohlwollend.

Wenn das Frühjahr kam und mit ihm die Zeit, das Land zu pflügen, so stellte dieser Norgg über Nacht einen Pflug auf das Feld. So lange

*) Kleiderputz und stattlicher Auftritt im Schmuck.

der Pflug nicht stand, brauchte der Hofbauer keine Hand zu rühren, denn dann kam noch der Saat schädliches Winterwetter nach; stand aber der Pflug da, so war es die rechte Zeit für Bestellung und Aussaat. Dafür hatte nicht nur der Saltunserhofbauer weitaus das schönste Getraide, sondern es blieb auch in späteren Jahren noch der Norggensegen auf dem Lande, daß das Saltunsergetraide so landberühmt ist, wie der Oetzthaler-Flachs, indem der Flachssegen von den „seligen Fräulein" herrührt. Nicht also aber blieb es auf diesem bestimmten Hofe; denn es geschah einst, daß der Frühling kam und immer mehr vorschritt, und der Bauer lugte Tag um Tag aufs Feld hinaus, ob der Pflug nicht draußen stehe, und da es nun schon begann auf den Sommer zuzugehen, und alle Welt die Aecker längst bestellt hatte, da zürnte der Bauer dem Norgg, glaubte sich von ihm geäfft, und gebot den Knechten, schleunig zu pflügen und zu säen. Da kam aber gleich darauf ein ganz schrecklich schlechtes Wetter, und das verdarb alles in Grund und Boden hinein, und der Norgg kam auch und sprach zum Bauer:

„Wer nicht warten kann,
Ist kein kluger Mann!"

lachte laut über des Bauers Verlust und Aerger und zog sich auf eine Alm auf dem nahen Schneeberg zurück, von dem aus er Jahr um Jahr dem großen Saltunserhofe tüchtige Fröste schickt, während auf den Höfen ringsum der Getraidesegen selbst in schlechten Jahren stetig ein großer ist.

29.

Der Schneeberger Norgg.

Am Schneeberg über dem Passeyer-Thale treibt ein Norgg sein Wesen; vielleicht ist's derselbige, der vom Saltunserhof sich zurückzog, der war einer Kuhdirn auf einer Alpe gar sehr behülflich mit hüten helfen und mit Verrichtung von allerlei vorkommenden Stall-Arbeiten, dafür setzte sie ihm täglich ein Näpfchen frische und gute Milch hin. Allein mochte nun der Norgg dieser Dirne einen Possen gespielt haben, oder sie sonst unwirrsch auf ihn geworden sein; kurz sie meinte, es thue es auch geringere Milch, und weil die vom Norgg so überaus wohl gepflegten Kühe keine geringe Milch gaben, so pantschte jene diejenige Milch, die sie des Nachts vor die Thürschwelle ihrer Lagerstatt hinstellte, mit schnödem Wasser. Kaum war das zum erstenmale geschehen, so war es auch zum letztenmale geschehen, denn der Norgg, aufgebracht über diesen Zug von Undankbarkeit, kam mit seinem Milchnäpfchen in die Stube, schüttete der Dirne die Milch ins Gesicht, und wo ein Tropfen Milch hinfiel, entstand gleich ein schwarzer Tupfen, der nie wieder von der Haut ging; darauf hieß die Dirne von dem gefleckten Pantertier nur der „Norggenpardel" und bekam nimmermehr einen Mann.

30.

Nörggelhöhle und Gasse.

Im Passeyerthal, darin vorzugsweise die Heimath der Nörgglen ist, und darin auf und ab die Nörgglsagen in Fülle schweben, befindet sich auch hoch oben am Gebirge, wo die letzten Höfe liegen, Vernuer genannt, die Nörgglhöhle. Freilich ist sie vorhanden, aber in dieselbe hinein kann Niemand. Eine große Felsspalte deckt und verschließt sie, und ist mit Kreuzen bezeichnnt. Innen steht ein großer Schatz; doch wollen manche behaupten, derselbe sei in einer gewissen Nacht bereits versunken. (S. die folgende Sage.) Von dieser wilden Gegend abwärts wird dann das Passeyerthal immer milder und immer schöner, je weiter dasselbe sich nach Süden zu ausbreitet und öffnet. Vielfach geben örtliche Benennungen in diesem Thale Kunde von den Norggen, deren Name nach Meran zu und weiter hinab in Lorgg übergeht. So liegt bei Ober-Schönau ein Stein, fast so groß wie ein kleines Haus, und zwar auf dem Schönnaberge, fast eine Stunde Weges oberhalb der Kirche des genannten Dorfes, der heißt nicht anders als der „Norggenkofl". Seine Umgebung ist schauerlich, wild geklüftet, und ein Aufenthalt zahlreicher Füchse, die in den „Norggenlöchern" hausen. Auf dem Wege von Obermais nach Untermais ohnweit Meran zieht ¹/₄ Stunde lang ein Weg durch Weingärten, der beim Tollingerhof zu Untermais endet. Dieser Weg heißt die Norggengasse, und wurde gewöhnlich von den neckischen Bergmanndlen eingehalten, wenn sie vom Gebirg und von Obermais herab gezogen kamen, den Leuten Schabernacke spielten und den rauschigen Weinbauern Zöpfe und Schellen anhingen, oder ihnen Schweinerüssel an ihre rothen Nasen steckten, die nicht hinwegzubringen waren. Wer davon hören will, frage nur den tapfern Joseph Unterthurner, „Fernauer" genannt, ein tüchtiger Schütz und weiland 1848er Schützenhauptmann gegen das Aufruhrgesindel, der weiß davon zu erzählen.

Zu Obermais liegt eine Burg, Rundeck, auf der hauste ein Nörggl, das putzte das Pferd des Burgherrn jeden Tag, den Gott werden ließ, auf das fleißigste und schönste, ließ ihm aber jedesmal am Schweif einen schmutzigen Knoten hangen. Das verdroß zuletzt den Herrn und er nahm eines Tages eine Scheere, und schnitt diesen ihm widerwärtigen Knoten weg. Da erscholl ein Norggen-Gelächter durch das ganze Schloß, und am andern Morgen lag das Pferd krepirt im Stalle.

31.

Der Schatz im Norggl-Loch.

Die Norggen dieser Gegend zeigten sich insgemein dem weiblichen Geschlechte nicht gewogen; sie hielten sich mehr zu dem männlichen, ver-

muthlich deshalb, weil ihr eigenes Geschlecht des weiblichen Gegensatzes entbehrte. Gleichwohl mochten sie doch noch eher die Hausmütter leiden, als die ledigen Dirnen, die sie oft bis zum davonlaufen neckten, und die Wilden=Schönauer=Hirten erzählen, daß auch im Unterinnthal die Norggen Ursache seien, daß man auf den Alpen Sennen habe einführen müssen, weil die Norggen die Almerinnen gar zu übel geplagt hatten mit Milch umschütten, Latze legen, Vieh versprengen u. dgl., während sie den Sennen alle und jede Gefälligkeit erwiesen. Nun war aber doch an der Voralpe Abisell im Meraner Bezirk ein Norgg, der noch dazu die dort befindliche, in Sage 30 erwähnte Nörgglhöhle bewohnte, was weniges verliebt, gleich einigen andern seines Völkleins, und zwar in eine Hirtin vom „Brunnen=hofe", die täglich ihre Schaafe auf die Abisell=Alpe trieb. Zu dieser that sich das Nörgglein, wärmte sich an ihrem Hütfeuer, winselte ihr von seiner Neigung vor, und schwur hoch und theuer, sie reich und glücklich zu machen, bis sie endlich dann wirklich einige Neigung gegen den Norgg blicken ließ. Um auch sie einen Blick in das Paradies ihrer Zukunft an seinem zärtlichen Nörgglherzen thun zu lassen, führte er die Dirne an die „Schatzplatte" am Norggenloch oder an der Nörgglhöhle, und hob dieselbige Platte hinweg. Da standen drei Häfen voll Gold und Silber, und dieser Schatz soll Dein sein, sagte der Norgg, wenn Du keiner Seele etwas von seinem Vorhandensein sagst, und mir gut bleibst, wie jetzt. — Die Liebschaft hatte nun, obschon in allen Ehren, eine Zeitlang guten Bestand, das Madl trug fleißig Geld aus dem Nörggloch heim, und ließ Wohlstand blicken; da meinte der junge Brunnerhofbauer, sie passe recht gut für ihn zur Frau, und verdiene mehr zu sein als Hirtin, gebot ihr daher, im Hause zu bleiben und nicht mehr auf die Alm zu gehen.

Selbiges Fernbleiben seiner Geliebten von der Alm verdroß den Norgg; er kam herunter, blickte in den Hof hinein, und „nach dem Fenster seiner Lieben, bis das Fenster klang," und ging zu ihr fensterln. Wie das nun der Bauer wahrnahm, ärgerte es ihn über alle Maaßen und so sehr, daß er die Dirn aus dem Hause jagte.

Nun hätte ja die Verstoßene nur wieder zu ihrem kleinen Schatz gehen können, aber sie liebte diesen weit weniger, als den großen in der Nörgglhöhle, und gedachte, sich noch einmal droben tüchtig die Taschen zu füllen, und dann von dannen zu wandern, weit weg, wenigstens in eine Stadt, denn es stak ihr Hoffarth im Sinne. Leider aber errieth der Norgg ihre Gedanken, und wie sie in den ersten Geldhafen greifen wollte, versanken die Häfen alle drei; tiefer und tiefer klingelten im Abgrunde die Münzen, und kaum war die Bethörte aus der Höhle hinausgeeilt, so schob sich die Felsplatte vor, die noch bis heute niemand von ihrer Stelle gerückt hat, und niemals sah sie ihr gutes Nörggelein wieder.

32.
Das Lorggenthal.

Eng und finster liegt der Ort der Gemeinde Staaben im Vintschgau, von Tschars 1/4 Stunde abwärts, von der Poststraße durchschnitten, und am südlichen Theile von der Etsch bespühlt, am nördlichen von drohenden Felsen überhangen, die morsch und locker oft in Massen abrollen und niederschießen. Gerade gegenüber dem Domberg unter dem Hofe „Platz" liegt ein Thal, das „Lorggenthal" genannt. Es ist dasselbe klein, voller Löcher und Höhlungen, und sollen hier früherhin sich die Lorggen in Menge aufgehalten haben. In dieser Gegend oberhalb Naturns befindet sich am Sonnenberge auch das Lorggenloch, das zwei Klafter tief in den Stein geht, uud eben so verrufen ist, wie die Nörgglhöhle, dasselbe, in welchem die Todtenkopfspinne haust, und d's Wildg'fahr einzieht. (Vergl. V. Sage 10.)

In diesem Bereiche des Vintschgaues ist die Lorggensage noch ungemein im Munde des Volkes lebendig und umgehend. So auch im Dorfe Allgund, 1/2 Stunde über Meran am linken Berggelände des Thalstromes. Dem Matschthale entragt noch eine Berghöhe, welche die Norgglspitze heißt. Ab und auf an der lebendigen Etsch wohnt dieß Wichtlngeschlecht, und zwar findet es sich schon bei ihrem Ursprung und folgt ihr bis zur wälschen Grenze.

33.
Der Grünstrümpfler.

In der Gegend von Graun und Heid, gar nicht weit von Reschen, wo die Etsch entspringt, hauste ein übel verrufener Norgg oder Lorgg, der von den grünen Strümpfen, die er stets trug, nur der Grünstrümpfler hieß, und äußerst gefürchtet war. Er verzog Kinder, hockte sich Wanderern auf, und machte sich so furchtbar schwer, daß mancher der Last erlag, oder schwere Krankheit davontrug. Auch dem Vieh machte er es sauer, indem er sich an Lastwagen hing, so daß die Pferde sie kaum bergempor schleppen konnten. Wenn er in böser Absicht ein Stück Vieh berührte, so erkrankte dasselbe auf der Stelle.

Nur ein Geishirt auf dem Mattleserkopf hatte Macht über diesen schlimmen Lorgg, und wenn der Hirte auf seinem Alphorn blies, mußte jener zittern und konnte keinen Schaden thun. Wie das kam, weiß Niemand zu sagen.

34.
Vöraner Lorggen.

Bei Vöran, am linken Berggelände zwischen Meran und Botzen liegt der „Stegerhof", dort hauste ein Lorgg, der einst einen Geishirten

auf die Probe stellte. Der Hirte war mit seinen Geisen auf der Bergweide, als er mit einemmale ein klägliches ächzen und stöhnen, jammern und weinen vernahm, worauf er der Stimme nachging und in einer Klamm einen Lorgg fand, der in die Felsen eingeklemmt war, ohne sich, wie der Augenschein lehrte, heraushelfen und emporarbeiten zu können. Auch die Mühe des Geishirten, zu helfen, war eine fruchtlose, und so holte er mindestens ein Gefäß mit Milch, und stellte es dem Lorgg hin, daß dieser nicht verschmachte. Als der Hirte andern Tages die Schüssel holen wollte, war der Lorgg weg, aber die Schüssel war voll Silbergeld. Solcher Tausch freute den Hirten gar sehr, und er meinte nichts besseres thun zu können, als selbigen Handel fortzusetzen, denn es war alsbald in ihm die Habgier wach geworden. Also nicht mehr in der edlen Absicht, wie Tages vorher, wo er ohne Aussicht auf Lohn dem Leidenden Labe bot, sondern in der Aussicht auf abermaligen Gewinn setzte er wieder eine Schüssel voll Milch an dieselbe Stelle. Aber wie der Geishirt am andern Morgen, als kaum der Tag graute, nachsah, so war die Schüssel voll Blut, und nie nahm er wieder etwas von dem Lorgg wahr.

35.

Kellerrang und Solakraunzl.

Eine Gattung Wichtl, die sich gern in Kellern versteckt und dort die Leute schreckt, wird auf den Bauernhöfen um Innsbruck „Kellerrang" genannt. Solches Wichtl ist klein, grau, stark behaart und possirlich. Am Maul trägt es einen „aufgestellten Ratzen" (Ratzenbart) oder solche grauweiße Schnurren, wie sie die Katzen tragen, was sehr schreckhaft aussieht. Man pflegt mit dem „Kellerrang" den Kindern zu drohen: Wart nur, wenn D' nit folgst! Gleich wird der Kellerrang kommen mit sein'm aufgestellten Ratz'n, nacha — woast schon, was g'schiecht, — wann er'n h'naufstöllt!

Im Mohrenhäusl bei dem Schloße Büchsenhausen ob Innsbruck hat man zum öftern einen Kellerrang verspürt.

Seltsamen Namen führen denn auch im Alpbachthale und einigen diesem nahen Thälern die Wichtl, nämlich Solakraunzl. Kraunzl ist so viel wie Teufelchen, demnach Söllerteufelchen, weil sie auf den Söllern der Bauernhäuser ihren Spuk und ihre Teufeleien treiben. Deshalb werden besonders auch vor ihnen die Kinder gewarnt und mit ihnen bedroht.

Zu Schönhof im Reiterberg kannte man bis in die jüngste Zeit ein Solakraunzl als Kinderschreckgespenst, und wollen viele Leute den kleinen Schelm gesehen haben.

36.

Der Partschinser Norgg.

An dem Sage 32 erwähnten Sonnenberg liegt das ansehnliche Kirchdorf Partschins, am Ende des Vintschgaues, wo das Etschland beginnt.

Auch dort hauste ein gutmüthiger Norgg, der das Vieh hütete und jegliche Arbeit verrichtete. Aber auch ihn vertrieb man durch das unbedachte einhändigen für ihn neugefertigter Kleider. Er klagte und weinte sehr, als er sich dem unabänderlichen Geschicke der Hausgeister fügen mußte, und sagte:

I bin so alt;
Weiß d' Mainspitz
Kloan wie a Kitz,
Und d'Maierwies
Neunmal Wald,
Neunmal Wies!
Weil mi hot
D'Bauer zahlt,
Muß i fort." —

Und schwand dahin im Leidwesen, und den Bauern war es gar leid, daß sie den guten Norgg niemals wiedersahen.

37.

Alpenzwerge im Bregenzerwalde.

Auch in dem herrlichen innern und äußern Bregenzerwalde, der neun und eine halbe Quadratmeile Landes bedeckt, giebt es Nörgglein, Kasermanndl, Almwichtl, die in einem Orte so, im andern anders heißen. Ein Senner erzählte, daß er einst auf die Alme gekommen, nachdem das Vieh schon lange abgetrieben gewesen sei, um die übrigen Käselaibe zu holen, da man nicht alle auf einmal habe herunter führen können. Die Nacht überraschte ihn und er mußte droben in der Käserhütte bleiben, in der er sich bald von Heu und Stroh das gewohnte Lager aufschüttete, sein Nachtgebet sprach und einschlief. Aber gar nicht lange dauerte es, so hörte er Feuer prasseln und platzen, der Kesselbalken über dem Feuer drehte knarrend hin und her, und es trippelte jemand ganz geschäftig in der Hütte herum. Jetzt schlug der Senner die Augen auf, und sah ein kleines altes Männlein, das hurtig und behend alle Geräthschaften zum Käsen beischleppte, ohne doch etwas zu schaffen. Da der Senner nicht mehr schlafen konnte, so verließ er sein Lager sobald der Morgen graute, und belud sein Saumpferd. Auch dabei erzeigte sich das Männlein dienstwillig und hülfreich, ohne aber ein Wort zu sprechen, und wie der Senner ihm danken wollte, war es verschwunden.

38.

Der Schachtgeist.

Eine Stunde von Reit, links beim Eingang, in das Alpbachthal liegt ein Bauerngehöft, Larcha genannt, und nahe bei diesem war ein Stollen

im Gange, welcher der Silberstollen von Jlln hieß. Neun Knappen arbeiteten in demselben, und ein Schachtgeist wohnte darin, der den armen und frommen Knappen die ergiebigsten Erzgänge zeigte.

Der Bergsegen war außerordentlich, die Stufen brachen häufig gediegen und Pfunde schwer; aber dadurch, daß die Knappschaft, die für eigene Rechnung baute, schnell reich wurde, wurde sie auch übermüthig. Die Knappen verwandelten ihre einfache Sonntagstracht in eine reiche; sie mochten keine grauweißen Loden mehr tragen, von Sammet oder theuerm Tuch mußten die Röcke sein, und die Weiber stolzirten zschopfig einher. Die sprichwörtlich gewordene einfache „Alpböckertracht“ ward verworfen und neuer Geschmuck angelegt. Außerdem wurden aber auch noch Frevel aller Art von der Knappschaft verübt, die sich gar nicht beschreiben lassen. Das verdrnß das segenspendende Bergmanndl. Es wurde mürrisch und übellaunisch, und wenn es sich außerhalb des Stollens einmal zeigte, prophezeite sein Antlitz nichts gutes, und es schaute gar wild und unwirsch drein, so daß man ihm nicht gern mehr begegnete.

Die Knappschaft aber trieb es immer schlimmer, sie rieb den Schmutz von Tischen und Bänken mit Brotkrumen ab, und wenn die kleinen Kinder sich verunreinigt hatten, nahmen die Weiber statt der Waschschwämme frische Semmelkrumen zum abputzen.

Einst stand der Larchabauer vor der Thüre seines Hauses, um Luft zu schöpfen; es war sehr düster und gewitterschwül, und der Bauer hatte mit seinen Leuten im Keller gearbeitet, in welchem man das Hämmern und Pochen der Knappschaft im Jlln-Stollen hören konnte, und auch ihr lustiges Jauchzen. Auf einmal fuhr der Schachtgeist an der Larcha vorbei, und schrie den Bauer mit einer schrecklichen Stimme an:

Thuats zua die Thür!
'S geht 's Unglück für,
Muaß auf zu da Jlln,
Die Knappschaft still'n!

Der Larchabauer kreuzte und segnete sich vor Schrecken, während der Wilde wie der Sturmwind in den Jllnstollen hinein brauste, schloß seine Thür, und ging wieder an seine Arbeit.

Es währte gar nicht lange, so hörten die Arbeiter und der Larchabauer ein entsetzliches Gewinsel, und dann ein donnerähnliches Gekrach und Gepolter, daß der Keller schütterte und die Erde bebte, daher alle in möglichster Eile den Keller verließen, hinauf in die Stube gingen und den Rosenkranz beteten, worauf sie zur Ruhe gingen.

Am andern Morgen durchlief eine Schreckenskunde Höhen und Thäler. Der Jllnstollen war durch einen Erdbruch verschüttet. Entsetzlich war das Zetergeschrei der Weiber jener Pappen, ergnkund wie sie sich an einem Ackerkrucifix am Kreuzweg im Staube wandten, und dem gekreuzigten

Heiland fast die Füße abrissen im heißen Flehen und in ihrer Verzweiflung; noch entsetzlicher aber war es, daß die neun Knappen zwar verschüttet, aber nicht tod waren, sondern im dunkeln Erdenschooße entsetzlich jammerten und in Verzweiflung brüllten. Das währte drei Tage lang, und so lange brauchten die Leute Zeit, nachdem sie Tag und Nacht gearbeitet, bis sie in die Tiefe des Stollens gelangten, darin die Knappen lagen. Das war aber ein grausenvolles Bild, denn im Stollen saß über den neun Knappenleichen der Schachtgeist, voller Blut, grimmvoll aussehend, wie der leibhafte Teufel, und starrte auf die Opfer seines gerechten Zornes und Gerichtes hin. Die Knappen waren elendiglichen Hungertod gestorben, hatten Lederriemen von ihrem Schuhwerk zwischen den Zähnen und sich die Finger blutig abgenagt. Das kann jeder Gebirgswanderer noch im Larchahof erzählen hören, und wenn Abends etwa nach dem Gebetläuten von ohngefähr noch eine Thür offen steht, so ruft gleich die Hausmutter:

Thuat's zua die Thür;
'S geht d's Unglück für!

39.

Das Schachtmanndl zu Steinsberg.

Zu Achenkirch im Huberwirthshaus diente ein Knecht, der einen Bruder hatte, welcher auch bisweilen hülfreich ab und zuging. Derselbe wurde eines Tages nach Steinsberg entsendet, um dort Schaafe abzuholen. Schon war er diesem Orte nahe, mit dessen lieblichem Kirchlein und einer für „Menschen und Vieh“ wunderheilkräftigen Linde, als er am Wege eine glänzende Schaafschelle fand, deren Klang so silberrein war, daß er nicht unterlassen konnte, fleißig damit zu klingeln. Mit einemmale trat ein graues Bergmanndl hinter einem Felsstück hervor, und fragte sehr unwirsch und verdrießlich: Was ist's? Was willst? Was schellst D' mir, Du dummer Lapp?

Geh heim! erwiederte der Achenkircher: und laß mich ung'hait (ungehudelt). I hab' Di nit g'rufen, und i begehr' Dein nit! — Gleichwohl folgte das Bergmanndl dem Buben fort und fort nach, und sprach: Weißt D' was? Schenk' mi d'Schell'n? Dazu hatte aber der Aelpler keine Lust, und so sagte das Schachtmanndl: I zeig' Dir einen Schatz, wenn Du die Schell'n hergiebst. — Nur zeig'n? Na, auch geben. — Guat! sagte das Schachtmanndl und führte den Burschen an einen Ort, wo zwei Schachte neben einander offen standen. Einer ist für mich, der andere ist für Dich. Aus Deinem darfst hoamtrag'n, so viel Dir beliebt, doch nit mehr, als Du just für Dich gebrauchst, und darfst auch keinem Menschen ein Wort davon derzähl'n.

Dös sind ja lauter ordinari Stein! sagte der Bursche, wurde aber von

dem Manndl bedeutet, er solle sie nur untersuchen lassen. Nun steckte er sich die Taschen voll von dem grauen Gestein, daß im Schachte lag, und ging damit nach Brixlegg ins Schmelzhaus, wo die Stufen für Fahlerz erklärt und ihm zwanzig Gulden dafür ausgezahlt wurden. Darauf stellte er sich zur verabredeten Zeit wieder am Schacht bei dem Bergmanndl ein, und übergab diesem die gefundene Schelle, der sie alsbald tief in seinen Schacht warf. Lange hörte der Bursche das liebliche Geklingel, und fragte verwundert den Schachtgeist: Warum wirfst Du die schöne Schelle da hinunter? — Rasch war das Manndl mit der Antwort bereit: Damit nicht wieder ein Talk wie Du, sie findet. Wer solche Schelle hat, dem muß ich immerfort dienstbar sein, und das ist kein Vergnügen. Sei Du froh Deines Lohnes; mein Gestein macht Dich reich. Aber merk' Dir das Sprücherl:

„Sei reich — und schweig!“

Damit schwand das Manndl in seinen Schacht hinab.

Der Bursche trug nun nach und nach immer mehr Steine heimlich aus seinem Schacht, und wurde dadurch einer der reichsten Bauern. Nie sagte er, von welchem Ort er die Steine habe. Leider aber machte die leichte Art Geld zu gewinnen, den jungen Mann selbst leicht und locker; er begann flott zu leben, blieb im ledigen Stande, verscherzte seinen Ruf, und als er endlich heirathen wollte, bekam er trotz seines Geldes einen Korb um den andern, selbst von armen Bauerndirnen. Darüber erbost, ergab er sich dem Trunke. Eines Tages hatte er sich so beim Huberwirth bezecht, daß sein Bruder ihn heimführen mußte, und da wurde er im Rausche redselig, und plauderte aus, und erzählte seinem Bruder von der gefundenen Schelle und dem Schachtgeist. Plötzlich hörten beide eine Schelle silberhell klingeln, sahen jedoch nichts, der Rauschige aber erschrack, und wurde auf einmal völlig nüchtern. Er eilte zum Schacht, da lag aber auch nicht ein Körnchen mehr von jenem silberhaltigen Erz, und der Schacht des Berggeistes daneben war gar nicht mehr vorhanden. Da nun der Bursche das Arbeiten verlernt hatte, und kein Geld mehr fand, der Durst ihm aber blieb, so sank er bald in Armuth und starb im Elend. Selten bringen die Gaben der Geister rechten Segen.

40.

Das Grubenmanndl im Röhrenbühl.

Zu den reichsten und berühmtesten Silbererzgruben Tirols gehörten die am Röhrenbühl (Unter-Innthalbezirk) zwischen Elmau und Kitzbüchel im Steinthale. Man grub dort tiefer als irgendwo in Oesterreich und in ganz Deutschland. Aber auch dort wurde die Knappschaft, wie von so vielen deutschen Bergbauorten Sagen gehen, z. B. am Rhein, in Thüringen bei

Saalfeld und Reichmannsdorf, in Böhmen 2c. — immer üppiger und verschwenderischer durch den gewonnenen Reichthum. Auch in diesem Bergwerk gab es viele Grubenmanndl, aber das Glockengeläute einestheils, das zuchtlose Leben und Gebahren anderntheils vertrieb sie, und mit ihnen schwand der Bergsegen und sank in immer größere Tiefen, oder wurde durch einfallende wilde Wasser ersäuft. Mancherlei gutes und böses wissen die Umwohner noch von den Bergmanndl'n zu erzählen, jetzt ist aber nur noch ein einziges übrig, das ist uralt, hat einen bis zur Erde reichenden weißen Bart, und wird bisweilen an der „Geisterhalde“ mit traurigen Mienen erblickt, bisweilen hat es arme Hirten beschenkt, die bei schlimmem Wetter am Eingange seines Stollens Unterstand suchten, hat aber auch Böse erschreckt und Undankbare hart bestraft. Der blühende Bergbau ging ein; nichts als sogenannte „Haldenkutterei“ wird noch an der Kundschafthalde, Riedelwaldhalde und Geisterhalde betrieben, und auch diese Arbeit erträgt kaum den spärlichen Tagelohn.

41.

Der Thalstollengeist.

Wenn Einer rüstig ansteigt, so kommt er von dem Schmelzwerk Brixlegg in zwei Stunden zum Bergwerk Thalstollen am Thierberge, in welchem noch jetzt von Amtsknappen auf Kupfer, Silber und Fahlerz gearbeitet wird. In diesem Stollen wohnt ein Schachtmanndl, das sich bisweilen in erschreckender Weise blicken läßt. Entweder ist er ganz grün und hat feurige Augen, oder und meistens ist er ganz feurig, und macht Plärrer, wenn er erscheint, die schrecklich ins Ohr gellen, daß schon mancher vor Schreck halb tod hingefallen ist, wenn er den Geist gesehen hat und hat ihn plärren hören.

Vor ohngefähr siebzig Jahren fuhr der Brosel Lenz (Ambrosius Lenz), ein wahrheitliebender Bergmann, im sogenannten „Knappenstollen“ aus und ein. Just wo der Stollen am engsten war, mußten je zwei Knappen mit ihrem Wägerl „für einand rößlen“, das heißt, an einander vorüberfahren. Da kam der grünfeurige Stollengeist hinzu, und plärrte die einander begegneten dermaßen an, daß sie übereinander purzelten und für tod weggetragen wurden.

Am tollsten trieb es der Thalstollengeist zur Nachtzeit, und endlich wollte kein Knappe mehr auf der letzten Schicht (Samstags oder bisweilen auch schon Freitags) bleiben. Mancher warf Pocher und Eisen, Schlägel und Fäustel weg, und eilte nur, aus dem Schacht zu kommen.

Dem armen Brosl Lenz erging es gar schlimm. Als er jenen Schrecken verwunden hatte, wurde er ein andersmal wieder vom Thalstollengeist erschreckt, und bekam im ganzen Gesichte „Fletzen“, wurde krank und serbte

endlich ab.*) Es war eine förmliche Folge des Anblickens jenes gefährlichen Geistes, daß der Kopf aufschwoll, und ein böser Aussatz, den sie dort die Fletzen nennen, entstand. Der alte Peter Winkler, der vor sechszig Jahren mit für die Grafschaft auf Kupfer, Silber und Kobald am nahen Geyer als Knappe arbeitete, aber schon lange tod ist, hat viel von solchen Geschichten gewußt und erzählt, zumal er selbst längere Zeit auch am Knappenstollen mit angefahren ist.

42.
Schachtgeist in der Maukerötz.

Der Hofbauer vom Gute Oberbrunn am Reiterberg war einst Knappe und arbeitete vierzig Jahre hindurch in der Grube „Maukerötz" bei Rattenberg, die sehr silber- und kupferhaltiges Erz führte. Der Mann lebt noch, heißt Matthias Winkler, ist fromm und redlich und übernimmt bisweilen auch Kellerspreng-Arbeiten im Lande.

Dieser Matthias Winkler erzählt für gewiß und wahrhaftig, daß auch in der Maukerötz ein Schachtgeist hause und häufig rumore. Man höre ihn im Innern des Bergwerkes bisweilen merkwürdig hämmern und rollen, und beim auf- und absteigen über die Leitern in den finstern Schachten steige er bisweilen ganz eng den Knappen hinten nach, womit er sie ängstige und könne ein Furchtsamer dadurch leicht zum Sturz gebracht werden. Auch in diesem Schachte zeige sich die Krankheitserscheinung der Kopfgeschwulst und der Fletzen durch das „Anblasen" des Schachtgeistes.

43.
Die Rosengärten.

Das schöne Land Tirol umfaßt einige theils erhabene, theils liebliche Alphöhen, Gefilde und Berggelände, denen der bedeutsame Name „Rosengarten" beigelegt ist, und welche die Poesie des Volkes mit allem ihr zu Gebote stehenden Zauber verklärte. Da ragt aus dem Seißer Alpenstock der „Schlern" als Haupt des „Rosengartens" 8000 Fuß hoch empor. Um ihn und unter ihm starren und ragen die Felsenzacken des „Rosengartens" weißgrau, zum Theil von Schnee bedeckt, in die Luft, und streuen weithin im Abendstrahle glühend ihren Rosenschimmer, dem Monte Rosa gleich. Senkrecht stehen als die Bäume dieses Zaubergartens mächtige Dolomitsäulen ernst und schweigend in ihrer Erhabenheit und Majestät.

Tief gegen den Beginn eines Alpenthales hinauf, wo einst die Venetianer aus Quellen und Bächen ihr Gold schöpften, wie sie nach allverbreiteter

*) Starb an der Abzehrung.

Sage auf allen deutschen Gebirgen gethan, davon Harz- und Thüringerwald, Erz- und Riesengebirge Zeugniß geben, breitet sich weitgedehnt die Alpe aus, welche der Rosengarten heißt, und über die sich der hohe Rosenberg als Thalwächter und Schlußstein emporgipfelt.

Hier prangte nach der Sage einst ein wunderschöner Rosengarten, der verborgen vor der Welt ein Paradies bildete, dessen Pracht zu schauen nur wenigen Sterblichen verstattet war. Nur von den nachbarlichen Höhen des Mühlthales zur rechten, des Navisthales zur linken, und des Veldenthales im Hindergrunde gewährte sich ein Einblick in jene Rosenflur, die von Gold und Silberbrunnen bewässert, im Sommer und Winter in ewiger Frühlingspracht grünte, und von einem gutartigen Zwergenvölklein bewohnt wurde, über das ein wohlwollender König herrschte. Aber der Riese vom Glunkezerberge*) war ihm aufsässig und warf einen Berg über den Rosengarten, der alles zertrümmerte und die schöne Welt zerstörte. Jetzt ist die Gegend oft rauh und kalt, von einer Eiswelt junger, nie schmelzender Ferner umstarrt; keine Rose der Gärten, auch keine Alpenrose wächst mehr dort, und dennoch grünt und blüht im Lenz und Sommer dort noch eine rosigschimmernde Blumenwelt: es ist dieß die stengellose Silene (Marienröslein) und die Eis-Androsace (Mannsharnisch), die in Fülle der Alpentrift die Rosenfarbe leihen, und die Sage lebendig erhalten. Auch das Goldbachl fließt noch, und der Senn auf der Pengeralpe (Pengerboden) zeigt es gern dem Gebirgswanderer.

Der schönste aller Rosengärten aber liegt bei Algund, ohnweit der Burg Tirol. Der ist noch immer ein großartiger Naturgarten, der traulichste Winkel des ganzen Landes, südlich üppig, mit Wein und Feigen reich gesegnet, von Pinien und Cypressen übergrünt und von der Sage hoch gefeiert.

44.

Der Rosengarten des Königs Laurin.

So heißt noch heute im Volksmunde des südlichen Tirols die gesegnete, herzerfreuende Umgebung von Algund und der Burg Tirol. Die Sage von dem Zwergenkönige Laurin scheint aus einer alten deutschen Dichtung, die den Anhang des bekannten Heldenbuches bildet, wieder in den Volksmund gedrungen, aus dessen Mund und Herzen der Dichter dieselbe jedenfalls erst empfing. Freilich ist das alte Gedicht romantisch ausgesponnen, die Sage aber, wie eine ächte Volkssage sein muß, nur schlicht und einfach.**)

---

*) Vergl. III. Sage 13.

**) Vergl. Ignaz V. Zingerle: König Laurin oder der Rosengarten in Tirol. Innsbruck. 1850, wo leider nur der Schluß des Märchens in der Vorrede neu erfunden ist.

Laurin war der Name eines Zwergenkönigs. Er war greise und weise, mild und gütig, und hatte eine Tochter, die war lieb und schön wie eine Faine oder eine Salige. Das Maidlein wünschte sich einen Garten, und bat ihren Vater um Land im Lichte der Sonne, denn der König wohnte in einer Krystallburg, die sich tief im Innern des Berges befand, der jetzt das alte Schloß Tirol krönt. Der gütige Vater gewährte der Maid ihre Bitte, und sie reutete nun auf dem ihr geschenkten Felde Dornen und Disteln aus, und pflanzte aller Arten Rosen an. Daraus wurde der „Rosengarten" also schön und also mit Zauber gefeit, daß sein Anblick noch heute den Wanderer beseligt, und all' sein Weh, so er dessen mit sich trägt, vergessen macht. Auf daß ein Jeglicher sich freue am Anblick ihres Gartens, umgab ihn die holde Zwergenmaid nicht mit Mauern oder Pfahlwerk, sondern sie umzog ihn mit goldseidenen Schnüren, wie nach altheidnisch-deutschem Brauch die Priester ihr Götterheiligthum, ihr Fanum, und wie Chrimhilde um ihren Rosengarten auf dem Ried im Rheine bei Worms zog. So konnte und durfte auch alles Volk sich freuen an der Pracht und Blüthenfülle des Rosengartens der lieblichen Zwergenkönigstochter.

Wann und wie dieses schöne Reich sein Ende gefunden, weiß die Sage nicht genau zu berichten. Die Gegend ist immer noch ein Gottesgarten, aber der König Laurin und seine Tochter zeigen sich nicht mehr. Nur die Zwerg- oder Nörggleinsage lebt noch frisch und grünt ewig. Nahe dem Dorfe Tirol soll noch ein Nörgglein mit dem komischen Namen Burzinigala oder Burzinigele wohnen, das zu der Schloßfrau ein gar minnigliches Verlangen trug. So auch haust eins auf dem Mutkopfe hinter demselben Dorfe, das singt in hellen Mondnächten über die Matte:

I bin so grau,
I bin so alt,
Denk di dreimal als Wies'
Und dreimal als Wald!

Das alte Gedicht: König Laurin bewegt sich nur in einem Heldenkampfe gegen Riesen und Zwerge, und seine Schauplätze gehen vom Rosengarten Tirols bis hinab zum reizenden Gardaser und gen Verona, dem Herrschersitze des Berners Dietherich, allwo Laurin die Taufe empfing.

II.

Menschengeister und Thierespuk.

Die Volkssage Tirols ist reich an Berichten von solchen Menschengeistern, denen nach dem Absterben der irdischen, körperlichen Hülle nicht alsbald der Uebergang in das Reich der ewigen Freude oder in jenes der ewigen Qual zu Theil wurde, sondern die vielmehr büßend und gepeinigt umgehen, geisten, spuken müssen, und welche die hochdeutsche Sprache Gespenster, die tirolische Bezeichnung aber meist Pütze nennt. Dieses Wort, das in niederdeutschen Sagen keinen Menschengeist, sondern einen hervorbrechenden Quell bezeichnet, Wasserpütz, Feuerpütz u. dgl., hat Verwandtschaft mit dem mitteldeutschen Potz, Pötz, Pöpel (Hullenpöpel in Franken), Popanz, Butzemann, mit welcher Bezeichnung der sprachliche Begriff stets die schreckhafte Seite der gespenstigen Erscheinung eines solchen Individuums andeutet. Neben dem für Tirol allgemeinen Wort und Begriff Putz und Pütze kommen aber noch eine Menge Benennungen vor, die nicht ohne sprachliches Interesse, und die in der lehrreichen Abhandlung über die Gespenster in J. Grimm: D. M. Cap. XXXI nicht aufgeführt sind.

Die volksmündlichen Berichte über die Pütze, auch Bütze und Putzl gesprochen, gestalten sich zu einer förmlichen Gespensterlehre, und gestatten eine Sonderung der büßenden Erscheinungen, obschon diese letztere an und für sich ihr schwieriges hat.

Der Putz kennt von den vier letzten Dingen nur den Tod. Ist dieser erlitten, so wird alsbald die sündige, von Gott zur Buße auf Erden und zur Warnung noch lebender Sünder verurtheilte Menschenseele dem Orte ihrer Strafe und der Art ihrer Strafe zugeführt, deren Dauer von den Vergehungen abhängt, welche der unselige Menschengeist sich im irdischen Leben zu Schulden kommen ließ. In diesen Strafen zeigt sich die Phantasie des Volkes, die sie erdichtet und aussinnt, höchst erfinderisch, unerschöpflich und meist sehr grausam, dennoch aber nicht ohne ethische Anschauung. Manche Pütze können noch vor dem jüngsten Gericht, ja selbst nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ihrer Pein erledigt und folglich „erlöst" werden, andere leiden sehr lange und viele bis zum jüngsten Gericht, stets in der fort und fort dauernden qualvollen Ungewißheit, welches Endurthel über sie gefällt werde. Eine schreckliche Schärfung ihrer Leiden tritt noch bei falschen Eidesleistern, Kirchenfrevlern, Betrügern an Wittwen und Waisen,

Grenzsteinversetzern und Raub- und Meuchelmördern hinzu; diese leiden nämlich auch noch die heiße oder die kalte Pein, von welcher unten besonders die Rede sein wird, oder auch beide Peinen zugleich.

Die Gestalt, in welcher die Pütze wandern müssen, ist höchst verschieden, bald erscheinen sie leibhaftig, wie sie im Leben waren und wandelten, bald als Schattengestalten, meist schwarz, nicht selten kopflos, oder aber feurig (Feuermänner, Irrlichter), und häufig auch in Thiergestalt, meist in unreiner, wenn das Leben eines solchen büßenden Sünders ein unreines und viehisches war. Endlich geben sich viele, ohne sichtbar zu werden, blos durch äußere Wahrnehmungen kund, wie anblasen, klopfen, schreiten, rollen u. dergl.

Der Name Putz kann nicht, wie K. Simrock zu meinen scheint, wenn er das Wort Popanz eine mögliche Zusammensetzung von Puppe und Hans nennt, von Puppe abgeleitet werden. Bütze, Butzen hießen schon im frühen Mittelalter kleine Hausgeister, Klopfgeister, und im mittelhochdeutschen Worte buozen, büßen, wäre mit jenen ein einfacher Zusammenhang gefunden. Will man noch weiter gehen, so läßt sich das gäng und gäbe Zeitwort putzen für reinigen ebenso hieher beziehen, und das Wort Putz wäre als ein in der Reinigung oder Läuterung durch seine Buße begriffener Geist ganz gut erklärt.

In Tirol ist die Benennung Putz im ganzen Innthale, und vom Oberinnthale aus nach dem Vintschgau verbreitet, doch tritt in manchen Seitenthälern des Unterinnthales auch die Bezeichnung „Geischt" oder „G'spenscht" an jenes Stelle. Im Wippthale, besonders in dessen Seitenthälern Vals und Schmirn, heißen die Putze „Unschicht'n". Im Eisackthale heißt der Putz ganz einfach „verbannter Geist". Im Unterinnthale begegnet auch noch der Ausdruck: d's Grausig.

Weibliche Pütze führen in manchen Seitenthälern Oberinnthals u. s. w. den Namen „Subl", mit welcher Benennung noch allerlei unsaubere Nebenbegriffe verbunden sind; hier wird der Geistername sogar zum Schimpfwort, und auch Putz wird es, indem man sogenannte „gawiche" Leute, die sich nämlich durch allerlei auffallendes im Anzug, im Benehmen, in der Rede, oder durch verdrehte und verkehrte Lalenstreiche, auch wohl durch Wildheit und Halbverrücktheit kundbar machen, so benennt.

Und so wird auch auf diesem Gebiete, wie in jenem der mythischen Wesen ein Herabsteigen des geisterhaften Elementes in das triviale bemerkbar. Die traurig ernste Gestalt des Putz wird zum Potzmann, zum Kinderschreck und Spott, welcher letztere nicht unterläßt, sich an gewisse Persönlichkeiten zu heften, und sie mit dem Fluche der Lächerlichkeit zu brandmarken.

Wer kannte nicht in Innsbruck das „Putzimanndl" unterm goldenen Dachl, das nun seit 15 Jahren verstorben ist? Diese tragikomische Erscheinung, die Zielscheibe des Schulbubenwitzes, hieß zwar Joseph Polt,

doch diesen Namen kannte kaum jemand, das Putzimanndl aber kannte Stadt- und Landvolk.

Wer kennt nicht ebendaselbst den „Puh!“ oder „Geist Puh!“ „Puhgeischt!“ in seiner grotesken Tracht, mit seinem lauten denken und seinem wilden Zorn gegen den angehängten Namen?

Ebenso wandelt auch noch der „Putzi“ von St. Nicolaus in Fleisch und Bein herum, läßt aber nicht mit sich spaßen.

Und endlich wird fast jedes niedliche kleine Kind im freundlichsten Sinne von der Welt „ein lieb’s Putzerl“ genannt, womit der Sprachbrauch sich unbewußt wieder der mittelhochdeutschen Bedeutung des Bütze als etwas kleinen, „putzlichen“ nähert.

Die versuchte Eintheilung, in welcher nun die reiche Gespensterwelt Tirols vorgeführt wird, könnte auch in anderer Reihenfolge stehen, indeß bestimmten Gründe, die Gliederung so und nicht anders vorzunehmen.

Die vorzugsweise so genannten „armen Seelen“ eröffnen den großen Geisterreigen, weil sie den Vorzug vor andern haben, ihrer Pein am ehesten zu entgehen, hauptsächlich durch Gebet und Fürbitte der Lebenden, durch „Besprechung“, durch Opfer, durch Buße, die für sie fromme Menschen sich auferlegen. In diesem Sinne sind die „armen Seelen“ auch keine Pütze, immer aber doch Büßende.

Die Feuermänner haben stets einen Beigeruch vom Brande des Fegefeuers oder der Vorhölle, ragen in das diabolische Element, und stehen den Marcheggern (Grenzsteinverrückern) verwandtschaftlich nahe, welche die Volkssage aller deutschen Gauen meistentheils feurig spuken läßt, und über welche der gesunde Sinn des Volkes von alten Zeiten her streng und unerbittlich seine verdammenden Richtersprüche fällte. Dagegen bevölkert die Sage Tirols schaurige Felseinöden mit ihren Klamm-Männern, zu denen es alle die werden läßt, die im Leben zum Schaden ihrer Nebenmenschen Lug und Trug übten, falsch wogen und maßen, ungerechte Urtheile sprachen, sich bestechen ließen u. dgl., für welche Strafen das übrige Deutschland, da ihm Klammen und Kluppen nicht zu Gebote stehen, nur Einöden, Waldeswildnisse, verfallene Schlösser und Kreuzwege darbietet.

Wer Treulosigkeiten auf den Almen beging, und in der so wichtigen Alpenwirthschaft sich als ungetreuen Haushalter erwies, wird zum Kasermanndl, von deren Sagen das ganze Gebirge voll ist. Mit ihrer Bekanntschaft erweitert sich der Kreis der deutschen Gespenstersage ungemein, denn bis jetzt führt von den deutschen Mythographen nur Fr. Panzer das Kasermanndl einmal und in einer einzigen Sage auf, ohne aber mitzutheilen, was ein Kasermanndl ist. Seine Sage lautet (**Beitr. z. d. Mythologie II. 40**):

„Am martinsabend fährt das Käsermännlein (Kasəmànl) von der alpe (alm), da darfst du nicht aus dem haus. Ein bursch

in Reut in Tirol wollte das nicht glauben und versteckte sich am martinsabend unter die bank vor dem haus. Das Käsermännlein schlug ihm ein häcklein (håckl) in den buckel und sprach: das musst du behalten bis auf's jahr um die zeit."

Dieß ist nun noch dazu falsch, denn am Martinsabend fährt das Kasermanndl nicht von der Alpe, sondern auf dieselbe.

E. L. Rochholz führt in seinen „Schweizersagen aus dem Aargau" S. 322, 384 und 385 käsende Geister an, nennt aber den Namen Käsermanndli nicht.

Den Kasermanndln reihen sich auch andere Almputze an, Uebelthäter auf den Almen, welche gerade nichts mit der Sennwirthschaft und Käserei zu thun haben, aber mit jenen in Gemeinschaft spuken.

Eine Geistergruppe, mehr von den übrigen abgesondert, als ihnen nahe stehend, bilden ferner die Schatzhüter und Schatzhüterinnen, das sind die verdammten und gequälten Geister von Bergwerksbesitzern oder Knappen, von Geizigen und Wucherern, welche die im Leben zusammengescharrten und andern entzogenen Schätze hüten müssen.

Außer diesen genannten, giebt es nun noch gespensterhafte Bütze in Burgen und Schlössern, Kirchen und Klöstern, Häusern und Höfen, Wäldern und Weiden, die man besser nach ihrer Heimath, als nach den Orten, an die sie gebannt sind, sondert. Viele davon erscheinen auch in Thiergestalt, und schrecken furchtbar. Ihre völlige Absonderung von den übrigen ist aber unmöglich, weil von der Sage der Unterschied, ob in der Thier-Gespenst-Erscheinung ein Menschengeist sich birgt oder nicht, nicht immer festgehalten wird, daher auch nur einige wenige Thierspuksagen als Anhang gleichsam hier mitgetheilt werden. Die mythischen und Fabelthiere in den Sagen Tirols finden an einem andern Orte ihre Stelle.

I.

Arme Seelen.

„Arme Seelen" nennt der Volksglaube Tirols diejenigen Verstorbenen, welche ohne schwere Sünden verschieden sind, nicht in das Fegefeuer kommen, sondern durch Gottes gnadenvolle Barmherzigkeit nur noch eine Zeitlang auf Erden wandeln müssen, bis sie alles wieder gut gemacht haben, was sie durch Leichtsinn, Fahrlässigkeit und Unterlassungssünden übel machten, auch die Nichterfüllung frommer Gelübde gesühnt und die guten Werke vollbracht, an deren Vollbringung jäher Tod sie verhinderte. Ebenso sind die „armen Seelen" berufen, wichtige Familiengeheimnisse zu offenbaren, wenn deren Offenbarung den Hinterbliebenen von wahrem Nutzen ist; ver-

borgene und vergrabene Werthgegenstände, durch deren Verbergung vielleicht rechtmäßige Erben verkürzt wurden, und sonstiges geheime an das Tageslicht zu bringen. Dafür ist die Möglichkeit gegeben, durch gute Werke solche Seelen zu erlösen.

Die Erscheinung der armen Seelen ist die dunkler Gestalten, häufig ganz in schwarze Mäntel gehüllt. Je näher sie der Erlösung kommen, je lichter, heller und weißer wird ihr äußeres Aussehen, und ist der Moment der völligen Erlösung gekommen, so umstrahlt die arme Seele ein wunderbarer Lichtglanz, mit seligem Dankesblick verschwindet sie und schwebt in das ewige Friedensreich, und nicht selten wird dem Erlösenden unermeßliches Glück zu Theil.

Der liebste Aufenthalt „armer Seelen“ sind geweihte Orte, Wegkreuze, Waldkapellen und Gottesäcker, auf denen sie als zarte Lichtlein umherirren. Das Licht, in welchem die arme Seele erglüht, ist grünlich, hoffnungsfarbig, während die zu härterer Qual verurtheilten Feuerpütze blutroth brennen.

Im Landvolke Tirols lebt noch immer der Glaube an die armen Seelen, und ist ihm von seinen frommen Glauben unabtrennbar. Beim beten jeden Abendrosenkranzes fordert der Vorbeter auf: „Ein Vaterunser für die armen Seelen!“ und dann: „Ein Vaterunser um eine glückliche Sterbestunde!“ Schon dem Kindesgemüthe wird frühzeitig eingeprägt, wenn ein Kind bei einem „Marterl“ vorbeigehe, die im Lande zu Tausenden errichtet sind, und sie die armen Seelen daran gemalt erblicken, sogleich stehen zu bleiben und für sie zu beten.

II.

Feuerpütze.

Der Feuerpütz ist dem tiroler Berg- und Thalbewohner stets eine schreckbare Erscheinung, so schreckbar, daß er dieselbe manchesmal nicht von der Erscheinung des Teufels trennt, der als Ur-Feuergeist freilich pützenhaft genug durch die Welt der Volkssage schreitet. Da kommt noch manche Benennung zu Tage, die im Lande Tirol stets volksmündlich ist, und im übrigen Deutschland noch nie gehört oder gedruckt gelesen wurde, weil die gelehrten Forscher viel lieber ihre Blicke nach Scandinavien und Island richten, als in ein deutsches Land; weil sie „immer weiter schweifen“, und das „Schöne nicht sehen, das so nahe liegt.“

Der Volksglaube lehrt, daß die Feuerpütze nur solche Geister sind, die sich mit schweren Sünden während ihres Erdenwandels beluden, daß sie die Macht haben, begegnenden, die nicht selbst sündenfrei oder nicht reinen Herzens und Gewissens sind, Leides zu thun, und ihre Verspottung oder ihre Verhöhnung durch anschreien oder „nachantern“ (nachahmen) ihres

Geschreies höchst empfindlich zu rächen. Daher müsse man sie möglichst ganz zu meiden suchen. Bei nächtlichen Wanderungen ist Acht zu haben, sich nicht Strecken zu nähern, auf denen Kratzdisteln (Bachschern im Oberinnthale) häufig wachsen, oder das Wollgras mit seinen weißen Saamenflocken, da in der Nähe dieser Pflanzen nicht selten Feuermänner verweilen. Dann ist wohl zu unterscheiden der büßende Feuermann und der „Alber“. Letzterer, nicht mit Alberer, Alperer (Aelpler) zu verwechseln, ist die feurige Teufelserscheinung, welche im übrigen Deutschland „der fliegende Drache“ genannt wird, und wird unten bei dem dem Teufel und seinen Sippen gewidmeten Abschnitte näher erläutert.

Die Strafe, feurig umgehen und büßend Pein leiden zu müssen, erkennt der Volksglaube allen Todsündern zu, allen, denen ein Fluch in das Grab nachfolgt, allen, die durch Bankbruch andere an Hab' und Gut schädigen und arm machen, allen ungerechten Richtern, tyrannischen Amtleuten, hartherzigen Forstleuten (dieser Glaube ist auch in Thüringen zu Hause), allen Kirchenräubern, allen Ehrenabschneidern, allen Aufwieglern und Hochverräthern, allen Brandstiftern und Feuerlegern u. s. w. Auf die Frage, die ein Ungläubiger oder Zweifler aufwerfen könnte, warum solche Sünder nicht gleich in die helle Hölle kommen? erfolgt leicht die Antwort, daß jene sichtbarlich büßen müssen, andern zum warnenden Beispiel. Wie die Strafe der Feuerpütze beschaffen ist, wie der Bauer sie sich denkt, mag mit den eigenen Worten eines alten tiroler Bauers hier stehen.

„Die Foi'rmannbarr — dös san dö Örgscht'n von die Püt. Kummt dir oamä (einer) in d' Näh, so bekreuze di nur gschleini, denn dös seind wohl meischt Toifl od'r Vadammti und's Kreuz dabeißen sie nöt; schad't a nöt wenn m'r se im Namen der heiligen Dreifaltigkeit d'rvon jagt und das Evangelium Johannes oder den Benedictussegen spricht, aft (alsbald) rennt da Teufl glei zum Teufl.“

„D' Foi'rmannbarr san lauta „Kopfschölm“, drum müassens brenna und gluihna, und d' „hoaß Pein“ leid'n, ober a weng örger als d' andern wia öppar d' Herschtschölm (Herzschelm), denn dö wern nöt so arg g'schtrafft. D' „kalte Pein“ is a a schräckliche Sträff, aber halt do no a kreiserl (ein wenig) ertraglicher. Aber a so Vadammt'r ischt mein Dad (bei meinem Eid) nöt z' neida. An söllan Foirmann brennts von Kopf bis z'r groaßen Zeachn (Zehe) und Leib und Seal so — so — so stark, daß er z' g'frearn und zähnklappern anfangt, und g'friert und klappert und zittert, so weh thuats, als ob er brennen thäte, und brennt, daß'n frierscht, und hat so kalt, daß's'n brennt.“

Nach dieser volksthümlichen Annahme steht demnach der „Kopfschelm“, d. i. der Sünder, der mit den Gaben seines Geistes raffinirt und überlegt sündigte, härter in Strafe und Buße, als der „Herzschelm“, der aus unbedachtem Gemüthe, aus Leichtsinn oder Leidenschaft Unrechtes that. Der

Ausdruck Kopfschelm begegnet öfter beim Volke, der Ausdruck Herzschelm hingegen wird seltener vernommen. Und wie klar und anschaulich entwickelt die schaurige Volkslogik mit wenigen Worten, unbewußt auf einer physikalischen Erscheinung fußend, die Qual der heißen und der kalten Pein! Erstere ist es, die Göthe meinte, wenn er in seinem Faust die Hexe rufen läßt:

Die Feuerpein
Euch ins Gebein!

III.

Marchegger.

Seit undenklichen Zeiten galt Grenzsteinverrücken und abpflügen fremder Furchen für ein entehrendes Verbrechen durch ganz Deutschland, und gilt noch immer für ein solches. So auch in Tirol, wo ohnehin der Sinn des Volkes über solcherlei Vergehungen verdammend den Stab bricht. Diese sind: Undank und gemißbrauchtes Vertrauen; Abfall von Gott und vom Kaiser; Härte gegen die Armuth und das arme Vieh; Verlassung alter biederer Sitte und Volkstracht; Wortbrüchigkeit und Nichthaltung gegebenen Handschlags, und Grenzmarkverrückung.

March ist das hochdeutsche Marke, Grenze; Egge ist Ecke, marcheggen daher: einem ein Stück Landes von seiner Gemarkung abecken. Wer das thut, wird, wenn es zu öffentlicher Kunde gelangt, schon beim Leben von der ganzen Gemeinde mißachtet, und jedermann glaubt, daß er nach seinem Tode als Feuerputz umherspuken muß. Glühend und brennend schreitet er an den abgepflügten Furchen zur Nachtzeit hin und her, auf und ab, rast- und ruhelos, oder starrt mit verzweiflungsvoller Geberde den versetzten Grenzstein an. Gesetzt aber, der Marchegger wäre kein Feuermann geworden, so muß er wenigstens in jener Gestalt, wie er im Leben war, mit dem gleichen Gefühle begabt, brennende, heißglühende Gegenstände in der Hand tragen, Lichter, Fackeln, glühenden Pflug, brennendes Zaunholz, oder brennende Grenzbäume, die er umgehauen hat, ja so weit geht die Strafe, daß man im Alpbacherbezirk den Marchegger jene Ackerfurche glühend über sich tragen läßt, welche er einst in seines Nachbarn Feld mit dem Pflug hineingezogen und dadurch seinen Acker vergrößert hatte. Dazu erschallt nun sein schmerzliches Geschrei: „Heiß! heiß!" oder: „Ach wie brennts!" markerschütternd und schrecklich anzuhören.

Jedermann weicht gerne solchen Feldgütern aus, wo sich Marchegger sehen lassen — mehr aus Abscheu, denn sie können den Braven nichts Leides anthun, außer „man pfeifft sie an". Sobald jemand einen Marchegger anpfeifft, so kommt das blutigroth glühende Gespenst alsogleich daher,

und pfeifft einem die Ohren toll und voll zum wahnsinnig werden, verfolgt einem sogar ins Haus und quält so lange, bis man krank wird und stirbt. Und darüber gilt die alte Bauernregel, die Moral im Lodenrocke: „Sölli g'schlechti Geischter, wännd' s' mal Gott in da Gschtraff (Strafe) hat, sollscht nüt vaschpott'n, nur varacht'n; grad wia mäs im Löb'n mit dö Feind thian muaß, do muoscht varacht'n und ausweich'n, äba nia vaschpott'n oda durch Schäden rächen."

IV.

Die Klamm-Männer.

Jene furchtbaren, langen Felsenspalten in den Bergschründen, voll Geklüfte, Höhlen und Steintrümmer, Zeugen der gewaltsamen Umwälzungen, durch die meistens ein wildtosender Alpenbach voll Gischt und Geifer donnert, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann, ein oft viertelstundenlanger Felsenpaß, durch den der Hirte, um auf die Alpe zu kommen, sein Vieh durchtreiben muß, das sind die Klammen.

Man muß sie sehen, denn solche eigenthümliche Naturbilder lassen sich kaum mit Worten schildern. Eine solche Klamm wird bald weiter, bald enger, die viel kirchthurmhohen, dunkeln Felsenmauern neigen sich manchmal so nahe zusammen, daß dunkelnde Schauernacht das Auge des Wanderers verfinstert, und den Furchtsamen äffende Bilder und gespenstige Schatten vor die Seele führt, besonders dort, wo überhängende, bewegliche Legföhren vom obersten Rande herabnicken.

Im Oberinnthale, wo die ausgedehntesten Klammen zu Hause sind, nennt man sie „Kluppa". In diesen Klammen weilt gerne das unheimliche Nachtkunter, Eulen und Fledermäuse, besonders die gefürchtete „Habergoas", der Teufelsvogel, welche nicht selten dem Wanderer nachfliegen und sich mit glotzenden Augen neben ihn niederlassen und mit dem erbärmlich häßlichen Geschrei einen ungewünschten Willkommen bieten.

Eigenthümliche, nie gehörte wilde Töne klingen durch die vielfach verschlungenen, schlangenartigen Pfade, oder dringen empor zu dem Neugierigen, der ober der Klamm stehend hinunter blickt in die schwarze Tiefe, und vermeint, oftmals ein winseln oder heulen zu hören.

Auch der Unbefangenste und Muthigste wird beim Besuche einer Klamm düster gestimmt und befangen, wenn er allein ist; es wird ihm so einsam und öde, er fühlt sich so verlassen, und er athmet erst dann wieder froh auf, wenn er aus dem kalten Riesengrabe an das schöne Gotteslicht hinaus tritt, und die belebende Alpenluft trinkt.

Die merkwürdigen Töne in den Klammen, oft unheimlich winselnd,

oft rauhes Donnerbrüllen, oft ein Geheul wie von vielen Männerstimmen, sind für den einfachen Bergbewohner unauflösliche Räthsel, welche ihm die Volkssagen lösen, die hier äußerst fruchtbar groß wachsen. Der Physiker findet bald die Lösung: die Klamm ist ein Rieseninstrument, in welches Morgens, Mittags, Abends und Nachts der Temperaturwechsel, Kälte und Sonnenhitze, von Außen den Zugwind durchtreibt. Je nach den Verbindungen der Klamm stoßen sich die Schallwellen ab und rufen das Echo wach, und der Bach, die Nachtvögel und manches andere helfen zusammen, ein Höllenkonzert aufzuführen, vor dem sich manches Bäuerlein bekreuzt. Daher hat diese Orte die uralte Volksjustiz bis auf den heutigen Tag mit abgestorbenen Menschen bevölkern lassen, welche für begangene Frevel zeitweilig oder bis zum jüngsten Tage büßen, und meistentheils als Verschärfung ihrer Strafe die kalte Pein leiden müssen. Man nennt sie überall die Klammmänner, im Oberinnthal an vielen Orten die „Kluppamander“, auch „Kluppa-Johler“, im Unterinnthal werden sie auch „Klammheuler“ und kurzweg „Heuler“ genannt.

Hauptsächlich verurtheilt die Sage jene Sünder zu Klamm-Männern, welche Religionspötter waren, Kirchen schändeten, Beamte, welche nie die Kirche besuchten, oder Mißbrauch der Amtsgewalt trieben. Ferner Wucherer und Kaufleute, Wirthe und Metzger, welche durch Mischmasch und den Verkauf schlechter Waare und falsches Gewicht die Leute betrogen, endlich leichtsinnige Gewerbsleute, welche mit betrüglichem Vorsatz stahlen, kleine Diebe, und selbst — so sehr das Volk mit großer Verehrung an ihnen hangt — auch geistliche Herren, welche durch unordentliches aufschreiben oder aus Vergeßlichkeit Messen zu lesen versäumten, die Kinder bei der Taufe nicht genau nach Vorschrift tauften oder keinen Chrysam dazu nahmen, oder auch in sittlicher Beziehung kein gutes Beispiel gaben.

Der zur Klammfahrt bestimmte Abgestorbene erhebt sich gleich vom Rechbrett um Mitternacht und geht so wie er im Leben angezogen war, jedermann kenntlich — in die Klamm. Doch kamen Fälle vor, daß der büßende Geist in der Nähe seiner Wohnung spukte, dann wurde er, nach den Sagen Oberinnthals, früher von den Jesuiten, jetzt von den Kapuzinern in die Klamm abgeführt.

In der Klamm wartet seiner ein schauriges, dunkles, naßkaltes Dasein, da muß er frieren, heulen und jammern und zähnklappern, daß die fernen Bergarbeiter fast weinen möchten vor Mitleid; solche Bestrafte müssen „wolter vial“ (wohl viel) Gutes gethan haben für die andere Wagschale, daß sie nicht gar bis zum jüngsten Tag dort verweilen müssen. Die Klammmänner wurden auch manchesmal gerade unter den Wasserfall hinein gestellt, wenn einer vorhanden war, wie z. B. in der Zirler Klamm; andere mußten in einem Wasserdumpen (tiefe Wasserlacke in der Klamm) Tag und Nacht stehen; andere Klammänner kamen auch in kleinere Schluchten oder Höhlen,

wo es recht kalt war, oder in die felsige Einbiegung des Gebirges, über welches ein großer Wasserfall herabfällt, wie beim herrlichen „Gsöllbachfall“ im Kaunserthal, der in neun Abtheilungen herniederfällt, und wo unterm Wasser der neunten Abtheilung ein Klammgeist wohnen soll, welcher vor Jahrhunderten ein Bauer war, der die Predigten besser verstehen wollte und wohl lax im Glauben war, und nun noch jetzt die kalte Pein leiden muß. Der heult sehr stark.

Gleichwohl betrachtet diese Sträflinge das Volk nicht als Verdammte, wie die feurigen Pütze, denen man wenig Hoffnung giebt, und sie meist für künftige Höllenbürger ansieht.

Von allen Klammen spielt die „Dollinger-Klamm“ bei Imst im Gurglthale die Hauptrolle. Man hat ein eigenes Verzeichniß jener Klamm-Männer, welche dort „johlen“ (heulen); wem daran liegt, es kennen zu lernen, mag den ersten besten Bauer zu Tarenz, oder Stra, oder Imst fragen, und er wird sie ihm an den Fingern herzählen.

Von der Dollingerklamm fällt ein Wasserfall herab dicht an der Poststraße, da heraus treten an manchen Abenden oder zur Nachtzeit die bekannten Gestalten und rufen hinüber übers Thal gegen Stra: „Halft ins!“ (Helft uns!) oder auch lang und schmerzlich gedehnt: „Hoh! Ho — iii!“

Besonders unruhig zeigen sich die Klamm-Männer zu den heiligen Zeiten, um Ostern, Pfingsten, im Advent und gegen Weihnachten. Letztere Zeit, überall die vermehrten Geistertreibens, ist auch die, in welcher die Klamm-Männer am stärksten johlen und lärmen. Ueberhaupt hört man sie mehr, als man sie sieht; lassen sie sich aber dennoch blicken, so ist ihre Erscheinung meist die eines Mannes im schwarzen Rock und hohem, tief in das Gesicht hereingerücktem Hut, die Arme im Bogen so auf dem Leib haltend, daß sich die Hände mit den ausgestreckten Fingern am Handgelenke über einander kreuzen.

Auch sie darf man nicht verspotten, oder ihnen „nachantern“, denn sie haben Zeiten, an denen sie die Klamm verlassen dürfen, und dann sind sie flugs da, fallen dem Spötter und Verhöhner auf den Rücken, und lassen sich von ihm so lange „buckelkraxentragen“, bis der Träger der stets wachsenden Schwere seiner Last erliegt und tod zu Boden sinkt; oder aber sein Reiter treibt ihn auf jähe Felsen und stürzt ihn in die Tiefe, oder in die tosenden Wildbäche hinein.

V.

Die Kaser-Manndln.

Die Alpenwirthschaft entwickelt ein eigenes, oft großartiges Lebensbild, von dem die Bewohner alpenloser Länder kaum eine Ahnung, geschweige

eine richtige Vorstellung haben. Im Leben des Tiroler Bauers dreht sich fast alles um den Viehstand und namentlich um die Kuh; ohne die Alpe aber ist ihm kein Viehstand denkbar, daher achtet und liebt er beide auf das höchste. Nur auf der Alpe gedeiht das Vieh zur Ertragfähigkeit, die den Hausstand erhalten und zum Wohlstand emporheben muß. Haus und Hof aber stehen nicht auf der Alpe, und sie erheischen des Hausvaters Gegenwart und seine Sorge für Ackerfeld und Garten, für Obst- oder Weinbau. Das wichtigste Kapital, das beste Gut, das Kuhvieh, muß fremder Pflege für die Sommerzeit anvertraut werden. Der es anvertraut erhält, ist der Senn, der kundige Mann, der das hüten des Viehes durch die Hirten und Kühjungen, der die Geschäfte des Melchens, wie die der Butter- und der Käsebereitung überwacht, und dabei stets rührig selbst mit Hand anlegt. Daher heißt er der „Kaser", durch welchen Titel der Senn sich hochgeehrt fühlt; er ist ein König auf seiner Alm, die braune Kaserhütte ist sein Palast, der Melchstuhl ist sein Thron, ein schlichter Bergstock sein Scepterstab. Das weitere Leben des Kasers, seine Lust, seine Wonne, seine Bevorzugung bei und nach der Heimfahrt und nach der Abrechnung gehört in ausführliche Schilderungen des Kaseralmlebens*); nur eines einzigen Zuges desselben sei hier erwähnt, weil er in innigster Beziehung zu dem Sagenbilde von den Kaser-Manndl'n steht.

Wenn der Almbesitzer einen neuen Kaser anstellt, so tritt er breit vor denselben hin, streckt die rechte Hand aus, biegt Daumen und Mittelfinger zusammen, wobei er den Daumennagel unter den Nagel des Mittelfingers schiebt, reckt jenem die Finger gegen das Gesicht und sagt: Merks wohl, nicht amoal so vill, als da schwarz unterm Nagl is, darfst D' vernachlässigen oder veruntreuen — jötzt woascht D' 's! (weißt Du es) Was herunt laßli is, is obe schwar. (Was unten läßlich ist, ist droben schwer, nämlich schweres Verbrechen.) Diese Worte vergißt nie der redliche Senn oder Kaser; er fährt zur Alm, er betet und arbeitet, er segnet Abends Stall und Vieh, er sprengt Weihwasser, und gedenkt der Strafen, die dem ungetreuen Alpenhausvater drohen, nicht der irdischen, sondern der ungleich schrecklichern überirdischen. Er denkt daran, daß der unredliche Senn verdammt wird, nach seinem Ableben ein Kaser-Manndl zu werden und auf der Alpe herumgeisten zu müssen.

Senn und Sennin, wer es sei, wenn sie leichtsinnig und unachtsam wirthschaften, Milch, Käse, Butter, Mehl, Salz, Brot und jegliche Gottesgabe nicht recht in Ehren halten, sie verschütten, verkrümeln, verschmutzen lassen, ungeeignetes damit vornehmen, oder heimlich vom Almnutzen ver-

*) Eine solche gab Jeremias Gotthelf in seinem Buche: Die Kaserei auf der Vehfreude. Der Herausgeber bereitet eine ausführliche Schilderung dieses Alpenwirthschaftlebens im Tirol für den Druck vor.

schleppen, verkaufen, oder ihn durch Naschhaftigkeit und Gefräßigkeit mindern — müssen Kasermanndln oder spukende Alm-Sudlerinnen werden. Als solche haben sie allen im Leben durch sie angerichteten Schaden zu vergüten, sie müssen leichtsinnig verschüttetes Mehl stäubchenweise wieder zusammen lesen, alte Flecken von Butter und Milch müssen sie wegputzen, vergossene Milch wieder in Gefäße sammeln und Butter daraus schlägeln oder Käse daraus bereiten.

Diese gespenstige Genossenschaft, die fast über alle Almen Tirols verbreitet angenommen wird, ist der Mehrzahl nach und so lange sie nicht geneckt und verhöhnt wird, gutartigen Wesens; sie können, wenn gute Menschen sie „besprechen", leichtlich erlöset werden. Dieses „besprechen", das auch in gleicher Weise bei den armen Seelen geübt wird, bietet für den Freund der Sage und volksthümlicher Bräuche einen ganz eigenen, geheimnißvollen Reiz.

Der, welcher den Muth hat, einen Geist zu besprechen, der ihm erscheint, muß zunächst einige Tropfen Weihwassers gegen ihn sprengen, dann richtet er Fragen an ihn, nachdem er mit dem bewährten Spruche begonnen hat: „Alle guten Geister loben Gott ihren Herrn" — und nachdem er gesprochen: „Im Namen Gottes des Vaters († auf die Stirn), Gottes des Sohnes († über den Mund), und Gottes des heiligen Geistes († auf die Brust), und zwar: „Was ist mein Begehr? Wie kann ich mich erlösen?" u. s. w. In dieser Form muß jede Frage gestellt werden, nie ist der Geist fragend anzureden, nie in seiner Person zu befragen, sondern der Besprecher muß thun, als ob er sich frage, und dann dem Geiste die Antwort überlassen. Wird hierin etwas verabsäumt oder verfehlt, so ist alles vergebens, der Geist bleibt stumm und unerlöst. Wäre der Geist ein böser Geist, so bringt ihn das Weihwasser und das heil. Kreuz zum schnellen weichen. Und in der That giebt es auch böse Kasermanndl, die sehr zu fürchten, und sehr böswilliger Natur sind. Das sind die Geister solcher Sennen, welche den Alpensegen verlachten und mißachteten, den Alpen-Rosenkranz nicht beteten, der in jedem frommen Bauernhause nach dem Abendessen von allen Hausgenossen laut und knieend gebetet wird — dann auch Thierquäler und sonstige Frevler.

Das böse Kasermanndl haust in den Almhütten wie der böse Feind, wirft die Gefäße unter- und durcheinander, schleudert den Senn aus der „Schlemm" oder „Tschutter", so heißt sein Bette; zwingt zwei Kuhköpfe in eine Halskette, wie die bösen Almwichtln thun, hängt die „Mairin" (die beste Milchkuh) mit den Hinterfüßen an den Stall-Ueberboden auf, treibt Nachts einen Haufen Rösser, Kühe und Hunde unter Peitschenknall und kreischendem Geschrei, wie's Wildg'fahr, um die Hütte — hält sich aber doch zur Zeit der Alpenweide und Kaserei den Almhütten meist fern, und zwar wieder aus dem Grunde, weil der mit jedem Frühling wiederholte

Alpensegen (in Tirol eine Weihe und Segnung der Almen durch Geistliche mit dem hochwürdigen Sakrament an Ort und Stelle vollzogen), die Alpe schützt und schirmt.

In der Schweiz wird unter dem Alpensegen ein Ruf durch den Milchtrichter verstanden, den die Hirten und Sennen vor Einbruch der Nacht von Alm zu Alm erklingen lassen; insonderheit auf der Brändler Alp über Eigenthal kann man ihn noch vernehmen.*)

Auf vielen Alpen hat man den Alpensegen abgeschafft oder abkommen lassen, aber da hat sich auch vielfaches Unheil droben ereignet, und es ist nicht selten vorgekommen, daß der Alpenmeister noch unterm Jahre und im Hochsommer das versäumte nachholen und die Alpe segnen ließ.

Insgemein wird angenommen, daß, so wie die Heimfahrt des Alpenviehes erfolgt ist, das Kasermanndl mit dem ächten täuschend ähnlichen Heerdengeläute und Hirtenrufen anzieht, und von seiner Almhütte Besitz nimmt, wo es nun den Winter über wohl oder übel haust. Daher ist es nicht so ganz rathsam, nach der Hand in den offen bleibenden Almhütten zu übernachten, und ist selbiges gar häufig Schwärzern, Gemsenjägern und diebischen Wildschützen sehr übel bekommen.

Die Kaser-Manndl heißen auch häufig blos Kaserer, auch Alperer (nicht mit dem Alber zu verwechseln), dieß im Unterinnthal. Im Oberinnthale kommt auch Almputz und Almgeist vor. Ist das Kaser-Manndl klein, so heißt es auch Almpützl, oder Almzwergl und Bergmanndl, und kann dann leicht als Wichtle gelten. Manche scheiden Kaser-Manndl und Almputz nicht, beide Erscheinungen sind aber von einander zu halten. Jedes Kaser-Manndl ist nämlich allerdings zugleich ein Almputz, aber nicht jeder Almputz ist ein Kaser-Manndl.

VI.

Alm-Pütze.

Außer den Kasern, als den wichtigsten und vornehmsten Sommerbewohnern der Alpe, führen die Beziehungen des täglichen Lebens, des Amtes und Geschäftes u. dgl. doch noch viele andere Bewohner des Landes zu den Höhen hinauf. Unter diesen ist wohl mancher ein arger Frevler und Bösewicht, der droben Uebles thut, oder droben durch Gottes Verhängniß ums Leben kommt, und dann nach seinem Tode zum spukenden Putz wird, und auf die Alpe, die Zeugin seiner Schandthaten, gebannt bleibt, bis er ge-

*) S. L. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 13 und E. L. Rochholz: Schweizersagen aus dem Aargau. Seite 327 und 387.

nugsam gebüßt hat. Diese Spukgeister nehmen oft sonderbare Gestalt an: da hat einer einen Kopf von Lehm, ein anderer gar keinen Kopf, ein dritter hat an der Stelle der Füße zwei Kehrichtschiffeln, oder Auskehricht-boodln, oder spukt in Thiergestalt. Nicht selten klingen Kasermanndlsagen und Almpützsagen untrennbar zusammen, und namentlich ist dieß im alpenreichen Vorarlberg der Fall, wo die Benennung Kasermanndl gar nicht im Brauch ist, sondern stets dafür Alpapütz gesagt wird.

Gleichzeitig streifen aber die Alpapützsagen im Vorarlberg auch in das diabolische Gebiet über, berühren die Teufels- und Hexensage, und die Vorarlberger Aelpler sind der Meinung, daß die Alpapütze nichts seien, als die hoffärthigen Engel, die unser lieber Herrgott zum Himmel hinausgeworfen habe. Sie seien bei diesem Sturze nicht alle zugleich in die Hölle gefallen, sondern eine gute Anzahl sei an den Zacken und Spitzen der hohen Alpengebirge hangen geblieben, und aus ihnen die Alpapütze geworden.

Von den meisten Pützen kennt die örtliche Ueberlieferung den Mann, den er im Leben vorstellte, sie nennt ihn auch sehr häufig, doch gebietet nicht selten Rücksicht auf lebende Verwandte und Nachkommen Vorsicht und Schonung bei solcher Namennennung. Bei vielen Almpützen aber kennt sie den Ursprung des Geistes nicht, nicht seine Sünde, weiß nicht weshalb und wie lange er büßt, besonders ist dieß mit solchen Almpützen der Fall, die in Thiergestalt umgehen.

VII.

Schatzhüter.

Bergwerksbesitzer, welche im Sündenwuste leben, schlechte Knappen, welche Aergerniß geben, Geizhälse und Wucherseelen beiderlei Geschlechtes, welche ihre Reichthümer an Schätzen, Geld und Juwelen vergraben, müssen nach ihrem Tode „Schatzhüter" werden. Aber noch strenger straft das Volksurtheil, wenn den Schatzhütern bedrückte und beraubte Wittwen und Waisen ins Grab nachfluchen, dann müssen sie noch nebenbei die „kalte Pein" leiden: ein Zustand, bei dem dem Verfluchten die Pforten des Himmels, des Fegefeuers und selbst der Hölle verschlossen bleiben — er muß in trauriger Finsterniß neben seinen schön funkelnden, reizenden Schätzen, ohne sie benützen zu können, frostschauernd verweilen, es durchdringt eisige Kälte Mark und Bein, gerade so, als ob er in einen Ferner eingemauert wäre.

Kein Hoffnungsstrahl wärmt und leuchtet in seine ewige stumme Nacht — eine Nacht der Kälte, Finsterniß und Einsamkeit, die erst am jüngsten Tage vom Herrn des Gerichts eine Aenderung zu erwarten hat. Diese

Schatzhüter sind eine Art Verdammte, welche trotz ihres Unglückes einen teuflischen Trieb in sich verspüren, harmlose oder geldgierige Menschen, die in ihre Nähe kommen, durch Geschenke und Ueberredung so zu ködern, daß sie versprechen, nach dem Tode Schatz hüten zu helfen, und das genügt dann, daß auch diese Schatzhüter werden müssen.

Sowohl männliche wie weibliche Schatzhüter, deren Schuld geringer ist, auf denen kein Fluch lastet, können erlöset werden; das Erlösungswerk ist jedoch an so viele verwickelte Umstände und Bedingungen gebunden, es muß ein solches Zusammentreffen derselben stattfinden, daß es fast unmöglich wird. Dieser Zug erinnert lebhaft an die zahllosen deutschen Sagen von wandelnden Jungfrauen, die auf Erlösung hoffen.

Die Schatzhüter erscheinen mit ihrem eigenen Leibe in gewöhnlicher Kleidung, die sie im Leben trugen, öfter aber in wilden Thiergestalten, nämlich als schwarze Hunde, Drachen, Schlangen und als kalte Schatten. Auch findet sich eine wunderschöne Jungfrau manchmal bei diesem Wächteramte angestellt, und nicht selten ein Zwerg. In manchen, indeß seltenen Fällen, scheinen sie feurig zu sein, jedoch sie bleiben dennoch kalt, es ist nur ein sogenanntes faules Feuer (wie das vom faulen Holz) oder wie das der Johanniskäferlein.

Die Schatzhüter benennt man nach der Oertlichkeit, die sie bewohnen. Die allgemeinsten sind jene auf dem allen Gesteinkundigen genugsam bekannten Greiner im Zillerthale. Man nennt sie die „die Greinerhüter“, und es giebt von ihnen eine Fülle von Sagen. Sie bilden dort eine förmliche Innung und sind Meister im Menschenködern; manches Bäuerlein ward von ihrer Arglist in sein Unglück gelockt.

Es giebt gewisse Tage im Jahre, an denen sich einige derselben auf einer Alpe versammeln, welche ehemals blühend und reich, jetzt fast im Schnee vergraben ist. Da sitzen sie dann munter und singend bei Branntwein und Kartenspiel, als Aelpler gekleidet, beisammen, der harmlose Gemsjäger, Holzer (Waldhauer), Aelpler oder Steinsucher wird freundlich aufgenommen, bewirthet und benebelt, und ist sein Jawort gesprochen, so wird er sogleich, oder nach seinem Absterben in Empfang genommen. Doch trifft sich's, daß ihnen bei manchen derselben der Fang nicht gelingt, nur darf ein solcher nicht wagen, beim Fortgehen noch rückwärts zu den Kumpanen hin zu blicken; er würde sonst tod oder wahnsinnig werden, denn er sähe den untern Theil der Greinerhüter in einem Ferner stecken, der bis an die Tischplatte herauf reicht, und Eisfrost und Fieberschreck würde den frevelnden Waghals eisern umklammern.

Schatzhüter sind in großer Anzahl im Lande vertheilt, und die Sagen von ihnen vermehren sich in dem Maße, wie jene der Schachtgeister abnehmen.

Die bekanntesten Oertlichkeiten der Schatzhüter außer dem „Greiner“ sind:

Die Schatzhüter zu Bergfall, 12 ehemalige Bergknappen, welche sich bei Lebenszeit der himmelschreiendsten Verbrechen schuldig machten.

Der Schatzhüter im Schlutterthal bei Hötting.

Die Schatzhüterin im alten Schlosse Falkenstein in der Sperten, ein zartes Fräulein und Heidenprinzessin.

Die Schatzhüterin im Jägerhäusl im Kaunserthal — bald Fräulein mit Flachshaar, bald schauderhafte Schlange mit dem lockenden Schatzschlüssel im Munde. Sodann ein Schatzhüter im Sagerthal, zwei Schatzhüterinnen im Lofer, recht geizige Ungeheuer; ein Schatzhüter zu Ramlos im Lechthal als altes Männlein, einst ein stattlicher Kaufmann; ein Schatzhüter zu Engelsberg im Brixenthal — als schwarzer Hund, und ein Schatzhüter zu Sigmundsburg, ein Hund, der bald schwarz, bald brennend, mit einem Schlüssel im Munde spukt. Man weiß nicht wie ihn erlösen und den Schatz retten. Wenn er brennt, so ist sein Feuer kalt — wie faulendes Holz, es scheint er muß aus Fäulniß glühen.

VIII.

Gespenster.

Die Gespenstersage ist in allen deutschen Ländern unerschöpflich; die Sagenforschung kann getrost alles in derselben begegnende alltägliche, und in jedem Dorfe, in jeder Stadt sich wiederholende zur Seite liegen lassen, wenn sie nicht just auf ganz genaue Erforschung örtlicher Stoffe ausgeht und auf solche ihr Augenmerk richtet. Unbeachtet darf die Gespenstersage aber doch nicht ganz bleiben, weil nicht selten mythische Züge durch sie hindurchblicken, weil sie bisweilen sehr eigenthümlich auftritt, weil häufig ein romantischer Reiz und Zauber sie umfließt, ja weil sie im Bunde mit dem Aberglauben eine Haupttträgerin unserer Romantik mit ist. Der tiroler Bauer kann naturgemäß nicht für die ritterliche Romantik schwärmen, obschon sie seinem Lande nicht fehlt; für ihn ist sie wenig oder gar nicht vorhanden. Der Thalbauer wie der Aelpler nennt jede Geist-Erscheinung, die er sich nicht erklären kann, und die nicht in die Reihen der mythischen Persönlichkeiten, so wenig wie in die der Pütze, und auch nicht in die des Hexenvolkes und der Teufelsbündner paßt, ein Gespenst. Dabei wird jedoch als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Erscheinung eine schreckhafte sei, ein Warnungsbild, und wie ein Mensch gestaltet. Ein Warnungsbild, aber dennoch kein büßender Pütz und keine „arme Seele". Niemandem würde es einfallen, ein Gespenst „besprechen" oder „erlösen" zu wollen; ebenso wenig anerkennt die tiroler Sage spukende Thiere als Gespenster. Der

Begriff des Wortes Gespenst ist dem Tiroler das jählings erschreckend hervorbrechende, das herumspringende, und in diesem Sinne wird das Wort selbst als Schimpf- und Scheltwort angewendet, und der Bauer spricht bei unstäten, fahrigen Weibspersonen z. B.: „Dö ischt wi a G'schpenscht!" oder: „Dös ischt mein Dab a G'schpenscht!"

Zu Gespenstern werden, wie überall, auch in Tirol schlimme Schloßbesitzer, zärtlich und fruchtlos schmachtende Burgfräulein, unzüchtige Nonnen, und alle Selbstmörder. In der Regel gelten alle Gespenster für böse Geister, und bei den erwiesen bösartigen schärft die Sprache den Ausdruck, indem sie „Teufelsg'schpenscht" sagt. Wie das Gespenst einmal erscheint, so erscheint es stets, zumal wenn es kein verteufeltes ist, welches die Gestalt zu ändern vermag. Ein Dolch, eine blutende Wunde, ein blaues Licht, ein Todtenschädel und dergleichen einmal erfaßte Requisiten bleiben auch für jede spätere Erscheinung desselben Geistes dieselben.

IX.

Oertliche Sagen von Menschengeistern.

1.

Das Buchala-Manndl.

Es mag wohl dreißig und noch mehr Jahre her sein, daß man beim Dorfe Reith am Ausgange des Alpbachthales gegen den Inn in der „Achleit" eine „arme Seele" wandeln sah. Man nannte sie nur das „Buchalamanndl", weil die dunkle ruhelose Gestalt ein „Buchal" trug, das ist ein Kienspahn, wie ihn häufig in dieser Gegend die Bauern als Licht brennen. Was die arme Seele beim irdischen Leben verbrochen hatte, wußte man nicht. Sie wandelte bei der Achleitkapelle neben dem Walde und der Wiese, zwischen den Aschberghöfen und Schaffachhöfen hin und her und immer hin und her. Bisweilen theilte sich das Licht, das man von weitem brennen sah, so daß es zwei Lichtlein schienen; dann war es ein andersmal nur eins, und man wußte nicht recht, ob man annehmen sollte, daß es zwei arme Seelen seien, oder nur eine. Wer weiß, ob das Buchala-Manndl nicht solch ein Mann gewesen, von dem der Dichter sagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust;
Die eine will sich von der andern trennen."

Seit dreißig Jahren erscheint das Buchala-Manndl nicht mehr, und es ist anzunehmen, daß die arme Seele ihre Erlösung gefunden hat.

2.

Der fromme Fütterer.

Ueber Uderns im Zillerthale, $^3/_4$ Stunden davon entfernt, liegt eine Asten, d. i. eine Voralpe, Stuben genannt, auf welcher stetig eine arme Seele büßend umging, und lange Zeit ihre Erlösung nicht finden konnte.

Der Eigenthümer der Asten fand in der Umgegend fast keinen Fütterer mehr, weil man sich vor der armen Seele denn doch etwas fürchtete, wie es vielen Leuten zu gehen pflegt, welche vor unheimlichen oder Geister-Erscheinungen weit ausweichen. Endlich meldete sich ein couragirter Bursch, ein tüchtiger Alpenhirt. Als derselbe im Frühjahr mit den Kühen auf die Asten zog, sah er in der Nacht eine dunkle Gestalt umherwandeln und vor seine Liegerstätte (Schlemm) hintreten. Der Fütterer „g'schprach" allsogleich den Geist, und fragte ihn, ob er ihn erlösen könne? Derselbe antwortete Ja, wenn er durch's ganze Jahr hindurch, ohne einen einzigen Tag auszulassen, täglich einen Rosenkranz andächtig beten werde zum Wohle dieser armen Seele, und während dieser Zeit nicht fluche und nichts Böses thue. Der Rosenkranz müßte Abends zu einer gewissen Stunde gebetet werden.

Der Aelpler that alles lange Zeit genau, endlich kam aber im Sommer ein schönes Dirndl von Udern hinauf auf die Asten und bat, der Fütterer möchte ihrer Schwester ein Kind aus der Taufe heben, weil diese arm sei, und niemand außer ihn kenne. Der Fütterer sagte voll Mitleid zu. Als der Tauftag ankam, fütterte er zuerst das Vieh tüchtig und ging dann hinab nach Uderns. Er hob das Kind zur Taufe, und wollte eilend wieder hinauf auf die Asten, denn es ist gebräuchlich, daß auf den Asten das Vieh täglich viermal gefüttert wird. Aber die Wöchnerin drunten und noch mancherlei verhinderten sein Fortgehen, und so geschah es denn, daß sich der Fütterer bis in die Nacht versaß, denn man bewirthete ihn mit guten Getränken, welche er sich schmecken ließ, da dergleichen selten an die Fütterer gelangen.

In der Nacht endlich ging der Fütterer aufwärts, und wie er sich nach und nach ausnüchterte, fiel ihm schwer aufs Herz, daß er die bestimmte Betstunde für die arme Seele vergessen habe. Da erfaßte ihn eine furchtbare Reue, so daß er laut weinte, und trostlos vorwärts ging. Endlich fing er den Rosenkranz zu beten an, und betete ihn hinauf unermüdet und laut; dann dachte er dabei, daß er das fromme Taufwerk ebenfalls der armen Seele aufopfern wolle.

Als er auf der Asten ankam, trat er zagend in den Stall, und dachte, wie wird das arme Vieh hungern! Aber wie erstaunte er, als er sah, daß dem Vieh das beste Futter vorgelegt war. Noch größer aber war die Ueberraschung, als ihm, nachdem er sich schlafen gelegt, jene Seele schneeweiß erschien, und sagte, daß sie nun erlöset sei; vorzüglich habe beigetragen,

daß er den Einfall gehabt habe, die heilige Taufe als Pathe der armen Seele zu opfern.

Hierauf verschwand der nun vollendete Geist, und nachdem die Art seiner Erlösung bekannt geworden, opfern viele Pathen und Pathinnen die Taufe den armen Seelen auf, wenn sie bei einer armen Wöchnerin dieses gute Werk vollziehen.

3.

Die glühende Hand.

In dem großen Dorfe Thaur zwischen dem reichen Haller Salzberg und unter der berühmten Frauhütt (von welcher unten) wohnte einst ein frommer Pfarrer, welcher viele gute Werke verübte und manche wohlthätige Stiftung machte. Oben aber in den Ruinen des einst prächtigen und stolzen Schlosses Thaur unter dem hohen Thaurer Joch hatte sich ein Eremit seine Zelle gebaut. Diese beiden, der Pfarrer und der Klausner, waren innig gute Freunde, und hatten einander gegenseitig gelobt, daß der, welcher von beiden zuerst sterben werde, dem andern nach dem Tode erscheinen solle.

Der Einsiedler wußte sehr kunstvolle und schöne Altarblumen zu verfertigen, und als er eines Abends dieser Beschäftigung oblag, klopfte es an sein Fensterlein, und er erblickt draußen seinen Freund, aber nur als Schattengestalt. Er erschrak, doch faßte er sich bald, und besprach die arme Seele des Pfarrers. Da sagte diese: Du siehst, daß ich leiblich gestorben bin, Du siehst auch, daß ich büßen muß. Zwar habe ich treulich Gottes und seiner heiligen Kirche Gebote erfüllt, habe Almosen gegeben nach meinen Kräften, habe droben im Romedikirchlein und in Thaur eine ewige Messe und eine Armenspende gestiftet, und muß dennoch büßen. Drei Dinge sind es, wegen deren ich büßen muß, eine Unterlassungssünde und zwei Welteitelkeiten. Ich habe aus Versehen das Lesen einiger heiligen Messen vergessen, für welche mir doch die Zahlung geworden ist, und ich bin eitel gewesen auf meine weißen und feinen Hände und nicht weniger auf meinen schönen und wohlgepflegten Bart. Dafür muß ich nun schmerzlich leiden, daher ich Dich bitte, daß Du an meiner Statt die von mir zu lesen verabsäumten Messen liesest (dabei nannte der Geist des Pfarrers dem frommen Klausner alle Namen der Personen, die sie bestellt hatten, ganz genau). Denn wenn Du aus Liebe zu mir fastest, betest, und Dich geißelst, und wenn Du mir Deine Mitbuße leihst, so wird die Zeit bis zu meiner Erlösung kürzer dauern, als wenn ich allein büßen muß. Auch soll mir das als ein Werk der Sühne dienen, daß Du alles, was ich Dir jetzt anvertraut, meiner Gemeinde verkündigst, damit sie und mein Nachfolger im Amte in mir ein Warnungsbild erblicken, und mich in ihr Gebet einschließen.

Darauf erwiederte der Einsiedler: Gern will ich alles vollbringen, was Du begehrest, und jede gewünschte Buße für Dich auf mich nehmen, allein

wenn ich, was Du mir vertraut, drunten Deiner Gemeinde verkünde, werden sie mir nicht glauben. Sie werden sagen, wie die Brüder Josephs: da kommt der Träumer.

Wohl, so will ich Dir ein Siegel der Wahrheit geben, welches Deine Worte bekräftigen soll! erwiederte des Pfarrers arme Seele. Reiche mir etwas heraus.

Der Klausner reichte nun den Deckel einer Blumenschachtel hinaus, der Schatten legte seine Hand darauf und reichte sie dem Einsiedler zurück, und siehe — wie von einem glühenden Brenneisen war die Form der Hand in den Schachteldeckel eingebrannt.

Hierauf hat der Eremit mit redlichem Eifer das Erlösungswerk der Seele seines treuen Freundes begonnen und vollbracht, viele Monate lang mit Messelesen, Gebet, Fasten, Kasteiung und Geißelung. Dabei erschien ihm von Zeit zu Zeit die arme Seele in der Leibesgestalt des verlebten Pfarrers, und immer weißer von Farbe des Gewandes. Der fromme Klausner erlag fast den Anstrengungen seines Bußwerkes, das er über ein Jahr lang fortsetzte, da kam die Nacht des Allerheiligenfestes und wieder erschien die Seele, aber nicht mehr „arm“, sondern im Glanze der Verklärung strahlend, im Lichtgewande der Seligen, und sprach: Ich danke Dir! Ich bin erlöst! Auch Du wirst Deiner Erdenbande bald erledigt sein, und bußelos zu Gott gehen. Ich werde Dich da erwarten, wo kein Leiden mehr vorhanden ist! — Sprach's und verzog sich wie ein silberflimmernder Nebel.

Nach sieben Tagen segnete der Einsiedler das Zeitliche. In der freundlichen Wallfahrtkirche des heiligen Romedius ist hinter Glas und Rahmen noch das Holzbrett mit der eingebrannten Hand zu sehen, und ein schriftliches Zeugniß der Bestätigung von 1697. Ebenso jenes Pfarrers Brustbild mit den schönen Händen und dem stattlichen Vollbart, so wie des bestraften Wappen.

Die Einbrennung der glühenden Hand aber hat sich zugetragen am 27. October des Jahres 1659, Nachts in der Geisterstunde.

Betet für die armen Seelen!

4.
Der dunkle Schatten.

Wenn man vom Weiler Ambach die Viertelstunde Weges nach dem Dorfe Oetz im Oetzthal geht, kommt man an einem haushohen Felsblocke vorüber, an welcher Stelle sich ein schöner Anblick auf die Orte Oetz und Piburg darbietet. Der Fels ist überhängend, und bietet sich Wanderern bei Regenwetter als günstiger Unterstand, aber es ist nicht geheuer an diesem Steine. Man hat an ihm schon oft sowohl des Tages wie bei Nacht einen gestaltlosen dunkeln Schatten verweilen sehen, der an diesen Ort gebannt scheint, und vielleicht auch eine ihrer Erlösung harrende arme Seele ist.

Sieht jemand diesen Schatten, und geht auf ihn zu, so zerfließt er im Raume, und wird zum wesenlosen Nichts.

5.

Die Feuerhände.

Auf dem in Sage 3 erwähnten Schlosse Thaur hat einst ein Ritter gesessen, der ein schlimmer Geselle war, und sich bei seinem Leben am Kirchengute vergriff. Als Patron der Kirche des Ortes Weissenberg hatte er ein Grundstück, das selbiger Kirche zugehörte, sich als Eigenthum angeeignet, und dafür mußte er, nachdem der zeitliche Tod ihn ereilt, büßend die kalte und die heiße Pein erleiden. Es wird etwa siebenzig Jahre her sein, als in einer Nacht beim Pfarrer Brock zu Weissenburg an der Widums-Nachtglocke*) heftig angeläutet wurde, und als der Pfarrer hinaussah, so erblickte er die riesige Gestalt des Ritters, welcher ihm zitternd und zähneklappernd seine Sünden gestand, und ob der Geist schier vor Frost zu klappern schien, so war sein Athem doch heiß wie Feuer, und seine Hände glühten und flammten.

Der Pfarrer hat die ganze darauf folgende Nacht kein Auge zugethan und beständig gebetet. Als der Morgen kam, fand sich, daß das Ziehholz und der Strang zur Glocke ganz verkohlt waren vom anfassen der glühenden Hände. Später ist dieser Geist niemals wieder erschienen und was weiter mit ihm geschehen, weiß niemand.

6.

Feuermann Pigerpütz.

Unter dem Tschürgantberge bei Imst steht eine steinerne Hütte, die Hirnhütte geheißen, weil ein ehemaliger Holzlieferant, Hirn geheißen, sie zum Unterstand seiner Holzknechte erbauen ließ, als er am Pigersbach Holz schlagen und ausführen ließ. Dort ist es nicht geheuer. Es wandelt nämlich ein ruheloser Schatten, die Menschen häufig erschreckend, vom Pigerbache aufwärts durch den merkwürdigen versunkenen Urwald mit seinen riesigen Stämmen, und geht dann über die Strad bis zum Larchwaldl. Bald zeigt sich diese Erscheinung, welche allgemein nur der Pigerpütz genannt wird, nur als dunkle Gestalt, und zwar ohne Kopf, bisweilen aber fährt sie auch als Licht daher, oder sogar als Flamme, brennt bald größer, bald kleiner, bald heller, bald dunkler, und lodert zuweilen baumhoch auf.

Noch im Jahre 1849 geschah es, daß vier Bauern des Nachts von Imst nach Tarenz gingen, die längs dem nahen Pigerbache, der ihrem Wege zur rechten durch moosige Wiesen rann, eine schwebende Flamme erblickten.

Da ist der Pigerpütz schon wieder am Weg! sprach einer der Bauern,

---

*) Widum: Pfarrer-Wohnung.

und da fingen die andern, die von dem in Imst getrunkenen Wein ein wenig angestochen waren, zu lachen und zu spotten an; aber kaum thaten sie das, so loderte der Feuerpütz auf sie zu, und hui liefen die drei Spötter von dannen, was sie nur laufen konnten. Der aber, welcher den Feuermann zuerst gesehen und zuerst von ihm gesprochen, blieb stehen. Es war der Bauer Banker von Tarenz, der sein Abenteuer später gar oft erzählt hat, und immer noch also erzählt: „I bleib — laß'n nur kumma — mei Seal, da isch er kumma — und wächsa wia Haschoba (Heuschober) isch er halt zuawa, zuawa (näher herzu). Nacha han i zu'm gseit: I hilf Dir a mal it (nicht). Hascht d' (hättest Du) bössa g'löbt und koani sölla Ung'richtikeit'n thon, nocha darfscht di — mei Seal — nöt so umcha fohrn! Moch di durch! — Und aba nächa isch er mei Seal ochag'fahrn übern Pigga."

7.
Der Seewald-Putz.

Wie sehr die Feuerpütze das Zeichen des heiligen Kreuzes scheuen, davon hat der Kohlenbrenner Hansler von Stra sich augenscheinlich überzeugen können. Derselbe kohlte im Jahre 1832 beim Föhrer Raut in Seewald, und lag in einer Nacht ruhig in seiner einfachen Köhlerhütte. Mit einem Male hört er in der Mitternachtstunde ein schreckliches Geschrei, was drüben beim Klammbach erschallt, und denkt, daß die dort hausenden Klammmänner solch Geschrei verführen, und schaut hinaus nach der Gegend hin. Da sieht er aber plötzlich über das Moos, das man noch immer den See nennt, weil früher dort ein See bestand, einen Feuermann, schnell wie der Sturmwind daher gefahren kommen, und flugs ist derselbe vor der Köhlerhütte und schaut hinein. Eilend bekreuzt sich der Hansler und schlägt auch ein Kreuz gegen den Feuermann, da wird die Hütte wie von einem Erdstoß erschüttert, und der Feuermann fährt ab mit Geprassel, und wieder über das Thal hinüber gegen den Dollinger. Das ist der Seewald-Pütz gewesen, den schon gar viele gesehen haben. Bisweilen werden sogar bei den zwei See'n, $^1/_4$ Stunde von Stra, und am Waldrande zwei feurige Pütze zugleich erblickt, die als lichterlohe Flammen umher flackern, oder als Feuerkugeln sich wälzen, rollen, hüpfen, auffliegen, gegen einander fahren, und wieder aus einander, und dann verlöschen und zu dunkeln Schatten werden.

8.
Der Ker-Putz.

Beim Kropfer-Seppel zu Stra, im letzten Hause Nummer 122, sieht man auf dem Hohenboden noch einen eingebrannten Putzentritt, der rührt vom Ker-Putz her. Dieser ist ebenfalls bald feurig, bald schwarz gesehen worden. Er ging tagtäglich von der Wiese Ker, die nach Nassereit zu liegt,

gerade aus durch Stra, und da just das benannte Haus ihm im Wege stand, so spazierte er durch die Tenne oben hinein, ging über die Hausflur und zum Hausthore hinaus. Er machte entsetzlich große Schritte und stampfte tüchtig auf, ging über Felder und Wiesen bis nach Tarenz hinüber, wo er wieder umkehrte, bisweilen aber auch nicht. Dort in Tarenz, im Hause „zum Zipper“ ist über dem Ofen ein „Lottr“, das ist eine sogenannte Ofenbrücke, ein Boden von Bretladen, groß genug, um zu einer Schlafstätte zu dienen. Diesen Lottr bestieg zu Zeiten der Ker-Putz, wenn er Nachts 10 Uhr ankam, und verließ ihn am andern Morgen in aller Frühe. Nun traf sich's einmal, daß mehrere lustige Bauern beim Zipper im „Hoamgart“ (zu Besuch) waren, die ihre durstigen Kehlen brav mit Etschländer Rothem begossen, und der Hausherr erwähnte des Putzen, daß er öfter komme und auf seinem Lottr Nachtquartier nehme. Gleich kletterte einer der Bauern hinauf, weinmuthig, und sagte: Heint bleib' i da herob'n, wöll schau'n, was dar Putz für Aug'n moacht. Und gleich darauf kommt richtig der Putz, sieht seinen Platz besetzt, und macht Augen, wie eine Pfanne voll Teufel. Er deutet hinauf, daß der Bauer herunter gehen solle, der aber spricht: Noa, i geh nöt! Darauf macht sich der Putz groß, langt hinauf aufs Lottr, faßt das Bäuerlein und zerrt's herunter und wirft's mitten in die Stube hinein, daß ihm alle Rippen krachen, und er „alle vier Gigl in de Hech röckt.“ Er lag stocksteif wie maustod, mußte in ein Bette getragen werden, und ist für all' sein Lebtag ein siecher Kerl geblieben. Seitdem hat niemand gewagt, sich wieder auf jenes Lottr zu legen, aber es wegzubrechen hat der Zipper auch nicht gewagt. Mit Putzen ist nicht zu spaßen.

9.

Gottesgut.

Es ist eine allgemeine Sage, daß zu Platten im Oetzthal, eine Stunde von Lengenfeld, der Thalfluß, die Ache, über'n Rumhof bei der Stiftskapelle dem Grieslehnen zu geronnen, und einen Weiler, welcher das Gottesgut heißt und aus 5 Häusern besteht, gänzlich unberührt gelassen hat. Der Boden war der beste Acker- und Triftboden des ganzen Thales, und das Gottesgut erhielt sein nöthiges Wasser nur durch kleine Rinnen, die aus einem entfernten Bache abgeleitet waren. Einst aber erfolgte eine furchtbare Ueberschwemmung des Thales, welche äußerst verheerend war, und nach deren Verlauf die Thalbewohner beschlossen, durch Umgrabung des Baches diesem einen andern Lauf zu geben, und zwar denselben nahe am Gottesgute hinzuleiten. Dagegen widersetzten sich die Bewohner dieses Weilers, weil sie das gefährliche solcher Maßregel für ihre Gehöfte einsahen, es kam zu lebhaftem Streit mit der Gemeinde Platten, dem Thätlichkeiten folgten, welche richterliches Einschreiten nöthig machten. Das alles soll schon vor

mehr als hundert Jahren geschehen sein, und die Richter sollen sich haben bestechen lassen, so daß der Bach zum großen Schaden des Gottesgutes geleitet wurde, dessen Boden nun durch häufige Ueberfluthungen verdorben und zerrissen ward und dessen Bewohner darüber in Armuth versanken und viele davon aus Kummer hinstarben. Noch schneller aber starben bald nach einander die sämmtlichen ungerechten Richter und die falschen Zeugen; sie wurden nach ihrem Tode sammt und sonders — erstere zu Feuermännern, letztere zu Irrwischen, und müssen nun fort und fort dort am Bache und an der alten Kunst flackern und hüpfen, wallen und wandeln bis zum jüngsten Tage. Dieß geschieht vornehmlich zur Adventszeit und gegen Weihnachten, da kann man sie allweg wandeln sehen.

10.

Brennende Baumstämme.

Eine Wittwe von Rattenberg, mit vielen Kindern gesegnet, war durch vielerlei Unglücksfälle ganz arm geworden und besaß nur noch einen Wald im nahen Scheibenthal. Ein böser, herzloser Mann fing mit derselben einen Streit an, indem er altes Besitzrecht auf jenen Wald nachwies, und es kam durch falsche Zeugen und mancherlei Ungerechtigkeiten so weit, daß die Wittwe auch diese letzte Hülfe verlor, und vor Kummer und Schmerz bald nachher starb. Die Kinder wurden von guten Leuten aufgezogen und mußten dann in Dienst gehen und bald hörte man nichts mehr von allen.

Es wäre auch auf alle vergessen worden, wenn nicht ein anderer Mahner gelebt hätte, der auf nichts vergißt. Und noch bis auf die neueste Zeit ist der Frevel des Waldgewinners im Andenken dadurch, indem man an dieser Stelle oftmals flammende Stämme durch den Wald herabrollen sieht, daß die Funken nach allen Seiten ausfliegen, was man oft für einen Waldbrand hält; aber das kommt daher, weil der Bauer und seine Helfer, welche der armen Wittwe die Bäume abgestohlen und niedergehackt hatten, zur ewigen Strafe in heißglühende Baumstämme verwandelt sind, und in der heißen Pein sich wälzen und rollen, aber nicht dem unendlichen Weh entgehen können.

11.

Lodernde Fichte.

Wenn man von den äußersten Götznerhöfen (z. B. vom Angelinihof) nach Vels gehen will, so wendet man sich statt hinab durch die Höll, in der das Höllzwergl umgeht, siehe VII. Sage 21. Anfangs derselben gleich links hinab ins Roaihithal (Rothethal). Dieses ist eine sehr verrufene Bergschlucht.

Magdalena Pittl, welche in Vels im Dienst war, kam im Jahre 1847 mit ihrem Geliebten nach ihres Vaters Hof bei Götzens auf Besuch.

Um halb zehn Uhr haben sie den Rückweg angetreten; wie sie ins Rothethal kamen, sahen sie einen großen Fichtenbaum in hellen Flammen, und dabei eine feurige Riesenfigur, die sich bald kleiner, bald größer machte.

Die Magdalena Pittl erschrack so sehr darüber, daß sie nur mit Mühe zurück zu ihres Vaters Hof in Götzens gebracht werden konnte, denn sie traute sich nicht vorbei, um nach Vels zu kommen. Sie ist seitdem immer krank, liegt meistens im Bette und kann gar keiner Arbeit mehr vorstehen, obgleich sie noch in den besten Jahren ist.

Viele Leute meinen, es könne jene Feuerfichte etwa ein bestrafter „Riese" von uralten Zeiten her sein, oder auch ein „Unhold". Viele aber nehmen an, daß der lodernde Baum nichts sei, als ein Feuerputz.

Zu einer andern Zeit gingen dieselbe Magdalena Pittl und ihre Schwester Eva im Rothenthal in die Erdbeeren, und weilten bis gegen 8 Uhr Abends im Walde. Da gewahrten beide einen großen dunkeln Mann, sahen alles an ihm deutlich, nur keinen Kopf, und enteilten voll Schreck und Graus dem Pützenspuk.

12.

Der feurige Leichnam.

Außer dem Dorfe St. Martin im Passeierthale umfängt das Gemeindegebiet viele einzelne Höfe, welche in einer Strecke von 3 Stunden gegen Norden bis zur Gemeinde „Platt" zerstreut liegen. Auf einem dieser Höfe lag ein Mann gefährlich krank. Warum? Er hatte an einem Sonntage ohne in den Gottesdienst zu gehen, im nahen Walde gejagt, und sich mit einem seiner Fußeisen nur leicht geritzt; aber es war, als ob er sich mit Gift beschädiget hätte, denn die Wunde wurde immer ärger und brannte ihn und er bekam schon das Zehrfieber. Nun riethen ihm die Nachbarn, doch zu seinem Gott umzukehren, denn er war ein ungläubiger Thomas, ging nie beichten und, wie schon gesagt, jagte der Kirche zum Trotz. Aber er wollte als ein „starker Geist" erscheinen und sprach: er wolle schon allein mit dem Schöpfer in die Ordnung kommen. Ein Priester wollte es doch versuchen, ihn zu ändern, diesem warf er jedoch die Schüssel nach, aus welcher er just Milchsuppe aß.

Er blieb starrköpfig — s t a r k wie er es nannte.

In der Nacht, als seine Hausleute sahen, daß er sterben werde, liefen sie zum Pfarrer zu St. Martin, um noch zu retten, was möglich sei. Der Pfarrer eilte sogleich mit dem Kelche des Abendmahles zu ihm hinauf. Als er mit dem Meßner auf den Bergesgrat kam, der zur Schule führt, brauste plötzlich eine flammend-blutrothes Feuer sprühende Leiche durch die Luft, mit lautem Gezische, gerade an den Pfarrer heran. Es war die Leiche des ungläubigen Sonntagschänders, welcher ohne alle Reue gestorben war. Der

Meßner fiel vor Schrecken zu Boden, der Priester aber sprach: Fürchte Dich nicht! Christus ist bei uns! Und kaum waren diese Worte gesprochen, so prasselte die Feuerleiche an beiden Männern vorüber, ohne ihnen zu schaden, aber mit einem scheußlichen Gestanke, und stürzte sich hinab in die tiefen Klüfte des Matatzthales.

13.

Lober-Putz.

Ein steil zum Schlosse Ladis emporführender Bergweg heißt „Gumaggl“. Auf diesem wird nicht selten ein Putz erblickt, der in Gestalt einer Feuersäule auf und nieder wandelt. Die Umwohner nennen ihn den Lober-Putz; ob der Name aus Ladiser zusammengezogen in Läder-Putz — gebildet wurde, oder weil derselbe lobert, bleibe dahingestellt. Alle Feuer-Putze zu nennen würde kein Ende finden. Sehr häufig, ja meist, führen sie nach ihrer Oertlichkeit ihre Namen, wie z. B. der Birchet-Putz, der im sogenannten „Birchet“ (hochdeutsch Birkicht) an der Landstraße bei Silz sich als großer walzender Feuerklumpen zu zeigen pflegt.

Der Glaube an die Feuerpütze ist und bleibt dauernd lebendig. Noch im Jahre 1854 enthielt ein Innsbrucker Zeitungsblatt die Mittheilung, daß man in einem Hause zu Wilten jede Nacht einen „feurigen Schornsteinfeger“ durch den Schornstein fahren zu sehen glaube, und daß kein Miethbewohner lange in diesem Hause bleibe.

14.

Die Sixengeister.

Außer St. Martin im Passeierthale stehen zwei Baurenhäuser, benannt „beim Sixen“. Vor Jahren gingen von da aus oftmal viele Geister und Schatten nach St. Martin aus und ein mit brennenden Lichtern in der Hand. Oftmals aber, besonders in der Nacht vor hohen Festtagen, da sind sie wie der Wind dahergefahren und aufgeflammt, daß man sich allgemein fürchtete und Nachts kein Mensch diesen Weg ging. Es waren Marchsteinversetzer vom Passeierthale, die zur Strafe so wandeln mußten.

Zu St. Martin wandelte allnächtlich ein feuriger Geist, der einst Gränzsteine versetzte und nun sein Verbrechen in brennender Glut abbüßen mußte.

Einst ging ein „blindvoller“, d. h. ein vollberauschter Bauer am Felde vorbei und sah den Marchsteingeist mit einen Marchstein in der Hand vor sich glühend stehen und hörte ihn rufen: Wo soll ich den Stein hinwerfen? Da schrie der Rauschige: Dahin wo Du ihn hergenommen hast! Und auf einmal wurde der Geist weiß und glänzend, und sprach zum Bauer, der aber auch auf einmal nüchtern wurde: Jetzt bin ich erlöset, denn ich

mußte so lange leiden, bis einer mir gerad diese Antwort gab, wie Du gethan! und verschwand.

Diese Sage wiederholt sich auch im übrigen Deutschland häufig und wird in Tirol selbst noch da und dort in etwas anderer Form erzählt, wie folgt.

15.
Der Marchegger von Alpbach.

Ein Alpbacher hatte vor alten Zeiten einem Bauer eine einzige Furche in den Nachbaracker mit dem Pfluge hineingezogen und angebaut; der Nachbar merkte nichts davon, und sie verblieb dem Furchendieb.

Kein Mensch hätte etwas gewußt, wenn man ihn nicht nach seinem Tode auf dem Felde umgehend gesehen hätte, die ganze gestohlene glühende Furche tragend, welche er keuchend herumschleppte, und die ihn fürchterlich brannte. Man hörte ihn in den Nächten furchtbar schreien: hoaß! hoaß! dös brennt! Wenn Leute in der Nähe vorbeigingen, schrie er: Wo muß ich die Furch' hinthun? Ein kecker Robbler rief ihm einmal trotzig zu: legs' hin, wo du sie genommen hast! Da legte sie der Geist zum Nachbar an die Gränze und bald nachher hörte man nichts mehr von ihm.

16.
Feuersprühender Pflug.

Ein Bauer im Schönauerthale machte beim Umackern jedesmal ein Paar Furchen in des Nachbars Acker hinein, und gewann auf diese Weise einen großen Theil des fremden Bodens.

Als er gestorben war, mußte er leibhaftig und in den Kleidern, die er bei Lebzeiten trug, mit einem glühenden Pfluge, der rundum Feuer sprühte, in finstern Nächten über das bestohlene Ackerfeld auf und ab fahren. Er mußte dabei mit seinen eigenen Händen den glühenden Pflug halten und das that ihm so weh, daß er immer schrie:

„O weh! o weh! der Pflug so hoaß,
Und Niemand mir zu helfen woaß!"

Er hatte auch einen Marchstein verrückt, und mußte deshalb doppelt büßen. Nach langer, langer Feuerpein wurde jener Marchstein wieder in die alte Stelle gesetzt, da hörte man den Marchegger freudig rufen:

„Erlöst, Gott sei Dank, bin i jetzt,
Der Marchstein ist wieder recht gesetzt."

17.
Der Verhundzete.

Vor mehr als hundert Jahren lebte zu Mitterwald an der Isar ein schlimmer und gewaltthätiger Bürgermeister, der im Orte das städtische

Richteramt ausübte und sich gar manche Ungerechtigkeit zu Schulden kommen ließ. Er ließ sich gern bestechen und wurde ein reicher Mann, der in großem Ansehen lebte. Aber als er gestorben war, weinte kein Auge ihm nach, und seiner Leiche folgten weit mehr Flüche zur Grabstätte, als Leidtragende. Und zur Strafe seiner Unthaten ließ Gott es zu, daß dieser selbe Mann verhundzet wurde, das ist, in einen großen, schwarzen, zottigen Hund mit rollenden Feueraugen verwandelt, der jede Nacht aus dem Wohnhause nach dem Rathhause schritt, heißen Athem ausdampfte und eine blutrothe feurige Feder hinterm Ohre trug. Er wich keinem Menschen aus, ihm aber ging jedermann aus dem Wege; auch der Nachtwächter schlich zu dieser Stunde durch andere Gassen.

Die Mittewalder Gemeinde nahm an diesem Spuk ein großes Aergerniß, und berief einen Jesuiten-Pater, welcher den unseligen Bürgermeistergeist in eine Klamm weit hinten im Karwendelgebirge bannte, in ein düsteres Felsloch unten beim Wildbach, in schauriger Tiefe und Einsamkeit unter einer Hochalpe gelegen. Dort liegt er nun und zittert und friert, und heult gotteserbärmlich, und leidet grimme kalte Pein. Es fallen auch immer Steine von dem morschen Fels ihm auf den Leib, und wenn sie groß sind, reißen sie ihn in das Eiswasser hinein. Der alte Kraxentrager von der Hochalm, der in der Scharnitz wohnt, hat diesen Putz oft genug gesehen und heulen hören. Die Klamm, darin er büßt, wird nur das Karnerloch genannt.

18.
Der Wuchergeist in der Zirler Klamm.

Unterm weit mehr als 9000 Fuß hohen Solstein, auf dessen Hochgipfel an gewissen Donnerstagen die Hexen tanzen sollen, liegt eine schaurige Klamm, die ihren Namen von dem am Fuße des Solstein erbauten stattlichen und städtisch aussehenden Orte Zirl trägt, dessen Ziegen der Scherz der Umwohner das „schöne Geschlecht von Zirl“ nennt. Dort lebte einst ein reicher Müller, ein Wucherer erster Klasse, der viel ungerechtes Gut zusammenscharrte und dann starb. Da auch nach seinem Tode nichts von seiner Habe an die zurückgegeben wurde, denen er vom Ihrigen unrechtmäßig entzogen hatte, so wurde sein Geist in die Klamm verurtheilt, wo er Pein litt, und häufig Nachts den Jammerruf ertönen ließ: Hülfe! Helft mir!

Vor etwa 10 Jahren wanderten zwei muntere Gemsjäger in der Nacht von Soln über den Schützensteig der Höttinger Klamm zu. Es wurde schon sehr dunkel, daher entschlossen sie sich über Nacht oberhalb jener Zirler Klamm zu verweilen, um sich vor Sturz und Unglück zu bewahren. Sie machten Feuer. Aber in der Nacht hörten sie den Ruf herauf: Hilf! helfts mir! Die beiden Männer meinten, daß sich ein Mensch da unten verfallen

hätte und der Eine rief hinab, er solle nur Geduld haben, jetzt bei Nacht könnten sie ihm nicht zur Hülfe hinab an den steilen Wänden, aber morgen werden sie ihm helfen. Als der Morgen graute, machten sie sich auf, um einen Abstieg zu finden, dem Verirrten beizustehen.

Als sie beim „Herder“ den Schaaf- und Galtviehhirten zu Enl auf Soln zukehrten und ihm dies nächtliche Abenteuer erzählten, sprach er: Da steigt ihr vergebens herum, denn dieser Ruf kommt von keinem Erfallenen, sondern von dem bösen Müller, und da erzählte er ihnen, was er von dem büßenden Wucherer wußte. Viele Zierler haben ebenfalls den schauervollen Ruf vernommen, und zwar bald da, bald dort, denn die Klamm ist furchtbar tief und lang. Ganz in der Tiefe zu hinterst am Fuße des Solstein ist das „Graupenloch“, wo ein Wildbach hoch zur Tiefe niederschießend abfällt, und mit donnern und tosen die Klamm erfüllt, in die niemand dort sich wagt. Dort sitzt der Wuchergeist und heult und friert zähneklappernd in der kalten Pein.

19.

Der Metzger von Imst.

Es ist noch nicht gar so lange Zeit her, daß zu Imst ein Metzger lebte, der die unlöbliche Gewohnheit an sich hatte, auf der Alm Schaafe von fremden Heerden wegzufangen, die Zeichen derselben umzuändern, sie in seinen Heerden eine Zeitlang mitgehen zu lassen, und sie dann zu schlachten oder auch lebend zu verkaufen. Das gelang ihm ziemlich lange, denn bekanntlich ähnelt ein Schaaf dem andern sehr, wenn es nicht fleckig ist. Aber als der Metzger gestorben war, begann er alsbald so gräulich zu spuken, daß seine Verwandten nichts eiligeres zu thun hatten, als den ruhelosen Geist bannen zu lassen. Der Wächter zu Strad rief gerade in einer finstern Nacht die zwölfte Stunde ab, als er plötzlich auf der Straße zwei Kapuziner gehen sah, von denen jeder ein brennendes Licht, und der eine ein großes Buch trug. Zwischen beiden aber ging die Gestalt des Metzgers, den hohen Hut tief ins Gesicht herabgedrückt und die Hände über den Unterleib gekreuzt, in schwarzem Gewande. Die Kapuziner winkten dem Nachtwächter, zur Seite zu gehen, welchen Wink dieser auch äußerst gern und sehr bereitwillig befolgte. Jene drei aber schritten aus Strad die Poststraße entlang, nach Nassereit zu und zum Wirthshause zum Dollinger, kehrten aber nicht ein daselbst, sondern wendeten sich übers Gurgelthal hinüber nach einer Klamm, durch die vom hohen Andelsberg herab der Klammbach stürzt.

Dort hinein sind schon viele spukende Pütze aus der Umgegend von Imst gebannt, und man hört sie manchesmal durch die Nachtstille grauslich heulen: Helft uns! Hoi — hoiiih!

20.

Zwölf Klamm-Männer auf einmal.

Der Dollinger Seppele (Josef Zoller), wecher vor dreißig Jahren starb, kam in der Nacht von Nassereit beim Brückele an, welches unter der Klamm steht, wo der Klammbach an der Poststraße durchläuft; da setzte sich ihm hintenauf ein Klamm-Mann, der sich so schwer machte, daß er ihn völlig niederdrückte. Der Seppel schleppte ihn so fort bis zur Dollingerkapelle, welche zu Ehren „Maria Hilf" geweiht ist, wo der Klamm-Mann ihn verließ und verschwand, weil er die heilige Stätte nicht vertragen konnte.

Besagter Dollinger kam einmal zwischen 11 und 12 Uhr Nachts an dortiger Stelle vorbei, da standen sechs Klamm-Männer ober und sechs unter der Straße und ließen ihn nicht vorbei. Er machte schnell das Kreuzzeichen, betete und gelobte ein Heilig-Dreifaltigkeit-Marterl zu setzen. Hierauf gingen jene zwölf still auseinander. Der Seppel ließ das Marterl anfertigen und stellte es dahin, wie es noch jetzt zu sehen ist.

Benannter Joseph Zoller wohnte im „Zollerhaus" rechts an der Straße gleich neben dem Dollingerwirth. Jetzt gehört es dem Bauer Sebastian Fischer und ist mit Nr. 117 bezeichnet. Er war vorzüglich Jäger und Vogelfänger und hatte viel Federwild mit Laß gefangen, was ihm immer ein hübsches Geld einbrachte.

21.

Zehn Klammen-Pütze an der Dollinger Klamm.

Zu Strad im Hause Nr. 125 wohnt der Bauer Franz Kreiter, der kam einmal von der Alpe „Tarenton" vom „zonen", d. i. Milchmessen, danach der Almnutzen für jeden Kuhbesitzer berechnet wird, herunter. Es war am Vorabend vor St. Johannes des Täufers Tag, und schlug gerade 12 Uhr in der Nacht, als er an dem Brückchen der verrufenen Dollinger Klamm vorbeiging. Es war sehr finster; doch wie erstaunte er, plötzlich zehn mannshohe Feuerflammen gleich unterhalb der Straße brennen zu sehen, ohne daß Jemand dabei war. Die Flammen verbreiteten eine solche Lichte, daß man jeden Pfennig an der Straße hätte aufklauben können. Der Kreiter stutzte anfangs einige Zeit, machte ein Kreuzzeichen und betete, und ging muthig vorbei und kam auch unbehindert nach Hause.

Um 2 Uhr in derselben Nacht ging der Sebastian Geisler, Bauer von Strad, ebenfalls dort vorbei, weil er die Nacht verwenden wollte, um auf den Johannismarkt nach Stans bei Zeiten anzukommen, wo er Geschäfte hatte, und der sah nichts.

Aber der Kreiter Franz war doch sehr erschrocken, die Haare standen ihm zu Berge; gleichwohl sendete er alsbald Leute nach jener Stelle ab, ob

Kohlen oder gebranntes Holz dort zu sehen wäre, aber nichts von allem war anzutreffen.

22.
Die Kluppa-Männer.

Zwei Bauern aus Stra gingen in einer Mondnacht in den Amtswald, um einige Zirbenbäume zu stehlen, getreu dem allen Gebirgswäldlern eigenen Grundsatz, daß Holz eigentlich Hol's laute und auch so geschrieben werden müsse, und weil der liebe Gott Wald und Wild für jedermann aufwachsen lasse. Nun waren kurz vorher schnell nacheinander zwei sehr strenge Forstbeamte gestorben, da dachten die Strader, jetzt sei aufgethan, und weil die Forstleute bereits zur Strafe ihrer Härte in der gegenüberliegenden Kluppa die kalte Pein erleiden mußten, so johlten die Strader höhnisch hinüber: Seap und Natzel! Kommts doch her und schätzt die Bäum' ab, wenn's Schneid hoabt's! (Jene Forstwächter waren Haselerwanters Joseph von Tarenz und Ignaz Mühlbauer von Imst gewesen.) Mit einemmale brach drüben in der Kluppa ein gewaltiges rauschen und brausen los, und zwei dunkle Gestalten kamen wie ein Wetter gefahren. Nun liefen die beiden Holzfrevler was sie laufen konnten, über Stöcke, Blöcke, Stämme und Steine, über fünf Thälchen, und ganz athemlos herab zum Seehaus. Die Kluppa-Männer waren ihnen stets dicht auf den Fersen, und erst am Zaun blieben sie stehen und wandten sich langsam und drohend zurück. Die beiden Strader kamen halbtod vor Schreck und in Angstschweiß gebadet nach Hause, konnten kaum reden und schnauben, legten sich still zu Bette, und hatten genug für immer. Indeß leben sie beide noch, haben auch schon oft erzählt, was ihnen begegnet, aber die Zirbenbäume im Amtswalde haben vor ihnen gute Ruhe.

23.
Der Kronburger Tobl-Geist.

Zu Zams bei Landeck hat ein Mann gelebt, der sich vielerlei zu Schulden kommen ließ und nach seinem Tode so sehr rumorte, daß weder „besprechen" noch beten ihn erlösen konnte. Da wurde er in den Kornburger Tobl gebannt, das ist auch eine Art Klamm, und eine furchtbar hohe und zugleich tiefe Gebirgsschlucht. In dieser Schlucht steht jener Sünder und weint und wimmert als Klamm-Mann, und stöhnt: Ach, ach, ach! Wie muß ich leiden! Helft mir doch! Helft mir doch! Und das ist nun schon 200 Jahre, daß dieser unselige Geist also leidet und im Wildbach steht und klappert. Sichtbar wird er nur an gewissen Freitagen, naht ihm aber jemand, so heult er laut auf und entflieht.

24.

Der Gsöllbach-Putz.

Im Kaunserthale, das sich vom hohen Oetzthaler Fernerstock sechs Stunden nordwärts herabstreckt, und dann westwärts nach dem Innthale zu umbiegt, nahe dem Oertchen Feuchten, auch Kaunserthal im engern Sinne genannt (denn man nennt die ganze im benannten Thale sechs Stunden weit verstreute Gemeinde eben so), stürzt sich vom hohen Distenkopf der viel genannte und merkwürdige Gsöllbach in neun übereinander schwebenden Fällen, deren jeder einzelne gemessen ist, und die zusammen eine Absturzhöhe von 1326 Fuß bilden. Unter dem neunten dieser Fälle, der allein 210 Fuß hoch niederdonnert, ist der Geist eines Bauers aus Kaunserberg gebannt, eines Gotteslästerers, Kirchenverächters, Predigtspötters, der nach seinem Tode erst schrecklich umherspukte, nachher aber durch einen Jesuitenpater aus Innsbruck unter den Gsöllbachfall gebannt wurde. Dort schreit selbiger Putz bisweilen so arg, daß sein Geheul selbst das Donnergebrause des Wasserfalles überdröhnt und durchdringt.

25.

Das Kasermanndl auf der Hochalm.

Auf der bedeutenden Hochalm in der Riß, einem Seitenthale des Unter-Innthales, haust der Geist eines Senn, und büßt für die Sünden seines früheren Lebens. Seine Eigenheit ist, nächst der, daß er auf der Alm aufzieht (ankommt), wenn das Vieh abzieht, sich durch Lärmmachen auszuzeichnen. Das thut er den ganzen Winter hindurch, aber auch im Sommer läßt er sich hören, und macht oft in dunkeln Nächten einen Lärm wie die wilde Jagd um die Almhütten her, mit Schellengeläute, Peitschengeknalle, und es ist, als sprengten Hunderte von wilden Pferden gegen die Hüttenthüren; bisweilen verläßt er auch die Alm und geht gegen die Thalweiden zu. Noch am 10. August 1854 wurde dieses wilde Getöse vernommen. Es kamen am Abende dieses Tages drei Grenzjäger in Gesellschaft des fürstlich Leiningenschen Jägers von Scharnitz, „der Pradler" geheißen, auf die Hochalm hinauf und ersuchten den Senner Sepp (Josef Steinlechner von Walderberg) um eine Nachtherberge. Der Senner überließ zweien der Grenzjäger seine Schlemm, und wies den andern und den Pradler in die Nebenstube seiner Kaser. Dieser Grenzjäger, Müller, hörte nun mitten in der Nacht ein furchtbares Getöse außerhalb der Hütte, als ob das Wildg'fahr vorüberziehe. Es war, als würden alle Kühe um die Hütte gejagt, und auch die Rösser, denn es war ein stetes Schellenläuten und stampfen. Müller weckte seine Gefährten auf, diese aber hatten nichts gehört. Jener konnte jedoch kein Auge mehr zuthun, entzündete ein Feuer und blieb wach. Um 4 Uhr verließen sie die Kaser.

Das haben hernach der Sepp und der Schäfer Franzl jedem erzählt, der es hören wollte, und hinzugefügt, daß sie selbst den Lärm des wilden Kasermanndls auf der Hochalm oft genug gehört.

26.
Kasermanndl mit dem Lehmkopf.

In der Hinter-Riß, oder wie man's auch nennt, in den Hinterbächen der Riß liegt eine Alpe Namens Stallis (nicht mit einer gegen das Innthal zu gelegenen gleichen Namens zu verwechseln, die dem Stifte zu St. Vincent gehört); auf dieser läßt sich ein Almgeist oder Kasermanndl blicken, dessen Kopf nicht anders aussieht, als sei er aus Lehm gebacken, aber nicht gebrannt. Hirten und Sennen, wenn sie melchten oder misteten, haben selbes Manndl oft gesehen, wie es übers Stallgatterl herüber mit seinem trockenen Lehmkopf ihnen zugeschaut, und haben ihr Theil gedacht, ob es wohl anderwärts und draußen im Reich auch solche lehmerne Pützen gäben thäte? Schlimm hats der Stallisalmputz, wenn es regnet, da muß er „gschleini" einen Unterstand suchen, damit ihm der Regen den Kopf nicht „abschwänge". Weshalb dieser arme Geist so büßen muß, weiß niemand, wahrscheinlich hat er im Leben mit seinem Kopfe gesündigt, ist etwa gar ein „Kopfschelm" gewesen, deren es viele, sehr viele giebt, ein lehmtrockener Neidhammel, ein schmieriger Verläumder, ein Ehrenabschneider oder sonst ein Gauner.

27.
Der erlöste Alm-Putz.

Auf Hinterschleins, einer Alpe im Rißbächenthal, hauste ein schreckbar böser Almgeist. Er versprengte das Vieh, machte es todfallen, und trieb jeglichen Unfug. In der Hand trug er eine grüne Gerte, die sah leibhaft aus, wie ein Beißwurm (giftige Natter). So wie er damit ein Stück Vieh berührte, fiel es zusammen zu Laub und zu Staub, und dann machte der böse Almerer sogar die Haut des gefallenen Viehes auf irgend eine Art unbrauchbar. Der Ahnl des jetzigen Melchers auf dieser besagten Alm, der nun in den Siebenzigen steht und über 50 Jahre zur Alme fährt, auf der er als Kühbub seine Laufbahn antrat, war einmal mit seinem Kühbuben ganz mutterseelen allein droben, und that redlich seine Arbeit. Mit einemmale war die Maierin (die beste Kuh) fort, und nicht zu finden, und alles suchen nach ihr war zwei Tage lang völlig fruchtlos. Am dritten Tag sah der Kühbub die Maierin vor der Hütte ganz ruhig auf der Wiese grasen, und neben ihr saß ein kleines Manndl, wie ein Hirte anzuschauen, mit einem kleinem runden Hut und einem großen grünen Stecken. Der Bub läuft gleich zum Melcher hin und berichtet's, der Melcher dankt im

Herzen seinem Schöpfer und Heiland, eilt hinaus und will die Maierin in den Stall treiben — da rührte der böse Putz sie an, und auf der Stelle fiel die Kuh tod nieder, und mit gellender Hohnlache schwand der Geist von hinnen. Da war großes Herzeleid, und dem Melcher fiel das Herz in die Hose — doch mußte es getragen werden. Am Nachmittage ging der Melcher in den Stall, nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, da er das heimkehrende Vieh bald erwartete, und da lag in Mitten des Stalles eine große schwarze Kuhhaut. Wo kommt denn nur die Haut her? denkt der Melcher und will sie aufheben, aber sie ist ihm zu schwer. Er muß den Kühbuben rufen, daß der ihm helfe, aber es kostet schreckliche Mühe, denn die Haut wird immer schwerer, sie bringen mit vereinter Kraft sie kaum bis zur Thüre und dann lassen sie sie fallen. Plötzlich brummt eine Stimme, die niemand zugehört als dem schlimmen Alperer: Schaug, daß D' mi außider wirfscht, finscht schaug i auf Di! (Siehe zu, daß Du mich hinauswirfst, sonst schaue ich auf Dich!) Nun gelang es den beiden mit fast übermenschlicher Anstrengung, die schwere Haut vor die Hagthüre zu zerren, wo sie dieselbe liegen ließen. Jetzt war Ruhe; nur kam am Abende, als Melcher und Kühbub sich zur Ruhe niederlegen wollten, ein altes, vor Kälte zitterndes Männlein und bat um eine Nachtherberge. Selbes Manndl sah sehr schäbig und erbärmlich aus, und hatte gar nichts Einladendes, der mitleidige Senn lud es aber dennoch ein, wies ihm ein Nachtlager im Heu an, und deckte es noch obendrein mit einer alten dicken Kotzen warm zu. Es dauerte nicht lange, so hatten Senn und Bub einen neuen Schrecken, es umleuchtete sie und den Tennen ein so lichter Schein, daß sie wähnten, die ganze Kaser stehe im hellen Brande, aber siehe, da trat das alte Männlein zu ihnen und von ihm allein ging der helle Glanz aus, und es sprach: Vergelt's enk Gott! Mein' Seel' ist nun derlöſ't. Ich war vor Zeiten auch hier heroben ein Kaser; hab aber niemanden beherbergt, sondern jeden, der kam, fortgeflucht in Nacht und Wind und Wetter hinaus. Dafür mußt ich nun büßen, rast- und ruhelos wandern, und Pein leiden. Du, Melcher, hast mit himmlischer Geduld meine Bosheiten erduldet und niemals geflucht, und alles ertragen um der Liebe Gottes Willen. So hast Du mich erlöst, und ich gehe nun ein zum Frieden. Habe Dank und bleibe gesegnet! Sprachs und verschwand, und ließ nie wieder etwas von sich sehen noch hören.

28.

Der Guckler.

Auf der Äuelalm, eine Stunde vom Klösterle in der Riß entfernt, wirthschaftete einst ein Senner von etwas mürrischer und protziger Art, obwohl sonst ein guter Arbeiter und rechtschaffener Mensch. Nebenbei hauste auch ein Kasermanndl droben, welches die Gewohnheit hatte, durch das

kleine Fensterlein, Gucker geheißen, in die Hütte herein zu schauen. Eines Tages kochte der Senn sein Mahl, hatte siedendes Schmalz in der Pfanne, und war übler Laune. Mit einemmale erblickte er das Gesicht des Kasermanndls am Fensterl, lang und schmal und fahl, schaurig und gespenstig, und wurde darüber noch unwirrscher, so daß er in den groben Gruß ausbrach: Is der Sauschwanz von Guckeler a schon wieder um die Weg'? Dö verdammti Türkenbroak'n soll die Brennsuppen a moal geängelat (genarrt) fröß'n! und warf dem Guckeler die ganze Pfanne voll des heißen Schmalzes ins Gesicht.

Da begann des Guckelers Gesicht zu glänzen, nicht von Schmalz, sondern von Freude, und er sprach: So recht, mein Bue! Hab' schönst'n Dank! Jetzt hast D'. mi derlöst. I war' zu meiner Lebzeit just so ein miserabler Grobian wie Du! I. ließ d'Armen außen stehen, und lud niemand zu mir herein, just wie Du! Ja, einmal macht' i's einem armen Mann g'rad wie Du mir, i schütt'm 's hoaße Schmalz ins G'sicht. Da wurd' i verdammt, so lange herum zu geisch't'n, bis mi's a oaner thät. Nun hast D's gethan, i scheid' davon! Der Guckeler verschwand und guckte niemals wieder in die Kaser. Der Senn aber nahm sich die gute Lehre gut zu Herzen, und wurde freundlich gegen alle Menschen.

29.

Die muthige Hausdirn.

Im Wattenserthale, das sich mit einundzwanzig Aesten und sechszehn Kaser-Alpen sechs Stunden lang nach dem Hintergrund zieht, wo die Alpe Hochlizum mit zehn Kaserhütten es abschließt, liegt, zur Linken des Baches, die schöne Alpe Wotz.

Auf ihr haust zur Winterszeit ein Kasermanndl, das äußerst fleißig und rührig ist, und viel rumort, gegen Weihnachten aber stiller wird, und gegen das Frühjahr seinen Abzug nimmt. Bevor dieß geschieht, singt zuvor eine Schwarzamsel auf einer der Kaserhütte nahe stehenden Fichte mehrere Tage lang so schön, daß einer stunden- und tagelang zulosen möchte.

Nun diente im Hause des Bauern, dem diese Alpe gehörte, eine brave Dirne, die aber sehr arm und deren Mutter sehr krank war; die hatte, da das Christfest nahte, alles gar fleißig beschickt, gereinigt, geräuchert, und wie nun am heil. Christabend der Rosenkranz gebetet war, schnitt der Bauer den Weihnachtszelten an, vertheilte ihn, und ließ sich's mit einigen geladenen Nachbarn wohl schmecken. Da kam die Rede auf die Alm, und die Frage kam auf: Was heute wohl das Kasermanndl droben schaffen möge? Ob selbes auch Weihnachten feire? — Der Bauer trank vielen Rothen, und rief in heiterer Festlaune: Wer a Schneid hat vons enk, und gangetötzt h'nauf auf die Wotzer Alm, und schaut, was 's Kasermanndl schafft, und bringt zum Woahrzeichen das Kübelluck und den Wärmer mit herunter, dem geb' i schon mei schönsti Kuah aus d'm Stall h'raus! — Aber

„Die Nachbarn, die Knechte um ihn her,
Vernehmens und schweigen still —
Und keiner die Kuh gewinnen will" —

denn das Kasermanndl droben ist kein guts, und hat schon manchen mit geschwollenem Kopf heim geschickt. Doch die arme Hausdirn faßt sich einen Muth und denkt: J woags in Gottes Namen! Damit hilf i meiner kranken Muatt'r, i thu's nöt aus Fürwitz. Und schlägt ein mit dem Zotta-Bauer („zur Zotta" hieß das am Wattenser Berge gelegene Gehöft) und fahrt auf die Alm hinauf, zwei Stunden Weges, getrost durch Wind und Schnee.

Droben ist die Kaser hell, alles drin ist blank gescheuert und sauber hergeputzt, das Kasermanndl sitzt feiertäglich am Herd, das Nasenbrennerl dampfend im Maul, und kocht in der Muhspfanne ein kohlrabenschwarzes Essen. Die Dirn, wie sie eintritt, knixt gar schön, so gut es eine „gschlechti (arme) Menschin" machen kann, und das Manndl winkt ihr zum Herd und zum mitessen, aber ihr grauelt vor dem Gericht. Drauf spricht das Manndl: Dirndl, fürcht Di nöt! Mach nur gschleini ein Krizl Krazl über d'Speis. Jetzt schlug die Dirn das heil. Kreuzeszeichen über die Pfanne, und siehe, da lagen die schönsten Krapfen und Sennenwecken in dem Gefäß, und sie aßen nun beide um die Wette drauf los, das Kasermanndl und des Zotta-Bauers arme Hausdirn. Da fing das Manndl an zu reden: J woaß schon Dein Anlieg'n, Du sollst den Kübelluck und den Wärmer hinunter schaffen. J will Dir's gleich geb'n, Du bist a brav's Dirndl. Und wenn D' h'nunti kommst, so verlangst Du vom Bauer die beste tragete Kuh mitz'sammst dem Kalb, zur Straf, daß er Dich armi Haut bei solcher Kält, Wind und Nebel auffi g'schickt hot.

Der Zotta-Bauer wollte gerade in die Christmetten gehen, als die Magd wieder von der Alm mit ihrem Wahrzeichen herunter kam, und nun die tragete Kuh begehrte. Er schalt sie aber eine talkete Noarrin, daß sie so erzdumm gewesen, und auf die Alm gegangen sei, und seinen Spaß für baare Münz aufgenommen, und gab ihr nicht eines Pfifferlings Werth, geschweige die Kuh.

Am andern Morgen gab es eine sehr traurige Christbescheerung auf dem Zotta-Hofe. Die „Robblerin", eine der schönsten Kühe, lag tod im Stalle. Der Bauer wollte sich schier alle Haare ausraufen; diese Kuh war sein Liebling, sie war beim Kuhgefechte stets Siegerin geblieben, daher hieß sie die Robblerin.

Hättest Du sie mir gegeben, wäre sie Dir nicht gefallen. Willst Du Dein'n Handschlag mir nicht halten? fragte die Dirn ihren Herrn, der aber fuhr sie wild und patzig an.

Am nächsten Morgen fand sich die Maierin tod, an ihrer Halskette verschlungen und erhenkt. Am dritten Tage fiel die dritte Kuh, und nun erst erweichte sich des Bauers hartes Herz, denn er glaubte, die ganze Heerde

werde ihm fallen, und nun wollte er sich von der Untreue lösen. Er gab der Dirn die begehrte trächtige Kuh, die sie nach dem Stalle am Häuslein ihrer Mutter trieb. Da war der Noth im selben Häuslein ein Ende, und die Dirne betete Tag und Nacht um die Erlösung und das Seelenheil des Kasermanndels auf der Wotz-Alme.

Nicht weit von den Almen dieser Gegend liegt die Nassen-Dux-Alm; auf derselben haust auch ein Kasermanndl, das sich häufig durch rufen und klingeln bemerkbar macht.

30.

Das Almläuten.

Die große, oben S. 165 schon erwähnte Alpe Hochlizum zu hinterst im Wattenserthale, am Hochthale und Uebergange ins Naviserthal gelegen, ist eine Vereinsalpe, deren Besitzer droben abgetheilte Weideplätze, nebst besondern Kaserhütten und Ställen haben. Die alle zusammen bilden gleichsam ein Alpendorf, das ein spiegelklarer Bach durchrinnt, der die zum buttern nöthigen Wasserräder tüchtig umtreibt. Weiter hinab liegen die Vorasten (Voralpen), die Viehweideplätze im Vorsommer, bevor die eigentliche Alm bezogen werden kann. Da so viele Besitzer an der Alm Antheil haben, so ist die Auf- und die Abfahrt nicht gemeinschaftlich, sondern verschieden, und da trifft sich's denn stets, daß ein Senn der letzte ist, der mit seinem Vieh heimfährt. Und so wie dieß geschieht, geht ein wunderbares Läuten und Klingen durch die Ställe und über die ganze Hochlizum hin, und man sagt und glaubt, daß ein unsichtbares, dort hinaufgebanntes Kasermanndl die Ursache dieses Läutens sei. Da war der Vögler-Lois, ein muthiger Bursch und warer (frischer) Senn, der war einmal noch ganz allein auf der Hochlizum, und alles nachbarliche Almvieh war sammt seinen Hirten schon heim gefahren; er aber wollte noch droben weilen, weil das Wetter gut und beständig war, und die Weide noch Grünfutter genug bot. In einer Nacht nun wird der Luis von einem Schellengeläute aufgeweckt und meint, er habe vergessen, einem oder dem andern Stück Vieh, wie das üblich ist, die Schelle abzuthun, steht daher auf, zündet Licht an und geht nach dem Stalle, um dem Vieh und sich selbst Ruhe zu verschaffen; aber er findet dort alles in Ordnung, alle Glocken hängen an der Wand, jede an ihrer Stelle. Der Senn legt sich wieder nieder, hat jedoch kaum die Augen zugethan, so beginnt das Läuten und Schellen aufs neue. Wieder geht Lois in den Stall, und glaubt, die Kühe schlagen vielleicht mit den Schweifen an die Glocken, die hinter ihnen hingen, und hängt nun jene außer dem Bereich des Viehes. Aber das ist eben so fruchtlos, es läutet, wie der Senner kaum wieder auf seiner Schlemm liegt, abermals, und nun erst fällt ihm ein, daß er ja schon gehört habe, daß das unsichtbare Kasermanndl die Hützeit ausläute, schlägt nun sein Kreuz, betet ein Paar Vaterunser und entschläft unter

fortdauerndem Heerdenglockengeläute. Am Morgen, als der Senner erwacht, liegt tiefer Schnee auf der Alm, was in diesen hohen Bergregionen nicht selten selbst mitten im Sommer vorkommt. Jetzt gilt es Eile, und wie Morgens 9 Uhr vorbei, ist weder Senn noch Kuh mehr droben auf der Hochlizum. Derselbe Lois ist jetzt Besitzer des schönen Vög'lhofes am Vögelsberg. Wer von ihm selbst diese Geschichte erzählen hören will, gehe nur von Volders ins Wattenthal, da kommt er hart am benannten Hofe vorbei.

31.
Das Kasermanndl von Oberwalchen.

Zu einer Zeit im Spätherbst, als das Vieh schon längst heimgefahren war, gingen ein Duxer, ein Voldersberger und ein Wattensberger durch das Wattensthal, kehrten in der Walchen (Unterwalchen) ein, und tranken da etwa ein „woltenes“ (ziemlich zu viel) Enzian. Der Enzian ist gar ein trefflich guter Bitterer, den die Walchner gern anstellen, und den sie auch brauchen zu ihrer harten Arbeit, bald im Holz, bald auf den Alpen, und auch kleinglaselweis ausschänken. Wie nun die drei Gäste in der Walchen, oder einer von ihnen durchs Fenster schaute, sah er die ganze, eine halbe Viertelstunde entfernte Kaser in einem hellen Lichte leuchten. Schrie gleich der Duxer: Sakra! Sakra! Ist da der Höllenschwanz brunten a schon wieder einzog'n? —

Pst! machte der Wirth, und rief: Nicht zu laut! Schimpfe ihn nicht, er ist kein Guter, hat Augen und Ohren wie eine Gemse, und hört er nur ein Bisl was Ungleich's, so rächt er sich damisch. Hat erst im vergangenen Sommer einmal die Küh in der Nacht an eine Kette zusammengehängt, daß die Grinde (Köpfe) aufgeschwollen sind, und die Augen, wie bei den Krebsen, herausgestanden. Und da hat ihn der Senn einen „Teufelsreiter“ geheißen, darauf hat er dem wieder Nachts die beste Kuh derwürgt, und demselbigen Senn sein Pfeif'l in den Hintern gesteckt, das hat ihm fast den Tod gebracht, doch hat er nicht mehr geflucht, und so hat das Kasermanndl doch auch etwas Gutes gestiftet.

Auf diese Rede des Wirthes nahm die Walcherin das Wort und sagte: Große und schwere Sünde muß dieser Almgeist abzubüßen haben, das muß wahr sein, denn er liegt zu Zeiten Nachts stundenlang vor der Hütte in Gestalt eines großen schwarzen Hundes mit feurigen Augen, oder läuft den ganzen Almbezirk in gewissen Linien ab, bis er niederstürzt, weil er nicht mehr kann. Manche meinen, dieser Geist sei gar kein Kasermanndl, sondern ein vormaliger Besitzer selbiger Alm, ein Marchegger, der dem Oberleger von der Deuringeralpe ein Drittel seines Weidebodens abgestohlen; man sieht noch, wie die alte gerade Grenzzaunlinie ging, jetzt macht sie einen großen Bauch (Bogen), das beträgt zum wenigsten hundert Jauch (Juggart) Grund.

Ho, Basel'! Dös muß i lach'n! rief der Durer zu der ihm verwandten Wirthin, die selbst eine Durerin war: Geist, Mensch oder Hund, das gilt mir gleich, ich fürcht mi nit vor ihm. — Ging auch alsbald vor die Hütte an den Brunnen, nahm dort eine sehr unanständige Stellung an, und schrie: Da guck her, Du Höllenhund! Alsbald kam der Almgeist, grau von Kopf bis zur Zehe, wie wenn er ganz in Baumbart gewickelt wäre. Flugs sprang der Durer, dem der Muth schnell entfallen war, vom Trog, auf den er sich gestellt, herab und in die Stube, welche verriegelt wurde. Hierauf ließ sich nichts sehen und nichts hören, und die Erscheinung vorhin schien eine Täuschung gewesen zu sein. Nun tranken die drei noch etliche Gläschen Enzian und legten sich aufs Heu zum schlafen, und ihre Joppen und Plundersackl unter die Köpfe. Kaum hatten sie Nachtgebet und Nachtsegen gesprochen, so ging ein Höllenspektakel los. Es stampfte, es warf, und zwar letzteres zumeist nach dem Durer; da kamen Melchkübel geflogen, Butterfässer, Bergkörbe, Ketten, Heugabeln, und der Durer mußte sich ganz tief in das Heu einwühlen, sonst wäre er zehnmal des Todes gewesen. Endlich stampfte der erzürnte Geist auf dem wehrlos liegenden Durer mit den Füßen herum, warf dessen Joppe und Sack durchs Futterloch in den Stall, ergriff ihn bei den Haaren und zauste ihn gottesjämmerlich. — Jesus! Maria! Joseph! Helft! Helft! schrie in seiner Angst und Noth der Durer, und fiel in Ohnmacht.

Die andern beiden Begleiter hörten den heidnischen Lärm, konnten aber kein Glied regen; der Alperer hatte sie „g'frorn" gemacht. Am andern Morgen fanden sie den Durer als maustod im Heu liegen, zerrissen, zerkratzt und voll blauer Beulen. Zum Glück für ihn war der Walchner ein guter Viehdoctor, der goß dem Durer einen guten Kuhtrank ein, und brachte ihn wieder zum Leben. Dann gingen die drei Gesellen ganz still von dannen, besonders der ratschete (geschwätzige) Durer, der war so „dasig" (eingeschüchtert) wie ein Hundl, dem so eben der Schwanz abgehauen ist, und das war noch das G'spaßigste dabei, daß er seine „Wurfl", will sagen, das berühmte Vorder-durische Beitmaul fortan immer ganz eng und rund zusammenhielt, wovon er den Spottnamen „Luftbusser" (Luftküsser) bekam.

Der Senn von der oben erwähnten Deuringer Alpe, Jenewein Klingenschmid, ein grundehrlicher frommer Aelpler, hat mit jenen dreien oftmal ghoamgart't, und erzählt gern die Geschichte von dem Oberwalchner Kasermanndl.

32.

Das Kasermanndl zu Naunz.

Unterm Bergrücken des Kellerjochs, von Vill rechts aufwärts, etwa drei Stunden entlegen, breitet sich die Alpe Naunz aus, die man von der Poststraße bei Kolsaß, Vill u. A. gut sehen kann. Auf dieser Alpe haust

vom Tage des lieben Bauernheiligen Martinus an auch einer der geistigen Almbewohner, ein Kasermanndl. Holzer und andere Leute hörten schon oft am St. Martinsabende auf der Alpe das Geläute von Almschellen und das Geklingel der Geißglöcklein; auch hat man diesen Geist schon gesehen, und weiß genau, wie er aussieht. Man kennt ihn gar gut aus dem fröhlichen Durcheinander von Sennern, Hirten, Kühbuben, Rindern und Geißen. Um diese Zeit beginnt sein lustiges Treiben dort oben und das dauert so lange, bis die rechten Heerden und Almleute wieder aufziehen.

33.
Der Schlüsseldreher und das Kasermanndl.

Unter der Fiegeralm, die jetzt dem Baron Sternbach in Mühlau gehört, stand die Hütte eines Schlüsseldrehers, Namens Huis, auf einem hübschen Plätzchen am Bache und wegen nahestehender kräftiger Zirmbäume (Pinus Cembra, Zirbelkiefer) ganz besonders günstig gelegen. Der Schlüsseldreher war ein ebenso fleißiger als unerschrockener Mann, und das Gerücht, daß auf der Fiegeralm in jedem Winter ein nicht gutartiges Kasermanndl spuke, schreckte Huis nicht ab, sein Haus dicht unter diese Alm zu bauen. Auch ging er im ersten Herbst hinauf, um ein Paar ihm besonders für seine Zwecke tauglich erscheinende Zirben zu fällen. Die Kaser stand leer, und Huis richtete sich in derselben ein, um an Ort und Stelle die Klötze bequemer vorzubereiten. Er schürte ein tüchtiges Feuer an, schloß die Thüre und machte sich alsbald an die Arbeit. Mit einemmale hörte er Jemand um die Hütte herumgehen, und dann an der Thüre rütteln und stoßen, als ob sie entzwei gesprengt werden sollte.

Der Huis steht auf, ruft: Wer da? öffnet und ruft hinaus: Nur herein! aber es kommt Niemand. Da setzt jener sich wieder an seine Arbeit, hört aber immer etwas während derselben herumtappen, so daß es endlich anfing, ihm unheimlich zu werden. Er arbeitete noch eine Zeitlang fort, legte sich aber doch zeitig schlafen, um desto früher wieder bei seinem Geschäft zu sein. Er kroch im Tennen aufs Heu und entschlief bald, aber da weckte ihm ein rascheln im Heu, und mit einemmale war der Almgeist bei ihm, und legte sich auf ihn in einer drohenden schrecklichen Weise, wie ein großer Fleischhackerhund, der jeden Augenblick zu beißen droht, mit fürchterlich rollenden Feueraugen. Der Huis aber nahm seine Kraft zusammen, gab dem Geist einen Schneller, daß er bis ans Dach fuhr, und rutschte über das Heu in den Stall hinunter, worauf er in die Stube schlüpfte und dort Ruhe fand.

Am Morgen aber traf er Anstalt, sein Holz hinunter in sein Haus zu schaffen, und schlief nie wieder droben in der Kaser. Er erzählte auch keiner Seele sein Abenteuer, nur einzig und allein seinem Weibe, und band

ihr auf die Seele, es nicht weiter zu sagen — aber — Weibergeheimniß — Platzgeheimniß. —

34.
Der Alperer auf Moser-Baumgart im Alpbachthale.

Auf der Alpe Moser-Baumgart zieht nach der Abfahrt der Heerde, nach dem Rosenkranzsonntage, ein Alpengeist ein, welcher oftmals heftig lärmt, oftmals aber ganz stille in der Hütte arbeitet. Er macht Feuer auf, schirrt, kaset und buttert, aber fast unausgesetzt wischt er am Boden hin und her. — Wer es hört oder sieht, sagt: Der Alperer thut abkasen. —

Im Jahr 1840 ging die Tochter des Besitzers dieser Alpe, Andre Mayer, Wirth von Alpbach, zwei Tage nach der Abfahrt auf den Berg hinauf, um „Bürstling heigen", d. h. Streue zusammen zu thun. Der Melcher Thomas ging wohl ein Stück weiter hintennach; er sollte helfen und dann auch etwas heimtragen.

Wie das Madl zur Hütte kommt, hört sie drinnen den Geist arbeiten und wischen, so daß sie sich fürchtete und heraußen auf dem Brunnentrog sitzen blieb, bis der Senne kam. Als dieser nun die Thüre aufmachte, war alles mäuschenstill und nichts zu sehen. —

35.
Das Höttinger Alm-Manndl.

Gleich unter der Frau-Hütt liegt die Höttinger Alpe, auf welcher auch ein Almgeist haust, der die gewöhnlichen Eigenschaften seiner Genossenschaft besitzt, nur ist er lustig trotz einem Zillerthaler, und besonders dann, wenn er von der Alpe abzieht, da jodelt und jauchzet er so gewaltig, daß man es weithin hört. Einmal sogar hat man drunten bei der Müller-Hiesl'l-Brücke, welche die oberste im Dorfe Hötting ist, des Almgeistes Geschrei gehört, ja sogar noch weiter herunter, in Mühlau.

Wer auf die Alpe während der Zeit hinauf kommt, in der das Kasermanndl droben haust, der kommt ganz sicher ungeneckt nicht davon, und kann kein Auge zuthun, muß auch alles geduldig leiden und über sich ergehen lassen, denn wehe dem, der schimpfen oder fluchen würde.

Der Steiner Lex, jetzt Unterbrückler Senn, hat dieses Manndl zum öftern gesehen; es ist klein, graubärtig und grau gekleidet, spühlt Schüsseln oder reibt Sechter ab, oder verrichtet sonstige Alpenarbeit.

36.
Der Heuler auf der Mutteralm.

Ueber dem Dorfe Mutters bei Innsbruck liegt die Mutterseralm, am Mittelgebirge, unterm aussichtreichen „Pfriemers". Die Alpe gehört der

Gemeinde Mutters und nährt bei dreißig Stück Milchkühe. Auf der Alm war ein Senn, der ging bei seinen Lebzeiten nie in die Kirche, obwohl er gar nicht weit in diese hatte, weder am Sonntage, noch am Werktage. Er nannte den Gesang der christlichen Gemeinde ein „wüeschtes Geheul", ein „Eselsg'schroah" und dergleichen. Da nun selber Senn verstorben war, so traf ihn die Strafe, daß er droben auf seiner Alm während jeder Gottesdienstzeit heulen und schreien muß, just wie ein Esel, und das hört man bis ins Dorf herab und zwei Stunden weit in die Runde. Wer mehr von diesem Geist erfahren will, der spreche beim Pitz (Peter Hofer) in Götzens ein, oder beim Johann Bill, beide „gestandene" Männer, die viel erfahren haben. Die werden es bewahrheiten, daß die Sage allgemein lebt; wie auch im Jahre 1848, wohledlen Andenkens — jener Heuler täglich und nächtlich plärrte, wahrscheinlich geärgert, daß ihm damals fast alle Welt sein Eselsgeschrei nachanterte.

37.

Spuk auf der Walder-Alm.

In der Höhe ob dem Walde bei Hall, ohnweit Innsbruck, liegt die Walder-Alm. Auch auf ihr spukt ein Geist mit Humor und Rumor. So ging im Jahr 1842 der „Boarlois (Bauer Aloys) Speckbacher" von Wald auf die Gemsenjagd und legte sich droben in ein „Koterl" (kleiner Holz- und Heustall neben dem Kaserhaus und Stall), wo ihn bald genug ein Geräusch aus dem ersten Schlummer weckte, als wenn sich ein Hund recht heftig hinter den Ohren mit der Pfote beutelt. Dann ging es weg und kam wieder, endlich lockte der Schütz den Hund, weil er in der That glaubte, es sei ein wirklicher. Aber jetzt blieb alles still, und auch am andern Morgen fand sich von einem Hunde keine Spur. Zu einer andern Zeit, aber in demselben Jahre, brachte dieses Speckbachers Bruder eine Nacht auf der Alm zu, da lärmte der Geist alle Hirten wach, und es war, als ob alles Vieh in dem Hag über und unter einander getrieben würde unter großem Geschrei und Kuhgebrülle. Eilend sahen die Hirten mit der Laterne nach, aber da war alles still. Die Kühe lagen friedsam an ihren Ketten und übten ihr angenehmes Geschäft des Wiederkauens in aller Ruhe und Gemüthlichkeit.

38.

Das Kematener Alp-Manndle.

Auf der Kematener Alpe (in der Nähe von Innsbruck) muß ein Senner geistern, weil er einst Butter und Käse heimlich verschleifte und verkaufte, und sich das Geld dafür diebmäßig aneignete. Lange betrieb er dies heimliche Geschäft, und als es aufkam, das heißt: als es ruchtbar

wurde, ging er durch, ohne den Schaden gut zu machen. Einer der Beschädigten, der selbst sehr mittellos und arm war, wünschte dem Sennen nach dessen Tode an, daß er weder Himmel, noch Hölle, noch Fegefeuer haben sollte; daher ist derselbe jetzt nichts als ein Schatten, der immer stumm und kalt im Kasten steht.

Der „Schmözlbauer" (Johann Hell, Bauer zu Götzens), der vor dreißig Jahren dort Gaishirt war, hat öfter diesen treulosen Senner am Kasten gesehen. Kasten ist das Almkellerl, oder der Verschlag, in welchem die Sennen Butter und Käse aufbewahren.

39.

Der Lärmer auf Eppzirl.

Oberhalb dem Orte Zirl liegt die Alpe Eppzirl, auf der sich ein Kasermanndl aufhält, welches immer einen grauslichen Lärm macht, den jeder hören kann, wenn er hinauf steigt. Davon wissen der Georg Mader und sein Sohn Jacob von Zirl viel zu erzählen. Der Vater heißt nur der „Durer" oder „Durler" von Zirl, weil seine Mutter „Durel" (Dorothea) hieß. Er ist nicht mehr jung, er geht schon 45 Jahre auf die Alm als Senn; sein Sohn ist ein gewaltiger Jagdgänger. Beide sind noch ganz altväterisch eingerichtet; beide erzählen Sagen wie lebendige Chronikbücher. Sie haben ausgesagt, daß noch im Jahre 1855 der Lärmer auf der Eppzirlalm einen solchen Spektakel verübt, daß ihrer drei, die mitsammen die Alm bestiegen hatten, gern weiter gingen.

In Zirl spotten die Buben, wenn sie des Alten ansichtig werden:

Der Durler mit sein'n langen Gruak'n (Füßen, Harn)
Ist zehn Jahr in der Vorhöll g'stack'n,
Hat d'Wegmander ausbruat'n und ausback'n.

„Wegmander" oder „Wegmanndl" sind die schwarzen Erdsalamander, die auch Wegnarren heißen, und als wahre Teufelsfrücht'ln gelten.

40.

Der Senn auf der Löck.

Am Lenerberge zwischen dem Pitz- und dem Oetzthale sieht man von Lengenfeld aus eine Alpe stehen, „auf der Löck" genannt; diese besteht aus einer Thaie (Almhütte) und drei Schupfen (Ställen).

Der Senn, der durch zwanzig Jahre dort oben wirthschaftete, war aus dem Dörflein Au bei Lengenfeld gebürtig und stand im Verruf, daß er gar gleichgültig in religiösen Dingen sei, und auch andere Sachen, die sich nicht erzählen lassen, hatte man ihm Schuld gegeben und in die Schuhe geschoben, vielleicht nur aus böswilliger Verleumdung, die selbst als Giftwurm bis zu jenen reinen Höhen schleicht, und in die Hütte der Aelpler zu bringen vermag.

Der Senn starb im Herbst 1854, und alsobald hörte man, obgleich das Vieh schon heimgetrieben war, buttern und kasen auf der Löck, und in den Schupfen lärmen, als ob das Vieh noch droben wäre. Gleiches wiederholte sich im Frühjahr 1855.

Die Leute sagen, daß der letztverstorbene Senn es sei, der also rumore und spektakele.

41.

Der Alm-Sudl von Taranton.

Hinter Imst, unterm Kamme der Hinterwand, liegt die ausgedehnte Tarent- oder Taranton-Alpe mit der herrlichen Aussicht nach Bayern. Auf dieser Alpe wirthschaftete einst eine Sennin, das war zu der Zeit, als man noch diesseits im Innthale, so wie auch jenseits im Pitzthale, Senninnen hielt. Sie war eine saubere Dirne, aber hoach und eigensinnig, und ließ sich zu einer großen sündhaften Unredlichkeit durch einige spitzbübisch gesinnte Bauern verleiten. Diese Bauern wollten die Alm gern käuflich an sich bringen, und brachten die Dirne dahin, daß sie die Milch in das Bachwasser goß, auf daß der Almnutzen gering erscheine, und dadurch die Alpe billiger verkäuflich werde. Und durch diesen teuflischen Betrug gelangten jene Bauern wirklich in den Besitz des Almgrundstückes, und die ersten Besitzer empfingen nur ein Spottgeld dafür. Die Dirn soll dazu noch mit einem Melcher gemeinschaftlich das Bubenstück vollführt haben, und nun müssen beide dafür büßen. Sie wurde zum Alm-Sudl, und der Melcher zu einem Kasermanndl; da treiben sie nun droben ihre Wirthschaft. Man hat sie gar oft beobachtet, sie erschien ganz in der Tracht leibhafter Sennerinnen, und kam vom „Gampa“, einem Rain, der nur etwa 5 Minuten von der Tarentonalm entfernt liegt, her, an jedem Arm einen Ember (Milcheimer) tragend, und damit in die Thaie schreitend, dann in den Keller. Sie arbeitet so Tag und Nacht, und schwitzt und keucht. Ihr Milchvorrath will nicht enden, ist sie müde und setzt sich, so sinkt der Sitz unter ihr in den Boden, da springt sie wieder auf, und gießt, so scheint es, Milch in den Bach, darum ist er auch so weiß. Der Melcher thut nichts anderes, als was Putze seines Gleichen eben thun, versprengt das Vieh, rumort im Haus, und tückt die, die ihm mißliebig sind, oder macht sie g'frorn. Das hat zumal der Ochsenhirt Schlepple (Joseph Breiter) von Tarenz an sich selbst erfahren.

42.

Pfronten-Alperer.

Nahe der bayrischen Grenze, bei Jungholz, ohnweit des Scheidbaches gegen Pfronten zu im Bezirke Reutte, liegt auf einer Alm eine Sennhütte,

in der ein sehr schlimmes und schadenfrohes Kasermanndl seinen Wintersitz hat. Es steht bei allen Sennen jener Gebirgsgegend in einem spottschlechten Rufe, weil er absonderlich durch sein rufen alle Welt neckt, weckt und schreckt. Bald haselirt er auf und am Heerd, dreht den Kesselbalken und läßt ihn knarren, gleich einer Wetterfahne, bald macht er ein „Gegruzge" (Gegrunze), bald giebt er sonst sehr mißliebige Laute von sich, und außerdem übt er jede seiner halbdämonischen Art angemessene Unart. Dadurch ist jene Kaser so in Verruf gekommen, daß noch immer nur höchst ungern in sie ein neuer Melcher einzieht, weil jeder zuvor weiß, daß er doch nicht lange droben aushält. In dieser Gegend ist auch als ein schreckbar wilder Almgeist das „Bogner Ungeheuer" bekannt, welches aber kein „Kasergeist" ist.

143.

Der Almgeist mit Feuerhänden.

Die Alpe Verwall ist eine sogenannte „Landecker Gerichtsalpe", deren Landeck viele besitzt. Auf diesen Alpen ruhen seit undenklichen Zeiten besondere Gerechtsame, aber auch Verpflichtungen. Nun wohnt auf der Alpe Verwall, die sechs Stunden von Landeck entfernt gegen Montafon zu liegt, ein eigenthümlicher Almputz, der der Tracht nach wie ein Kaser erscheint. Er hat benagelte Knospen (Holzschuhe) an den Füßen, man hört weit deren Klicklack, und sieht von seinem kräftigen Auftritte auf den Steinen Feuer klatschen. Gleich andern Kasermanndeln nimmt auch er von der Alpe erst dann Besitz, wenn die Heerde abgezogen ist; aber an Vorabenden hoher Festtage oder kurz vor dem Ausbruche gefährlicher Gewitter läßt er sich auch im Sommer wahrnehmen, und heult wie das Sausen der Windsbraut. Dieser unselige Geist hat glühende Hände, aber keinen Kopf, und es gehen in der Umgegend über ihn viele Sagen. Er war einst Hirte auf der Alpe Verwall. Eine arme Wittwe hatte ihre einzige Kuh mit zur Weide getrieben, welche Kuh aber sich gern weit verlief, so daß der Hirte häufig stundenlang nach ihr suchen mußte, was er, da solches Kuhsuchen eine langweilige und gefährliche Mühwaltung ist, bald müde wurde, und da die bekannten Mittel gegen das verlaufen der Kühe von der Heerde, so wie auch Schläge, nichts halfen, so sann der Hirte darauf, dieser Kuh sich zu entledigen. Er verfiel auf ein Stücklein der Gemsenjäger, die bei schmalen Wegen ob Abgründen, wo die Gemsen wechseln, Glitschfallen von Baumrinden hinlegen, das glatte Innere der Rinde nach oben, darauf gleiten die Thiere aus und stürzen hinab. Solch eine ungetreue Brücke legte jener Hirte der Kuh der Wittwe, und lachte laut auf, als er das Thier abstürzen und sich todfallen sah. Die Wittwe erschrak aber so über das ihr zugestoßene Unglück, daß sie krank wurde und bald darauf starb. In derselben Stunde

starb auch der Hirte, und mußte alsbald geisten, und die Hände, mit denen er die Rinde bereitet und hingelegt, glühten ihm fort und fort. Seine Rechnung wird von einem strafenden Engel geführt, der schrieb in das Buch der Schuld den Werth jener Kuh, und tilgt alljährlich nicht mehr davon, als zwei Pfennige. — Vor nicht gar langer Zeit stieg noch im Spätherbst ein Enzianwurzelgräber aus Pians hoch über die Alpe Verwall hinauf, und trug gegen Abend seine Wurzelbürden herunter zur leeren Kühethaie, in der er ein Nachtlager suchte. In der Nacht weckte ihn ein schreckliches Geheul, das der Thüre immer näher kam, mit lautem Klickklack der harten Knospen. Der Wurzelgräber merkte wer es war, der da zu Besuch kam, duckte unters Heu und betete Johannis- und Urbanussegen und andere Segen; der schreckliche Geist, sehr groß, ohne Kopf und mit den Feuerhänden, war aber da und blieb da, fuhr mit den Händen in die da liegenden Holzspähne, da loderten diese hell auf und rings um flogen die „Gluhna-Stern'“ (Glühsterne, Funken) durch die ganze Hütte. Jetzt nahm der Geist eine Pfanne, that Asche hinein und Wasser, und rührte daraus ein Muhs, wie die Sennen ihr Griesmuhs aus Türkenmehl und Milch rühren; darauf schrie er dem Wurzelgräber zu, gleich solle er kommen und mit ihm Muhs essen, sonst zerreisse er ihn wie G'stieb (Staub) in der Sonne. Zitternd kroch der Wurzelgräber das Leiterl herunter und trat zum Feuer, und der Geist sprach (da selbiger keinen Kopf hatte, wird er auf alle Fälle ein Bauchredner gewesen sein): Merke Dir früher an, wie viel Du essen willst, sonst — — Zitternd und zagend führte der Wurzler das schreckbare Muhs zum Munde, leckte daran, und siehe, es schmeckte ganz gut, und er hatte noch nie besseres gegessen. Dabei sprach der Geist, indem er einen zufällig da liegenden Kieselstein faßte: Sieh, was ich leide! und gab den Kiesel in des Wurzelgräbers Hand. Der war glühheiß und zerfiel wie gebrannter Kalk in Staub. Dann griff der Geist an den Bergstock des Wurzelgräbers, der lohte gleich in Flamme auf, wie ein Kienspahn. Und mit Geheul verschwand alsbald der Geist. Der Wurzelgräber aber enteilte, und hat all sein Lebtage nicht wieder auf der Verwall-Alm übernachten mögen, und zersinnt sich heute noch, weshalb ihm der Geist befohlen, vorher anzumerken, wie viel er essen wolle?

44.

Die glühende Sennin.

Eine andere Landecker Gerichtsalpe liegt über dem Alperschonthale; herkömmlich vertheilt der Richter die Almtriften zur Huth an die berechtigten Gemeinden des Stanzer Thales und des Landecker Gerichtsbezirkes im Wechsel, auch ist bei dieser Huth den Sennern oder Senninnen von Alters her gestattet, einiges eigen Vieh, Kühe, Schweine oder Schaafe, mit aufzu-

treiben, es droben mit an die Weide gehen zu lassen, und es dann im Herbst zu ihrem Benefiz zu verkaufen. Nun war auf der Alm Alper schon eine junge, leichtsinnige Sennin, die trieb einige Schweine mitkauf, die ihr gehörten, und sorgte für dieselben gar zu mütterlich, denn sie fütterte diese vom Gute der Gemeinde mit Schotten (Buttermilch) und Zieger, daß sie fett und rund wurden, wie Wurst, die andern Schweine aber bekamen speres (dürftiges) Käswasser zu schlucken, welches nicht anlegt. Dabei war die Sennin stets wohlauf, munter, g'spassig, sang die schönsten Liedlen, war von allen gern gesehen, und niemand dachte daran, daß sie eine Almdiebin sei. Häufig kamen ein Paar Enziangräber aus Schnaun, dem Heimathdorfe dieser Dirne, zur Almzeit hinauf zur Alperschonalpe und blieben auch einmal länger droben, nachdem die Heimfahrt bereits erfolgt war. Sie brauchten die leere Thaie als Trockenplatz und Niederlage für ihre Wurzelbürden. Als die Männer nun herab ins Thal und nach Schnann kamen, vorerst nur mit einem Theile ihres Enzianvorrathes, so vernahmen sie mit Verwunderung, daß die junge hübsche Sennin jählings gestorben sei, und sie just noch recht kämen, mit ihr zur Leiche zu gehen. Das thaten sie denn auch mit aufrichtiger Betrübniß, und ein Paar Tage später gingen sie wieder zur Alpe hinauf, den noch droben gelassenen Enzian herab zu holen. Fast war es schon Nacht, als die beiden Männer droben ankamen, da hörten sie, wie sie der Kaser sich naheten, Schweine zum Freßtroge locken, und zwar ganz mit der Stimme der verstorbenen jungen Sennin. Und wie sie näher kamen, erblickten sie dieselbe leibhaftig, einen Ember (Eimer, Schaff) voll Käswasser in den Händen, aber dabei über und über glühend, in der Thaie herumfahren. Bestürzt standen die Männer und seufzten, da rief ihnen der Geist zu: Ja, seufzet nur über mich! Ich muß glühen und brennen, bis mein unredlicher Frevel abgebüßt ist bis auf den letzten Heller! Und verschwand vor ihren Augen mit Geheul und Brandgeruch.

In dieser Gegend ist die schaurige und weit berufene Schnaunerklamm, die vom Dorfe Schnaun den Namen hat, und in der es an Klammännerspuk nicht mangelt.

45.

Die sieben Hirten.

Eine den beiden vorigen in etwas verwandte Sage geht von der Alpe Fräsch (z'Fräsche'n) über dem Montafonerthale, auf der ein Bergsee ruht, aus dem der Litzbach westlich abrinnt, durchs Silberthal zieht, durch zahlreiche Seitenbäche vergrößert in die Ill, und mit dieser bei Meiningen in den Rhein fällt. Die Alpe Fräsch gehört den Montafonern. Einst übernachteten zwei Gemsenjäger droben, die in der Nacht durch einen Höllenlärm erweckt und erschreckt wurden. Es war der bekannte Lärm des Schellengeklingels, Viehschreiens u. dgl., und zur Thaiethüre herein traten sieben

Alpenhirten, der Senn voran, und begannen gleich in der Hütte ihre Arbeit, wie in der besten Alpenzeit, dann schürten sie Feuer und kochten ein Muhs, und winkten den Gemsjägern zur Theilnahme an diesem frugalen Male. Diese merkten wohl, daß sie es mit Geistern zu thun hatten, faßten sich aber dennoch Muth und aßen, wobei die Gespenster sie mit feurigen Augen schrecklich anstarrten. Das Muhs schmeckte nicht so gut, wie jenes, das der Wurzelgräber auf der Alpe Verwall bekam (s. Sage 43), es schmeckte wie Asche, Wermuth und Mistpfütze; doch druckten und schluckten sie es nieder, und einer faßte den Muth, die Geister zu besprechen nach der Regel, und sie zu fragen, wie sie zu erlösen seien? Darauf antwortete der Rechthirte: Wir erleiden harte Strafe, weil wir bei unserm Leben nachlässig und lüderlich gedient haben, und die Bauern in großen Schaden und um einen guten Theil des Almnutzens gebracht. Nur eine große Buße, die andere für uns leiden, kann uns erlösen. Ihr müßtet in Schuhen, in welche ihr zuvor harte Erbsen gethan, eine Wallfahrt nach Loretto vollziehen, aber dabei je nach drei Schritten vorwärts einen Schritt rückwärts thun! Seht eine Probe von unserer Pein. Jetzt nahm der Geist den Stutzen des einen Gemsenjägers, und hielt einen Finger der rechten Hand über den Schaft; da fiel ein Tropfen Feuer aus dem Finger und brannte sich zischend auf den ganzen Schaft, als wär' er Wachs. Darauf leuchteten die sieben Hirtengeister allzumal wie brennende Holzstöcke und gingen aus der Thale. Die Jäger aber eilten entsetzt nach Hause, erzählten, was sie gesehen, und haben dann aus eigenem Mitleid und auf Zureden guter Leute wirklich die mühsame langwierige Wallfahrt vollbracht, sind als Pilger mit wunden Füßen und todmüde in Loretto angekommen, haben dort für die armen gepeinigten Seelen gebetet, und endlich die schöne Genugthuung gehabt, daß ihnen die sieben Geister im schneeweißen Glanze der Verklärung erschienen und ihnen für das Werk ihrer Erlösung Dank sagten.

46.

Der Kaserer von Nauders.

Auf dem Hochleger Nauders und auf der Viechter Alm, die dem Stifte Vicht gehört, haust ein gespenstiger Kaserer, der vieles von der Natur eines Hoamzwergels an sich hat. Er ist hülfreich und gefällig, aber auch neckisch und tückeboldisch. Meist ist er auf dem Hochleger gut- und im Niederleger bösartig. Da wirft er mit Steinen um sich und zeigt sich sehr ungebehrdig. Ein Kraxentrager von der Riß ging einmal am Niederleger vorbei und sah das Almmännlein genau an, und hörte selbes grausam stöhnen und ächzen, faßte Mitleid und ging hinein, da funkelte es ihn aber so wild an mit den feurigen Augen im bärtigen Gesicht, daß er gern wieder seiner Wege ging, und das Manndl krötzen und krächzen ließ.

Zu einer Zeit kamen ein Paar Bettellotter über die Vichtalpe, als gerade Hirten und Senn eine verlaufene Kuh suchten; denen zeigte, als sie um einen Trunk Buttermilch baten, der Kasergeist in Gestalt des Melchers den Rahmstotzen, den der Senn gefüllt, um zu buttern, und hieß sie sich satt trinken. Die Lotter tranken den ganzen Stotzen leer, und erzählten drunten weit und breit, welche köstliche Buttermilch sie auf der Vichtalm erhalten, der Senn aber berichtigte betrübt den wahren Sachverhalt. Die neckelustigen Nachbarn aber brachten den Spottreim auf:

„Z' Nauders hot da Söga (Segen) koan Ziel,
Da rinnt d' böſta Buttamil."

47.

Der Almfudl auf der Vivanna.

Zwei Stunden von Graun über dem Endkopf im Gebiete der „Frauenpleiße", wo die Seligfräulein wohnten, liegt die Grauneralpe, die auch Vivanna heißt, und der halben Gemeinde von Graun zugehört. Einst ging ein Jäger, Kob genannt, aus Graun, dessen eigentlicher Name Jacob Wolf lautete, Nachts im Spätherbst aufs Wildern aus, und stieg auf die Alpe Vivanna hinauf, um da zu übernachten und am nächsten Frühmorgen desto geschwinder am Anstande sein zu können. Als er sich auf der „Dielen" zur Ruhe gelegt hatte, hörte er die Almthür aufmachen, und herein trat ein altes Weibchen, einer Sennerin nicht uneben an Anzug, die da droben wohlbekannt und vertraut schien. Es machte Feuer auf, holte Rahmmilch und Mehl vom Milchkeller, und fing an ein „Rahmpulken" (Sennermuhs) zu kochen. Als es fertig war, rief sie: Jetzt gehn wir essen, und der auf der Dielen liegt, soll auch mithalten! — Den Jäger gruselte es fast, als aber das Weibchen zum zweiten Male ihre kreischende Stimme vernehmen ließ, die wie Gebot klang, nahm er sich zusammen und stieg beherzt über das Leiterl herab; aber — o Schrecken — da kamen auf einmal mit heillosem Gepolter knurrende, grunzende und miauende Katzen, Schweine und Böcke zu der Thüre herein, und noch allerhand wilde Bestien. Schleunig sprang der Jäger zurück auf die Diele, und ergriff sein Gewehr, in welches er eine mit einem Kreuz eingeritzte Kugel geladen hatte. Puff! schoß er hinunter auf die Teufelsbraten, und husch! war alles verschwunden. Von der Almfudl war auch nichts mehr zu sehen, aber das Muhs lag im Feuer und roch wie Roßgagg'l. Der Schütz machte sich aus dem Staub thalab, die Wilderei war ihm vergangen. Am Morgen bemerkte er erst, daß er seine Jagdtasche droben vergessen hatte, und ging am hellen Tage mit noch einem wieder hinauf, fand sie aber sammt allem Schießzeug und Proviant jämmerlich zerrissen und zerbissen, „und so hätt's mi dös Höll'nkunta a gemacht, wan i länga drob'n blieb'n", fügte der Erzähler dieser Sage hinzu.

48.

Das Kasermanndl ohne Kopf.

Tief hinten im Ultenthale, nordwärts von St. Gertrud, das die Wälschen Santa Maria nennen, weil weiter oben ein Kirchlein „Sancta Maria Schmelz" genannt, gestanden hat, liegt eine felsumgürtete Schlucht, wo man am Sonnenberge mehrere einzelne Höfe gewahrt. Der hinterste Hof heißt „Hinterpilsen" und es geht dort im Ultenthale die Sage: wenn in Hinterpilsen ein Hahn krähe, so bewege sich der Stein am Außerhofe im Thaleingange ob Lana. Aus jenem tiefen Felsenkessel ragt ein ungeheurer Felsstock empor, über den die Fernerwässer wie weiße Bänder niederhangen, und darüber breitet sich in einem Halbkreise die smaragdgrüne „Weißbrunneralpe" aus, die sich an den Zufallferner lehnt, der sich an „das Ende der Welt" und an den Ortler hinzieht. Auf der Weißbrunneralpe spukt schon seit vielen Jahrhunderten ein besonderer Geist, ein Kasermanndl, ob vieler Fahrlässigkeiten und böser Thaten, und ist heute noch sehr verrufen und gefürchtet. Die Hirten auf jenen eisumwallten Triften erzählen auch nebenbei, daß an der „Hasenohrspitz" und an dem Lauchenspitze, auf der man einst die Riemen und Schellen einer Kuh fand, die von dem Almgeiste in einen See des Valgamei gestürzt war, bereits vor der Sündfluth eine Straße hingeführt habe.

Das Kasermanndl, behaupten manche, habe einst dem ganzen Ultenthale den Untergang gedroht, wie solches drohen von Untergang, Abschaffung, Fortjagung u. dgl. eine Eigenheit der meisten Manndlen ohne Kopf ist, bringen aber nichts z'Weg. Es giebt deren und der Sagen von ihnen überall viele und auch im übrigen Deutschland, sie heißen dort nur nicht Kasermanndl, und kein Mensch hält sie für „besondere" Geister. Und wenn bei ihnen der Hahn kräht, so bewegt sich kein Stein, sondern nur der Mist, auf dem selbiger steht, und der kaum.

49.

Der Thierscher-Alm-Hilderer.

Im Etschthale heißen die Hirten, welchen bedeutende Heerden, namentlich Ochsenheerden, anvertraut sind, Saltner, gerade so wie die Weinberghüter. Solch ein Saltner diente der Gemeinde Thiersch, die ihre Alm 1½ Stunde hoch über ihrem Orte hat, und welche die Thierscheralm heißt. Dieser Saltner hatte ein grundschlechtes Herz, that nichts lieber, als Menschen und Vieh jählings erschrecken und in Furcht setzen, und war ein grausamer Thierquäler. Häufig schrie er plötzlich den Kühen, die arglos auf der Almtrift ruhten, gellend ins Ohr, daß sie aufsprangen und entsetzt fortrannten. Plötzlich starb dieser Saltner, und muß nun umgehen und büßen. Häufig wird sein verzweifeltes Geschrei: Hoho! Hoho! Hohi! auf der Alpe

vernommen, daß Berge und Thäler davon „hildern“ (wiederhallen), daher man den Spuk nur den „Thierscher-Alm-Hilderer nennt. Fleißig erzählen die Alten den Buben von ihm, wenn letztere Neigung zeigen, Thiere zu quälen, und schreien ihnen den Klageruf in die Ohren; das merkt sich der Bub und thut keiner Fliege mehr ein Leid an, geschweige einem großen Stück Vieh.

50.
Der Pillerer-Putz mit dem Rad.

Am linken Ufer des Pfelderserbaches von der Moserbruck aufwärts durch Piller lief in jeder Nacht eine große schwarze Geistgestalt, und dicht hinter derselben her lief ein glühendes Rad. Sobald das Rad den Geist erreichte, schrie er mit jämmerlichem Tone: o lia! o lia! daß man es weitum hörte. Oftmals lief der Geist durch die Waldseiten hinaus bis an das Kropfeck, kehrte dann um und lief durch Piller hinunter, durch den Lechnerwald hinein gegen Rabenstein zu, kehrte dort wieder um und rannte ohne Rast und Ruhe so herum. Was er verbrochen hat, daß er so harte Strafe leiden muß, weiß man nicht. Seit 50 Jahren sah man nichts mehr von ihm; es scheint, daß er erlöset oder von Gott begnadigt wurde.

Damals geschah es öfter, daß ihm kecke Burschen oder Betrunkene „antern“ (nachspotten) wollten; sobald sie es thaten, so kam der Geist, wenn auch stundenweit ferne, sogleich mit sturmwindrauschen zu ihnen her, und es war dann jedesmal kein gutes begegnen.

Moos liegt tief hinten im Passeirerthale, da wo das Pfelbersthal sich gegen ersteres öffnet, und der Pfelbersbach in die Passeir ausmündet.

51.
Alm-Sudl am „ebenen Ferner“.

Die Pillerbauern, zur Gemeinde Moos gehörig, besitzen eine Alpe beim sogenannten „ebenen Ferner“, welcher mit dem großen Oetzthalerferner in Verbindung steht. Um diese Alpe werden sie wegen der herrlichen Bergweiden und dem besten Futter weit und breit beneidet. Sie heißt auch im Volke die Imsterkaser. Nur eine Unannehmlichkeit hat sie, daß dort der Geist einer Sennin spukt, die droben einzieht, schafft und arbeitet, sobald das Vieh abgefahren ist.

Es ist noch nicht gar lange her, da übernachtete ein Jäger von Plat in der Kaser auf dem Boden, oder der Dörr, wie man dort die Liegerstatt nennt.

Bald darauf kam der weibliche Geist im Senninanzug zur Thüre herein und kochte ein Rahmmuhs, brachte es dem Jäger ganz heiß zur Liegerstatt, und sagte leise zu ihm: Iß.

Aber der Jäger war ein Hasenfuß; er getraute sich nicht gik oder gak zu sagen, noch weniger zuzulangen. Hierauf ist die Sennin wieder traurig hinaus gegangen und hat tief geseufzt.

Der Jäger aber betrauert noch heute seine Feigheit, denn er meint, mit etwas mehr Muth hätte er die Sennin erlösen und dabei vielleicht sein eigenes Glück machen können.

52.

Der Schneider-Putz auf der Zirockalm.

Es ist herkömmlich, daß auf oder am Brenner immer ein Schneider zu wohnen pflegt, der für die Fuhrleute die sogenannten Hemden besorgt. Nun saß einmal ein solcher Schneider im Schöllerwirthshaus, eine Stunde vom Brennerposthaus entfernt, und trieb dort seine Handirung. Wenn er aber nichts zu thun hatte, so machte er sich das schlechte Vergnügen, große Steine auf die tief zu Thale führende Straße hinabspringen und rollen zu lassen, wodurch er den Fuhrleuten Schiff und Geschirr hart beschädigte, und wohl auch Pferde tödtete. Wenn sie dann heraufkamen und jammerten, so jammerte das Schneiderlein kläglich mit, und beschuppte nachher die Fuhrleute um so mehr, indem er ihnen schlechten Gewandstoff für guten aufhing, und die Hemden viel theurer verkaufte, als sie in Brixen oder in Sterzing zu haben waren, und meinte, je höher die Berge, um so mehr verkürze sich das Holz, das sähen sie ja deutlich an den Bäumen, und so gehe es auch mit der Schneiderelle. Jählings starb dieser Schneider, und zur Strafe für seine Unthaten mußte er nun als Putz zwischen dem Brennerposthaus und dem Schöllerwirthshaus, ja bis nach Goßensaß hinunter spuken. Da übte er manche grausame Tücke und ließ immer noch Steine springen, schob die Wägen abwärts den Pferden an die Beine, hemmte aufwärts die Räder u. dgl., bis sich die Fuhrleute vereinten, auf gemeinschaftliche Kosten den Geist durch einige Patres Kapuziner aus Sterzing bannen zu lassen. Dieß geschah, die Kapuziner bannten ihn zu den 3 Kasern auf der Zirocker Alpe, das heißt für den Winter, für den Sommer jedoch auf die **Hühnerspielspitze**, die man von Sterzing aus recht gut sehen kann. Von dieser schreit er öfters herab, daß man es auf der Zirockeralm vernimmt: Ach! Ist denn noch nicht bald der jüngste Tag! Ach käme doch bald der jüngste Tag! — Jeden Stein, den der Geist zu Thale rollt, und er muß deren viele abrollen, muß er wieder zur Höhe hinauftragen oder wälzen — ein Zug und Nachklang der antiken Sisyphosmythe. Ein alter Hirte legte einst auf einen solchen Stein einen Geiselstecken, in den er das Zeichen des heil. Kreuzes eingeschnitten hatte; der Geist fand ihn und schob ihn zur Seite, und wälzte den Stein fort. In den Stecken waren alle fünf Finger eingebrannt.

53.

Der Mitterwalder-Almputz.

Es giebt in Tirol drei Orte, die Mittwald, Mittewald, Mittenwald oder Mitterwald abwechselnd gesprochen, geschrieben und gedruckt werden, und nicht mit einander verwechselt werden dürfen. Einer davon liegt an der Isar und gehört zu Bayern, einer liegt unterm Brenner an der Eisak bei Brixen, und der dritte liegt im Pusterthale an der Drau.

Zwei Stunden über Mittewald an der Eisak liegt die Mittewalderalm, die auch noch einen andern Namen führt, ein schöner Weidefleck, der 40 Kühe nährt, nahe daran grenzt die Thaler-Alm, groß genug für 80 Kühe. Ein Grenzzaun scheidet beide Weidetriften von einander und sperrt den über beide laufenden Fußweg, damit jedes Vieh in seinem Gehege bleibe. Die Menschen, welche diesen Weg gehen müssen, übersteigen den Zaun mittelst eines kleinen Stiegerls. Just an dieser Stelle läßt sich öfters ein Geist sehen, in langem Rock mit zwei weiten Seitentaschen, auf dem Kopfe den Dreispitz und in der Hand einen tüchtigen Stock mit großem Knauf, wie sonst die Beamten zu tragen pflegten.

Dieser Alm-Putz, der hier den Paß behauptet, soll ein alter Beamter von Mittewald an der Eisak sein, vordessen ein betrügerischer Mann, der nun seine Uebelthaten an dieser Stelle abbüßt. Daß es bei seinem Tode und nach demselben nicht ganz richtig hergegangen ist, haben manche Leute, die ihn kannten, behauptet.

Er wird als der Urheber eines Waldbrandes bezeichnet, durch welchen er seinen Grundbesitz auf der Alpe vergrößert haben soll. Der Wald war nehmlich Eigenthum des Landesfürsten, und der Platz, auf dem der Wald stand, ging nach dessen Brande in die Hände des alten Postmeisters über, den man kurz zuvor, ehe das Feuer ausbrach, im Walde gesehen haben wollte. Er starb als reicher Mann — und wurde nachher oft beim „Stiegerl" gesehen. Vor mehreren Jahren kam ein Jäger an denselben Platz und sah den Geist von der Thaleralm herkommen und sich auf das Stiegele setzen; der Jäger weicht gleich aus und steigt weiter unten hinüber, wo ihn dann der Putz verteufelt verdreht ansah, so daß der Jäger fest glaubte, er habe etwas Arges im Sinne gehabt. Geschehen ist ihm übrigens nichts.

Die Nachkommen jenes büßenden Geistes haben auf alle Weise zu dessen Erlösung hingewirkt, haben reichliche Almosen gegeben, auch eine Kirche gebaut, und da in jetziger Zeit selbiger Putz auf der Mittewalder-Alm sich nicht mehr erblicken läßt, so ist anzunehmen, daß auch dieser Schatten zum ewigen Frieden eingegangen sein wird.

54.

Der Taschiputz.

Im Oberinnthale weiß jedes Kind etwas vom „Taschiputz“, es ist ein Spuk, bekannt wie das schlechte Geld.

Am Beginne des Pitzthales liegt das Dorf Arzl. Diese Gemeinde besitzt hinten im Thale bei den Fernern die schöne große Taschaalpe, den Tummelplatz des Taschiputz.

Taschiputz ist der Geist eines gewissenlosen Mannes, der einst Hirte auf benannter Alm war, jetzt aber in den Taschachsee (Taschachersee) verbannt ist, in einen Hochgebirgssee, der am südwestlichen Ende des Pitzthales liegt, vom Rifflbach durchströmt wird, im Umfange eine Stunde mißt und köstliche Forellen beherbergt; die Bergleute nennen ihn Taschach oder Taschisee. Der heiße Pein leidende Putz lebt im Kaltenpein-Element, ein räthselhafter Zustand, welchen noch kein dortiger Sündenrichter erklären konnte, daher ist ihnen der Taschiputz von allen Putzen der anziehendste, weil räthselhafteste. Sie behelfen sich damit, zu sagen, daß dieser einen besondern Leidenszustand zugetheilt erhalten habe, weil er eine andere Religion einführen wollte.

Dieser Taschiputz taucht häufig als feuriger Hund aus dem See, durchläuft das 10 Stunden lange Thal (Pitzthal), immer dem Bach entlang mit Sturmeseile, kehrt dann um und verschwindet wieder im See. Er soll das Vieh der Arzler oben auf der Alm gehütet, und dabei manches Stück auf diebische Weise bei Seite geschafft haben; seine Ausrede war dann: das Stück hat sich tod gefallen. Auch hat er zur Zeit der religiösen Wirren der Bergknappen gegen die christkatholische Religion so gearbeitet, daß er, weil er die neue Religion annahm, auch noch viele Leute im Thale auf seine Seite brachte.

Damals war ein frommer Mann um die Wege, der predigte im Freien von einem Felsen herab, der noch heute die Kanzel heißt, gegen die Neuerer im Glauben, und man hörte seine Stimme von der Schafalpe unterm Ferner bis fast nach Imst schallen; der Hirte aber verspottete diesen gewaltigen Prediger und nannte ihn einen Plärrer. Dafür blieb dann die Strafe nicht aus; denn der Hirte starb sehr plötzlich, und verfiel dann in die Strafe aller Abfälligen vom Glauben und der heiligen Kirche.

55.

Der Senderser-Putz.

Im Sendersertthale, das sich in der Nähe von Innsbruck hinter Arams, Götzens und Grinzens in die Hochalpen hinaufzieht, liegt eine Gemeindealpe, Kemateneler Alm, oder auch „d'Heach“ (die Höhe) genannt,

auf der die Kematener Bauern 80 Kühe halten, nächstdem sie zur Ungarbergeralm 200 Stück auftreiben.

Auf dieser „Heach", so geht unter den Bewohnern der nahe liegenden Gemeinden die allgemeine Sage: zeigt sich am Vorabende hoher Festtage ein riesiger Almgeist, der das Vieh von den Ketten lös't, es hinaustreibt, dann mit flinker und kräftiger Hand den Stall säubert, zu welchem Behufe er eine Mistscharre verwendet. Den Mist legt er dann auf die „Radlbög" und führt ihn fort. Er macht seine Arbeit so rasch, daß der Boden zittert und hört erst auf, wenn es Morgens im Dorf „das Gebet" läutet. Natürlich gewöhnte man sich nach und nach an die Sache und ließ ihn unbeirrt schalten und walten, zumal er sonst nichts Böses that.

Das kam aber anders, als einst ein freigeistiger Senner die Alm bezog, der an dergleichen Spukereien nicht glaubte und diejenigen auslachte, die ihm davon erzählten. Und da er nun doch das rumoren mit eigenen Ohren hörte, wollte er der Sache auf den Grund kommen und wissen, was der Putz für einen Schubkarren benütze, ob einen eigenen oder den des Senners; daher band er an den seinen eine Schelle. In der Nacht vor dem nächsten Feiertage vernahmen der Senn und mehrere Andere, die bei ihm waren, den Ton der bekannten Glocke, welche der Senner an das Rad gebunden hatte. Hört ihr's, sagte da der letztere: der Heiter fährt richtig mit unserm Schubkarren; der Kerl soll nur für uns arbeiten. Dazu machte er ein recht höhnisches Gesicht und Glossen und dumme Spässe, ungeachtet des abmahnens der Senner, die sich von ihm entfernten, da er nicht nachließ zu spotten. Etwa 14 Tage nachher ging dieser Senner zwischen 11—12 Uhr Mittags vor die Kaserthüre, während die andern beiden Melcher beim Kessel saßen und die Klöse verspeisten, welche der Obersenner kunstreich gekocht, denn er war ein guter Koch; siehe da schritt der große Putz vorbei und den Senner plagte der Uebermuth, daß er ihm nachrief: Du darfst a nöt so heach sein, wenn d' grad a Herenmoaschin bist; kimm nu eini und iß mit uns, weil d'a die ganzi Nacht für uns arbeitest! Der Putz redete kein Wort, ging aber auf den Senner zu und schaute ihn so grimmig an, daß demselben gräulich Angst wurde und er in die Kaser eilte und von da in die Stube; auch hieher verfolgte ihn der Putz und würgte ihn auf der Schlemm, daß er ganz blau ward.

Die andern hörten nur den Senn erbärmliche Seufzer ausstoßen, worauf der Putz wieder ins Freie ging. Die Melcher liefen zu Hilfe und fanden den erstern aufgeschwollen und zerkratzt, mit blutender Brust auf dem Boden liegend, — halbtod. Er mußte darauf ins Dorf hinab getragen werden und starb nach 2 Tagen.

Man erzählt auch, daß der Schwenninger Jockl, der jetzt in Völs Bauer ist, 20 Jahr auf dieser Alpe auffuhr und allerhand von dem Putz weiß. Unter anderm soll ihn der Geist an einem Sonntage bis zur Alm-

march (Alpenmarkstein) begleitet haben, um zu sehen, ob er gewiß zur Kirche gehe. Auch der „Helm Zanger“ (Johann Helm), ein Bauer in Götzens, war allda 30 Jahre Geishirt und weiß verschiedenes von selbigem Almputz zu erzählen. Wer das alles erzählen wollte, könnte ein Buch damit anfüllen.

56.

Der Alperer mit Kothwandelfüßen.

Im Alpachthale liegt ein Alme mit 80 Kuhgrasrechten und 12 Schweinsgrasrechten in einem fast kreisrunden grasreichen Kessel am Fuße des Widdersberger Horns, die streckt sich bis an das hohe Horn, und führt den Namen „Kohlgrube“. Diese Alm gehört dem „Daslabauer“ (Simon Hechenblaiker) und die andere dem Andre Hechenblaiker und dem Johann Thunmr, seinen Nachbarn. Der „Dasla“ (Oswald) schafft sehr rührig im Sommer selbst auf seiner Alm, als sein eigener Senn und Melcher, und wenn Du zu ihm aufi kommst, so kann er Dir erzählen, warum auf seiner Alm 12 Schweinsgräser-Rechte ruhen, die an Werth 6 Kuhgräsern gleich stehen, während sonst im ganzen Lande von Schweinsgrundrechten keine Rede ist.

Auf der „Kohlgrube“ zeigt sich, „wenn die Heerden heimwärts ziehen“ — wie es in dem Liede lautet — ein seltsam gestalteter Alberer, von riesiger Gestalt, und seine Füße sind wie zwei Kothwandelen (Auskehrichtschaufeln). Sein Hals ist kurz, wie ein Stierhals, und darauf sitzt ein damischer Dickkopf.

Vor einigen Jahren blieben zwei beherzte Gemsjäger über Nacht, um im Morgengrauen auf dem Anstande sein zu können. Als es Nacht wurde, zündeten sie am Heerd Feuer an und rauchten ein Pfeifchen Tabak ums andere.

Da hörten sie Schneegrugeln, Donnern ohne Blitz, welches auf den Hochthälern häufig vorkommt. Das machte sie nicht irre. Aber bald wurden sie doch unangenehm aufgeschreckt, denn erst schüttelte es am Dach, dann krachte es, und endlich stiegen zwei Füße nieder, gestaltet wie zwei Kothwandeln, an langen Fichtenstangen angemacht. Nach und nach kam die ganze Riesengestalt herab, aber die Jäger enteilten und der Almgeist blies eilig das Licht aus.

Ein Ururahnl des jetzt so genannten Dasla führte diesen Vornamen, kam von fernher ins Land, war schier ein Ries'. In seinem Bauchgurte hatten drei Männer Platz. Er baute den Hof an auf „hoher Plaike“, urbarte das Land und bändigte den wilden Alpbach. Das Wort „Hohe Plaike“ (Hochblick) wurde in „Heachenblaike“ verstümmelt, und dann ging vom Besitz der Name auf die Besitzer über, die sich zahlreich mehrten, daher der Familien-Name Hechenblaikner jetzt sehr verbreitet ist und häufig begegnet, und der Vorname Dasla am Hofe haften blieb.

57.

Der Brudermörder auf der Hochalpe.

Der alte Butterträger der Hochalm wohnt in der Scharnitz und weiß Verschiedenes zu erzählen.

Unter anderem auch dieses:

Vor 200 Jahren wenigstens (sein Aehnl hat es auf den Tag gewußt, behauptet er) war die Hochalpe bis weit hinauf voll des schönsten Grases und Waldes, und der jetzt gelichtete Fitzwald war der berühmteste Urwald von Tirol; er ging hinauf bis zum Höchl und hatte Bäume, daß drei Leute selbe nicht umspannen konnten; kurz, es war die Hochalm ein Kuhhimmel, und man hieß sie auch allgemein so. Wo jetzt die Schafe herumsteigen, sah man die Kühe weiden und das Vieh gedieh wie nirgends besser.

Damals hat die Alm einem reichen Bauer von Leutasch, „Simele" genannt, gehört, welcher zwei Söhne besaß, die, als er gestorben war, wegen des Besitzes dieser Alm in heftigen Streit entbrannten.

Der jüngere ist ein braver Bub gewesen, der andere aber ein rechter „Ruach". Es kam so weit, daß die zwei endlich die Alm ausspielten. Der Jüngere gewann sie. Er hat dann ein braves Mädl geheirathet, die jedoch auch der Aeltere gern geheirathet hätte, der aber einen Korb bekommen hatte. Der Jüngere lebte glücklich in seiner Ehe; jedoch der Andere kochte bittere Galle und von Monat zu Monat wuchsen seine Rachegedanken.

Er machte einen Prozeß anhängig, fand falsche Zeugen und er selbst schwur einen falschen Eid, daß das Gericht die Verlosung für ungültig erklärte und dem Schlechten die Alm als Eigenthum zusprach.

Damals war der brave Bruder gerade auf der Alm fleißig mit Kasen beschäftigt und wußte nichts von dem Urtheilsspruche. Der Schlechte aber geht stolz hinein in die Kaser, und will seinen Bruder hinauswerfen. Aber der wehrt sich und die Senner und Hirten „plöschen" den erstern tüchtig durch und jagen ihn bis außer dem Gemark hinaus ins mittlere Karwändelthal und lassen ihn dann laufen, nachdem sie ihn mit Zaunspelten am dortigen Grenzzaun noch einmal „durchbloit" haben.

Der wilde Bruder aber schäumt vor Wuth, geht nach Hause, holt seine Büchs und schleicht in der Nacht wieder auf die Alm und schießt durch das Guckerl seinen Bruder in der Schlemm tod.

Aber kaum hat derselbe die Seele schmerzvoll ausgehaucht, so zeigte sich Gottes Zorn augenscheinlich, um den falschen Schwörer und Meuchelmörder zu strafen. Es kam ein schreckliches Wetter daher mit Blitz, Donner, Schnee, Hagel und wilden Regengüssen, daß alles zusammengeschlagen und verschwemmt wurde. Hernach war es wie ein Erdbeben; da fielen zu beiden Seiten die Berge herab ins Thal und deckten die Almhütten und

Weiden über 20 Klafter hoch zu. Auch der Mörder mußte langsam unter den Schutt versinken und muß als Geist darunter schrecklich leiden. Man hört ihn oft fürchterlich winseln und heulen, und trotz daß man Bittgänge und Sühnopfer veranstaltete, blieb alles vergebens.

Das Hochthal voll Steingerölle fiel, da kein Mensch mehr damit etwas anzufangen wußte, als verrufener Ort dem Kloster Werdenfels zu, welches, wo es möglich war, die Plätze wieder etwas herrichtete und etwa nach 100 Jahren hatte sich's so gestaltet, daß auf der überschütteten Alpe eine neue entstand. Es wurde auch ein hübsches Kirchlein dahin gesetzt, wo manchmal im Jahre Messe gelesen wird. Die Seele des Mörders aber wandert noch immer herum und jammert Nachts und lärmt, daß es ein Grausen ist; sie muß büßen bis zum jüngsten Tag, und wie es beim letzten Gerichte erst wird — das weiß Gott!

Seit den letzten 70 Jahren ist die Alpe durch Kauf an verschiedene Eigenthümer gekommen; jetzt besitzt sie der Sammler und Erzähler dieser Sagen.

58.

Die Geldmesserinnen.

In Lofer, einem Markte an der Grenze Tirols, gegen das Salzburgische hin, lebte ein reicher Bauer, der als er starb, drei Töchter hinterließ, von denen die jüngste völlig blind war. Hierauf theilten die Schwestern, deren Mutter schon früher verstorben war, des Vaters hinterlassenes Geld und den sonstigen Nachlaß. Es fand sich des Geldes so viel, daß es mit Schäffeln getheilt werden mußte. Aber dabei übten die sehenden Töchter gegen die blinde Schwester eine scheußliche Bosheit. So oft an diese letztere die Reihe kam, drehten sie das Gemäß um, daß der Boden nach oben kam, belegten diesen bis zu dem schmalen Rande mit Geldstücken, und ließen die Blinde oben darauf greifen, damit sie sich überzeuge, daß auch sie volles Maaß erhalte. So bekam die arme Blinde nicht den hundertsten Theil ihres Erbes. Die habsüchtigen Schwester aber bargen den durch Trug gewonnenen Reichthum in eine geheime Felshöhle, und nahmen davon, so viel sie brauchten. Aber der gerechte und allsehende Richter im Himmel lebt, und als jene Schwestern verstorben waren, wurden sie verurtheilt, in Gestalt schwarzer Hunde mit glühenden Augen in jener Höhle zu liegen und ihren Schatz zu bewachen, und zwar so lange, als bis jeder, der überhaupt dazu gelangt, diesem Schatze sich nahen zu können, mit Bescheidenheit so viel genommen, als er gerade bedarf. Nimmt er mehr, so ist er verloren, den Geldgierigen zerreißen alsbald die Hunde. Wo sind nun aber in der Welt die mit Wenigem zufriedenen? Die treulosen Schwestern werden wohl noch lange an ihrem Schatze zu hüten haben.

Diese Sage ist mit Veränderungen auch in andern Gegenden heimisch.

Auf dem Gipfel des **Pechhorns** im Loferer Thale steht, der Sage nach, auch ein Schatz, eine Riesenkanne voll geschmolzenen Goldes, das an Vorabenden heiliger Feste, besonders aber in der Johannisnacht, überfließt. Nur besonders Muthigen und auserwählt Glücklichen ist vergönnt, davon zu erhalten. Ein großer schwarzer Mann hütet den Schatz; der wollte einst einen Schneider aus **Unken**, das auch im Loferthale liegt, glücklich machen, der Schneider hat sich aber so schrecklich gefürchtet, und ist so davon gelaufen, daß er noch lange der Spott aller Unkener gewesen ist*).

59.

Der Schatzhüter auf dem Bachlerfilzen.

Ueber den „Reichenfeldern" im Alpbachthale erhebt sich ein Kogl, dessen Gipfel schön abgeplattet ist, und „**Bachlerfilzen**" heißt. Dort hauste ein Schatzhüter, von dem man nicht recht weiß, ob er elbischer Natur war, oder ein büßender Geist. Im Sommer des Jahres 1804 ging der Jäger **Bendl** vom Zillerthale dort hinauf auf die Gemsjagd, setzte sich auf den Filzen, zog sein Spatal (Butterschachtel) hervor, strich sich Brod, und hielt sein frugales Mittagsmahl. Seinen Bergstock hatte er neben sich in die Erde gestoßen und seinen Stutzen daran gelehnt. Wie er den Stock aus der Erde zog, sah er, daß der große eiserne Stackle (Stachel) so schön gelb gleißte, wie das gediegenste Gold. Flugs störte der Bendl mit dem Stocke im Wasser und in der Erde herum, und fand einen feinen glänzenden Lehm, aus dem er Küglein formte, und damit sein Spatal fast voll füllte, zum Spiel für die Kinder. Diese freuten sich auch gar sehr über die goldgleißenden „Zwintpfurtscher", spielten täglich damit und verloren sie fast alle. Zufällig sah ein Bergmann, der beim Bendl einsprach, noch einige wenige, nahm sie an sich, trug sie nach Sbruck, und brachte dem Jäger 5 Ducaten dafür, unter dem Beding, daß er ihm den Ort zeige, wo der Jäger den Lehm gefunden. Beide stiegen zum Bachlerfilzen hinan, fanden auch den Ort, aber von dem Lehm keine Spur. Der Schatzhüter hatte dem Jäger das Glück vergönnt, und nicht dem Bergmann; auch scheidet all solches Glück, sobald es einer verplaudert.

Ein Jahr später ging derselbe Jäger über die Filzen herab in den Graben, das „Sagerthal" genannt. Er ging auf Gamsen aus und aß da zu Mittag, betete darauf wie gewöhnlich ein Dankgebet, und wie er neben sich schaute, sah er einen offenen Stollen in der Wand. Im Stollen hingen hie und da von der Decke große glänzende Goldzapfen, gerade wie Zirm (Zirbelbäumzapfen). Hei, wie spreizte da der Jäger die Augen auf und freute sich des Reichthums. Er lehnte die geladene Büchse an die Wand

---

*) Bechstein: Deutsches Sagenbuch. 983.

und wollte die goldenen Tschurtschen abbrocken, welche so einladend herabhingen, aber der Schatzhüter führte ihn in eine Versuchung. Der Jäger brauchte nur noch etliche Schritte zu machen — da sprang auf einmal ein hinkender Gemsbock neben ihm vorbei und der leidenschaftliche Gemsjäger dachte: Ei da kann ich zwei Hasen auf einen Schuß schießen, erst die Gems, dann die Goldzapfen — denn letztere laufen mir doch nicht davon. Er ergreift die Büchse wieder, die Gems lockt ihn über ein Eck und — verschwindet. Jetzt will er zurück zum Stollen, und ach — auch dieser war zugeschlossen, nicht ein Sprünglein im Felsen war zu sehen. Die Schatzhüter üben gern Tücke.

60.
Die Greinerhüter.

Auf einer Alpe des mineralienreichen Greiner im Zemgrunde hausen Schatzhüter.

Ein Bauer aus dem Zillerthale vom Dorfe Mairhofen kam einst hinauf, sah allda Leute sitzen, welche lustig Branntwein tranken und Karten spielten; er hielt sie für Hirten. Sie brachten ihm Bescheid, d. h. sie reichten ihm ein Glas Branntwein zum Gesundheittrinken.

Man fragte um dieß und das; er bekannte, daß er ein „armer Heiter" sei, und sie versprachen ihm Geld zu geben, wenn er sich verbindlich mache, nach dem Tode hüten zu helfen.

Jener lachte dazu und meinte, das wär' ihm schon recht, und wenn sie ihm „toll" Geld gäben, wolle er gern den Pakt eingehen.

Nun erhielt der Bauer wirklich so viel Geld, als er fortschleppen konnte.

Er wurde ein wohlhabender Mann, aber dabei auch älter und erinnerte sich oft an sein Versprechen, welches er den Greinerhütern gegeben hatte.

Er begab sich zu einem Schwarzkünstler und zu Bauerdoktoren, wovon im Lande mehr oder weniger stets vorhanden sind, welche auch mehr als andere Menschen verstehen und über Hexereien und Teufelsspuk genau unterrichtet sein wollen.

Jedoch alle sagten ihm, daß da weder Gegenbann noch Segen der Geistlichen ihn befreien könne.

Daher ergab er sich. Als sein Tod herannahte, verlangte er, daß man ihn nach dem Absterben sogleich auf das Rechbrett lege, daß man ihm neue Handschuhe und ein warmes Lodengewand anziehe und daß niemand bei ihm wache; dann, setzte er bei: wisse er, was er zu thun habe.

Man that, wie er gewünscht, und staunte nicht wenig, als man ihn früh morgens dem Eisberg zu gehen sah. Seine Leiche war verschwunden. Ein Beweis, daß er selbst Greinerhüter wurde. Noch jetzt bewundert man seinen Muth und die Ergebung; ein Hasenfuß wäre vor Jammer zur Schande der Zillerthaler verzweifelt.

Ein anderer Bauer, aus der Gegend von Finkenberg, ging auch dahin voll desperater Gedanken und forderte Geld und hatte sich verpaktirt.

Man verbot ihm, umzuschauen, wenn er fortgehe; aber er schaute dennoch um, und sah, daß die Greinerhüter in Eis eingefroren waren; — entsetzt warf er das Geld zurück und eilte davon, und war gerettet — jedoch ging er immer „gawich" umher, und starb nicht lange darauf.

61.

Die Silbertäufer.

Unterm Bergfall-Schrofen am Höttinger Gebirge, dem Achselstein und Solstein entragend, lag eine reiche Silbergrube. — Es werden wohl mehr als hundert Jahre her sein, daß einst die Knappen einen so großen Silberklumpen fanden, daß von den nahen Allerheiligenhöfen vier Ochsen eingespannt werden mußten, um diesen Klumpen, nachdem er zu Tage gefördert war, zur Münzstätte zu fahren. Diese Fahrt erfolgte an einem „Pfingstig" (Donnerstag). Die Straße führte damals durch das Dorf Hötting, denn drunten im Grunde, wo jetzt die Poststraße hinzieht, war nur aufgeschwemmtes Kiesland. Die Knappen waren sehr lustig über ihre so reiche Ausbeute, und als sie nun herwärts zu dem „Schlaggar" geheißenen Knappenwirthshaus (jetzt zum Bärenwirth) kamen, übernahmen sie sich so sehr im Wein, daß ihnen in ihrer rauschigen Tollheit der Gedanke kam, den Silberklumpen zu taufen, und der Wirth nährte fleißig diesen frevelhaften Gedanken. Nur einer der Knappen rieth ernstlich ab, aber die trunkene Mette war einmal im Gange; von zwölf Knappen nahm jeder ein Schaff voll Wein, und goß es auf den Silberklumpen vor der Thüre, und zwar um so öfter, je mehr der brave Knappe abzuwehren suchte, so daß der Wein vom Schlaggar bis zur „Süßenmüllerbrucken" und in den Mühlbach hinabrann. Diese alte gewölbte Brücke steht noch. Als der Frevel vollbracht war, fuhren die Knappen weiter nach Hall, allwo die Silberschmelze sich befand. Kaum war das Erz geschmolzen, so wallte es schäumend auf, mit Donnerkrachen barst der Ofen, und eine blaue Lohe schlug aus ihm zum Himmel. In derselben Stunde starb jählings der Wirth zum Schlaggar. Aber die Knappen ließen sich nichts anfechten, sie kehrten auf dem Rückweg wieder im Schlaggar ein, zechten aufs neue, und tanzten die halbe Nacht hindurch, steckten Bratwürste statt Federn auf die Hüte, und runde Brotschnitte statt Gamsbärte, ohne sich darum zu bekümmern, daß die Leiche des Wirthes auf dem Rechbrett lag.

Nach Mitternacht sollte es noch immer so fort gehen, aber die fromme Wirthin gab kein Fleisch mehr her, und stellte statt dessen breite Fastenküchl auf. Darüber lachten und spotteten die Knappen über alle Maßen, befestigten die Küchlein auf ihren Schuhen als Rosetten, und zogen gegen Morgen ihres Weges nach der Silbergrube.

Kaum waren die zwölf gottlosen Knappen wieder im Schacht, so brach die Silbergrube zusammen, der Berg spaltete sich und die ganze Umgebung wurde von Trümmern des Bergfalles überschüttet. Vier jammernde Wittwen suchten vergebens nach den Gebeinen ihrer erschlagenen Männer. Nur der dreizehnte Knappe, der von der Silbertaufe abgerathen, blieb am Leben. Die Verschütteten wurden in Schatzhüter verwandelt und büßen noch immer ihren Frevel. Vergebens hat man damals und noch bis in die neueste Zeit versucht, die reiche Silbergrube wieder aufzuthun.

62.

Der Schatzhüter im Schlutterthale.

Im Höttinger Gebirge liegt auch das „Schlutterthal", in welchem ein Schatzhüter haust. Ein armer Knecht, Namens Franzl, der für die Höttinger Bauern Holz fällte, ging Abends nach dem Gebetläuten heim, und dachte bei sich selbst: Ach, wenn das Schlutterthaler Zwergl doch mir auch was gäbe!

Gleich darauf sah er seitwärts am Weg ein kleines Manndl sitzen, das ichäzete (ächzete) ganz erbärmlich, und da fragte der Franzl: Was fehlt Dir? — Ach, ich hab' eine gar schwere Bürde, die ich kaum derschleppn kann, ich will Dir s' schenken, aber wirf s' nit fort, bring s' heim. — Der Knecht nahm die Bürde und fand sie sehr leicht; aber sie wurde, je weiter er ging, immer schwerer und schwerer, und zuletzt konnte er sie nicht mehr tragen. Er warf also den Sack ab, und öffnete ihn, zu sehen, was darin sei. Da war der Sack voll Roß — kastanien? Nein, etwas schlimmeres. Zornig schüttete der Franzl den Sack aus; es war beim Höttinger Sandbühl neben dem sogenannten „großen Gott", und dachte: den Sack willst D' wenigstens mit nehmen. Dabei hörte er etwas, das wie seufzen und weinen klang. — Wie der Franzl heim kam, klingelte noch etwas im Sack, er schüttete ihn aus, da war es ein Rest Roßgaggele, die waren aber in Goldstücke verwandelt. Eilend lief der Franzl zurück, die ausgeschütteten Roßeier zu holen — aber da lag weder Laub noch Staub von ihnen. Später erfuhr der Knecht, daß er den Schatzhüter leibhaftig gesehen, einen ehemals reichen Bauer, der seinen Reichthum vergraben habe und nun so lange geisten muß, bis einer denselben, scheinbar als ekeln Koth, nach Hause trägt. Dem gehört dann der Schatz, und dessen Hüter geht erlöst zur ewigen Ruhe ein.

63.

Der Sigmundsburger Schatz.

Einem kleinen tiefgrünblauen Alpensee am Fuße des Fern entragt, eine halbe Stunde hinter Nassereit, die alte Siegmundsburg, thronend

auf einem in den See vorspringenden Felsenriff. Unter den Mauern der Burg befindet sich ein Kellergewölbe und in diesem ruht ein unermeßlicher Schatz, dessen Hüter die Gestalt eines großen, schwarzen, zottigen Hundes hat annehmen müssen. Bisweilen erscheint dieser Hund auch über und über leuchtend, brennt aber nicht. Im Rachen hat dieser Hund einen Schlüssel, der die Schatztruhe öffnet, aber niemand kennt die Bedingungen, unter welchen der Schatz zu heben ist. Zudem ist der alte Keller noch so wohlverwahrt, daß man nicht nur so ohne weiteres in denselben zu gelangen vermag. Wahrscheinlich muß erst die Siegmundsburg ganz in Trümmer zerfallen, bevor der Keller zugänglich wird, und dann erst mag es dem Schatzhüter glücken, den Erlöser zu finden, auf den er schon lange harrt. Darüber können aber noch ein Paar Jahrhunderte hingehen.

64.
Die Schlangenjungfrau.

Im Kaunserthale, das bei Prutz in das Ober-Innthal ausmündet, aber weit oben, eine Stunde hinter Feuchten, steht am Wege eine alte, fast zerfallene Jägerhütte öde und unbewohnt, und dennoch ist sie manchmal hell beleuchtet. Darunter ist ein eingefallener Keller, und in diesem ein großer Schatz verborgen, der ein Königreich aufwiegt. Er wird bewacht von einer Schatzhüterin, welche bald als Schlange, bald als wunderschöne Jungfrau um Erlösung fleht.

Einst ging einer der wildesten Burschen des Thales Nachts vorbei und wie er beim Fenster Licht sah, stieg er über die halbzerfallene Mauer hinein und sah ein Mädchen, wie ein Engel so schön, drin sitzen, welche ihr Haar flocht.

Er jauchzte zuerst, wie es beim fensterln üblich ist, sprang dann zu ihr ins Zimmer und setzte sich zu ihr hin, als wär er schon längst mit ihr bekannt. Der kecke Muth schien ihr zu gefallen. Sie fragte ihn: gefall ich Dir? worauf er ungenirt erwiederte: Du bischt sakkra das schönst Dirndl im ganzen Thal und weita bis 'Sbruck (Innsbruck); Dich müßt i habn, wann i a alli Bubn aus'n Thal außi robblen müßt.

Das Mädchen lächelte und sagte zu ihm weiter: Schau mich recht an, ob ich Dir gefall', und wenn Du mit robblen wirklich so stark bist, so kannst schon mit mir die Prob' machen, ich glaub Du bist nur ein „Reder" (Schwätzer). Sie sagte ihm nun weiter, daß sie sich verwandeln werde, und zwar in eine Schlange mit Schlüssel und Krone. Wenn er ihr beide abgewinne, so sei sein und auch ihr Glück gemacht.

Ha! meinte der Robbler: da mögen eine ganze Stubevoll Schlangen kommen, ich werde mit allen fertig werden!

Sie verwandelte sich sogleich in eine große Schlange, hielt den Schlüssel

zum verborgenen Schatz im Munde und hatte eine glänzende Krone auf. Sie ringelte sich dreimal um seinen Leib, und davor entsetzte er sich, riß ihr wohl den Schlüssel aus dem Munde, aber stürzte alsbald wie tod zu Boden.

Als er erwachte, lag er außen beim Jägerhaus im Walde, und bereute nicht nur den Verlust des Schatzes, sondern schämte sich ein Robbler zu sein, der, wie viele andere, nur mit dem Maule Heldenthaten zu vollbringen im Stande war.

Lebhaft erinnert diese Sage an die Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augst, bei der der Schneider von Basel auch nicht zum Ziele gelangte.*)

65.

Der Augsburger Kaufmann.

In einem Hause zu Namlos, ohnweit Berwang, in dem am Ausgange furchtbar wilden und schwer zugänglichen Rothlochthale, liegt ein Schatz, den einst, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, auf einer Reise durch diese Thalschluchten ein Kaufmann aus Augsburg vergraben hat. Aber er schrieb nichts darüber nieder, und da ihn bald darauf feindliche Truppen in ihre Gewalt bekamen, und ihn ermordeten, da sie keine Beute bei ihm machen konnten, so mußte sein Geist nach jener Stelle hinschweben und dort seinen Schatz so lange hüten, bis einst einem seiner Nachkommen es glückt, denselben zu holen und seiner dann theilhaftig zu werden. Dieser Schatzhüter zeigt sich in Gestalt eines uralten, kleinen, grauen Männleins, mit einer grünen Brille auf der Nase, einer Feder hinterm rechten Ohr, und spielt beständig mit einer Zirbelnuß, dem Wappenbilde der Stadt Augsburg, oder klingelt mit drei Schlüsseln, welche eines der alten Augsburgischen Patriciergeschlechter, die Portner, im Wappen führten. Vielleicht entstammte derselbe Schatzhüter diesem Geschlechte.

66.

Der Schatz im Falkenstein.

In der „Sperten", einem fünf Stunden langen Thale zwischen Hopfgarten und Kitzbühel, steht eine hohe Felswand zu Tage, der Falkenstein genannt, noch mit Trümmerspuren eines alten Baues, um die mannichfache Sagen kreisen. Zuerst soll ein Heidenschloß auf dem Falkenstein gestanden haben, und noch stürze ein Wasserfall über ein eisernes Thor, das die Gewölbe voll reicher Schätze verschließt, oder statt des Schlosses soll es ein Götzentempel gewesen sein, dessen goldene und silberne Bildnisse und

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch. 27.

Geräthe noch dort eingeschlossen ruhen. Ein wildes Bergfräulein bewacht als Schatzhüterin diesen Hort schon seit tausend Jahren. Vor dreißig Jahren ohngefähr, so lange, oder auch noch etwas länger, wird es wohl her sein, hat der Senn von der Hoferwirthsalpe das Fräulein gesehen, und sie hat ihm ihre Gunst geschenkt, ihm auch das Geheimniß zu lehren begonnen, wie sie zusammt dem Schatz zu erlösen sei. Sie trat jeden Samstag aus dem Falkenstein heraus und trug Gold für ihren Günstling in der blüthenweißen Schürze. Seine Kameraden belauschten seine heimlichen Gänge, sahen ihn bei dem Bergfräulein, und dieses sprach: Du siehst mich heute, und niemals wieder. — Und also geschah es auch.

Später soll das Schloß auf dem Falkenstein der Margarethe Maultasche gehört haben.

67.
Schatzwächter im Engelsberge.

Eine Viertelstunde von Hopfgarten liegt im Brixenthale die malerische Burgtrümmer Engelsburg, und unter ihr ruht ein großer Schatz, bewacht von einem schwarzen Hunde. Auf der Burg saß vordessen ein Schloßhauptmann nebst einigen Rittern, welchen zugleich auch der Schutz der 1½ Stunden entfernten Burg Itter anvertraut war. Diese Ritter häuften viele Schätze zusammen, die sie in die Gewölbtiefen der Engelsburg bargen, und die nicht entdeckt wurden, als im großen Bauernkriege 1525 und 1526 die Salzburger und Vintschgauer Bauern beide Burgen brachen. Neben den Trümmern der Engelsburg stehen noch zwei uralte Kirschbäume, und in deren Nähe soll zu gewissen Zeiten ein gewölbter Gang offen stehen. Am nördlichen Fuße des Hügels steht das kleine Wallfahrtkirchlein zu St. Elsbeth, das eine ritterromantische Sage umblüht, und ebenfalls am Fuße ruht auch das Häuslein einer armen Wittwe, insgemein das „Storzanibele“ genannt. Zu selbem Storzanibele kam einst ein sonderbar gekleideter Mann, der sehr geheimnißvoll that, und ihm vertraute, daß in nächster Nacht der Schatz zu heben sei. Wenn das Storzanibele ihm zu solchem Werk behülflich sein wolle, so sei ihr beiderseitiges Glück gemacht. Wenn nichts böses dabei zu thun sei, meinte das Storzanibele, so wolle es wohl helfen; sie könne gar gut einen Schatztheil gebrauchen.

Gegen Mitternacht zündete nun das Weibele eine geweihte Kerze an, that sie in eine Laterne, leuchtete dem Fremden zur Ruine hinauf, wo ein unterirdischer Gang offen gefunden und durchschritten wurde, und empfing in einem Gewölbe die Weisung, immer auf das Zifferblatt einer Taschenuhr zu sehen, und sich durch nichts stören zu lassen, wenn er aus einem mitgebrachten Buche laut lese, aber auch vor Mitternacht keinen Laut von sich zu geben. Der Fremde las und las, und dem Storzanibele schien es, als verwandele sich das Gewölbe in einen weiten Rittersaal mit lebensgroßen

Erz- und Steinbildern längs der Wände; doch es fürchtete sich nicht, denn es hatte sich mit geweihten Anhängseln versehen und auch vorher am Elsbethkirchlein gebetet. Eine Nebenzimmerthüre that sich auf, im Zimmer stand eine schwere eiserne Truhe, und auf der Truhe lag der Wächter, der schwarze Hund. Aber der regte und bewegte sich sehr unruhig, bläckte die Zähne und streckte seine Zunge lang und länger wie eine rothe Schlange nach dem Beschwörer, und die Schlange fuhr ihm ins Gesicht; da sank er wie entseelt zu Boden. Das Storzanibele aber kreischte laut auf und schrie um Hülfe, und rüttelte an dem Fremden, und brachte ihn mit Mühe wieder zu sich, aber da war alles verschwunden, Saal und Schatz und Hund — alles. Und der Fremde schalt das Weibele heftig, daß es geschrieen, nun sei alles vorbei, und der Schatz nicht mehr zu heben. Da sprach das Weibele: Seid froh, daß wir die lebendige Seele davontragen, es ist vielleicht so für uns beide besser. Darauf hat der Fremde die Gegend verlassen und sich nie wieder blicken lassen.

Manche erzählen, ein armer, aber sehr redlicher Glasarbeiter habe später den Schatz gehoben, und sich dann im nahen Thale Hörbrunn niedergelassen, wo seine Nachkommen noch glücklich als Glasherren ihr Geschäft in hoher Blüthe erhalten.

Auch soll, so geht noch eine Sage, einst ein „Venediger" den Schatzhüter besser, als jener Fremdling, bewältigt haben, und einen ganzen Wagen voll Reichthums aus dem Burggewölbe über das Unterrainerfeld gefahren haben. Selbiger Wagen hinterließ so tiefe Spuren, daß man noch heute die Radgleisen sehen kann.

68.
Schatz auf Maultasch.

Ueber der Straße, die von Meran nach Botzen führt, ohnweit Terlan, werden die Trümmer der Burg Maultasch oder Maultasche erblickt, die einst ein Lieblingsaufenthalt der Fürstin mit diesem Beinamen war, und nach der Sage von ihr den Namen erhalten haben soll, nach anderer Sage hingegen habe die Herrin von der Burg den Namen erhalten. Die eigentliche Burg stand tief im Thale und verengte und bewachte zugleich die Straße. An derselben wird noch ein Loch im Felsen gezeigt, dieses soll zu einem unterirdischen Gange führen, durch welchen Margaretha Maultasche, wenn sie wollte, nach Schloß Neuhaus, der obern Burg, gelangte. In diesem Gange liegt ein Schatz, bewacht von einem Hüter, der aussieht wie der leibhaftige Teufel. Noch Niemand hob ihn. Die Umwohner erzählen einen Schwank, wie zwei Meraner Bürger den Entschluß gefaßt, ihn zu heben, und sich auf den Weg gemacht, und zu einander gesprochen, heute entgeht uns der Teufel nicht! Das habe ein vor ihnen her wandelnder Metzgerknecht gehört, und sich sammt seinem großen Hunde in das Knappen-

loch verborgen. Wie nun die Meraner am Eingang Zaubersprüche gemurmelt und geweihtes Pulver gestreut hätten, sei der Hund auf sie losgefahren, und jene seien zum Tode erschrocken, eilend davon gelaufen, in der Meinung, der Teufel sitze ihnen schon auf dem Genick.

69.

Der Rittergeist im Ahnensaale.

In Brixen steht noch der alte palastartige Ahnsitz der Herren von Lachmüller, eines uralten tirolischen Adelsgeschlechtes. In diesem Hause, und zwar im Ahnensaale, geht der Geist eines in demselben abgebildeten Ritters um. Zur Zeit des französischen Einfalles im Jahre 1797 wurde ein französischer Officier nebst einigen Soldaten dort einquartirt; der Raum war durch die zahlreiche Familie des Eigenthümers etwas beschränkt, und der Franzose verlangte ein größeres und schöneres Zimmer, als das, welches er angewiesen erhalten hatte, und mit dem er nicht zufrieden war. Es blieb nur der Ahnensaal übrig, und der Officier bezog denselben, indem er lachend und spottend die Bedenklichkeiten, daß es in diesem Saale nicht geheuer sei, von sich gewiesen hatte. Der Officier gebrauchte alle die bei solchen Vorkommnissen erwähnten Vorsichtsmaßregeln gegen Beunruhigung von Geistern mit Fleisch und Bein, ließ seinen entschlossenen Burschen bei sich im Saale schlafen, und schlief ohne Furcht ein.

Um Mitternacht erwachend, sah der Offizier einen ritterlichen Herrn vor sich stehen, der ihn wilden Blickes anstarrte. Der Offizier rief ihn an, und da jener nicht wich, durchstach er die Gestalt mit seinem neben dem Bette blank liegenden Degen. Die Gestalt aber breitete ihre Arme aus, umhalste den Officier und drückte ihn so heftig und so lange an sich, bis ihm der Athem ausging.

Spät ermunterte sich der Bursche, er fand seinen Herrn sterbend, und lärmte das Haus wach. Mit matter Stimme erzählte der wieder zu sich kommende Officier, was ihm begegnet, bezeichnete eines der Ahnenbilder als dessen, der ihm vor das Bette getreten und ihn so heftig an sich gepreßt habe, und zwei Stunden darauf war er tod.

Sehr glaubwürdige Männer haben das erzählt, und in Brixen ist es eine allbekannte Sage.

70.

Das Fräulein von Maretsch.

Zur Mitternachtszeit sieht man oft ein weißgekleidetes Fräulein auf dem alten Schlosse von Maretsch klagend herumwandeln. Ihr Haar fliegt im Winde, ihr schönes Antlitz ist todtenfahl, das Auge gebrochen. Es ist Kunigunde, die einzige Tochter des Ritters von Maretsch, einst das schönste

Edelfräulein im weiten Gau. Obgleich kaum sechszehn Jahre alt, liebte sie den jungen tapfern Ritter Theobold von Trauenstein, der unter Friedrich dem Rothbart mit der tirolischen Ritterschaft den Kreuzzug mitmachte, um sich auf dem Schlachtfelde gegen die Ungläubigen den Ritterschlag zu verdienen, der ihm zugleich — nach dem Versprechen des alten Maretschen — die schöne Tochter als Gattin einbringen sollte.

Schon waren zwei Jahre vergangen, seit vom Vater der Braut gesegnet, der Bräutigam von dannen zog; da kam einst ein Pilger aus Palästina, bat im Schlosse um einen Imbiß und erzählte von den blutigen Kämpfen der Ritter und Sarazenen.

So kam er auch auf den Ritter Theobald zu sprechen, und erzählte, daß derselbe große Ländereien erobert, endlich eine reiche Paschatochter geheirathet und so sein irdisches Glück gemacht habe.

Kunigunde erblaßte und sank bald darauf einer Ohnmacht nahe zu Boden; ihre Zofen trugen sie in ihre Kammer, denn solch eine Treulosigkeit brach ihr das Herz.

Sobald aber das Fräulein aus dem Zimmer war, sprang der Pilger freudig auf, drückte den alten Maretscher ans Herz, warf Mantel und Kragen weg, und in blanker Rüstung stand der Ritter von Treuenstein vor ihm, welcher sich so vermummt und in solche Kleidung geworfen hatte, um die Treue seiner Braut zu prüfen.

Laßt uns nun schnell zu meiner lieben Kunigunde eilen, sprach er zum Vater, um den Schmerz gut zu machen, den ich ihr bereitete, und mit pochendem Herzen eilten sie über einen Gang ins Zimmer der Braut.

Aber das Gemach war leer, das Fenster offen, und als sie hinabsahen in den Schloßgraben, lag Kunigunde blutig und zerschellt in der Tiefe. Der unzeitige Scherz hatte sie der Sinne beraubt, und in diesem Zustande sprang sie in den Tod.

Der Bräutigam sprach kein Wort mehr, stumm zog er wieder in den Kampf, und niemand hat mehr von ihm gehört. Der alte Maretscher starb bald darauf aus Gram.

Im Jahre 1520 starb dieses edle Geschlecht mit Hieronimus v. Maretsch gänzlich aus. Wer jetzt auf der Wassermauer bei Botzen gegen Klobenstein wandelt, sieht Schloß Maretsch rechts im ebenen Boden aus grünen Weinlauben sich einsam hervorheben.

71.
Eschenloher Schloßfräulein.

In den Trümmern des Schlosses Eschenloh im Ultenthale sieht man zur Nachtzeit am Fenster ein rothblaues Lichtlein brennen, und in der Dämmerung erscheint oftmals eine Jungfrau, die weinend an den Schloßabhängen wandelt.

Es ist des Schloßfräuleins Geist, welches im Leben unehrbare Lieder sang, und dadurch fromme Leute ärgerte. Das blaue Licht brennt an derselben Stelle am Fenster, durch welches jenes Fräulein seine sündigen Lieder hinaus gesungen hat.

Bei Schloß Eschenloh steht eine himmelhohe Fichte. Wer in die Zukunft, zumal in seine eigene, blicken will, und in sternenheller Nacht diese Fichte besteigt, der erblickt am Himmel eine klare und lesbare, die Zukunft enthüllende Sternenschrift, und hört sich umtönt von wunderbaren Stimmen.

72.

Die blaue Flamme.

Eschenloh ganz nahe, auch im Ultenthale, gleich im Eingange, ragen die Mauern und Thürme des noch wohl erhaltenen Schlosses Braunsberg empor. Unten durch den tiefen Grund rauscht die Valschauer, der Thalbach, mit schaurigem tosen. Dort unter der Burg, im tiefen düstern Schlunde schwebt in mancher Nacht eine blaue Flamme. Diese ist der unselige Geist eines vormaligen Burgvogtes, dem sein Gebieter bei einem Zuge in das heilige Land seine Gemahlin anvertraute. Treulos, wie der verrätherische Golo in der Sage von der frommen Pfalzgräfin Genoveva, entbrannte dieser Burgvogt in Minne gegen die Gräfin Jutta von Braunsberg, und da diese ihn streng zurückwies, so bemächtigte er sich durch List ihres Brautringes, zog dem rückkehrenden Gemahl entgegen, und verläumdete die treue Frau als eine ungetreue Ehebrecherin. Der Graf schwur ihr wüthend Tod oder ewigen Kerker; ein frommer Edelknecht, der das hörte, eilte aber voraus, und sagte der Gräfin alles an, um sie zu retten. Von Angst getrieben, stürzte sich Jutta Angesichts des nahenden Gemahles aus einem Fenster der Burg in den Schlund der Valschauer; aber Engelhand beschirmte die Reine, eine aus der Tiefe ragende Fichte fing die Sinkende auf. Von Schreck, Entsetzen und Reue getrieben, stürzte sich nun der Burgvogt in die Tiefe, zerschellte schaurig am Gestein und endete im tosenden Wildbach. Durch diese Vorgänge erschüttert, wählten Graf und Gräfin den geistlichen Stand und traten in das Kloster Weingarten in Bayern ein.

Diese Sage hat nicht nur mit der erwähnten Genovevensage verwandte Züge, sondern auch mit jener von der Gräfin Ida von der Toggenburg in der Schweiz. *)

73.

Die Jaufenburgerin.

Hoch oben im Passeierthale, hinter dem Sand, ob Sankt Leonhard, schmückt die Trümmer der fast ganz verfallenen Jaufenburg einen

*) S. L. Bechstein: Deutsches Mythenbuch. 9.

Hügel. Zu manchen Zeiten wird ein blasses Fräulein erblickt, das aus den Fenstern der Jaufenburg heraus weint. Des Fräuleins blonde Locken, die ihm bis zu den Füßen reichen, wehen im Winde. Der Geist blickt stets nach St. Leonhard hinab, mit Geberden, als wollte die Gestalt sich hinunterstürzen und ihren Schmerz, wahrscheinlich den unglücklicher Liebe, im kalten brausenden Valtenbache kühlen.

74.
Der Klausenmann am Kummersee.

In Hinter-Passeier liegt der oben bereits erwähnte Ort Moos, von dem wegen häufiger Unglücksfälle durch Stürze vom Gebirge das Sprüchwort geht: „Zu Moosa zerschiepen (zerschellen) selbst die Katzen und Geyer." So stürzte auch im Jahre 1401 (nach andern 1404) ein morscher Bergtheil zwischen G'spell und Hahnebaum quer über das Thal, begrub den Erlhof, und war Ursache, daß sich das Thalwasser zu einem See anstaute, welcher dem Thale vielen Kummer durch heftige Ausbrüche und Ueberfluthungen bereitete, und daher den Namen: der Kummersee, empfing. Die Sage geht, nachdem der Berg durch Gottes Verhängniß gebrochen und durch die Macht des Bösen der Kummersee sich gebildet, wurde ein Klausenmann als Dammwächter angestellt, welcher Acht haben solle auf des See's Steigen und Fallen, zeitig warnen, ableiten und stemmen u. dgl., wozu ein frommer Mann erforderlich war, der den See segnen und durch fleißiges Gebet beschützen mußte; denn nicht selten benutzte der böse Feind den Kummersee als Bad, tauchte darin auf und nieder und brüllte, daß man es bis nach Moos hörte, und da die Männer zu Moos zwar bisweilen Bittgänge anstellten, aber in guter Zeit dieselben wieder unterließen, so erfolgten bisweilen schreckliche Ausbrüche und hinterließen die ärgsten Zerstörungen.

Jener Klausenmann unterließ nun auch jedes fromme Werk, ging nicht in die Kirche, und arbeitete sogar an einem Feiertage. Da bekam der Feind abermals Macht, und es erfolgte ein Ausbruch, der das ganze Passeierthal zum Meere machte, mit seinen wilden Fluthen in das Etschthal brauste, und einen Theil von Meran zerstörte. In dieser Fluth kam der ruchlose Klausenmann um, spukte fortan als Geist, wurde in den Kummersee gebannt, und schwebt bisweilen jetzt, nachdem der See völlig ausgelaufen und an seiner Stelle nur kärglicher Graswuchs steht, als ein Schatten durch jene Oede. Am Wege steht ein Fels, z'Gsteig geheißen, an den ein Kapellchen angebaut ist; dort hört man zum öftern seufzen und sieht die dunkle Gestalt des Klausenmannes vorüberhuschen.

75.

Das Orlau-Licht.

Im Kloster Orlau, auch Mooser-Au genannt, zeigt sich nicht selten ein blaues Licht, das soll der Geist eines spukenden Mönchs sein. Vor langen Zeiten geschah es, daß der Mooser-Gutsbesitzer nahe bei Allgund (am Ausgang des Passeierthales) in Geldnöthen gerieth, und seine Zuflucht zu einem Geistlichen des genannten Klosters nahm. Dieser verschaffte dem Manne die gewünschte Summe unter der Bedingung, daß dieselbe an einem bestimmten Tage und zu festgesetzter Stunde zurückerstattet werden müsse, widrigenfalls solle die Aue jenes Entleihers dem Kloster verfallen. Dieser Pakt wurde schriftlich errichtet. Zur bestimmten Zeit erschien der Mooser und brachte das Geld — allein der Geistliche war nicht zu finden und war nach einem andern Orte gerufen, wie man sagte — obschon er sich blos versteckt hatte. Der Mooser wollte das Geld gegen Quittung im Kloster lassen, man nahm es aber nicht an, sondern beschied ihn, ein anderesmal wieder zu kommen. Nichts Arges denkend, nahm der Mooser sein Geld wieder mit, und ließ einen freundlichen Gruß zurück, und er sei da gewesen. Darauf aber wurde vor Gericht der Pakt gezeigt, und beschworen, daß das Geld zur festgesetzten Stunde nicht abgetragen worden sei, und die schöne Aue dem Kloster, aller Gegenreden des Moosers ungeachtet, erb- und eigenthümlich zugesprochen. Da verwünschte der Mooser jenen treulosen Mönch und nun mußte derselbe auch nach seinem Tode wirklich spuken. Kinder, die im Leseholz waren, haben ihn sogar leibhaftig um die Aue schreiten sehen, im langen schwarzen Rock, einen dreieckigen Hut auf dem Kopf, ein Buch unterm Arm und ein blaues Licht in der Hand tragend. Er hat für seinen Trug keine Ruhe im Grabe.

76.

Der Kellergeist beim Obersarger.

Bei Mittewald an der Eisack steht ein Bauernhaus, „beim Obersarger", in welchem sich öfters ein Geist in Frauengestalt zeigte. Diese Gestalt war schwarz gekleidet und trug ein weißes „Kres" um den Hals (Gekrös, großer gefältelter Halskragen).

Vor vielen Jahren besaß die Helene Mühlsteiger diesen Hof, welche eines Abends spät noch eine Beschäftigung in ihrer Küche hatte. Da kommt dieses Gespenst in die Küche, spricht aber kein Wort. Die Bäuerin fragte, was sie wolle; aber sie antwortete nicht, sondern ging rechts in den Keller hinab. Die Bäuerin, entschlossen und muthig, nahm das brennende Ampele und ging der Erscheinung nach.

Im Keller war eine „Drandl", das ist ein Vellbaum, der aufgestellt

ist und sich herumdrehen läßt, an welchem rundum Gestelle angebracht sind, auf denen man Milch, Schmalz, Fleisch, Obst und andern Wirthschaftsvorrath aufbewahrt, weil dergleichen da vor Mäusen sicher ist und in der Kühle des Kellers sich länger hält.

Unten geht die Gestalt um die Drandl, die Bäuerin immer hinterdrein, aber auf einmal ist jene verschwunden. Die Bäuerin suchte vergebens; endlich übermannte sie Furcht, und sie mußte dann längere Zeit krank liegen.

Man muthmaßte, daß im Keller vielleicht etwas vergraben oder einmal etwas geschehen sei, und daß daher der Geist dahin gebannt ist und seiner Erlösung harrt.

Die Enkelin jener Obersarger Bäuerin, welcher diese letztere oft von der gehabten Erscheinung erzählte, wohnt in Höttingen, und ist die Frau des dort bekannten „langen Webers".

77.

Soldaten- und Nonnengeister.

Auf dem linken Ufer der Rienz, der großen Ruine des Nonnenklosters Sonnenburg ob Lorenzen gegenüber, befindet sich im düstern Föhrenwalde eine Begräbnißstätte österreichischer Soldaten, welche in früheren Kriegen dort fielen und begraben wurden. Fromme Leute der Nachbarschaft haben eine kleine Kapelle dort hingebaut, und manchmal zu Hülfe und Trost der armen Seelen Lichtlein angezündet, und noch jetzt hört man an manchen Abenden drinnen von Andächtigen den Rosenkranz beten. Die Sage geht, daß schon vor Jahren, und noch immer, es zu gewissen Zeiten hier um Mitternacht sehr lebendig sei. Dann öffnen sich die Soldatengräber und die Geister steigen empor, wandeln um die vermoderten Kreuze, während die Nonnen von den schauerlichen Ruinen des Sonnenburgerklosters zu den Gräbern hernieder wandeln. Dann schreiten die Geister der Krieger mit den bleichen Nonnen hinüber zu dem verfallenen Kloster und bald wird alldort lärmen und tanzen vernommen, bis die Uhr zu Lorenzen ein Uhr schlägt, dann wird alles still und verschwindet alles.

Das Zimmer der Aebtissin ist dann ganz lichthell, und wenn der Lärm tost, zittern die Mauern und große Steine brechen los und stürzen in die Rienz mit Gekrach hinunter.

Sonnenburg war früher ein Ritterschloß. Höchst wahrscheinlich verjüngte sich diese Sage und bildete aus Rittergeistern Soldatengeister. Von nächtlichen Tänzen gewisser Ritter mit Nonnen gehen auch in andern Ländern verwandte Sagen um, z. B. zu Kreuzburg in Ostpreußen, wo ein Deutschherrenhaus sich befand *).

---

*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 252.

78.
Mädchengestalt am Kalmbach.

An den Sonntagen in der Fastenzeit sieht man am Kalmbache, da wo er sich in die Passer ergießt, ein blasses Mädchen sitzen und traurig nach den letzten Streifen der Abendgluth blicken. Wenn diese verschwinden, wäscht jener Geist sich hastig einen Blutflecken von den Wangen, der jedoch nicht vergeht, obgleich das abrinnende Wasser wie Blut gefärbt ist. Dann fängt die Gestalt zu seufzen und zu weinen an und steigt um Mitternacht in das höhere Thal hinauf. Die Volkssage sieht in dieser Erscheinung den Geist einer Kindesmörderin, welche ihr Kind im wahnsinnigen Schmerze erdrückt hatte, indem sie verlassen vom Vater des Kindes und aus Furcht vor der öffentlichen Verachtung zu solcher verzweiflungsvollen That hingetrieben wurde.

In der Nähe ist die gefürchtete Kellerlahn mit ihren Schlammrunsen, darüber Hofers Alpe gelegen.

79.
Die Nachtschwärmer.

Zu St. Martin im Passeierthale heißt ein Gehöft der „Haslerhof“. Dorthin gingen einst vier rüstige Bursche fensterln. Diese spürten bald, daß ein unheimlicher Wind sie anhauche und umwehe, der zugleich die Wolken am Nachthimmel zu abenteuerlichen Fratzengestalten formte und zusammenballte. Als die nächtlichen Wanderer sich dem Hofe näherten, sahen sie den dort noch heute stehenden Sprinzlbaum voll Elstern, welche ein wildes Gekreisch und Gekrächze begannen und die Bursche umschwärmten. Einer der Nachtgänger, verwegen und muthig, schleuderte auf die Teufelsvögel einen Stein, worauf durch die Luft ein zucken ging, und gleich darauf war es, als ob ein großer Balk (Sack) auf den Boden niederfiele. Da sagte der eine Bursche: Buben, gehn wir heim, das ist was ärgers — und wie sie noch hin und her reden, läuft ein großes feuriges Schwein von dem Balk gegen sie zu. Jetzt liefen die Nachtschwärmer in aller Eile davon und über die Wiese hinab. Wie sie nun zu unterst derselben anlangten, wo der Weg vorbeizieht, da reitet ein Reiter gegen sie an mit aufgerecktem Schwert in der Hand und mit drohender Geberde. Hierauf laufen die Bursche wieder zurück bis zum Haslerhof, springen in einen alten Stall und verrammeln die Thüre. Aber da hat es die Thüre von außen aufgehoben und aufzureißen gesucht, jedoch die Bursche hielten sie zu und wehrten sich bis zum Morgen um 4 Uhr, bis das Ave-Marialäuten begann. Da hatte auf einmal der Spuk ein Ende. Alle vier waren so erschöpft, daß sie erkrankten; sie wurden aber durch Gottes Mitleid wieder gesund und brave Bauern im Thale, denn sie ließen seit dieser Zeit das Nachtschwärmen zu verbotener Stunde.

Welcher Spuk es eigentlich gewesen, der diesen Burschen aufstieß, und was in dem Balk war, der niederfiel, hat noch niemand zu offenbaren vermocht.

80.
Das G'schnalljuchzerl bei Fulpmes.

Wenn man vom arbeitsamen Eisenwerkedorf Fulpmes über die sogenannte Fulpmesbrücke geht, sieht man links einige Schritte, wo sich der Weg nach Mieders und Waldrast theilt, am rechten Ufer des raschen Rutzwildbaches ein ungeheuer großes Jesusbild am Kreuz von Holz aufgestellt, welches zugleich als Wegzeiger für die frommen Wallfahrer dient.

Das Bildniß steht im Schatten eines schönen Lärchbaumwaldes, ist mit Votivzeichen, wächsernen Armen, Füßen, Bildern und Krücken behangen, nebenbei steht ein vergitterter Kasten, in welchem sich eben solche Votivopfer befinden. Der Weg rechts führt in 1½ Stunde empor zur Muttergottes von der Waldrast, wo die Waller ihren Schmerz auf dem Opferaltare niederlegen und stets mit jenem Troste heimkehren, den Gottes Gnade den Suchenden verleiht. Vor alten Zeiten stand statt diesem Christus eine gemauerte Kapelle dort; sie hieß die G'schnallskapelle, wo die Arbeiter von Fulpmes an Feierabenden Rosenkranz beten gingen, wie es fast überall im Lande da der Brauch ist, wo nicht Poststraßen hindurchführen.

Zur Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges hatte auch Fulpmes längere Zeit Einquartirung zu tragen, und als die Truppen abzogen, ließen sie ein neugeborenes Kind zurück, dessen sich eine Familie annahm, es Maria taufen und ihren Familiennamen führen ließ. Das Mädchen hatte aber von Natur aus ein leidenschaftliches, heftiges Temperament und machte ihren Zieheltern viel Sorge und Kummer.

Als Marie in das Jungfrauenalter kam, war sie leichtsinnig, pflog heimliche Liebschaften, und trotz aller Ueberwachnng kam sie zum Fall, ohne daß jemand Verdacht schöpfte. An einem Morgen wurde ein neugeborenes Kind grausam gemordet in der G'schnallkapelle gefunden. Die Mauern hatten keine Stimme, die Kindesmörderin zu nennen, und Marie war munterer Dinge, als wäre ihr gar nichts geschehen, während man vergebens über den räthselhaften Mord nachsann. Das Kind wurde in der Kapelle vergraben. Aber die Dirne, welche das Verbrechen begangen, wurde nach und nach schwermüthig, redete mit niemandem und ging täglich meistens zur Nachtszeit von Fulpmes über die Brücke zur Kapelle, von da zu den Tulfeswiesen wieder zurück, kurz sie lief hin und her wie eine „Z'ritte" (Zerrüttete). Besagten Weg machte sie in einer halben Stunde, und wer ihn kennt, kann denken, wie schnell sie lief. Sie fand aber weder Trost noch Ruhe, und nun verzweifelnd fing sie an den nämlichen Weg nicht mehr still, sondern laut juchzend zu machen, daß die Leute häufig erschracken, welche

zufällig zur Nachtzeit heimgingen; aber man kam lange nicht darauf, wer diesen Höllenspektakel mache. Es verging wieder einige Zeit, da brach die verstörte Marie in die Kapelle und grub das Kind aus, drückte es an sich und sprang mit demselben in die Rutz. Man fand sie, das halbverwesete Kind umklammert haltend, tod. Dieses geschah etwa 2 Monate nach der Zeit, wo sie ihr Kind getödtet hatte. Erst jetzt wurde den Leuten alles klar, daß sie die nächtliche Unruhe gemacht haben müsse.

Die Kapelle wurde nun abgebrochen, da sie durch den Kindesmord entheiligt worden war. Aber noch immer hört man zu verschiedenen Zeiten, meistens an hohen Festtagen, die Nacht hindurch ein schallendes juchzen und jodeln und lärmen an dem nämlichen Weg, den die Kindesmörderin bei Lebzeiten in den Nächten gegangen ist, oder es geht ein blutigrothes Licht oder eine blutigrothe Flammensäule, oder sie selbst in blutigem Scheine bei der Rutz auf und ab, oder sie hüpft als schwarzes oder rothes Gespenst aus einem Gebüsche auf den Weg heraus.

Wer dieses sieht und hört, geht still seines Weges, denn es hat sich manches Unglück schon ereignet, wenn einer den Juchzer nachspottet; so z. B. kam ein junger Bauernknecht, in Blösen inner Mutters bei Kreith wohnhaft, im Jahre 1847 Nachts mit umgedrehtem Kopf ins Dorf Fulpmes, wo der Bader im Orte ihm denselben zurechtrichten mußte. Er hatte den G'schnalljuchzerl nachjuchezet.

81.

Das Lohweibele.

Bei Götzens ohnweit Innsbruck breitet sich eine moosige Grasfeldstrecke aus, welche das Loh genannt wird. Diese Strecke ist ebenso berüchtigt als gefürchtet; einmal schon wegen vieler dort sich nicht selten sehen lassender Irrlichter, sondern auch wegen eines Gespenstes, das allgemein das Loahweibele heißt. Dasselbe erscheint als dunkle unklare Gestalt, kopflos; langsam schleichend, still und stumm. Es thut niemandem etwas zu Leide, und sitzt bisweilen am Erdboden neben dem Ketzner-Marterl, das vom Namen seines Stifters also heißt. Früher aber, bevor dieses Marterl aufgerichtet wurde, hat sich das Lohweibele noch häufiger gezeigt, und als vor kurzem der jetzige Eigenthümer dieses Marterls dasselbe ausgehoben und ins Dorf geführt hatte, um es neu anmalen und ausbessern zu lassen, da konnte man tagtäglich, so lange, bis das Marterl wieder an seine Stelle kam, das Lohweibele dort sitzen, oder auch stets um jene Stelle im Kreise herum schreiten sehen.

Es ist eigen, daß die deutsche Sage mehreren, „das Loh“ oder „das Löhlein“ genannten, sumpfigen Thalwiesenstrecken auch ein Lohweibchen zugesellt.

82.

Die Geister der Burg Völlenberg.

Ueber dem Dorfe Götzens, am Wege nach Arams, werden noch die Reste zweier Burgthürme erblickt; sie heißen Völlenberg (andere schreiben Vellenberg) und Liebenberg. Zwei Rittergeschlechter dieser Namen wohnten dort, erst die Völlenberger, dann die Liebenberger. Der berühmte Minnesinger Oswald von Wolkenstein saß einst auf Völlenberg gefangen.

Die Sage geht, daß die Geister der früheren Bewohner jener Doppelburg noch gewaltig in deren Trümmern spuken. Zu gewissen Zeiten um Mitternacht wird es in den Ruinen lebendig, Herren und Ritterdamen in Schleppkleidern mit Dienerschaft, alle uraltmodisch aufgeputzt, aber Todtenschädel statt der Köpfe auf dem Hals, steigen die Treppen auf und ab. Im Prunkzimmer sitzt der Burgherr vor einem großen Humpen und möchte gerne zechen, jedoch der lockende Wein fließt nicht heraus, daher wirft der Geist den Humpen mitten ins Zimmer, daß er in tausend Scherben zerspringt. So auch geht es mit dem Essen, welches lockend angerichtet und zubereitet da steht; aber wie Einer etwas aus der Schüssel nimmt, da zerfällt es vor den hungrigen Gästen in Staub und Asche. Nun wenden sich die jungen und alten Ritter zum Minnespiel, zu Tanz und Gesang, aber da klappern die Gebeine, so dünn und so dürr wie Spindeln, und die Frauen sind so eiskalt und so stumm — und der Minnesang wird zum Miserere. Das ist die Strafe für frühere Völlerei und Liebeswuth. Erst wenn früh das Aveglöcklein läutet, verschwindet der grausige Gespensterspuk.

83.

Das Bienerweibele.

Auf dem Schlosse Büchsenhausen, das auf der unteren Thalstufe der Frauhütt, dicht über Innsbruck gelegen und Eigenthum des Sammlers dieser Sagen ist, wandelt der Geist einer früheren Besitzerin dieses Ansitzes. Dasselbe kam im 16. Jahrhundert an den berühmten Erzgießer Gregor Löffler, der ihm, weil er seine Büchsengießereistätte droben hatte, den Namen Büchsenhausen gab. Später ging das Haus an die Landesherrschaft über, und kam durch die Erzherzogin Claudia an deren Hofkanzler Wilhelm von Biener, einen sehr freisinnigen Mann voll Begabung zur Satyre in derber Form, deren Spitze er gegen die Stände des Adels und der höheren Geistlichkeit kehrte, und sich dadurch auf den Tod verhaßt machte. Aber die Gunst der Erzherzogin schützte den bedeutenden und ihr treu ergebenen Staatsmann.

Am 2. August 1648 starb die Erzherzogin, und nun regten sich die Feinde des Herrn von Biener so gewaltig, bis es gelang, seine Amtsent-

setzung und seine Verhaftung zu bewirken, welche bei Hofe am 28. August 1650 stattfand. Eine k. Comission, bestehend aus lauter Feinden Bieners, eilte nach Büchsenhausen und forderte von dessen Frau die Auslieferung seiner sämmtlichen Schriften und Papiere. Unter diesen befanden sich auch Satyren, die den Gegnern ein hochwillkommner Fund waren. Es wurde ein Hochverrathsproceß gegen Biener geführt, und da seine Feinde seine Ankläger und zugleich seine Richter waren, so wurde er zum Tode verurtheilt. Seine Gemahlin besuchte ihren Mann im Gefängniß, und er, der sich keines Verbrechens bewußt war, tröstete sie mit den Worten: Es müßte ja kein Gott im Himmel sein, wenn man mich als Unschuldigen hinrichtete.

Am 17. Juli 1651 wurde der Herr von Biener zu Rattenberg öffentlich enthauptet. Das Richtschwert, durch welches sein Kopf fiel, hängt noch auf Büchsenhausen.

Bieners Gemahlin hatte durch einen Boten beim Kaiser um Gnade für ihren Herrn gebeten und der Kaiser hatte diese Gnade gewährt; aber einer von Bieners grimmigen Feinden, der Kammerpräsident Schmaus, hielt den Boten auf, und die Hinrichtung erfolgte.

Wenige Tage darauf war dieser Schurke, der die Gnadenbotschaft aufhielt, durch Gottes Verhängniß eine Leiche. Frau von Biener wurde vom Wahnsinn ergriffen. Rast- und ruhelos irrte sie durch ihr ganzes Haus, und schrie in einem fort: Es ist kein Gott! Es ist kein Gott! Endlich erklimmte sie das Hochgebirge hinter der Martinswand, und stürzte sich über senkrecht tiefe, schreckbare Felswände in eine noch schreckbarere Schlucht, aus der man sie nur als eine zerschmetterte Leiche trug, und sie nach Höttingen brachte. Dort erhielt die unzurechnungsfähige Unglückliche in der Kirche ein ehrliches Grab links vom Altar, auch einen Grabstein, aber ohne Schrift, nur ein Kreuz darauf gehauen.

Nachher ist diese Abgeschiedene zum öftern in Büchsenhausen als ein wandelnder Geist erschienen; viele haben sie gesehen und das Volk hat ihr den Namen: „das Bienerweibele" beigelegt. Dunkel gekleidet, langsam und ernst schreitet der Geist durch alle Zimmer, geht durch festverschlossene Thüren, weilt mit wehmuthvollem Blicke am Bette friedlich Schlafender, erscheint dem Hausherrn und der Hausfrau vor deren Absterben mit wunderbarer Tröstung, zeigt bevorstehende Todesfälle in der Familie an, und thut Niemand, der nicht gegen sie frevelt, etwas zu Leide. Ein solcher Frevler lag freilich, im Jahre 1720 geschah es, am Morgen mit umgedrehtem Kopfe tod im Bette. Der Geist erscheint in einem schwarzen Sammet-Jöpplein, trägt auf dem Kopfe ein Ohrenhäubchen, landüblich „Hierinnen" genannt, mit schwarzen Spitzen, nach dem Hinterhaupt ein Juwelen-Krönlein, das eine vergoldete Silbernadel im Zopfe festhält. Man sagt, daß die Erscheinung früher ganz schwarz gewesen sei, jetzt aber mehr grau, und daß sie immer heller und dann endlich erlöst werden werde.

84.

Die Fallbachgespenster.

Im „Gnadenwalde" bei Hall, in der Nähe des Fallbacher-Wasserfalles, wandeln zwei Geister gespensterartig auf und nieder. Bei demselben übt das Volk seine Ordalien. Es ist der Geist einer Frau und der eines Mannes.

Der erste Geist ist jener einer Reichen von Hall, welche das, was von ihrem wohlbesetzten Tische übrig blieb, stets den Schweinen zu füttern befahl, und nie einem Armen auch nur die kleinste Gabe gönnte; lieber ließ sie das Uebriggebliebene „vergrauen" (umkommen), ehe es ein Bedürftiger erhielt. Stumm und finster wandelt nun ihr Schatten durch den Gnadenwald, in dem es für ihn keine Gnade giebt.

Der zweite Schatten ist der eines Mannes aus Mils, der einen wichtigen Pflichtgang zu gehen hatte, sich aber aus nichtigen Ursachen so verspätete, daß dadurch eine Seele verloren ging. Auch er wandelt still und stumm seines Weges, aber hastig, als habe er's versäumt. Wenn diese beiden Gespenster sich gegenseitig begegnen, schießen sie wie böse und feindselig an einander vorüber.

85.

Der gebannte Geist.

Ein Mann aus dem Lechthale hatte sich sehr viel mit Geisterbannerei beschäftigt, und betrieb nebenbei vortheilhaften Hausirhandel in das Ausland. Im Innthale kam derselbe zu einem reichen Manne, den er sehr traurig fand, weil er, wie dieser sagte und klagte, ein Gespenst im Hause habe, was keine Ruhe gebe.

Der Lechthaler versprach dem Hauseigenthümer, ihm um einige hundert Gulden den Geist abzunehmen. Der Hausherr schlug mit Freuden ein, und der Lechthaler begann seine Bannsprüche über den Geist, und trieb diesen auch wirklich aus dem Hause. — Aber das Gespenst begleitete nun ihn, den Beschwörer, ins Lechthal und in sein eigenes Haus nach Steg, allwo er wohnte, und machte darin solchen Lärm und solches Geprassel, daß Weib und Kinder fast in Ohnmacht fielen. Vergebens wandte der Krämer jetzt seine Kunst nochmals an, das Gespenst erwürgte in der ersten Nacht eins seiner Kinder, in der zweiten Nacht ein zweites, in der dritten ein drittes. Nun flohen alle Bewohner aus dem Hause. Weil der Hausirer das Gespenst nicht wieder aus seinem Hause hinauszubannen im Stande war, so that er ihm einen argen Spuk: er brach an seiner Wohnung Dach und Fach nieder, ließ aber die Thürschwelle liegen, und zwang dadurch das Gespenst, nun in der Trümmer zu verweilen. Es ist ein Geheimniß der Geisterbanner, welches dieser Krämer recht gut kannte: wo und wie der Geist in ein Haus gekommen ist, da muß er auf die gleiche Weise wieder hinaus, anders kann

er nicht, und so rächte sich der Hausirer unerbittlich, denn der gebannte Geist muß nun im Freien, im Wind und Wetter, in Schnee und Regen aushalten und frieren und klappern, und schrecklich leiden, während der Händler sich ein neues Häuslein baute, darin er geruhig am Ofen sitzt und des Gespenstes spottet.

86.

'S Grausig.

An einigen Höfen in der Nähe des Alpbachthales gebraucht man das Wort „'s Grausig", um einen wandernden Putz (Hausgeist) zu bezeichnen. So im „Brantnerhof" auf dem Berg ober Reit, und ebenso auf dem „Stolzenhof".

'S Grausig wird manchmal auch „der Brantnergeist" benamset. Auch „'s alti Bäuerl" wird er geheißen. Es erscheint in der Gestalt eines vor 30 Jahren gestorbenen Bauern, hat sein gleiches Gewand an, und hat stets einen haslenen Stecken in der Hand, wird fast wöchentlich einmal gesehen.

Das Haus gehört dem Wirth von Reit, wird nicht bewohnt, sondern der Wirth hat sein Vieh dort im Stall, und ein Futterer wohnt dort, der mit dem Grausig gut auskommt. Der Geist ist stumm. Es ist noch nicht lange her, daß der Futterer — als „'s alti Mandl" gar so traurig drein schaute — mit einer Priese Taback aufgewartet, sprechend: „schnupf'n ma a Batzl!" jedoch der Geist ging stumm von dannen. Es herrscht daher im langen Alpbachthale von Reit bis Dorf Alpbach das Sprüchl:

„z'Branta ischs 's Grausig!"

Auch auf dem Stolzenhofe zu Reit haust ein Grausig.

Man erzählt sich, daß vor 12 Jahren erst der alte Dechant Böll von Reit 's Grausig besprochen habe, und da soll es geantwortet haben, daß es nur auf folgende Weise zu erlösen sei: „Es müsse sich ein ordentlicher Mensch entschließen, von Reit nach Rom und von Rom nach Mailand und von Mailand wieder nach Rom als Pilgrim zu wallfahrten, dürfe aber keinen Kreuzer mitnehmen, sondern müsse alles zu Fuße und bettelnd abmachen. Auf dem Wege jedoch müsse der Waller drei Schritte vorwärts und wieder zwei Schritte rückwärts machen. — So hart die Sache wäre, so wolle sich der Geist so klein machen, daß er in einem Schächtelchen Platz hätte — denn der Geist muß dabei sein — indeß müßte sich der Pilger sehr beeilen, weil 's Grausig mit jedem Tag ein wenig schwerer werden würde, wodurch dem Pilger und dem Geist das Erlösungswerk verhunzt werden könnte. Leider soll 's Grausig noch nicht erlöst sein.

Mit dieser gespenstischen Erscheinung schließt sich der örtliche Sagenring, und schließt sich wieder in sein erstes Glied, die *armen Seelen*, ein.

X.

Oertliche Thierespuksagen.

1.

Der Almputz in Roßgestalt.

Am Hochleger, Els genannt, in der Hinterdur, haust ein Berggespenst, das die Umwohner jener Hochalpen nicht schrecklich genug schildern können. Es ist ein unnahbares entsetzliches Roß, welches, dem Orco gleich, Pestgeruch und Grabesduft aushaucht. Vielen Schützen und Gemsjägern hat dieser unholdische Geist schon Verderben gebracht, und nur der ist sicher vor ihm, der „Reißendes, Gleißendes und Beißendes" bei sich hat.

Einst faßte ein Alpschütz den männlichen Entschluß, mit diesem Almputz den Kampf aufzunehmen, lud seinen Stutzen mit bekreuzter Kugel und stieg empor. Ohnfern der Almhütte Els stand ein Marterl, daran betete der wackere Schütz einen frommen Segen, und da trat ein graues Bergmännlein zu ihm und sprach ihn um etwas Brot und Branntwein an. Der Schütz theilte mit dem Männlein Brot, geräuchertes Gemsfleisch und Enzian; darauf sagte ihm das kleine Manndl, er solle umkehren und sich erst mit „Reißendem, Beißendem und Gleißendem" versehen, sonst schaffe er nichts gegen den wüthigen Almputz, und er werde vom selben zu Laub und zu Staub zerrissen und zermalmt. Da nun der Schütz fragte, was denn das Manndl unter Reißendem, Gleißendem und Beißendem verstehe, so sagte jenes: Dein Stutzen, dein Schwert und dein Hund.

Der Gemsjäger that so, wie das Bergmännlein gerathen hatte, und kehrte zurück, nun seine Heldenthat zu vollbringen. Aber es kam anders, als er gehofft. Der Almputz, das schauderhafte Roß, erschien, galloppirte auf ihn zu, schnaubte Feuer, hauchte stinkenden Dampf aus, stampfte, bäumte sich, spreitzte die Mähne, wieherte, daß das Gebirge bebte, und schrie: Du Lump! Hättest Du nicht das Reißende, Beißende, Gleißende — zu Laub und Staub zermalmt' ich Dich!

Da stand der Schütz wie „g'fror'n", die Zähne klapperten ihm, und alle Lust, mit Geistern und Pützen Kämpfe zu bestehen, verging ihm ganz und gar. Der Roßputz aber drehte sich um, gab dem Schützen noch etwas zu riechen, davon ihm ganz übel wurde, und sprengte wieder nach der Gletscherwand, aus der er hervorgekommen war.

2.

Der Pardatscher-Alm-Gaul.

Hinter Galtür, dem höchst bewohnten Orte des Pagnaunerthales, liegt auf einem Hochthale die Alpe Pardatsch.

Eine uralte Sage erzählt von der dortigen Kapelle, „der Parbatscherkapellen,“ daß einst jede Nacht in deren Nähe ein gesatteltes Pferd gestanden habe, als die Sennen statt fromm und fleißig zu sein, sich mit Liebeleien abzugeben anfingen, auf welchem Pferde mancher Senn mit Blitzeseile zu den entferntesten Senninnen oder andern Dirnen seiner Bekanntschaft während der Nachtzeit zum Fensterln ritt, und am Morgen ebenso geschwind zurückkam.

Diese Fahrt und der Minnelohn kamen jedoch theuer zu stehen, denn durch Benützung solcher Reitgelegenheit verlor jeder, der sie benutzte, seine Seele. Dieser gesattelte Nachtgaul war ein Geist.

Auf den Bergen gefundene Hufeisen hält man für die von dem gespenstigen Gaul verlorenen; man wandte sie in früheren Zeiten gegen Truden und Hexen an. Eine Gattung mit 5 Löchern heißt „Pfaffeneisen“, eine andere Gattung hat nur 3 Löcher. Diese sollen den Weibsleuten abgefallen sein, welche der Teufel in Rosse verwandelte und dann auf ihnen ritt.

Der Parbatscher-Alm-Gaul läßt sich von Zeit zu Zeit immer noch blicken.

3.
Die Seekuh.

Bei Schlitters im Zillerthale war einst ein See. Damals hörte man öfter in der Nacht eine Kuh „plärren“. Man lief nach dem Orte in der Meinung, eine Kuh sei verunglückt, jedoch immer war es nur Täuschung. War man vom See fort, so lautete es, als plärre die Kuh im See; war man nahe dabei, so schien die Stimme oben auf dem Berge zu erschallen.

Viele haben über dieses Geschrei nachgedacht, aber keine natürliche Ursache zu ermitteln vermocht. Das Volk hieß es „die Seekuh“.

Derselbe See wurde später so gut es ging ausgetrocknet; nun ist sein ehemaliger Grund moosig (mohrig) und giebt Schilf. Und dennoch hört man immer noch die Seekuh plärren, und wagt nicht in die Nähe zu gehen, wenn es Nacht ist.

4.
Der Obwalchen-Hund.

Im Wattenthale liegt, Walchen gegenüber, und zwar da, wo das Wattenthal sich in die zwei Hochthäler gegen Mösen und Hochlizum scheidet, die Alpe „Obwalchen“, auch Kinzacheralpe. Dieselbe gehört jetzt der Kirchbräuin von Schwatz.

Diese Alpe ist die Mutter vieler Sagen, denn sie beherberget einen Almputz, der zu öfters im hellen Mondschein als großer schwarzer Hund mit glühenden Augen herumläuft, und sich einige Zeit vor die Thüre der

Kaser legt, dann wieder seinen Lauf beginnt, und der durch's ganze Jahr gesehen wird.

Das soll ein früherer Besitzer sein, welcher nach und nach seinen Zaun hinausrückte und vom landesfürstlichen Waldgrunde viele viele Joch Grund einfing, und ebenso dem Nachbar Almbesitzer „der Deuringeralm" besonders gegen das Hochleger zu sündhaft viel Weidegrund wegnahm, weil letzte Alm im ärarischen Wald das „Blumenbesuchrecht" hatte. Man kann dieses genau sehen, wie die einstige gerade Linie nun links hinüber gebrochen und dadurch der Deuringer-Alm verloren ist. Dieser Hund läuft seine ehemalige rechte Zaunlinie abwechselnd eilig durch, gerade hinauf und ruht dann aus.

Uebrigens thut er niemand etwas zu leide, die Sennen steigen oft über ihn hinein oder hinaus vor der Kaserthür.

5.
Zottelhund am Reiterberge.

Am Reiterberge zwischen den Bauernhöfen „Kögelen" und „Bötzenberg" liegt eine feuchte, schlechte Wiese, „Roßötz" genannt, wo der Weg durchführt, der durch ein Gatter abgesperrt ist. Manchesmal liegt an diesem Gatter Nachts ein großmächtiger schwarzer Hund voll Zotteln, der die Leute nicht durchläßt. Daher gehen sie fast immer, einen Umweg machend, oben durch das Zaungatter, wohin der Hund sich niemals legt.

6.
Der Rieder-Hund.

„Die Höttinger Ried" heißt eine Viertelstunde lange Häuserreihe, welche vom Fallbach bei Büchsenhausen hinüber bis zum Dorfe Hötting sich zieht. An der kleinen Riederkapelle und einem Gottesacker, der Pestfriedhof genannt, geht der Weg vorbei. Diesen Weg sperrt Nachts ein großer schwarzer Hund, der an einer klirrenden Eisenkette angefesselt liegt, und nur einen ganz kleinen Wegraum frei lassen muß, daß einer nothdürftig sich vorbei drücken kann, weil über den ganzen Weg die Kette nicht reicht.

Vor etlichen und zwanzig Jahren ging einmal die Leichen-Ansagerin Crescenz Summerin Nachts diesen Weg, sah den schrecklichen Rieder-Hund, und sank vor Schrecken wie tod nieder; blieb auch lange krank, und konnte den Schreck und die Angst, die sie ausgestanden, lange nicht verwinden.

7.
Feuriges Schwein.

Von der Alpe „Talfaz", welche in romantischer Schönheit und in einem einsamen Bergthal über dem Achenthalersee liegt, führt ein Viehsteg hinüber

zur Kothalm. An diesem Wege sieht man in finsterer Nacht nicht selten ein flammendes feuriges Schwein. Es rennt hin und her, mit großem Ungestüm, aber niemand weiß zu sagen, welche Bewandtniß es mit demselben hat. Es ist unerklärt, wie die meisten Thierespuksagen.

8.

Schwein mit Feueraugen.

Vor ohngefähr dreißig Jahren hatte der Bauer „Uhle" zu Stra (Ulrich Greiter) einige Ochsen auf der Sinnigalm. Da ließ ihm der dortige Hirte sagen, daß einer seiner Ochsen verloren gegangen sei. Uhle begab sich daher hinauf und blieb über Nacht in der Ochsenhütte auf der Schlemm liegen, neben die Hirten gelagert.

Der Mond schien hell — auf einmal sah der Uhle ein Schwein mit feurigen Augen in der Hütte herumwandeln, von Gestalt akurat wie ein Boarschwein (bayrisches Schwein). Er stieg von der Schlemm und wollte das Thier hinausjagen, aber sobald er auf dasselbe tappte, hatte er nichts in der Hand.

Am Morgen sagte er zu den Hirten: ös habet a nett's Saule da! Die Hirten sahen einander an, lachten und sprachen: dös habe ma alleweil da!

Nun kam es auf — es war nichts rechtes; ja es hatte die Hirten immer mehr getratzt und nicht schlafen lassen, so zwar, daß man vor zwanzig Jahren die alte Hütte verließ und anders wohin eine neue Hütte aufbaute; seitdem haben sie Ruhe.

Man zeigt einem noch jetzt die alten Stumpen vom Grundgemäuer, nennt sie die „alte Mötzerhütte" und niemand waget dort zu verweilen.

Die Gemeinde Mötz ist Eigenthümerin besagter Alpe.

9.

Feuriges Wildschwein beim Kohlerstadl.

Am Fahrwege vom Dorfe Mutters nach dem Dorfe Götzens liegt eine braune Hütte mitten auf einer schönen blumenreichen Wiese, welche die Broat-Wiese (breite Wiese) genannt wird. Der Weg dorthin zieht durch Hohlungen und erscheint ziemlich unheimlich, besonders des Nachts. Jene Hütte ist ein alter Heuschober, der wie ein dunkler Sarg aussieht. Inmitten des grünen Blumenteppichs steht ein Marterl mit einem Muttergottesbilde, zum Gedächtniß eines an dieser Stelle im Jahr 1815 Erfrorenen.

Der Ort ist verrufen und gemieden; es ist nicht geheuer dort; mancher, der dort Nachts vorüber wollte, hat wieder umkehren müssen. Nahe über dem Stadel steht ein Lärchenwald, ein Versammlungsort zahlreicher Raben, die jene Stelle nur noch unheimlicher machen. Hört ein Wanderer dazu

noch den Kukuk schreien, so wird er sich bekreuzen, denn der Kukuk gilt im Lande als Teufelsvogel, und der Teufel selbst, der schlimmste Gauch, nimmt gern dessen Stimme an.

Nicht selten wurde auf der Wiese beim Kohlerstadl ein feuriges Wildschwein erblickt — manche sind der Meinung, es spuke in dieser Gestalt der alte Unhold vom „Unholdenhofe" (vergl. oben S. 79, Sage 23), der in jener Gegend seine größten Frevel verübt habe, andere sind der Ansicht, es sei selbiges Wildschwein ein „Teufelsgespenst". Viele haben es gesehen.

Eines reichen Bauern, Klausen Sinnis von Natters; Bruder — fuhr einmal nach der „Götzens-Lufens" (ein Wiesenthal) mit einem Heuwagen hinauf als es bereits dunkelte; da schoß das feurige Wildschwein an den Pferden vorbei, daß diese sich bäumten und keinen Schritt weiter zu bringen waren, so daß der Bauer mit dem leeren Wagen wieder heimfahren mußte.

Ein Götzner Hirte trieb Kühe von Mutters her nach Hause, in der Nähe des Stadels läuft das Schwein immer im Kreise herum. Die Kühe brüllen und rennen nach allen Seiten von dannen.

Der schon öfter genannten Maria Pittl aus Götzens vertrieb das feurige Schwein einen Liebhaber, den „Bumsenbauer" vom Stockhof, so oft er Abends zu ihr auf Hoamgart gehen wollte.

Andere wollen auch auf jener Wiese schwarze Hunde gesehen und Aechzer dort vernommen haben, die durch die Seele gingen.

10.

Katzenkunter.

Katzen gehören zum guten Theil zur Hexensippschaft. Als einzelne Spukerscheinungen, ohne daß eine Hexe dabei im Spiel ist, begegnen sie selten.

Aber dem Peter beim Simeler Bauer zu Gries sind sie begegnet. Der genannte Bauer war ein guter Haushalter, litt nicht, daß Abends nach dem Rosenkranzbeten sein Gesinde sich noch auf Hoamgart schlich, und war dem Fensterln grausam gram. Der Peter aber war im Jahre 1848 freiwilliger Schütz geworden, und gedachte, als solcher dürfe er schon sich etwas herausnehmen und zu seinem Madl eilen. Aber just wie Peter diesen Vorsatz auszuführen im Sinne hatte, sagte der Bauer, der zugleich Gemeindebeisitzer war, gleich nachdem der Rosenkranz gebetet worden, zu seinen Knechten: Jetzt legt euch schlafen, um zwei Uhr in der Früh werd ich euch wecken; die Gemeinde hat heute beschlossen, daß wir öfter mit geladenen Gewehren streifen sollen, und die saubern Wiener Früchtl oder die wälschen Republikaner und Mordbrenner, die etwa ins Land hereinkommen, und aufwiegeln wollen, niederbrennen, wo wir sie finden, auf daß wir Ordnung und Frieden behalten.

Diese Anordnung gefiel dem Peter mit nichten. Er fügte sich zwar, legte sich scheinbar nieder, stieg aber heimlich wieder auf, dachte, um zwei Uhr bin ich längst zurück, schlich durch Saal und Futterhaus und eilte nach dem Berghof, wo seine Dirn saß, um von ihr Abschied zu nehmen, ewigen, wenn es sein müsse, wenn er gegen die wälschen Rebellen fiele.

Peter blieb bis um 1 Uhr Nachts am Berghof, dann eilte er im schnellen Lauf zurück, und war bereits dem Simelerhofe bis auf drei Büchsenschüsse nahe, da that es über seinem Kopf ein halblautes Wisperl, er schaut sich erschrocken um, und siehe, jetzt wimmelt es rings um ihn her von Katzen, weißen, schwarzen, grauen und dreifarbigen, die gegen ihn anspringen. Da begann der Peter zu beten und sich zu kreuzigen, und flugs waren die Katzen verschwunden. Bald aber ist neue Noth vorhanden; als Peter den Hof erreicht, sitzen die Katzen zu Hauf am Stadlthor „und hemmen des Wanderers Eile“ — und hilft kein Kreuzschlagen mehr. Die Katzen allzumal beginnen ein Geplärre und Gekraune, daß dem Peter hören und sehen vergeht, er aber muß in das Haus, und „zertrennet muthig den dichten Chor“, springt durch das Stadlthor in den Tennen, will durch das Saalthörchen (die Gangthür), findet es aber verschlossen, und muß endlich vorn an der Hausthür klopfen, und sich vom Simelerbauer über seine Nachtschwärmerei derb ausschelten lassen, der seinen Sermon mit den Worten schloß:

„'S is nix so fein g'schpunna
'S kimmt an d'Sunna.“

11.

Die graue Maus.

Am hohen Rettenstein im Großachenthale, den mancherlei Sagen umschweben, steht, in einer Felsnische aufgerichtet, ein Muttergottesbild, vor welchem schon seit undenklichen Zeiten mancher fromme Beter kniete. Unter dem Bilde wohnt ein Berggeist in Gestalt einer grauen Maus. Stetig kommt diese graue Maus aus dem Fels geschlüpft, läßt wenig Furcht blicken, und nimmt die Brodkrumen an, welche die Pilger gewohnt sind, ihr hinzustreuen. Niemand thut der Maus etwas zu Leide, niemand sucht sich ihrer zu bemächtigen, auch sie thut keinem Uebles. Ein Geschlecht erzählt dem andern von ihr, und so ist sie schon seit Jahrhunderten bekannt, diese graue Maus unter dem Schutze des Muttergottesbildes.

12.

Die Kröte auf der hohen Salve.

Es ist eine bekannte Sage, daß die Kapelle Jordan an der hohen Salve, die Johannes dem Täufer geweiht ist, ihre Gründung einer Wittwe

verdankt, welche ihren einzigen Sohn aus übergroßer Liebe verzogen hatte. Er wurde Räuber und Räuberhauptmann, und nun gingen der Mutter die Augen auf. Sie folgte ihrem Sohne, ihn lange suchend, überall nach, fand ihn endlich auf dem Gipfel der Hohen Salve, und beredete ihn, sich selbst dem Gerichte zu übergeben. Im Traume erschien ihm das blutige Haupt Johannes des Täufers, darauf überlieferte er sich, und es fielen auch sein Haupt und die Häupter seiner Genossen. Seine Mutter begrub diese Häupter auf dem Gipfel, verkaufte ihr Hab und Gut, und erbaute die Johanneskirche.

Ganz anders wird diese Sage von andern erzählt. Der Räuber verlobte sich zu einer Wallfahrt auf die Hohe Salve, wenn Gott ihm beistehe, daß er von seinem Gewerbe loskomme, und wieder ein ordentliches Leben zu führen im Stande sei. Gott half ihm dazu, aber der vormalige Räuber vergaß, das Gelöbniß zu erfüllen. Als er nun gestorben war, wurde ihm auferlegt, in Krötengestalt zum hohen Berggipfel hinan zu kriechen. Dieß gelang, aber zur Entsühnung war nöthig, daß die Kröte auch in die Kirche droben gelangte. Immer aber kamen Leute, die sie mit Fußtritten von der Schwelle des Kirchleins wegstießen. Endlich gelangte dennoch die arme Kröte in die Kapelle, kroch dreimal um den Altar, worauf sie alsbald sich in die Gestalt eines schönen Mannes verwandelte, der den Betern von seinem Räuberleben und von seiner Buße erzählte, und dann vor aller Augen verschwand.

13.
Die Kröte auf der Ladiseralm.

Auf dem Hochleger der Ladiseralm (bei Ladis) ist eine ungeheure Kröte mit feurigrothen, betrübten, düstern Augen, welche beständig ohne sich zu bewegen im Schürloch unten am Heerd sitzt, ohne daß sie jemand belästiget.

Wenn jemand unvorsichtiger Weise etwas auf diese Kröte hinunterwirft, so rührt sie sich nicht, und läßt jeden in Frieden. Aber eines Frühjahrs, als die Leute die Alm herrichteten zum Auffahren, war auch diese Kröte schon an ihrem Platze. Das sah der muthwillige Almmeister, welcher im Dorfe Ladis wohnte, und sagte: Mit dieser Kröte will ich heuer fahren, weil ich Almmeister bin. Er ging hinaus in den „Scherm“ (bedeckter Platz für's Vieh), machte Feuer auf, hielt seine Schaufel hinein, ließ diese glühend werden, ging in die Almhütte, und nahm die arme Kröte auf die glühende Schaufel, daß sie bratete, zischte, rauchte und dann trug er sie hinaus und warf sie unter den Alpboden in den Bach. Als er wieder zur Alpe hinaufkam, war die Kröte wieder auf ihrem Platze. Darüber erschrack der Almmeister so, daß er am ganzen Leibe zitterte und darauf bekam er eine Krötenhaut und starb bald darauf unter fürchterlichen Schmerzen, bevor er noch nach Hause gelangen konnte.

14.

Die Plod'rfische.

Neben der Dorfkirche zu Pfelders stürzt sich der Pfelderserbach rauschend zu Thale, und bildet unten eine kochende Wassertiefe unter Felsen, die der Passeirer einen „Plod'r", soviel wie Strudel, nennt. In diesem Plod'r sieht man bisweilen zwei große Fische, welche aber stets, wenn sie sich zeigen, beisammen gesehen werden, niemals einer allein. Sie sehen aus, wie „gefatschte" (gewickelte) Kinder, und es soll dem Orte nichts sonderlich Gutes anzeigen, wenn die Plod'rfische sich sehen lassen.

15.

Die Todtenkopfspinne.

Dieser gespensterhaften Spinne ist schon oben S. 70, Sage 10, und S. 119, Sage 32, gedacht worden. Sie lebt in der Wildg'fahrhöhle beim Rofnerwaldgut am Naturnser Sonnenberg. Sie wird als sehr groß und mit langen Füßen geschildert und beschrieben, und der Leib hat völlig Form und Aussehen eines Todtenkopfes. Ein Bauer wagte sich einst in die Höhle, und gleich fuhr die Spinne auf ihn ein, und spann Fäden so stark und fest, wie Pferdeschweifhaare. Der Bauer schlug drei Kreuze gegen sie, da mußte sie von ihm ablassen, und er rannte wie vor dem Anblick einer Tarantel oder eines großen Scorpions zurück, und stieß sich dabei so heftig an ein Felsstück an, daß er einen „Mekezer" (Burzelbaum) machte, und eine Strecke abwärts kugelte. Der Schreck fuhr ihm so in alle Gliedmaßen, daß er sich lange wie zerschlagen fühlte. All' sein Lebtage ging er nicht wieder in jene Höhle hinein.

16.

Der goldene Wurm.

Bei den „Reichen-Feldern" zu hinterst im Alpbachthale läßt sich bisweilen, besonders in den Nächten vor heiligen Zeiten, ein „goldener" Wurm sehen. Er leuchtet über und über, mit dem Scheine der Johanniskäfer, liegt unbeweglich und so geringelt, daß er einer goldenen Kette gleicht.

Man hat diesen Goldwurm auch manchmal weit unten im Thale unter den Reichen-Feldern glänzen sehen, einmal sogar weiter außen gegen Alpbach zu, dem Bache entlang, welche Stelle man „G'reit" (von ausräuten, beurbaren) nennt. Nicht nur einmal geschah es, daß sich unerschrockene Leute dem Wurme näherten, aber nahe gekommen überkam sie eine Furcht; und wenn sie dann andere herbeiholten und wiederkamen, war er verschwun-

den. Die Sennen und Bauern sagen: Diese Leute hatten nicht die Gnade, etwas Geweihtes auf den Wurm zu legen, daher verschwand er.

Uebrigens sind sie nicht einig, was und wer der Wurm sei, ob es eine Art des „Schatzblühens" oder ein „Schatzhüter" sei, deren es in dieser goldreichen Gegend genug giebt.

17.

Der weiße Wurm.

Von Mittewald an der Eisack rechts empor zieht sich die große Mittewalderalp hinauf, wo einst wegen der Menge giftiger Beiswürmer fast kein Vieh aufgetrieben werden konnte. Auch ließ sich dort ein besonderer weißer Wurm sehen, vor dem sich alles fürchtete.

Kam damals ein Student — oder wie man sie auch benannte, ein fahrender Schüler — den die Bauern um Abhülfe ansprachen.

Der Student ließ sich nicht zweimal bitten, ging hinauf, machte einen Kreis auf der Alpenwiese und ließ mitten hinein einen großen Baum setzen. Dahinauf stieg er dann und lockte die Würmer herbei, welche geraden Weges in das große Feuer liefen, welches er unterm Baum angezündet hatte. Da pfeift auf einmal ein Wurm gar scharf und laut, und wie das der Student auf dem Baume hört, so ruft er: Ich bin verloren! — und im nämlichen Augenblicke fährt ein weißer Wurm daher, und wie ein Pfeil mitten durch des Studenten Leib, der tod vom Baume fällt und verbrennt.

Die Erzählenden setzen gerne bei, das war ein Haselwurm, welche Würmer durch die Luft wie ein Pfeil schießen können, und den Menschen durch den Leib fahren, wie es einstens die Blindschleichen gethan haben, welchem aber dadurch, daß die Mutter Gottes sie blind machte, gesteuert ward.

Wo von dem fahrenden Schüler der Kreis gemacht wurde, ist niemals wieder Gras gewachsen.

18.

Der blasende Drache.

Gleich inner der Zirlerbrücke, wenn man gegen Inzing geht, liegt die „Drachenwiese". Die alten Inzinger und Zirler erinnern sich noch gut, daß zur Zeit als sie Buben waren, ein ungeheuer dicker und langer Wurm durch den Wildbach aus der wilden nahen Klamm, „Hundstall" genannt, herausgeschwemmt wurde, welcher drinnen hausete und viel Unglück über Menschen und Thiere brachte.

Er wurde im gemeinen Leben „der Drache" genannt und verschlang alles Lebendige, was in seine Nähe kam.

In dieser Klamm fließt im Sommer ein Bächlein durch, im Winter fast keines, so war es auch dazumal, und doch war es im Stande, das Un-

geheuer heraus zu treiben; denn als im Frühjahr jählings sehr warmes Wetter einfiel, wurde das Bächlein vom geschmolzenen Schnee geschwellt wie ein Strom, unterwühlte die Felsenwohnung des Drachen im Hundsstall und riß Felsengerölle und das Ungeheuer heraus, überschwemmte die Wiese, und ließ alles mit einander da liegen, wo es jetzt die „Drachenwies" heißt. Man kann noch heute den gewaltigen Murrbruch drinnen sehen.

Der Drache war ein Riesenwurm mit einen Drachenkopf, hatte zwei Ohren und einen schrecklichen scheußlichen Blick.

Er war halb tod, und dennoch sah man seinen Leib überall unter dem Felsenschlamme sich winden, niemand durfte wagen nahe zu kommen, und daher wurde er von Ferne mit Kanonen zusammengeschossen.

Es war halt ein „Lindwurm", sagt noch jetzt der alte Turler in Zirl (der Bauer Mader), welcher schon 60 Jahre lang auf die Zirleralpe „Kei-sten" als Senn geht, und die „alten G'schicht'n" treu aufbewahrt hat.

Turler hebt noch als besondere Merkwürdigkeit hervor, daß benannter halbtodter Lindwurm so fürchterlich geblasen habe, daß es „erschröcklich von z'Weitescht" (weit weg) anzuhören und anzusehen war, man konnte auch nicht wissen, ob er nicht Gift „außiblas'n" hat, denn das ist bewie-sen, daß noch jetzt kein Gras auf der Drachenwies wächst, wo er krepirt ist.

III.

Gottesgerichte.

Wenn schon in den Sagen von armen Seelen, von Feuermännern, Klammmännern, Marcheggern u. s. w. fast immer die — allen Trug und Frevel, alle Bosheit und Untreue strafende Gotteshand sichtbar wird, und die über jene Uebelthäter verhängte Strafe und häufig sehr schwere Buße mit Fug ein Gottesgericht genannt werden darf — so tritt der Begriff eines solchen doch noch ungleich großartiger da vor Augen, wo die Sage nicht an einer einzelnen Person haftet, sondern den Schauer des Gottesgerichts über ganze Distrikte ausgießt, wo neben dem sündigen Menschen meist auch deren Verwandte, Geliebte und Wohnsitze mit in das Strafgericht hineingezogen, und für immerdar vernichtet werden. Auf diesem Gebiete findet die Sagenforschung fast in allen Ländern eine mannigfaltige Ausbeute, so auch vorzugsweise in Tirol, und überhaupt in Alpenländern. Wenn im übrigen Deutschland die Verwandlung in Steine, das Versinken von Schlössern, Burgen, Klöstern, wo häufig an die Stelle solcher versunkenen Oertlichkeiten ein See tritt, begegnet, so kommt in den Alpenländern noch das Gottesgericht der Verschüttung, der Verschneiung und der Uebereisung hinzu, die sich oft weit erstreckt, und die Versteinerung nimmt ebenfalls so riesenhaften Charakter an, daß die Frevler nicht zu kleinen Felsgebilden, sondern zu mächtigen Hochalpengebirgs- und Gletscherzacken werden.

Gar wenige solcher Alpensagen sind in weiteren Kreisen bekannt. Die Sammlung der Brüder Grimm enthält davon nur die bekannte Frau Hütt-Sage, die von der Blümelis-Alp im Berner Oberland, und die vom ewigen Juden auf dem Matterhorn. Auch die sonst an sich verdienstlichen Mythologien von Grimm, Panzer, Simrock u. A. berühren gar nicht, oder nur flüchtig, dieses an sich doch höchst bedeutsame Sagengebiet.

Die Strafe der Versteinerung trifft am häufigsten Sabbath- und Heiligentagschänder, aber auch Pfleger verbotener Liebe, Herzenshärte und Uebung von schädlichen Zauberkünsten. Seitenstücke zu den diese Strafe betreffenden Sagen finden sich zahlreich in Deutschland und in Deutschland stammverwandten Ländern verbreitet, z. B. am Rhein die sieben Schwestern, auf Helgoland der Jungfrauenstuhl und der Mönch, in der Neumark die Adamstänzer, in Thüringen Mönch und Nonne bei der

Wartburg, und der Fuchsthurm bei Jena (versteinerter Riesenfinger als Warnungszeichen). Im Riesengebirge das steinerne Brautbett und die Hans Heilingsfelsen (versteinerte Hochzeittänzer); in der Gegend bei Reichenhall und Berchtesgaden auf hoher Alm die steinerne Agnes, die drei Jungfern ob der Kirnbergalpe bei Berchtesgaden, und selbst der Riesenkönig Watzmann mit den Seinen. *)

Noch reichhaltiger begegnen Sagen von dem meist auf vorhergegangene Verwünschung erfolgten Gottesgerichte der Versinkung, die denen Tirols, gleich den schon angeführten, innig verwandt sind. So ein versunkenes Kloster im Odenwalde, Stavorn in Holland, Vineta und Julin an der Ostseeküste, das heilige Meer in Westphalen, Arendsee in der Altmark, der Tanzteich bei Sachswerfen am Harz, die verwünschten und versunkenen Dörfer und Städte Germlshausen, Ebersdorf, Gottesfeld und Gertles im Thüringer Walde, die versunkenen Schlösser Singerberg bei Ilmenau, Wettenburg am Main, Dreistelz in Franken, Buchensee bei Salzungen, die versunkene Kirche bei Coburg, die große Römerstadt Juvavia bei Salzburg. **)

Unheiliger, frevelhafter, gotteslästerlicher Lebenswandel, Lustschwelgerei, Stolz und Uebermuth, Verachtung der sonn= und festtäglichen Gottesdienste, Tanz und Trinkgelage während derselben oder in Sabbathnächten sind zumeist die Sünden, welche Verwünschungen und die sagenhafte Versinkung nach sich gezogen haben.

Dem Mißbrauche der Gaben Gottes, der elenden Kargheit, der Ungastlichkeit und der Verstoßung Armer, Flehender und Hilfesuchender von der Schwelle — folgen insgemein die schauervollen Gottesgerichte der Verschüttung, der Verschneiung und der Uebereisung, davon in der Schweiz die Kastelen= und die Blümelis=Alpe Zeugniß geben, ebenso der ewige Jude auf dem Matterhorn, am Monte Cerein in den Penninischen Alpen, und die übergossene Alm am Wendelstein im bayrischen Hochgebirge.

Das hereinbrechende Unheil läßt sich nicht genau sondern, denn die Naturphänomene, denen diese Klasse von Sagen ihre Entstehung verdanken, wandeln in ihrem verheerenden Donnergange Hand in Hand.

Eis und Schnee zumal sind im Alpengebirge nicht von einander zu halten, und es erscheint auch die Sonderung derartiger Sagen in der That nicht nothwendig, ebenso bedürfen sie keiner Erläuterung, sie sprechen für sich. Auf diesem Gebiete ist die Sage fast immer eine strenge und ernste

---

*) Siehe L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 94. 169. 365. 472. 607. 667. 691. 984. 997. 1000.

**) Daselbst 59. 159. 223. 225. 282. 334. 409. 498. 504. 511. 515. 723. 787. 778. 797. 712. 995.

Sittenpredigerin, immer ertheilt sie eine eindringliche moralische Lehre, und zeugt von dem gesunden Sinne des Volkes, das mit richtigem und tiefem Gefühle aus sich, aus dem ihm eigenthümlichen Leben diese Lehren schöpfte und ihnen Gestaltung gab. Dabei sind zugleich diese Sagen vorzugsweise meist hochpoetisch und ganz geeignet, Dichter und Künstler mächtig anzuregen und zu begeistern.

Eine riesenhafte, erhabene Natur liefert die Staffage zu gewaltig ergreifenden Bildern, und vielleicht kommt einst noch die Zeit, wo auch die Maler, mehr als zur Zeit geschieht, dieser köstlichen Stoffe für künstlerische Darstellung sich bemächtigen.

Höchst begreiflich ist es, daß in einem Lande, wo die empörte Natur nicht selten die größten Schrecknisse herbeiführt, wo eine Menge geschichtlich nachweisbare Bergstürze und Bergüberschüttungen statt fanden, und da und dort, wie bei Felsberg im Rheinthale ohnweit Chur, noch beständig drohen, die Sage sich derselben bemächtigt, und da, wo sie keine Ueberlieferung irgend welcher Unthaten der Bewohner solcher vom Unglücke heimgesuchten Ortschaften findet, sich solche selbst schafft und bildet, und endlich wundert man sich im Stillen, daß solcher bestimmt ausgesprochener Sagen im Ganzen, und im Verhältniß zu andern Sagengruppen doch nur sehr wenige sind.

I.

Versteinung.

1.

Die Prinzessin im Rosengarten.

Schon oben, S. 126 und S. 127, wurde der Rosengartensage gedacht und dieselbe erzählt. Nicht selten aber begegnet man Abwandlungen einzelner Sagen, die letztere in ein anderes Gebiet versetzen, in andere Kreise einreihen.

Auf dem schon mehr erwähnten Jaufen, halbweges von St. Leonhard im Passeierthale zum Jaufenhaus, und eine gute halbe Stunde rechts vom Samensteig seitwärts gegen das Penserjoch zu, pflegte eine wunderschöne Prinzessin einen wunderbar schönen Rosengarten. Aber diese Prinzessin, so schön sie war, war hart von Gemüth und hatte ihre Freude daran, redliche Freier zu necken, und je mehr ein liebendes Gemüth sich kränkte, desto größer war ihre Freude.

Ein edler Ritter, dem das Gleiche wiederfuhr, nahm sich die absagende Kälte der Prinzessin so zu Herzen, daß er am „gebrochenen Herzen" starb.

Die Thalleute beweinten den edlen Herrn und verwünschten die Prinzessin sammt ihrem Rosengarten, und der Himmel hörte den Fluch der Gemeinen

— denn droben gilt Prinz und Bauer gleich — über Nacht wetterte es gewaltig im Gebirge, und als dann ein herrlicher Morgen aufstieg, sah man staunend das Werk der Gerechtigkeit; die Prinzessin in einen Stein verwandelt, und anstatt der Rosen Felsen und ödes Gerölle, mit Moos und Flechten überzogen und kein einziges Alpenblümlein wächst an dieser Stelle des ehemaligen Rosengartens. Ja, wenn Gemsen zufällig nur das Moos fressen, so werden sie von Krankheit ergriffen, magern ab und sterben hin.

2.

Die drei Brüder.

Zu Reut, einem Dorfe zwischen Unken und Lofer, hatte ein Bauer drei Söhne. Die beiden ältesten waren rauhe Gemsenwilderer und hielten wenig auf Gottesehre; der jüngste war braver, er liebte viel mehr die nützliche Arbeit mit Rechen und Sense. Allein von Zeit zu Zeit ließ er sich von den zweien dennoch überreden, mit auf die Jagd zu gehen, und so geschah es einst, daß sie zusammen aufs Hochgebirge gingen, und am Sonntage standen sie schon auf hohen Wänden, als der Morgen graute. Da läutete es drunten zu Unken Ave Maria. Der Jüngste der Wilderer mahnte zur Umkehr, damit sie noch hinab zur Kirche kämen, doch vergebens — und da die Brüder nicht gingen, ging auch er nicht. Als sie höher hinauf kletterten, hörten sie in Unken zum Gottesdienst läuten. Der Jüngste sprach: kehren wir um! aber die zwei Brüder lachten dazu und sprachen: das Pfeifen eines Gemsleins wäre weit schöner als Glockengeläute und eine Predigt. Nun kamen die kühnen Schützen auf dem Grat an, und hörten wieder läuten. Der Jüngste klopfte an die Brust und sprach: Hört Buben, jetzt ist die Wandlung, wir hätten doch sollen hinab gehen! Die zwei Andern aber höhnten: Ein leibiger (fettleibiger) Gamsbock ist uns heroben lieber, als drunten der Leib des Herrgott's! Kaum hatten sie das gesprochen, als kohlpechschwarze Wetterwolken über das Gebirg heraufzogen und alles in Finsterniß einhüllten. Dann begann es zu blitzen und zu donnern als ob die Welt zu Grunde gehen sollte.

Als das Wetter vorüber war, erblickte man droben die drei Brüder versteinert, als riesige Felsengestalten, und so stehen sie noch, unter dem Namen „die drei Brüder" jedem Kinde bekannt.

Gar lebhaft erinnert diese Sage an jene von den drei eiteln Schwestern auf der Kirnbergalpe, die sich die Haare flochten, und sich, als es zur Wandlung läutete, nicht einmal so viel Zeit nahmen, sich zu bekreuzen, und sprachen: Wandlung hin, Wandlung her, und alsbald in starre Felszacken verwandelt wurden. *)

---

*) Siehe L. Bechstein Deutsches Sagenbuch. 997.

3.
Die drei Schwestern.

Im Westen von Frastanz, an der Grenze von Feldkirch, zieht sich eine Gebirgskette südlich gegen das Fürstenthum Lichtenstein hinüber, aus welcher ein merkwürdiger kahler Gebirgskopf, der zugleich die Grenzmarke bildet, sich malerisch emporhebt und „die drei Schwestern“ genannt wird, an welchen die Frastanzer Alpen anstoßen. Hierüber erzählt die Sage:

Vor überlanger Zeit kam oftmal ein Venediger Manndl in diese Gegend und holte von hier, vorzüglich aber vom nahen unbewohnten, jetzt waldigen „Saminathale“, welches zwischen den drei Schwestern und dem Ziegerberg liegt, Gold in Hülle und Fülle. Das Manndl fuhr durch die Luft mit einem großen Krug in der Hand von Venedig dahin, stellte den Krug unter eine Wasserquelle, welche aus einem unterirdischen Goldfluß Goldkörner mitführte, und bald hatte es denselben voll, dann flog es wieder heim. Zum Beweise hatte es einmal den Krug voll Gold dortigen Hirten gezeigt, jedoch die ließen sich nicht blenden, bekreuzten sich und ließen den Venetianer gehen, denn sie wußten, daß er ein Zauberer war, der durch finstere Mächte seine Künste übte, wie alle sogenannten Venediger-Manndln, von denen unten ausführlich die Rede ist.

Nun wohnten zu Frastanz drei Schwestern, welche an dem hohen Mariahimmelfahrtstag leichtsinnig und gottlos statt in die Kirche zu gehen, in aller Frühe auf den Berg gingen, um Heidelbeeren zu pflücken, die da in Menge wuchsen, und sie dann in dem nahen Feldkirch zu verkaufen. Da trafen sie dort den Venediger, der sie anfuhr: Was macht ihr heut da? — Jene erschracken im Bewußtsein, einen so hohen Festtag schnöden Gewinnes wegen entheiligt zu haben und sagten: Nichts! Nichts! Nichts! — Da sprach der Zauberer mit rauher Stimme: so sollt ihr auch zu Nichts werden, als zu drei kahlen Felsen, ohne Gras und Laub, ohne Bäume und Frucht, und unter Euch soll mein Goldborn verborgen rinnen, und kein Sterblicher soll ihn finden. Alsbald wurden die drei Mädchen starr vor Schreck und zu Stein vor dem Fluche; denn dadurch, daß der Zauberer Macht über sie gewonnen hatte durch ihre Missethat, erlöste er sich und übergab sie an seiner Stelle dem Bösen.

Noch stehen und starren die drei Schwestern als so viele Felsenhäupter, aber der Venediger ward nie mehr gesehen, und sein Born quillt nicht mehr zu Tage, und die drei Schwestern blicken ernst herab in das obere Rheinthal, auf Vaduz und in das Land Lichtenstein.

4.
Das versteinte Liebespaar.

Bei Kramsach im Unterinnthale, da, wo das Brandenberger Achenthal in ersteres ausmündet, liegen am Mittelgebirge einige kleine Bergsee'n, und

ob den Höfen Mösern und Freundsheim, eine Stunde über Kramsach, liegt noch ein schöner See an der „Mooswand“, und darüber die Ruine eines alten Ritterschlosses, „Guckenbühl“ genannt. Des Ritters, der einst da droben hauste, schöne Tochter liebt einen armen Jäger, zu dessen großem Unglücke; denn als der harte und stolze Vater Kunde von heimlichen Zusammenkünften des Fräuleins und des Jägers bekam, ließ er den letztern in einer finstern Nacht mit Hunden aus der Burg hetzen, und dabei geschah es, daß der Fliehende in den See stürzte und darin umkam.

Das Edelfräulein wandelte seitdem stumm und in sich verloren umher, wollte von nichts mehr etwas wissen, und kam einmal mit ihrer Begleiterin zum See. Wie sie da hinein sah, erblickte sie den todten Geliebten. Da verließ sie die Gnade Gottes und mit Liebeswahnsinn stürzte sie sich hinab zu ihm in die Tiefe.

Die Zofe rannte nach Hause, erzählte dieß Unglück, und als man zum See eilte, fand man keine Leichen mehr. Die Liebenden waren in Steine verwandelt, welche, der eine bewachsen, der andere kahl, dem See wie zwei kleine Inseln entragen.

5.

Die beiden Heuschober.

Eine der schönsten und berühmtesten Alpen Tirols ist die Seißer=Alpe im Eisack=Gebiete, in deren Nähe der 8100 Fuß hohe Schlern sein schroffes Dolomitpyramidenpaar mit andern Bergeshäuptern emporstreckt. Eine und eine halbe Stunde vom Schlern, an den wunderbaren „Rosengarten“ sich anschließend, steht die „Rothe Wand“ und liegt die „roathe Wies“ (rothe Wiese), auf welcher sich zwei mächtige Blöcke der jener Hochgebirgsgegend eigenen Dolonitfelsmassen befinden.

Auf dem Schlern steht ein Wallfahrtkirchlein zum heiligen Cassian, und am Tage dieses Heiligen, den 5. August, ist dort ein großes Kirchenfest. Die Gemeinde Völs, die fast drei Stunden tiefer wohnt, geht mit dem Kreuze in Procession hinauf, und alle Aelpler von der Seißer=Alpe kommen in ihren Feiertagskleidern herzu, um den Heiligentag mit feiern zu helfen.

Einst fiel es einem Almbesitzer ein, am St. Cassianstage heuen zu lassen. Ungern gehorchte ihm sein Gesinde, wohlmeinend riethen die Nachbarn ab, denn es sei ein Frevel, am Tage des weit und breit verehrten Heiligen Heu machen zu lassen. Der Almbesitzer aber lachte und spottete:

„Cassiantag hin, Cassiantag her —
'S Heu muß in die Schöber!“

und arbeitete mit seinen Knechten und Mägden drauf und drein, endlich kam alles Heu, nachdem es zusammengerecht war, auf zwei große Haufen, welche dort Schöber heißen, aber so wie das letzte Bund und das letzte Büschel hinaufgeworfen war, so versteinten die beiden Heuschober, und so

stehen sie noch, und warnen dauernd, und seitdem fällt niemand mehr ein, am St. Cassiantag auf der Alm zu arbeiten.

6.
Vom Könige Serles.*)

Aus der Zeit der mythischen Riesensagen Tirols ragt mehr als eine hierher ebenfalls bezügliche Erinnerung noch immer in die Gegenwart.

Da, wo jetzt die weit über 7000 Fuß hohe Riesenpyramide des Serles oder der Waldraftspitze sich in den Aether streckt, herrschte einst ein mächtiger und wilder Bergkönig, Serles geheißen, der ein gewaltiger Jäger war, seinen Hunden mehr zugethan als den Menschen, und zugleich ein Weib und einen Rathgeber hatte, die seine schlimmen Neigungen und grausamen Leidenschaften theilten. Nicht selten fiel die wilde Jagd des Königs Serles in friedliche Heerden ein, besonders wenn ein flüchtiges Stück Wild unter einer solchen Schutz suchte. Als das nun einstmals wieder geschah, erschlug ein Hirte einen der Hunde des Königs, der ein Schaaf erwürgte. Darüber wurde der König Serles so grausam wild und wüthend, daß er alle Hirten und die sämmtlichen Heerden von seinen Rüden zerreißen ließ. Diese That brach die Langmuth Gottes, des ewigen Rächers und Richters. Ein Sturm erhob sich, es wurde stockfinster, dann grelle Blitze und entsetzliche Wetterschläge. Wie der wilde Aufruhr der Elemente schwieg, war das prächtige Königsschloß auf der sonnigen Alpenhöhe nur Steintrümmer, starrten die Gestalten des Königs Serles, seiner Königin und seines Rathgebers als spitze Felszacken empor, und um diese drei her standen und lagen ihre Jäger und Hunde, alle Felsen, alle versteint.

7.
Der Rauhwackegraf.

Vor Zeiten lebte im Hallthale, ehe noch die ergiebigen Salzkammern desselben erschlossen wurden, ein Gaugraf auf einer Felsenburg, dessen Natur so wild geartet war, wie die des Königs Serles. Dieser wilde Graf hatte jedoch eine schöne und milde Tochter, die einst, als sie in die Niederungen herabgestiegen war, und sich einen Strauß frischblühender Alpenprimeln zu pflücken, die Bekanntschaft eines muntern Bergknappen machte, welcher die Gegend, nach edeln Metallen forschend, durchstrich. Aus sothaner Bekanntschaft wurde Zuneigung und aus dieser helle, brennende Liebe. Das junge Paar schwur sich zu, nicht mehr von einander zu lassen; der zornige Graf aber, als er von dem Verhältnisse Kunde erhielt, ließ den Knappen fangen

*) Vergleiche oben S. 34 und 35, Sage 12, wo diese Sage in etwas veränderter Weise mitgetheilt ist.

und in eine bergtiefe Kluft hinabstürzen. Die verzweifelnde Tochter wurde eingesperrt, zerbrach aber mit der Kraft des Wahnsinns und der Verzweiflung das Gitter ihres Kerkerfensters, entsprang und stürzte sich denselben Abgrund hinab, in dem ihr Geliebter geendet hatte. Da verfluchte der Graf die Liebenden, sich selbst, sein Schloß, die Welt und den Himmel, und der Himmel ließ Feuer regnen, und die Erde bebte, und das Schloß zerkrachte und alle Fugen borsten auseinander, und endlich starrten auf der Höhe nur noch drei einzeln stehende bräunlich graue Felsentrümmer von Grau- oder Rauhwackegestein empor; das sind der Graf und das Liebespaar, deren Geister bisweilen auch dort noch spukend sichtbar sein sollen. Der Ort wird noch bis heute „beim Rauhwackegrafen" genannt.

II.

Versinkung.

1.

Die Alm am Pillersee.

Dort, wo jetzt der reizende Pillersee mit dem grünlich wallenden Wasser 1/2 Stunde lang und 1/8 Stunde breit vom Dorfe St. Ulrich sich ausbreitet, stand einst eine der schönsten und einträglichsten Alpen, welche mehreren Bauern gehörte, und von zahlreichen Heerden überbreitet war.

Das waren glückliche Bauern dazumal! — Gras und Kuhreichthum, und die schöne Alm dazu, was will ein Bauernherz mehr? Dankten sie dem lieben Gott dafür? O nein, die Lümmel wurden „hoach" und dachten nur auf Filigungesgeiget (Kneipentanz) — da wurden alle Feiertage in Saus und Braus, mit spielen und tanzen, singen und saufen zugebracht. Auf der Alm ging's zu, als wär's ein Götzenhimmel, und alle lustigen Brüderlein fanden sich darauf ein.

Einmal wollten sie Kegel schieben, waren aber weder Kegel noch Kugeln da; doch da wußte man bald Rath; sie machten aus der goldenen Alpenbutter Kugeln und Kegel, und auf der Diele wurde nun tüchtig drauf losgespielt. — Plötzlich begann das Gebäude zu sinken, auch die nahen Gründe, endlich die Hügel, alles, alles sank, und wo die Geängstigten auch hinfliehen mochten, überall sank der Boden, und aus dem Grunde drang Wasser empor, alles ertrank in einem neugebildeten See. Nur ein Spielmann, welchen sie zum Geigen herauf gezwungen hatten, dem als frommen Mann diese unsaubere Wirthschaft nicht gefiel, wurde gerettet, diesen trieb das Wasser auf seinem Stuhl sitzend ans Ufer. Und dieser See ist nun

der Pillersee*), welcher seinen Namen davon erhielt, weil er oftmals, gewöhnlich bei der Nacht, billt (brüllt). Er ist an gewissen Stellen unergründlich. Einstmals wollte man durch lange Schnüre mit Steinen befestigt, die Tiefen untersuchen, da vernahm man aus dem Grunde eine dumpfe Stimme:

„Ergründescht mi, (Ergründest Du mich,
So schlünd' i di!" So verschling' ich Dich.)

Auch zieht dieser See schlafende Leute in sich hinein; eine Eigenschaft, welche man vielen Bergseen zueignet.

Wie der Schluß dieser Sage nach der vom Arendsee**) hinweist, so der eigenthümliche Zug des Kegelschiebens nach verschiedenen anderen deutschen Sagen, in denen die übermüthigen Reichen mit goldenen Kugeln nach goldenen Kegeln schieben.

2.

Der Antholzersee.

Wo jetzt der See bei Antholz am Pusterthale seine grünblauen Wellen ausbreitet, standen in friedlicher Nachbarschaft drei prächtige Bauernhöfe, umgeben von gesegneten Gütern.

Als einst der Kirchtag gefeiert wurde, an welchem jeder Mensch sich besonderer Labe erfreut, ging ein alter Bettler in diese drei Höfe und bat um Almosen, oder wenigstens um etwas Tischabfälle.

Die Bauern waren jedoch einer wie der andere selbstsüchtige und geizige Menschen und setzten den Armen alsbald vor die Thüre hinaus.

Da sprach der Bettler erzürnt zu einem jeden: „Gib acht, binnen drei Tagen wird hinter deinem Haus ein Brünnlein aufgehen, dann werden dir die Augen auch aufgehen — schau dann zu, was es anstellen wird!

Indessen kümmerten sich die Bauern um des Bettlers Rede wenig und lachten dazu.

Am dritten Tage aber ging hinter jedem Hause ein Brünnlein auf, und alle drei wuchsen so an, daß ein See daraus wurde, der bald die Häuser mit Mann und Maus hinunterschlang.

Das ist der Antholzer oder Spitaler Hochsee, den jetzt rings dunkler Tannenwald umschattet.

---

*) Pillende See'n oder Pillsee'n finden sich viele im Lande. Just vom Pillersee 3 Stunden ober Fieberbrunn liegt ein kleiner Bergsee zwischen den Kuppen in einem unermeßlich tiefen Kessel mit schwarzen Fischen, welcher „billt", eben so ists mit dem „Wildalpensee" bei Kitzbühl, mit dem Mösernsee im Wattenthal u. v. a.

**) Bechstein: Deutsches Sagenbuch. 334.

3.

Das Dorf auf der Boden-Alpe.

Durchs Almajurthal im Lechgebiete wird die Alpe Boden erreicht, die sammt der Hochalm Almajur den Stanzer Bauern gehört. Am Almplatz auf „Boden" hat zu alten Zeiten ein schönes Dorf gestanden, welches durch das nahe liegende Silberbergwerk, das sein Eigenthum war, unermeßlich reich wurde. Die Bewohner wurden hochmüthig — und Hochmuth kommt vor dem Fall — sie wußten nicht mehr was anfangen mit dem Ueberfluß und verfielen auf den Gedanken, ihre Häuser mit Gold- und Silberzierrath anzufüllen, die Fenster selbst bei Tage zu schließen und Tag und Nacht die Zimmer mit Kerzen auf prächtigen Silberleuchtern zu erhellen, denn die schöne Sonne Gottes war ihnen zu alltäglich. Solchem Frevel sah Gottes Langmuth lange zu, aber da keine Besserung vorauszusehen war, schritt der Herr mit strenger Züchtigung ein; er ließ das ganze Dorf mit Kirche und Leuten in den Boden sinken, und das früher blühende Thal zur Wildniß werden.

Vor dreißig Jahren ging ein Hirte, vom Stanzerthal gebürtig, der aber da zu „Boden" angestellt war, im nahen Gestäude herum, um ein verlaufenes Kalb zu suchen. Auf einmal sieht er in den Stauden ein eisernes Thurmkreuz vom Erdboden herauf stehen. Es war jenes vom Dache der versunkenen Kirche; er will es herausbringen und reißt daher die Stauden ringsum fort, das Kreuz ist aber zu fest angemacht. Nun kam der Hirte am folgenden Tage mit mehreren Leuten herbei um es auszugraben, aber da war es nicht mehr zu erblicken.

Vor vielen vielen Jahren ging ein Bauer von Hegerau im Lechthal, „Klotz" vulgo „Hosteses" mit Namen, am Berge vorbei und gerieth in einen unterirdischen Gang, weil er, da schlechtes Wetter wurde, unterstehen wollte. Er machte Feuer an, um zu sehen, ob der Gang tief wäre; ging vorwärts und siehe, er kam in die versunkene Kirche. Der Hochaltar war herrlich erleuchtet und die Kerzen standen auf silbernen Leuchtern. Der Bauer ging in der Kirche umher und fand einen schlafenden Mann. Der Hegerauer rüttelte letzteren auf und der Erwachende fragte ihn um die Zeit. Wie er richtigen Bescheid vernommen, seufzte er und sprach: Ach! noch ist's lange nicht an der Zeit! — Was er damit meinte, blieb ein Räthsel; der Hegerauer nahm einen Silberleuchter vom Altar und ging schaudernd fort. Er kam mit dem Leuchter spät Abends ganz verstört zu Hause an, und hätte alles für einen Traum gehalten, wäre nicht der silberne Leuchter Zeuge der Wirklichkeit gewesen. Er begab sich zur Ruhe, am andern Morgen aber war er tod. Sein Weib wollte den Leuchter zurücktragen lassen; allein man suchte vergebens einen Eingang in die jetzt unterirdische Kirche.

4.

Lago santo.

Auf den hohen Bergen des Cembrathales liegt ein einsamer Bergsee, der seinen silbernen Wasserfaden hinabsendet in den schäumenden Nevisbach. Eine kleine Hütte am spitzen Ende des Sees und nahe dabei ein aufgelöstes Bergwerk mit ausgedehnten Schutthalden geben Zeugniß früheren regen Lebens.

Dieser dunkle See wird „Lago santo“ (heiliger See) genannt.

Wo er jetzt ruht, stand einst ein blühendes Pfarrdorf, dessen Bewohnern das nahe Bergwerk Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle gab. Es waren glückliche Leute, wenige Stunden davon lag König Laurins Kristallburg, und der Verkehr mit gutmüthigen Bergmännlein machte sie klug und gesegnet.

Aber nach und nach wurden sie übermüthig und hart, fremde Bergknappen brachten Irrlehren in das Land, und der Pfarrherr war entweder zu gutmüthig oder zu nachlässig, um gegen die Frevler aufzutreten, und nach einigen Jahren war die Gemeinde verdorben.

Um diese Zeit kam einmal ein armer Mann ins Dorf und bat um Almosen; aber da alle Christenliebe aus dessen Gemeinde verschwunden war, so wurde derselbe überall abgewiesen, ja selbst vom reichen Pfarrer.

Am Ende des Dorfes wohnte eine ganz arme Wittwe mit vielen Kindern, diese allein schenkte dem Armen ein Stück Brot. Da sprach der Arme folgendes zur Wittwe: Ihr werdet heute Nacht starken Lärm hören im Dorfe, doch seid unbesorgt, aber betet, und schaut bei Leibe nicht aus dem Fenster hinaus! — Nach diesen Worten schwand der Bettler vor den Blicken der Wittwe hinweg.

Als sich die Familie Nachts zu Bette gelegt hatte, begann es gegen Mitternacht schrecklich zu donnern und zu krachen; es fing überall zu brennen an und vom Himmel goß es in Strömen, als ob Schleußen geöffnet wären. Die arme Wittwe erschrack nicht wenig, vergaß auf das Gebot und blickte zum Fenster hinaus. Da erhielt sie von unsichtbarer Hand eine solche Maulschelle, daß sie betäubt zu Boden fiel und das Gehör verlor. Erst am Morgen erholte sie sich wieder; die Schrecken der Nacht waren verschwunden, und die Sonne stand in voller Klarheit am Himmel. Die Wittwe trat nun mit ihren Kindern vors Thor ihres Häuschens, aber staunend sah sie die ganze Gegend verändert. Das Dorf war versunken, ein dunkler See lag darüber gebreitet, nur ihr Hüttchen allein war unbeschädigt am Rande stehen geblieben.

Noch in unserer Zeit sieht man in günstigen Augenblicken bis auf den Boden des Sees, und erblickt drunten den geizigen Pfarrer langsamen Schrittes wandelnd, und in einem Buche lesend. Er hatte schlecht für die ihm von Gott anvertrauten Seelen gesorgt, und muß nun büßen.

5.
Steine in den See werfen.

Unweit der stark besuchten Gebirgswallfahrt zum heiligen Kreuz zu Latzfons im Eisackgebiet befindet sich eine Lache, welche dort der Plank'n-See heißt. Hier trug sich folgendes zu:

Die Bewohner eines großen Bauernhofes wurden einst allesamt in den Plank'n-See versenkt, zur Strafe böser Gewaltthaten, die sie an den Nachbarn verübten. Da kamen einmal zwei Hirten dahin, lagerten sich am See, und warfen zum Zeitvertreibe Steine hinein. Bald stieg ein Bauernknabe aus der Fluth, warnte die Hirten vor dem Hineinwerfen der Steine und entschwand wieder im Wasser. Die Hirten hörten nicht auf zu werfen, und es kam ein Bursche heraus und sagte: Wenn ihr nicht aufhöret zu werfen, so wird der kleine Knecht herauskommen und euch züchtigen! — Die Hirten ließen das Werfen nicht, und es kam wirklich der kleine Knecht und sagte: Wenn ihr nicht aufhöret zu werfen, wird der andere Knecht herauskommen und euch strafen! — Dieser stieg dann auch wirklich aus der Fluth und sprach: Wenn ihr nicht aufhöret zu werfen, wird der große Knecht (Großknecht, auch Vorknecht genannt) kommen! — Und auch dieser kam, wie die Hirten noch immer zuwarfen, und redete ernst zu ihnen: So, wenn alles nichts nützet, und ihr uns nicht in Ruhe lasset, so wird der Bauer herauskommen und euch züchtigen! — Er sank wieder in das Wasser zurück, und als die verwegenen Hirten noch immer Steine hineinwarfen, erschien wirklich der Bauer, und wollte sie erhaschen und ernstlich strafen. Die Hirten flohen vor dem grauen Alten, eine Zeit lang gemeinschaftlich, dann aber trennten sie sich, indem einer der Ebene nach floh, der andere aber sich abwärts wendete. Letzterem eilte der Alte nach und als der Unglückliche durch eine moosige Wiese floh, hörte er den Verfolger schon nahe an seinem Rücken höhnisch rufen:

„Je nässer,
Desto besser."

Nun sank der Hirte so ein, daß er stecken blieb, der Alte jedoch erfaßte ihn beim Kragen, zog ihm die Haut ab, und hängte ihn kopfabwärts am nahen Baume; seitdem wirft niemand Steine in die Lache.

6.
Der Wettersee.

Am Gebirge der Gerlos im Zillerthalgebiete liegt der sogenannte Wettersee. Noch heutigen Tages wagt kein Mensch dort einen Stein hineinzuwerfen, und es ist nicht zu rathen, daß ein Fremder einen Stein hineinwürfe, denn er käme sonst leicht in handgreiflichen Streit mit den Bergbewohnern. Es ist unter letzteren der feste Glaube und wird derselbe

durch hunderte von Beispielen bekräftigt, daß, sobald man einen Stein in diesen See wirft, bald darauf ein Ungewitter entsteht, besonders zerstörende Hagelschläge, von Blitz und Donner begleitet.

Der Wettersee liegt in einer öden Gegend des Hochgebirges, voll Steingerölle, daher nennt man dieselbe „die wilde Krimml".

Wer sich den See zeigen läßt, dem erzählt jeder Hirte oder Führer auch noch diese Sage: „Ein Schafhirte kam einst zum Rande des Sees und sah eine große goldene Kette liegen, welche mit dem andern Ende in das Wasser hinab hing. Er wollte die Kette an sich ziehen, da sah er am andern Ufer eine noch viel schönere und größere glitzern. Nun ließ er die eine los und eilte hinüber zur andern. Wie er die Kette drüben ergreifen wollte, glitten beide ins Wasser und der Hirte stand mit langer Nase da."

Dieser Hirte hat die Prüfung nicht bestanden! setzen insgemein die Erzähler der Sage hinzu, und wie die erste Sage offenbar nach dem Pilatusberge in der Schweiz, in dessen unheimlichen See auch nichts geworfen werden darf, hindeutet, so weist die zweite Sage in das Reich der Fabel, und läßt an den Hund mit dem Fleischknochen im Bach und an den Esel zwischen zwei Heubündeln denken.

7.
Für die Lak wird gebetet.

Wenn man von Zell im Zillerthale nach Gerlos geht, berührt man das moosige Oertchen Gminden, und in dessen Nähe einen ganz kleinen, unbedeutenden Weiher, eine sogenannte Froschlache, insgemein die Lak geheißen. Die sprachliche Verwandtschaft von Lacus, Lago, Lache, Lak, Lacke, wird jedem einleuchten. An dieser Stelle stand einst ein Haus, das der Zorn Gottes traf. Dasselbe versank, und an seine Stelle trat der kleine Weiher oder See. Diese dunkle und halbverklungene Sage hat sich, wie bisweilen geschieht, zur Prophezeiung umgewandelt. Einst wird die Lak ausbrechen und das ganze Zillerthal unter Wasser setzen. Daher wurde, so meldet die Sage, schon vor vielen vielen Jahren an einem bestimmten Tage ein Jahramt gestiftet, bei welchem um Verhütung solchen großen Unheils gebetet wird.

Auffallend stimmt diese tirolische Sage mit einigen thüringischen Sagen überein. Dort werden Arnstadt und Erfurt als die Städte genannt, in welchen alljährlich einmal in Folge frommer Stiftungen Messe gelesen, Hochamt gehalten oder doch gebetet wird, daß nicht verderbliche Fluth aus dem Singerberg und aus dem Schneekopf ausbreche und über das flache Land sich verderblich ergieße. Die Fluth aus dem Singerberge soll sogar aus Wein bestehen, nicht aus Wasser*).

*) Bechstein: Deutsches Sagenbuch 514.

8.
Der Weerersee.

Im Weerthale, das in das Innthal ausmündet, liegt das Dorf Weer, und jenseits desselben kommt der Weerbach aus dem Thale, welcher Gold führt. Nahe dem Orte ruht still und düster der Weersee oder Weerersee. Einst stand ein prachtvolles Schloß an dieser Stätte, das durch den Stolz und den Uebermuth seiner Bewohner sammt diesen allen in die Erde versank, worauf der See an dessen Stelle trat. Der Bergbau und Bergsegen des nahen Bezirkes von Schwatz hatte auch jene Schloßbewohner so reich gemacht, daß sie Gottes und allen Dankes vergaßen. Es arbeiteten in den Schwatzer Gruben nicht weniger als 30,000 Knappen, da läßt sich denken, welche reiche Ausbeute gewonnen wurde.

9.
Versunkene Wälder.

Bei Kitzbühel (Kitzbüchl) war vor Zeiten ein herrlicher Wald, über welchen aber leider zwei Bauern in einen langjährigen Proceß mit einander geriethen, dessen Ende kein anderes war, als daß durch Bestechung eines gewissenlosen Richters von Seiten des einen der Processirenden diesem einen der Wald zugesprochen, und der Verlierende mit aller ferneren Klage von Gerichtswegen, wenn auch nicht von Rechteswegen, ab und zur Ruhe verwiesen wurde. Der Verlierende, der durch den Verlust des Processes zum armen Manne wurde, konnte sich nicht beruhigen und jammerte in einem fort über sein Unglück, und daß er übervortheilt und unrechtmäßig verurtheilt worden sei. Sein Gegner aber schrie: Ei so greine Du! Bei allen Teufeln! Wenn ich den Wald unrechtmäßig gewonnen habe, so wünsche ich, daß er tausend Klafter tief in die Erde hineinsänke! — Kaum entfuhr ihm das Wort, so zuckte ein Erdstoß, rollte der Donner und langsam sank der majestätische Wald in die Erde, und bald rauschten schwarze Wellen über ihm. So dunkel der See ist, so sieht man doch bisweilen bei klarem Himmel in der Tiefe desselben die Bäume stehen.

Dasselbe ist der Fall mit dem auch kleinen Lansersee, auf dessen Grunde man ganz deutlich und immer große Bäume gewahren soll. Hier stand ebenfalls ein prachtvoller Tannenwald, um denselben stritt aber nicht ein Bauer mit einem Bauer, sondern ein Bauer mit einem Edelmanne, und der Streit wurde so geführt, daß der Edelmann den Wald gewann und der Bauer ihn verlor, „weil“ — nach einem tirolischen Sprüchwort: „die Herren einander nicht beißen.“ Der Bauer aber verwünschte den Wald mit Wurzeln und Wipfeln, und da sank er zur Tiefe nieder, und über Nacht war er nicht mehr an seiner Stelle, sondern der tiefe See, der nach dem Dorfe Lans, gar nicht weit von dem berühmten Schlosse Ambras,

den Namen trägt. Zwischen Lans und Patsch liegt ein Gehöft, Heiligen-Wasser geheißen.

10.

Der Ziereinersee.

Am Sonnwendjoch liegt der schon oben S. 98, Sage 5 erwähnte Ziereinhochalpensee, dessen Name viele sehr wenig witzig und desto handgreiflicher Ziehh'rein geschrieben wissen wollen, weil er an seinen Ufern sich dem Schlummer überlassende Leute gern in seine Tiefe hereinzieht, wonach die tirolische Sage dem See selbst ein Amt überträgt, das in andern deutschen See- und Nixensagen die mythischen Wassergottheiten besorgen und vollziehen.

Die Tiefe dieses Sees soll der des Innthales gleichkommen, daher auch die in demselben zahlreich vorhandenen Forellen nie abnehmen, dieselben, welche die Sage Goldkörner in ihren Eingeweiden führen läßt.

Franz Schaner (der Einberger Franzl), ein Hirte, trug vor einigen Jahren erst Käse von der Angereralpe nach Reit, wohin diese Alpe gehört. Ermüdet war er auf dem Rückweg am See eingeschlafen, und nach einer Stunde war er schon mit den Füßen im Wasser und rettete sich nur noch durch schnelles aufspringen und davonlaufen.

Einst senkten zwei Fischer ihr Netz in die Tiefe des Ziereiner See's; wie sie dasselbe herausziehen wollten, hatte es ein solches Zentnergewicht, daß sie es kaum bemeistern konnten.

Endlich zogen sie das Netz heraus und mit ihm einen goldenen Wagen. Nun dachte jeder der Fischer, seine Kameraden in das Wasser zu werfen, sobald der goldene Wagen am Gestade wäre, um den Reichthum allein zu haben. So wie dieser schändliche Gedanke in den Herzen dieser beiden Fischer erwachte, die unterdeß mit großer und vieler Mühe das Netz von dem Wagen losgenestelt hatten, so wendete sich der Wagen ganz von selbst, und ohne daß sie vermochten, ihn zu halten, und rollte stracks wieder in den See hinein.

11.

Das versunkene Schloß im Biburgsee.

Ueber dem Dorfe Oetz im Oetzthale, eine halbe Stunde davon aufwärts am Mittelgebirge, welches das Oetzthal quer wie ein Wall durchzieht, liegt, auf diesem bewaldeten Felsenwalle, die Biburgspitz und unter dieser der Biburgsee. An seiner Stelle stand einst ein stattliches Schloß, die Biburg oder vielleicht auch Biberburg geheißen. Die Gebäude der Burg nahmen einen weiten Raum ein und es ging in ihr immer sehr glänzend her; denn es waltete da eine reiche Herrin, nur schade, daß diese

Schloßfrau bösen und heidnischen Sinnes war, und manchen leichtfertigen Frevel übte. So hatte sie unter anderm ein einziges Kind und that mit ihm, da sie voll Affenliebe zu ihm war, was die Frau Hütt (s. drüben Seite 239) mit ihrem Kinde that: sie reinigte es mit frischem Brod und Semmelkrumen, weil diese weicher waren als die Badeschwämme, und kein ritzendes Körnlein darin. Einst kam ein alter Eremit zur Schloßfrau, der als ein Warner an sie gesendet war, und warnte sie mit väterlicher Ermahnung; allein nun that sie es diesem zum Trotz und zum Aerger erst recht, so daß der Warner sie seufzend verließ. Kaum war der Eremit von dannen, so versank das ganze Schloß sammt der Herrin und ihrem Kinde, und ein ruhiger See trat an dessen Stätte. Aber nach einiger Zeit begann der See zu wallen und zu billen, kochte scheinbar und brodelte, und warf haushohe Wellen auf, und da fuhr die Schloßfrau heraus, aber in einen Drachen oder Lintwurm verwandelt, der mit aller Wuth an einer Uferstelle in die Erde biß und mit den Krallen grub, um eine Ablaufrinne für den See zu schaffen. Das ist die Runst zwischen den Feldern von Oetz und Sauters, und man sagt noch in Tirol, wo den Bergen kleine Bäche entrinnen: „Hier hat sich ein Lintwurm ausgebissen."

12.

Der gache Tod.

Südwärts der Straße, die bei Oberhofen am Inn hinführt, zwei Stunden hoch, und so, daß man sie vom Wege aus erblicken kann, liegt die Oberhofer Alpe.

Vor Jahren stahl auf dieser Alpe ein Weib ein Butterwecken aus der Almhütte und ging damit fort. Der Senn merkte bald darauf den Raub, lief der Frau nach, und holte sie nach einer Stunde herunterwärts ein, wo sie am Alpenweg auf einem Grasbödele saß. Er forderte seinen Butterwecken, doch das Weib betheuerte, nicht das mindeste genommen zu haben, und sprach: So will i grad glei versinke, wan i' ihn hab! — und wie sie das aussprach, versank sie alsbald in die Erde.

Der Senn erschrak, und ging etwas weiter den Berg hinab, wo unten ein Bach herausfließt — und wer malt sein Erstaunen, als der gestohlene Butterwecken da herausrann, aber vom Weibsbilde hat sich nie wieder eine Spur gefunden. Das Loch blieb immer offen, man nennt es „Gache Tod" (jäher Tod). Im Jahre 1849 fiel eine Kuh hinein; seitdem hat man es mit Bäumen und Erde fest vermacht, wie man auch schon früher gethan hat, aber vergeblich. Man glaubt fest, daß auch diese Arbeit in die Länge nicht gut genügen werde.

Der Bach heißt „Kanzingbach" und jedem Wanderer, der zufällig mit dortigen Leuten da hinauf geht, zeigt man die Stelle „den gachen Tod".

13.

Seegeister-Lachen.

Zu hinterst im Lavisserthale liegt ein kleiner Bergsee bei der Ochsen-Alpe Klamm, die „Schoberlak“ benannt. Dort hört man oftmals nächtlicher Weile ein solches teuflisches Hohnlachen, daß es jedem gruselt. Ja selbst in der Almhütte, die ziemlich weiter unten steht, hört man das Gelächter. Man meint, es seien böse Schatzhüter oder ein anderes Teufelskunter, denn der ganze Boden der Lak soll mit Gold gepflastert sein, wie eine alte Thalsage meldet; daher in früheren Zeiten die Geimetzger die Ochsen von dortiger Alpe theuer ankauften, weil mancher mehr Gold inne hatte, als er werth war.

Haben sich daher Schatzsucher oftmals dahin begeben, einstmals der Pfeifer Simon Bauer zu Lavis, es hat ihn aber das Teufelslachen bald vertrieben.

Allmählig wird das Wasser weniger tief, darum haben erst vor wenigen Jahren (1852) einige Arbeiter mit einem Windling hinab gebohrt, und hellauf geschrieen, weil der Windling voll Gold war, wie sie den herauf gezogen haben. Darauf haben sie nochmals gebohrt, da ist er aber abgebrochen — und aus war's.

III.

Verschüttung, Verschneiung und Uebereisung.

1.

Frau Hütt.

Die Sage von der Frau Hütt ist die bekannteste Tiroler Sage, viele haben sie poetisch behandelt, sie ausgeschmückt und sie dadurch nur entstellt und verdorben. In ihrer ursprünglichen Einfachheit lautet sie etwa folgendermaßen:

Zu den Zeiten der Riesen, von denen manche meinen, daß sie schon beim Leben Noahs im Lande Tirol gesessen, lebte hoch auf dem Gebirge, darunter später sich die Landeshauptstadt Innsbruck anbaute, eine Riesenkönigin, die hieß Frau Hütt. Ihr Reich, das sie beherrschte, war voll herrlicher Wälder und Alpentriften, so schön und schöner noch, wie alle Rosengärten. Ihr Felsenschloß glänzte wie Krystall in die Thäler nieder. Frau Hütt hatte ein Söhnlein, welches sie sehr, ja über alle Maßen liebte. Da geschah es einstmals, daß das Riesenknäblein sich eine junge Tanne abbrach zu einem Stecken oder Steckenpferde; aber zufällig stand die Tanne am Rande eines moosigen Sumpfes, das Erdreich gab nach, und das Rie-

senkind fiel sammt seiner Tanne in den Schlamm. Seine angeborene Kraft half ihm nun zwar bald aus dem unfreiwilligen Moorbad; allein es kam doch als Mohr aus dem Moor nach Hause, und seine Kleidung hinterließ keine schöne Spur im Schlosse der Frau Hütt. Diese tröstete den lieben Knaben, ließ ihn durch die Diener entkleiden und befahl, ihn recht sauber zu machen, und seinen schmutzigen Leib mit Brosamen und Semmelkrumen zu reinigen. Aber kaum begannen die Diener diesen sündlichen Befehl zu vollziehen, so stieg ein schweres Wetter rasch herauf, hüllte alles in entsetzliche Finsterniß, heftige Erdstöße erschütterten das ganze Gebirge, der Palast der Frau Hütt brach in eine ungeheure Trümmermasse zusammen, und da kamen, wie vom Himmel herabstürzend, grausame Muren und schauderhafte Runsen und donnernde Lawinen, und nur wenige Stunden, so war alles das paradiesische Alpenland, das das Reich der Frau Hütt bildete, zerstört, die Wälder hinweggefegt, die Aecker und Triften mit Steinhagel häuserhoch überschüttet, und rings nichts als eine große Wüste und unfruchtbare Felsenschrofen, wo kein Grashalm mehr aufsprossen konnte. Frau Hütt aber war zur Felsgestalt versteinert, wie sie ihren auch versteinerten Sohn in ihren Armen hält, und so wird sie bis zum jüngsten Tage stehen.

2.
Tannen-Eh'.

Hoch im Gebirge Tirols lag eine Stadt, die hieß Tannen-Eh', das ist so viel als Tannenrecht oder Tannenbund, wie man biblisch von einer alten oder neuen Ehe spricht und darunter das alte oder das neue Testament, den alten und den neuen Bund versteht, den Gott mit den Menschen schloß. Dort zu Tannen-Eh' war lange Zeit gutes und gottgefälliges Leben. Es war noch der Friede einer paradiesischen Zeit; die Menschen verfolgten noch kein Wild; Hausthiere und Alpenpflanzen, Früchte und Trauben boten Nahrung genug. Es gab nicht Zank, nicht Streit um Mein und Dein, der Reichere half gern dem Minderbemittelten, übermäßig Reiche und ganz herabgekommene Arme gab es nicht zu Tannen-Eh'.

Aber es wurde im Laufe der Zeiten anders, ganz anders. Zum wachsenden Wohlstand trat die Freude am Gewinn, wurde zur Sucht nach Gewinn, und es blieben auch der Stolz und der Uebermuth nicht aus, und diese riefen in der Versammlung der Reichen zu Tannen-Eh' einen frevelhaften Entschluß hervor. Sie sprachen gleich dem bethörten Volke Babels: Lasset uns einen Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen Namen machen — und setzten hinzu: Und in den Thurm eine Glocke, welche weit schallet, auf daß ihren Schall vernehmen alle die, so auf den Bergen und in den Thälern wohnen.

Und wenn wir Kinder taufen und Hochzeiten feiern oder sterben, soll uns die Glocke zur Taufe, zur Trauung und zum Begräbniß läuten, aber

nur uns, den Reichen, und den Armen soll sie nicht läuten, denn es ist ihnen kein nütze.

Und da es also geschah, so drangen die Klagen der mannichfach beschwerten Armen durch die Wolken zu dem Herrn, und da entstand im Herbst eine Hungersnoth. Die Armen litten unsäglich, aber die Reichen verschlossen Truhen und Vorrathskammern und gaben den um Brod flehenden Armen lose Reden. Sie seien doch nichts als ein ganz miserables Volk, und sollten in Gottes Namen sterben, das sei das beste für sie, da kämen sie straks ins Himmelreich. Und Viele starben aus Hunger dahin.

Da kam der Spätherbst, und da fiel ein Schnee, und fiel höher und immer höher, bis an die Fenster, bis an die Dächer, bis über die Dächer. Da läutete die große Glocke um Hülfe, aber durch das dichte Schneegewölke drang kaum ihr Schall, und es kam keine Hülfe herauf nach Tannen-Eh', denn drunten in den Gründen rings umher wohnte nur armes Volk, das die Reichen droben gedrückt und gedrängt hatten. Und der Schnee fiel immer dichter und dichter, just so lange als es bei der Sündfluth geregnet hatte.

Niemand sah mehr eine Spur von Tannen-Eh' und seinen Bewohnern. Aber der riesige Thurm, den sah man später noch weit und breit, nur daß er von Eis ganz überglast war und wie eine Silbernadel hinauf nach dem Himmel wies, von wo herab die göttliche Strafe gekommen war. Diese eisumstarrte Felsennadel ist der Oetzthal-Ferner. Der Schnee, der Tannen-Eh' bedeckte, ist zum Oetzthalgletscher geworden.

Hernachmals ging ein Lied durchs Land, das sang und sagte von der Stadt Tannen-Eh', aber es war gar schaurig, und ist verklungen. Eine Strophe hat gelautet:

In der Stadt Tannen-Eh',
Au weh! — Au weh!
Fallt a Schnee,
Und appert nimmameh. *)

3.

Das alte Flies.

Da wo jetzt das Dorf Flies im Oberinnthale auf sonniger Höhe über dem rechten Ufer des Inn, ohnweit der berühmten Pontlazer-Brücke ruht, soll vor Zeiten eine reiche und prachtvolle Stadt mit herrlichen Häusern, starken Mauern und Thürmen und tiefen Wallgräben gestanden haben. Aber die Bewohner derselben wurden herrisch und gewaltthätig und übten jede Ungerechtigkeit ohne Furcht vor der göttlichen Strafe. So hatten sie mit den umliegenden Ortschaften beständigen Streit, da sie denselben mehr und mehr Grund und Boden abtrotzten und an sich zogen.

*) Appert: thaut auf.

Einmal schlugen sie einen großen Wald nieder, der nicht ihnen, sondern nahewohnenden Bauern gehörte, welche dortselbst ihre Alpe hatten, worüber die Armen sich fast zu Tode kränkten, weil sie nirgends Hilfe fanden, und jeder Richter jene Mächtigen fürchtete.

Aber der gerechte Richter fand sich — der sich vor keiner irdischen Größe, Pracht und Macht beugt. — Von einem Zweige des Venetgebirges legte sich ein halber Berg über die Stadt und erdrückte sie und die Leute mit Putz und Stingl, während die Aelpler verschont blieben. Diese wurden nun Eigenthümer des über der Stadt liegenden Bodens, der sich nach und nach mit Wald und Weide überzog, wie der Augenschein lehrt, und das heutige Flies wurde auf das große Grab der verschütteten Stadt gesetzt.

4.
Sankt Martin.

Bei Lorenzen im Pusterthal führt der Weg ins Ennebergthal der Gader entlang in drei Stunden nach St. Martin, einem Weiler von fünf Häusern. Dieser Weiler wurde im Jahre 1494 zu bauen begonnen, und steht auf den Trümmern eines Dorfes, welches einst reich geworden war durch unermeßlichen Bergsegen, besonders durch einen höchst ergiebigen Eisenbau, welcher das kostbarste geschmeidigste Eisen lieferte, das so theuer bezahlt wurde, daß es mehr eintrug als alle andern Erzbauten. Solches Eisen wird nie mehr gefunden, nur die Knappenlöcher sieht man überall. Ueber dem Glück und dem Reichthum und dem Schmuck ihrer Häuser vernachläßigten die Einwohner ihre Kirche derartig, daß sie wie ein Stall aussah. Ein Pilger stellte die Einwohner deßhalb zur Rede; sie trieben ihn aber fort. Wie er ging, kehrte er sich noch einmal um und schrie: Wehe Euch! — Und bald darauf brausten vom nächsten Berge viele tausend haushohe Felsen herab und überschütteten das schöne, stolze und reiche Knappendorf so sehr, daß keine Maus entrinnen konnte, und füllten endlich das ganze Dorf bis über den Kirchthurm völlig zu.

Einige Jahre darnach bauten sich mehrere Verwandte der Ueberschütteten dort an, um an Ort und Stelle für die „armen Seelen" zu beten.

Nahe bei dem Weiler St. Martin liegt das Dorf Thurn an der Gaden, welches manche auch St. Martin benennen, dessen Gemeinde aber über 500 Einwohner zählt.

5.
Der Marmolata-Ferner.

In der Nähe von Buchenstein, auf wälsch Livina longa, im Rienzgebiet, erhebt sich an der Grenze gegen Fassa ein mächtiger Ferner oder Eisberg, an dessen Rändern das Vieh der dort umliegenden Gemeinden, namentlich von den Gehöften Sottil, Sottinghäzza und Roucat weidet. Nur eine

Thalschlucht trennt von dieser Oertlichkeit das Dorf Ornella, welches vom November bis Februar jeder Berührung eines Sonnenstrahls entbehrt. Der erwähnte Ferner, der über 11000 Fuß hoch emporstarrt, heißt Vedretta Marmolata, und wo jetzt dessen starre Eisfelder sich ausbreiten, waren einst die schönsten Alpenwiesen und Weiden.

Ein Bauer von Sottil hatte einst am Mariahimmelfahrttage von einer dortigen Bergwiese Heu heimgeführt und wollte abermals hinauffahren und noch einen Wagen voll herunterbringen. Die Nachbarn greinten mit ihm, daß er an solch hohem Frauentage sich und die Thiere schinde. Er aber lachte und spottete: Was wird sich d'Mutter Gottes ums Heu bekümmern?

Darauf fuhr er hinauf, und wie er den Wagen auflegen wollte, sah er die Dolomitfelsen und Zacken wunderliche Fratzengesichter annehmen und sich verzerrt bewegen, dann hüllte finsterer Nebel die Gegend ein, der immer dichter wurde; dann fühlte der Bauer, daß hin und wieder ein Schneekoloß auf ihn sich senkte und so wurde er sammt seinen Thieren erdrückt.

Am andern Tage war alles ein Ferner, und die Bauern sagen, es sei Wagen und Wiese, Vieh und Bauer in jenen Ferner verwandelt worden.

6.

Wolkenstein.

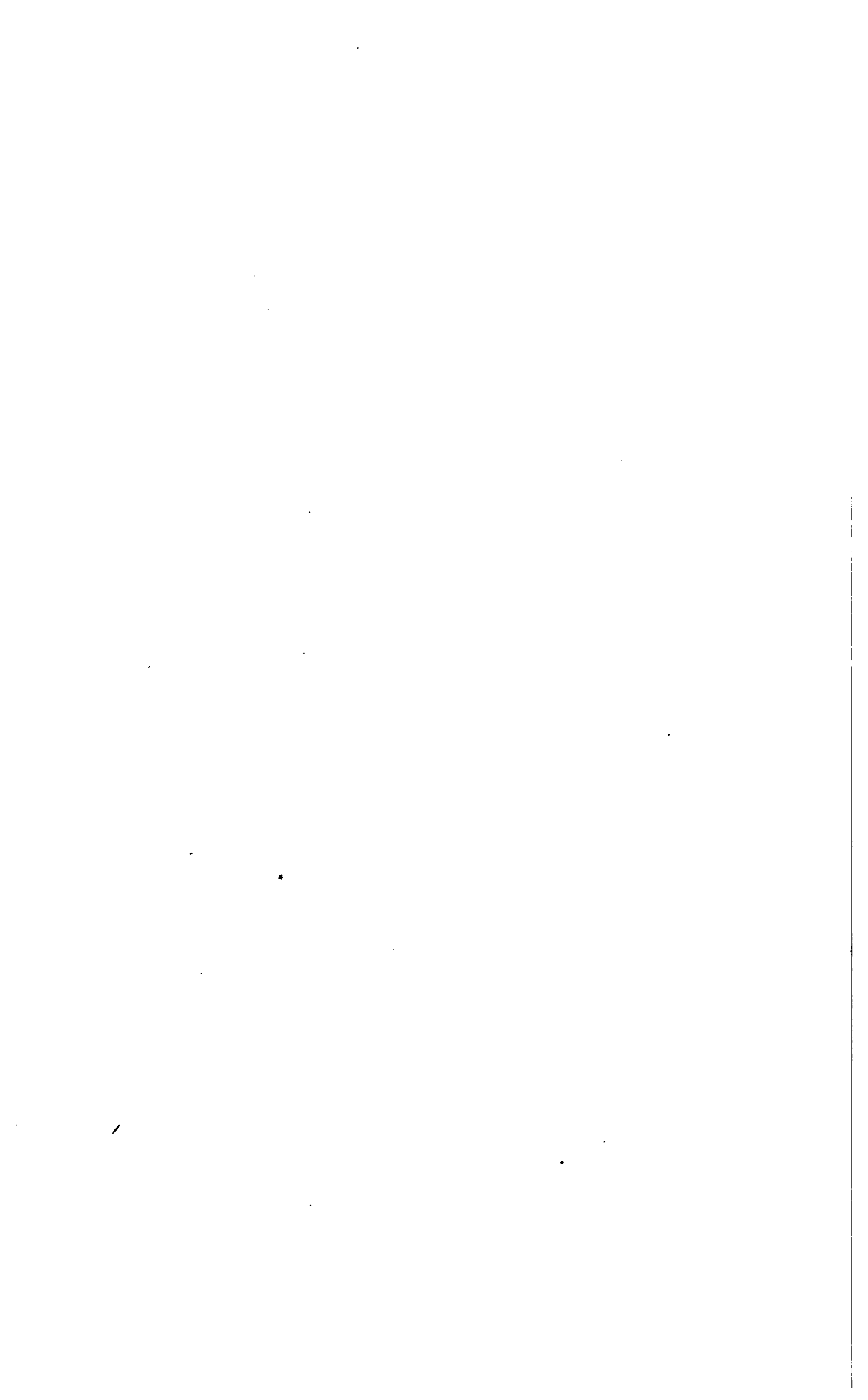
Im Grödener-Thale bilden 135 Höfe die Gemeinde Wolkenstein oder Santa Maria. Ueber dem freundlichen Mariakirchlein ragt am Stabbiakopfe die Trümmer des alten Bergschlosses Wolkenstein empor. Sein erster Aufbau soll noch aus Römerzeiten stammen, und ein heidnischer Heerführer dasselbe begründet haben, der durch ein wildes und grausames Leben zur Geißel der Thälerbewohner dieser Gegend wurde.

Da wiederholt sich nun die Sage von einem mißhandelten Pilger, der sterbend das Schloß verfluchte, worauf ein Felsblock (Stein) dasselbe sammt seinem grausamen Gebieter überdeckte, der nicht viel weniger gefürchtet war, wie der in diesen Gegenden heimische Orco.

In weit späterer Zeit forschte ein Ritter im Schooße der bedeckten Burg nach Schätzen, und man glaubt, daß er deren auffand; denn der vorher nicht sehr Bemittelte baute ein neues herrliches Schloß in und auf den Felsen, und hieß es Wolkenstein. Alle späteren Besitzer nannten sich nach diesem Schloße, wurden zu Grafen erhoben, und blühen in einem weitverzweigten ruhmvollen Geschlechte noch heute. Einer ihrer Ahnherren war der begabte und vielgewanderte Minnesinger Oswald von Wolkenstein, der zu den Zeiten Friedrichs mit der leeren Tasche lebte. Später traf ein Blitzstrahl die Burg, die Grafen erbauten im Thale die „Fischburg", und jene verödete allmählig.

IV.

Der Teufel und seine Bündner.



Ein neues reiches Sagenbild rollt sich auf mit dem **Teufel** und seinen Bündnern, seiner Sippe und Genossenschaft, seinen protëischen Erscheinungen, mit alle dem Spuk, den er verursacht, den Schreckgestalten, die er annimmt; mit dem Volke der Hexen und Truden, oder Alpdrückerinnen, der Wunderdoctoren, der Schwarzkünstler und Weißkünstler, der Venedigermanndl und fahrenden Schüler. Auch auf diesem Gebiete bringt Tirol vieles Neue und noch Ungekannte zum großen Kranze deutscher Mythe getragen, wenn auch der Teufel an sich kein ächtdeutsches Mythenbild, keine urgermanische Gottheit ist. Sehr richtig sagt Jacob Grimm in seiner Deutschen Mythologie II. S. 936:

Die vorstellung des teufels und teuflischer Geister, welche allmälich auch in dem volksglauben so grossen Umfang gewonnen und so feste wurzel geschlagen hat, war unserm heidenthum fremd.

Wie erwiesen und bekannt ist, empfing das alte Judenthum die Lehre vom Teufel, d. i. die Lehre von einer, der guten Gottheit entgegengesetzten und stets entgegenstrebenden Macht und Kraft — aus den an Palästina angrenzenden Morgenländern erst durch das babylonische Exil, so daß die Idee vom „Teufel und seinen Engeln" zur Zeit des Auftretens Christi und der Apostel schon vollständig ausgebildet im jüdischen Volke eingewurzelt sein mußte, da außerdem so manche Rede Christi und so mancher Ausspruch der Apostel deren Zuhörern unverständlich gewesen wäre. Auf diese Lehre stützte sich dann die Heidenbekehrung, indem sie dieselbe auf den ganzen heidnischen Pantheismus übertrug, und in jeder heidnischen Gottheit einen Teufel sah, ja jede wohl oder übel zu einem solchen stempelte, und ihr, obschon sie durch das Christenthum besiegt erschien, doch noch eine antichristliche Wirksamkeit und Macht beimaß. Man dachte sich den Teufel als bösen Dämon, als umgehendes, Verderben bringendes Nachtgespenst, als der Menschheit feindlichen Unhold, und legte ihm eine Menge verschiedener Namen bei, unter denen die der Bibel entnommenen Beelzebub, Lucifer und Satan voranstehen. Seine Gestalt wurde so abschreckend als immer möglich geschildert, schwarz von Farbe, gehörnt, struppharig, mit hervorgequollenen Glühaugen, rother lang aus dem Munde hängender Zunge, mit Krallen statt der Finger, mit Pferdefuß, Bocksfuß oder Greifenklaue, kuhschwänzig, und lahm, hinkend, mit einem Worte, die ganze Gestalt in

verthierter Erscheinung, bisweilen auch ganz Thier: Pferd, Esel, Eber-Bock, Wolf, Hund, Rabe, Geier, Kukuk, Kröte, Schlange, Wurm, vornehmlich Drache, und zwar geflügelter, oft feuriger, dann als der fabelhafte Vogel Greif, und endlich auch selbst geflügelt, und zwar mit Drachen- oder mit Fledermausflügeln. Da aber der Teufel sich in jede Gestalt zu verwandeln im Stande ist, so erscheint er auch als Fliege, als Spinne, Ameise und als Hummel, in letzterer Gestalt besonders in der Rolle eines Spiritus familiaris.

Die Macht, die dem Teufel innewohnt, und die er gegen sündige Menschen, die ihm durch ihre Sündhaftigkeit verfallen, beständig ausübt, vermag er denen mitzutheilen, die sich ihm zu Genossen weihen, und er thut es unter der Bedingung, daß auch seine Bündner diese Macht verderblich gegen die Menschen kehren. Wie ihm selbst der Volksglaube beimißt, daß er manche Menschen reite, daher der nicht seltene Zuruf an einen, der Uebles thut: Reitet dich der Teufel? — so empfangen auch Menschen von ihm die unheilvolle Begabung, andere zu reiten, peinlich zu drücken und zu ängstigen, zu schlimmen Handlungen hinzutreiben. Die, welche dergleichen thun, sind die Truden, in andern Ländern auch Nachtmar, Alp, Alb genannt. Meist sind diese Truden Personen, und zwar der Mehrzahl nach Mädchen und Frauen, die mit dem Teufel Bündnisse geschlossen haben.

Der Volksglaube an die Möglichkeit solcher Bündnisse mit dem Bösen reicht in eine ziemlich frühe Zeit der christlichen Aera hinauf, gelangte aber doch erst im eigentlichen Mittelalter zu allseitiger Ausbildung und wurde zu dem furchtbaren Hexenglauben, dem so viele Opfer bluteten oder brannten. Hexen und Zauberer gelten unbedingt als Teufelsbündner, letztere waren und hießen dem Volke insgemein Doctoren (Faust, Agrippa, Theophrast u. A.) und indem diese vermöge ihrer erlangten Wissenschaft vermochten, den Teufel zu beschwören, zu zitiren, und ihn ihren Wünschen gehorsam zu machen, verfielen sie hinterher gleichwohl seiner Gewalt und nahmen meist durch ihn ein entsetzliches Ende. Die Kunst, welche den Teufel zu zwingen und Zauber zu üben lehrte, und die seltsamer Weise von ihm nach mancher Sage selbst gelehrt wurde, war die Schwarzkunst, die schwarze Magie, als deren Gegensatz in tirolischen Sagen auch eine Weißkunst, die sogenannte weiße Magie begegnet.

Zu den zahlreichen Sippen der Hexen und Truden, der Schwarz- und Weißkünstler, der Zauber- und Wunderdoctoren tritt nun vorzugsweise in Tirol noch eine besondere: die Venediger-Manndl. An sich ist die Venetianersage auf allen deutschen Gebirgen heimisch, Riesengebirge, Böhmerwald, Erz- und Fichtelgebirge, Thüringerwald und Harz sind voll davon; allein in allen diesen Gebirgssagen erscheinen die Venetianer nur als kundige Gold- und Silbererz- und Edelsteinsucher, die zwar mancherlei geheime Künste kennen und üben, unterirdische Schätze

auffinden, oder auch versetzen (verdecken, unsichtbar machen) können, die wohl auch verstehen, auf wunderbare Weise schnell zu reisen, die mit Schlangen verkehren, Wünschhütlein oder Wünschtüchlein besitzen; aber doch eigentlich nichts mit dem Teufel zu thun haben. In Tirol hingegen treten sie fast stets als Teufelsbündner auf, und sind zugleich den fahrenden Schülern gesellt, welcher Erscheinung des späteren Mittelalters die örtliche Sage dadurch auch den Stempel der Teufelsgemeinschaft aufdrückte, während im übrigen Deutschland besondere Sagen von fahrenden Schülern nicht umgehen, und nur im allgemeinen angenommen wird, daß Faust, Wagner und Consorten eine Zeitlang solche fahrende Schüler gewesen seien.

Es ließen sich diese Andeutungen noch ungemein erweitern, ja zu einem Buche ausdehnen, denn der Stoff ist in reicher Fülle vorhanden; der zu berücksichtigende Raum gebietet aber, von dem allgemeinen zum besonderen überzugehen, und darzuthun, wie die Idee vom Teufel und der ihm verbundenen Genossenschaft sich vorzugsweise im Tiroler Landvolke und in dessen Sagen gestaltet und ausgeprägt hat.

I.

Der Teufel.

Das sichtbare und unsichtbare Dasein des Teufels, sein rast- und maßloses Wirken, die Menschen zum Bösen zu verleiten, ist ein allgemeiner Glaube der Thalbewohner, daher Teufelssagen ein Hauptträger im Erzählerschatze der Alpenjäger, der Waldleute und der Spinnstuben sind.

Aber dennoch ist es eine merkwürdige Thatsache, daß der Tiroler Teufel eine ganz eigenthümliche Gestalt annimmt, wenn man sich aus den vorhandenen Volkssagen ein klar gestaltetes Bild desselben entwerfen will.

Trotzdem, daß in Bildern, Legenden, auf Gottesäckern und in Schriften, von der Schule angefangen, den Landbewohnern die gewöhnliche Gestalt des Teufels, mit Hörnern, Krallen, Schweif, Pferd- oder Bocksfüßen und Feueraugen vorgeführt wird, so hat sich doch in der Phantasie des Tirolervolkes eine ganz andere Gestalt entwickelt.

Der Teufel erscheint nämlich in der Regel als grüner Jäger oder Schütz, eine rothe Habichtfeder auf seinem Jägerhute, und in Kleidern, welche seine auffallenden Teufelsattribute verbergen.

Obgleich er alle Gestalten annehmen kann, so erwählt er die Schützengestalt, weil er dadurch überall, bei Hoch und Nieder leicht Einlaß findet, die Dirnen ohne viele Mühe liebeverrückt macht*), und sie mit ihm sün-

---

*) Dieser Zug begegnet auch außer Tirol in vielen Hexenprocessen.

digend sich zu eigen bringt. Eine solche Dirne wird dann leicht Lockvogel, mit dem er die Burschen vom ganzen Dorfe fängt; denn in dem Orte, wo eine des Teufels ist, da ist kein Segen mehr. Auf den Bergen schließt er sich an Wildschützen an, lehrt ihnen das bannen, festmachen, Freikugeln gießen und verschiedene Schwarzkünste, jedoch stets um den Preis — ihrer Seele. Im Thale juchzet er die Robbler wach, im Wirthshause erscheint er als lustiger Musikant (Geiger) und geigt den Tanzenden durch die ganze Nacht hindurch den Teufel in den Leib, oder geigt ihre Seelen so mürbe, daß sie sich ihm bald, von Sinnenlust umstrickt, ergeben.

Hat der Teufel zufällig kein Jägergewand an, so hat er wenigstens einen grünen Jägerhut auf, mit einem verkehrt gesteckten halben Spielhahnschweif, und zwar auf der rechten Seite, während die Jäger denselben auf der linken Seite tragen; grüne Aufschläge oder grüne Abzeichen, so daß man ihn bald erkennen kann, „sofern man fromm lebt und dadurch in der Gnade Gottes steht," letztes setzen alte Hausmütter jedesmal hinzu, wenn sie der Jugend erzählen. Sein Gesicht ist verteufelt lang und „spitz verschnitten", sein rother Bart „verteufelt aufpammt" (recht festtäglich herausgeputzt), seine Augen blinzeln basiliskenartig mit „einem falschen Blicke".

Der Teufel verwandelt sich auch gerne in einen stattlichen Gemsbock mit goldenen Hörnern, wodurch er Wilddiebe und Jäger auf Irrwege und zum Felsenabsturz lockt, und sie als Beute erfaßt, besonders wenn sie, wie oft geschieht, an Sonn- und Festtagen ohne heilige Messe birschen gehen, und als Sonntagschänder vom Schutzgeiste verlassen sind.

Den frommen sanften Sennen spricht der Teufel selten zu, obgleich es Beispiele gab, daß er denselben als Butterträger Butter und Käse stibitzen lehrte, wofür sie denn als „Pütze" arg büßen müssen. Solche ihm zureifende Früchtl neckt der Teufel bei Tag und Nacht, und sendet ihnen bei Tage „Dattermanndl"*) auf Wegen und Stegen der Alpe vor die Füße, verwandelt sich wohl auch selbst in ein solches schwarzgelb geflecktes, kleines Ungethüm, welches nach dem Aelplerglauben das Vieh anpfeift, daß es krank wird und aufschwillt, oder schleicht gar in die Sennhütte, pfeift den Aelpler an, der bald darnach am Kopfe aufschwillt und Ausschläge bekommt, oder sonst erkrankt.

Auch als Rabe setzt sich der Teufel auf die Alpenhütte oder auf den Mahdzaun gerade vom Senn seinem Guckerl (Fensterl) gegenüber, und das ist dem Senn ein gar böses Zeichen; seine gute Laune kann dadurch wochenlang verscheucht werden.

Bei Nacht kommt der Teufel in Gestalt der „Hoabergoas" (Habergeis), eine Ohreneule mit Katzenkopf und Feueraugen (Strix Otus L.), welche unheimlich anzusehen ist und ohne daß man sie hört, heranfliegt; sie meckert

---

*) Lacerta Salamandra L.

wie eine Geis, lacht wie ein Kobold, schnalzt wie ein wüster Robbler, und giebt dann wieder entsetzliche Unkentöne von sich.

Die „Habergeis" erschreckt nicht nur die Sennen, sondern auch die Waldleute, welche sich über Nacht auf Bergen befinden und in Höhlen oder im Walde ausruhen wollen.

Der Teufel plagt das Hirtenvolk auch als „Kuhtuttler" (Caprimulgus europäus L., Ziegenmelker, auch Nachtschwalbe). Dieser Vogel fliegt in der Dämmerung und in mondhellen Nächten um die Ställe, und schnarrt aus seinem Fratzenkopfe so wüst, daß man es keinem Senn verdenkt, wenn er des Teufels Machwerk in ihm sieht, um so mehr, als der Kuhtuttler, wie schon sein Name andeutet, die Kühe aussaugen soll, eine Annahme, die allgemein verbreitet ist.

Der Teufel erscheint in seiner eigentlichen Gestalt mit Geräusch, Sturm und Gestank, wenn er auf einen Todsünder, z. B. auf einen Meineidschwörer, herstürzt. Da rasselt es vom Berge herab wie ein Lawinengerolle oder er stürzt wie ein wilder Sturm aus einer Felsenhöhle, oder steigt aus einem Erdspalte und erfaßt sein Opfer mit Leib und Seele, fährt durch die Luft und zerstößt es an nackten Felswänden, oder zerreißt es, Entsetzen erregend, in blutige Fetzen.

Auch in lichten Nächten sieht der einsame Wanderer manchmal von Ferne die Teufelsgestalt daherkommen, wie ein Schatten, schwarz oder feurig; meist schwillt der Böse von einem kleinen Männlein zu einem Riesen auf, und der Erschreckte flieht eilig davon, oder fällt vor Angst um, und kann nichts weiter berichten; der Muthige bekreuzt sich und betet das Evangelium Johannis.

Der tirolische Teufel ist kein germanischer Gott, welcher beim Uebergange vom alten Götterkult zum Christenthum seinen Platz vertauschen mußte, er ist aus den Gemsgebirgen herausgewachsen, ein rauhes starkes Bild eines unbändigen bösen Wilderers, „der mehr gekonnt hat, als gewöhnliche Leute," dem die christliche Religion seinen Platz angewiesen und Namen geschöpft hat. Der Teufel führt in Tirol viele Namen; die bekanntesten sind: Teufel, Deixl, der Böse, böse Feind, Schuberl, Tschad'rwarschtl (Warschtl ist Sebastian), Zweihörndler, Jankerl, Gott sei bei uns, Tschangl und Tschuggau, der Graunzl, der Schall- oder G'schnalljuchzer, Alber oder Alberer, wenn er als Feuerdrache über Thal fliegt oder über Bergwiesen herabfährt.

Er tritt auch in den Gestalten von Drachen, Hunden, Säuen, Stieren und Pferden auf, manchmal auch reitend auf einem Bock oder Pferd, in welche er ihm verfallene Menschen verwandelt, und so sie peiniget. Nach andern Sagen sollen die bösen alten Häuserinnen von Geistlichen in Teufelsrösser verwandelt werden, wenn sie unselig sterben, weil sie im einsamen Widdum mehr Gelegenheit haben, als in der lockern Welt,

sanftmüthig, redlich, fromm und gottesfürchtig zu leben. Wenn diese Teufelsrösser ein Hufeisen verlieren, und der Finder läßt sich daraus Schlagringe machen, so kann er beim Raufen die ärgsten Robbler niederschlagen und überwältigen. Ein solcher Ring muß Samstags, wenn alle Arbeit gethan ist und die Feierstunde begonnen hat, geschmiedet und fertig gemacht werden.

Das wandeln und annähern des Teufels meldet ein eigenthümlicher Schauerwind; ein solcher Wind nämlich, der auch entsteht, wenn sich ein Bösewicht mit freier Ueberlegung ohne krankhaften Gemüthszustand erhenkt. Der Kukkukruf in der Nacht verräth ebenfalls des Teufels Nähe, daher kehrt der nächtliche Besucher sogleich um, wenn er den Kukkuk hört, und läßt das Fensterln und andere Kurzweil.

Eitle Weiber, welche bei der Nacht in den Spiegel blicken, sehen oftmals den Teufel neben ihrem Bilde herausschauen.

Einem „verdrahten Früchtl", das will sagen: einem schlechten Burschen, der in der Mitternacht juchzet, dem juchzet bald der Böse entgegen; setzt der Bursche das Juchzen noch fort, so kommt der Teufel heran und zerkratzt ihn jämmerlich, daher der Name G'schnalljuchzer.

Wenn einer ruft „in drei Teufels Namen", dann steht der Teufel unsichtbar demselben an der Seite und blickt ihm lachend ins Gesicht, während der Schutzengel auf der andern Seite trauernd mit abgewandtem Antlitz weilt.

Wenn jemand einem am Wege auf die Schulter schlägt, und thäte er noch so süß und freundlich dabei, so muß der ihn schnell auf die nämliche Seite der Schulter ebenfalls schlagen, weil dieses auch der Teufel zu thun pflegt, wo nicht, so könnte leicht etwas übles geschehen.

Die Schmiede hatten einst den Brauch (ein vor 10 Jahren verstorbener Schmied im Zillerthale that es noch), daß sie an Feierabenden nach gethaner Arbeit noch drei starke Streiche auf den Ambos gaben; warum? Weil Luzifer, der Oberste der Teufel, der durch den Erlöser der Welt an eine Kette geschmiedet worden, nach und nach von der Kette loskommt, denn er reißt unbändig daran; durch die drei Schläge wird sie wieder fest. Würde Luzifer los, und käme er in die Welt, dann würde er dieselbe mit sich ins Chaos reißen, während die andern Teufel, die gegen die guten Menschen Krieg führen, nicht viel ausrichten. — Diese Sage wird auch auf folgende Weise von den alten Bäuerlein erzählt.

Ein „grimmiger Wolf" oder „ein Drache mit vielen Köpfen" oder „der Höllenfürst Luzifer" wurde von Christus dadurch für die Welt unschädlich gemacht, daß Christus ihn „hinter neun Eisenthüren an einer dreifachen Kette befestigte", weil er sonst den Untergang der Welt veranlassen würde.

Durch die drei Schläge der Schmiede werden Ketten und Thüren im alten festen Stande erhalten, welche sonst nach und nach zerbrochen und das Unthier frei werden würde.

Beschworen wird der Teufel an unheimlichen Stellen mittelst des Gertraudibuches. Das ist jedoch eine gewagte Sache, denn meist hält keins die fürchterlichen Erscheinungen aus, und man würde zerrissen oder wenigstens zerkratzt, wenn man aus dem Kreise springt. Außerdem muß der Teufel demüthig folgen, und Geld bringen, so viel der Beschwörer wünscht.

Die Beschwörung oder das Teufelbannen war an einigen Orten so: Man nahm einen Hirtenstock, welcher von weißen Haselstauden geschnitten, und drei Jahre vom Hirten auf der Alpe benutzt wurde. Mit diesem kratzte man in den Boden einen neun Schuh im Durchmesser haltenden Kreis — „dreimal drei Schuh" Durchmesser, dann begannen die Bannformeln.

„Die Gertraudibücher, wie überhaupt alle anderen Bücher, die über bannen, unsichtbar machen, Schatzgraben u. dgl. handelten, haben die Geistlichen verbrannt" (so klagen nicht selten alte, aberglaubenreiche Leute) „oder wohl selbst behalten". Zuerst thaten das die Jesuiten im Lande, dann die Kapuziner und Franziskaner, dann auch alle Weltgeistlichen; daher haben sie alle diese Macht in Händen, daher konnten die Jesuiten so reich werden, denn ihnen standen alle Schätze offen u. s. w.

Man sieht durch solche Bekenntnisse, mit welcher Mühe Jesuiten und Geistliche gegen den Aberglauben im Lande auftreten mußten, denn der leibhafte Teufels- und Zauberglaube ist tief in das Volk eingewachsen.

Noch eine Art der Teufelsbeschwörung und zwar die einfachste, wurde so angegeben, daß man sich Mitternachts in irgend eine der zahlreichen und verrufenen Teufelshöhlen, Teufelsküchen, oder in einen Teufelstobel begab, dort den Kreis machte, und durch einen Juchzer, oder dreimal ins Dreiteufelsnamen den Teufel rief, und in diesem Namen sich der heiligen Dreifaltigkeit abschwur. Dann kam der Teufel heran, machte das Bündniß, gab, was der Beschwörer forderte, oder sicherte es zu, doch mit stetem Beding der Anwartschaft auf des ersteren Seele. Bei dieser letzteren Annahme schlingt sich nun in den schauerlichen Ernst der Teufelssagen sehr häufig ein neckischer Humor; der Teufel, der Fürst aller Bosheit, Schlauheit und Arglist, erscheint mit einemmale als ein höchst beschränkter Kopf, als dummer Teufel, wird um die Seelen mannichfach geprellt, und wird oft so entsetzlich geplagt, daß er gern auf die lumpige Seele verzichtet; er muß Riesenarbeiten vollführen und zuletzt geärgert und betrogen den Platz räumen. Die Sagen vom Dombau zu Aachen, von der Regensburger Brücke u. A. deuten dahin, und deren Wiederholungen sind auch in Tirol vorhanden.

Die Sage beschränkt die Macht des Teufels in mannichfacher Weise, alle Kirchen und Kapellen, alle Kreuze und Marteln, alle Heiligenbilder, Amulette, Rosenkränze, Reliquien, alle Gebete, Weihwasser, Scapuliere, kurz alles, was irgend an christlichen Kult erinnert, macht ihm Grauen, weist ihm und seinen Bündern den Weg; auch die „Dreißgenkräuter", das

in Schaden gekommen, und wir beten ja dabei zu Gott, daß er uns vor allem Uebel behüten wolle.

Die Hexe ist ein boshaftes, altes, häßliches, listiges Weibsbild, vor welcher der Teufel selbst Respekt hat; denn sie wäre im Stande, mit ihm zu raufen, trotzdem daß sie ihm eigen ist mit Leib und Seele, mit Fleisch und Blut.

Ihr Antlitz ist fahl (erdfarb), die Augen liegen tief drinnen; wenn sie weinen, haben sie keine Thränen; je röther und je aufgeschwollener die Augen einer Hexe sind, desto mehr ist sie zu fürchten. Ihr Leib ist schlapp und welk, ein schlotterndes Beingerippe; denn sie wurden zu häufig vom Teufel geritten. Ihre Haare sind zerzauset, wuzelig, unausgekämmt und ekelhaft anzusehen.

An den Armen haben die Hexen dunkle Flecken, das sind Spuren der Griffe des Teufels und der bösen Geister bei ihren Tänzen und nächtlichen Gelagen; am sichersten erkennt man sie an dem Bock- oder Geisfuß, welcher ihnen rückwärts „am Kreuz" eingebrannt ist; dieses ist „des Teufels Siegel", welches er ihnen mit dem Hintern aufdrückt, und so viel bedeutet als: er drückt auf's Kreuz der Hölle Zeichen, oder: obgleich durch's heil. Kreuz die Seele erlöset wurde, hat der Fürst der Finsterniß sie wieder gewonnen — es ist Verhöhnung des heiligen Kreuzes.

Junge Hexen sind nicht so sehr zu fürchten; diese machen noch nicht jene großen Fahrten, und können nicht so sehr schaden; sie begnügen sich, in den Nächten im nahen Walde oder im Obstgarten um einen Baum im Kreise herum zu hüpfen, wie man dann am andern Tage sehen kann, und worüber sich mancher schon den Kopf zerbrach; denn diese „Hexenkreise" sind sonderbarer Art. Diese Hexenkreise sind auch unter dem Namen „Hexenringe" bekannt; in nordischen Ländern heißen sie Elfenkringel. Man findet sie überall auf freien Berg- und Waldwiesen, wo einzelne Bäume stehen. In ihnen wachsen gern vorzugsweise Waldschwämme und schädliche Boviste.

Junge Hexen sind meist leichtfertige Dirnen, welche den Aeltern Kummer und Verdruß machen, auch Arbeit und Gebet vergessen, lügen, dieben und buhlen, wodurch der Böse immer mehr Macht über sie bekommt, und nicht selten ihnen „beim Fensterln" statt des Geliebten erscheint.

Sie wenden sich nur zu bald an alte Hexen, von welchen sie nach und nach alle schlimmen Künste erlernen, als da sind, „Wettermachen", „Vermeinen", den Kühen Milch aussaugen und sie unfruchtbar machen, „öppas ankleppen" (eine Krankheit anhängen), sowohl Menschen als Vieh und Gewächsen, und vieles andere Unglück.

Erst nach „dreimal sieben Jahren", nachdem sie alle Proben der Hexenkünste abgelegt haben und durch ihre Buhlschaft mit dem Teufel und seines Gleichen würdig befunden sind, erhalten sie vom Teufel das Siegel

auf den Rücken, „den schwarzen Bockfuß aufs Kreuz“, und sind nun so mächtige Dienerinnen der Hölle, wie die Alten, und bekommen auch den bösen Blick.

Sie ziehen die fürchterlichen „Herenwetter“ zusammen, welche oft thalaus und thalein wirbeln und Hagel niederwerfen, daß die Frucht jahrelangen Fleißes in einer Stunde zerstört ist. Wenn man solche Hagelkörner betrachtet, wird man manchmal Haare drinnen finden, nicht bei allen, wohl aber sicher bei einzelnen. Wenn solche Wetter den Hirten, Butterträger oder Gemsjäger auf dem Berge treffen, da ist er meist ein Todesopfer, wenn er nicht zu rechter Zeit eine Höhle zum hinein flüchten findet; aber auch da muß er beten und gegen das Wetter ein Kreuzzeichen machen. Solche Herenwetter vertrieb der vor sieben Jahren verstorbene Anton Hechenblaikner, genannt der „Schönitoni“, am Reiterberg im Alpbachthale Bauer des Schönerhofes. Sobald eine dunkle Wetterwolke heranzog, eilte er mit einem eigens zu diesem Zwecke gehaltenen kleinen Kanönchen („Stückl“ hieß er's) vors Haus, und schoß gegen die Wolke hin mit einer bekreuzten Kugel, welche er am Palmsonntage mit den Palmen weihen ließ — und so glaubte er fest — er habe das Wetter unschädlich gemacht.

Solche Heren nennt man „Wetterheren“, zum Unterschiede von den „Brandheren“, welch letztere mit Blitz und Feuer die Häuser anzünden, besonders zur Zeit, wenn im Herbste Heu und Aernte gut eingebracht ist; deßhalb segnet der fromme Bauer betend und mit Weihwasser bespritzend seine Vorräthe. Sodann giebt es noch eine Art, die „Kräuterheren“, welche die Früchte und Kräuter vergiften, und Wurzeln und Kräuter sammeln, um daraus schädliche Salben und Getränke zu brauen, unter abenteuerlichen Zaubersprüchen und Geberden. Die ersteren beherrschen demnach Luft, Wolken, Wasser und Wetter; die andern das Feuer, und die letzteren Pflanzen, Thiere und die Erde.

Endlich giebt es noch „Wald“- und „Kehrheren“, welche nächtlicher Weise harmlose Wanderer und Kinder schrecken, und fast zu Tode hetzen, denn sie verfolgen den Davoneilenden mit grinsendem Hohn, klammern sich an seine Sohlen oder hängen sich an ihn, und bringen ihn oftmals zum Absturz über Felsen oder in den reißenden Wildbach. Es werden gräuliche Abenteuer erzählt, besonders von solchen Bauernburschen oder Dirnen, welche es mit der Religion nicht am besten hielten, oder sich nicht mit geweihten Dingen versahen. Besonders gefährlich waren die Kreuzwege; man hat daher an solche Punkte häufig Christuskreuze aufgestellt und dadurch die meisten Heren vertrieben.

Heren haben eine besonders böse Kraft in ihren Augen, wenn letztere starr auf etwas gerichtet werden, wie bei den Truden; man nennt dieß „den bösen Blick“. Eben so haben sie eine eigene Kraft, wenn sie Gegenstände, Menschen oder Thiere mit den Fingern streichen oder die Hand auflegen.

Sie können das Leblose tanzen, springen und fliegen machen, und streicht eine eines Menschen Fuß oder Hand, so wird das Glied für immer lahm, und kann selten geheilt werden.

Streift die Hexe einer Kuh über den Rücken hin, doch meist verkehrt gegen die Haare, so kann sie dieselbe „erdattern“, und bald tod hinsinken machen.

Es ist daher eine Hauptregel, wenn man eine Weibsperson im Verdachte der Hexerei hat, sie nicht in die Nähe kommen zu lassen, und schlägt sie einem auf die Schulter, so gebe man ihr sogleich den Streich auf die nämliche Schulter zurück, wie beim verkappten bösen Feind, wodurch die schädliche Wirkung aufgehoben wird.

Eine alte Sage berichtet, daß einmal ein flinker Bauernbursche, der über die Stiegelen und Gitter (Zaungatter) allemal aussprang — sie nie aufmachte — einmal nach Gebetläuten einer Hexenfahrt nicht auswich, auf den flachen Händen wie ein Gaukler, den Kopf unten, die Füße in der Luft, heimgehen, und lange Zeit zum Staunen und zur Warnung so herumwandeln mußte.

Man sieht die Hexen auf ihren Fahrten häufig in Katzen und Krähen verwandelt, daher Katzen und Krähen stets mit einer gewissen Furcht betrachtet werden, und wenige Menschen getrauen sich, diese Thiere zu tödten; eben so wenig Kröten, der Hexen Lieblingsthiere, in die sie sich wohl selbst verwandeln. Von Hexenverwandlung in solche Thiere giebt es manche Sage, z. B. die vom Hintermüller zu Hötting.

Es mag wohl schon mehr den 100 Jahre her sein, als der junge Hintermüller zu Hötting, wenn er nachtwachen mußte wegen dringender Arbeit, von einer schrecklich großen schwarzen Katze beirrt wurde, welche um Mitternacht aus der Radstube hervorkam, um ihn herumschwänzelte, laut schnurrte und dabei mit den grünfeurigen Augen ihn unheimlich anblickte. Endlich wurde dieser seltsame Gast dem Müller lästig; er versteckte ein schneidiges Beil, und wie die Katze einst wieder kam, schlug er ihr eine Vorderpfote ab. Da schrie sie jämmerlich und hinkte blutend hinaus. Jetzt betrachtete der Müller die Pfote, es war eine Menschenhand, und am Morgen, als er letztere seiner Frau brachte, die er vor nicht langer Zeit geehelicht hatte, fand er sie im Bette mit abgehauener Hand. Die Katzenpfote war — ihre Hand. — Der Unglückliche hatte eine Hexe zum Weibe! —

Die Hexen fahren durch die Lüfte, jedoch manchesmal gehen sie auch zierlich gekleidet auf Eroberungen aus, oder auf Bälle und zu sinnlich üppigen Schwelgereien, zumal die jungen. In einem Seitenthale bei Steinach gegen Lavis hinein ging am Donnerstag Abends nach dem Aveläuten die Bauerntochter auf Besuch in den nahen Einödhof, welcher einer alten Bäuerin gehörte. Am Wege begegneten ihr eilig dahinschreitend eine alte und eine sehr hübsche junge Weibsperson, welche beiderseits merkwürdig

gekleidet waren, fast wie Männer; sie trugen Lodenjacken mit grünen Aufschlägen und Spitzhüte mit kecken Hahnenfedern.

Im Einödhofe war die Bauerndirne, welche jene besuchen wollte, eine ehemalige Schulkameradin, gerade allein zu Hause, der Knecht war im Stalle beschäftigt.

Die Bauerntochter erzählte der Freundin von den zwei Weibsbildern. Sei still, sagte jene darauf, das ist meine Bäuerin und ihre Tochter gewesen, welche alle Pfingsttag (Donnerstag) auf Herenbälle gehen, bald „wiff" als Jäger, bald als Katzen. Ich getraue mir nicht fortzulaufen, und rette mich nur dadurch, daß ich nicht verhert werde, indem ich ein geweihtes Amulet trage und vor dem essen und trinken in die Schüssel etwas Weihwasser hineingieße. —

Die „Peterer-Goasweibelen" in der Gegend von Latzfons und Klausen erfreuten sich einer besonderen Berühmtheit, sie waren als „Wetterheren" gefürchtet und noch leben alte Leute dort, welche deren gekannt haben.

Man kannte es sogleich, wenn sie um Wetter zu machen ausgingen, denn ihr Anzug war dann leicht und schlicht und die Haare zerzaust und fliegend; dann stiegen sie gen die Kampfspitze (bei Latzfons) und die Leute im Orte jammerten: o weh! heut können wir uns richten, seht ihr, die Goasweibelen steigen hinauf!

Sie übten am meisten Zauber durch Kröten, denen sie emsig nachspürten, und von welchen sie stets eine Menge im Hause hatten. Ein sonderbarer Glaube war verbreitet, nämlich daß die Goasweibelen, wenn sie in die Kirche kamen, auf dem Kopfe Milchseichen (Milchseiher) trügen, die aber nur von dem Priester während der heil. Messe gesehen werden konnten. Eben so mußten sie, wie alle Wetterheren, am Frohnleichnamfeste Milchseichen oder Melkstühle auf dem Kopfe tragen.

Jedermann erschrack, wenn ein solches Goasweibele in ein Haus kam. Man gab ihnen sogleich, was sie verlangten, denn sonst war eine Verwünschung (Vermeinung) gleich fertig; dann fehlte es bald im Stalle, bald im Felde, oder Krankheit befiel die Hausleute, besonders die Kinder.

Ihre Zusammenkünfte hatten sie auf „Peterhöh", einem Berge, der noch jetzt als verrufen und gefährlich nach Gebetläuten und Nachts gemieden wird, daher ihr Name „Peterergoasweibele". Dabei ist merkwürdig, daß in den wilden Seitenthälern des Zillerthales gegen Stilluppe und Floitten in kalten Fernerhöhen ähnliche herenartige und „Goasweibelen" benannte Erscheinungen sich ebenso finden und wiederholen, wie in wärmeren südlichen Klausen.

Die Heren halten am liebsten auf den höchsten Bergspitzen Zusammenkünfte und Tänze, wo sie auf einem Besen reitend ankommen und wobei auch ein schwarzer Bock nicht fehlt. Sie „beschreien", „vermeinen" die Kinder, daß sie siechen, drücken Jünglinge als „Alp" (Trudenheren) während

der Nacht, und beschädigen ihre Umgebung mit dem „bösen Blick". Sie sprengen das Weidevieh über Felsen, jagen den Wanderer ins Verderben, führen ihn als Irrlicht auf Abwege, daß er im Sumpfe versinken muß (diese Eigenschaft hat auch die finnische böse Waldfrau Ajataa). Sie bezaubern die Kühe, daß sie Blut statt Milch geben oder unfruchtbar werden; sie melken den Kühen außen durch die Zaunhölzer und Baumzapfen und „Melchstricke" die Euter leer, machen die Ochsen lahm und die Schafe brandig, senden in Gärten und Kornfelder häßliches Gewürm, ekelhafte Larven und Schnecken, welche mit welkmachendem Schleim alles überziehen.

Sie fliegen durch den Kamin aus; ihre Anwesenheit wird durch eine Menge von Fledermäusen verrathen, auch zeigt sich ihre Nähe den Menschen durch ein gewisses Ohrensausen an, so daß man sich angerufen oder die Todtenglocke zu hören meint. Macht man Feuer auf, so wird bald Gluth und Asche durch Windstöße von Oben abwärts auseinander getrieben.

Sie suchen frische Gräber aufzuwühlen, unbegrabene oder unbewachte Leichen benützen sie zu böser Lust und schänden die Todten; wenn sie einmal wo angesiedelt sind, dann vermag sie kein Mensch zu vertreiben, außer durch das Walburgisfeuer. Es werden nämlich an einem Donnerstag um Mitternacht von Kienspänen, schwarzrothgeflecktem Schierlingskraut, Springwurzel, Rosmarin und Schlehdornreisern Bündel gemacht, diese werden dann am 1. Mai angezündet und verbrannt, jedoch von solchen Menschenhänden, welche sich vorerst durch die Gnaden der Kirche von allen Sünden gereinigt haben. Zuvor werden drei Tage hindurch sämmtliche Wohnungen gereiniget, und mit Wachholderbeeren und Rautenkraut geräuchert.

Am 1. Mai nach dem Gebetläuten, wenn die Abenddämmerung eintritt, beginnt das Hexenverjagen, man nennt es „das Ausbrennen der Hexen". Knaben und Männer lärmen mit Schellen, Glocken und Pfannen, die Weiber tragen Rauchgefäße, die Hunde werden alle von den Ketten gelassen und ziehen bellend und heulend mit, und Thüren und Fenster stehen bei Häusern und Hütten alle angelweit offen. Sobald die Kirchenglocken drein zu läuten anfangen, werden die Reisigbüschel auf hohen Stangen und das Rauchwerk angezündet; jetzt werden auch alle Haus- und Eßglocken geläutet; Schellen, Glocken, Pfannen, Hunde, alles muß lärmen, und unter diesem fürchterlichen Lärme schreit jeder so laut er kann:

„Hexe fluich — fluich von hier,
Oder es endet schlecht mit Dir!"

Dann wird siebenmal um Haus, Hof und Dorf gelaufen. Die Hexen, durch den Lärm aufgescheucht, durch den mystischen und geweihten Rauch betäubt, werden aus ihren Höhlen und Wohnungen aufwärts getrieben. Sie ziehen zischend hin und her, grollen und verwünschen das lärmende Volk; jedoch der schwarze, geweihte Rauch, der sich unter die Hexen hinein-

zieht, verhindert es, daß die Verwünschungen und Zauber sich erfüllen können, und so wird die Gegend gereinigt.

Der Brauch des „Walburgisfeuers" wurde einer Legende zufolge dadurch eingeführt, daß die heil. Walburgis im VIII. Jahrhunderte durch solche Feuer die Hexen von Heidenheim vertrieb.

Man vertreibt die Hexen mit geweihten „Dreisgenkräutern", Weihwasser, Kreuzen, Benediktuspfennigen u. s. w. Trudenfuß und alle jene Mittel, womit man die Truden abhält, thun auch für Hexen gut. Geweihte Gegenstände, in der Schwelle der Stallthüren eingegraben, halten sie vom nächtlichen Eindringen ab. Viele Bauern brennen den Namen Jesus auf die Thüren von Haus und Stall, um böse Einflüsse abzuhalten, oder kleben einen „Haussegen" als guten Schild vor die Hausthüre. Selbst auf die Hörner der Kühe brennen manche den Namen Jesus.

Man schützt ferner die Stallungen durch Aufstecken geweihter Palmbüschel, das heißt Weidenkätzchen, welche am Palmsonntage geweiht werden. Ebenso wirkt erfolgreich das verbrennen solcher Palmbüschel mit Kraut und Blumen der tauben Nessel.

Die Hexen haben einen unwiderstehlichen Abscheu vor geweihten Dingen und vor der Kirche. Sie besuchen dieselbe mit großer Ueberwindung, um im Dorfe sich nicht zu verrathen; denn wenn sie in keine Kirche kämen, würde man sie bald im Verdacht der Hexerei haben. Sie besuchen daher den Gottesdienst, drehen aber dem Altare Rücken und Hintern zu, und bekommen heftige Zuckungen und Krämpfe beim Anblick des Allerheiligsten. Die Stellung mit den Rücken gegen den Altar merkt man nicht, wenn man nicht besondere Kunststücke anwendet.

Wer die Hexen in ihrer wahren Gestalt sehen will, der mache im Geheimen einen Schemel von neun verschiedenen Holzgattungen und leime unter denselben Haare von sieben Jungfrauen. Wer dann am heil. Dreikönigtag in der Kirche auf diesen Schemel kniet, der wird während der Aufopferung die Truden und Hexen, welche gerade gegenwärtig sind, zur Riesengröße aufschwellen sehen.

Ein Schemel von neunerlei Hölzern, auch ohne Haare, thut es ebenfalls, wenn man in der heil. Nacht während der Mette darauf kniet. Man wird dann die Truden und Hexen sehen, denn sie knien umgekehrt. Es genügt auch, daß man sich vor der Christmette auf eine Bank von neunerlei Holz vor die Kirchenthüre setzt, da wird man sogleich die Hexen erkennen, welche ein- und ausgehen; einige sollen den Kopf verkehrt tragen, um ja nicht gegen den Hochaltar blicken zu müssen; auch ein Stück Elzenholz im Sack getragen, giebt die Macht, die Hexen zu erkennen, denn Elzen- oder Elxenholz ist ihnen der ärgste Dorn im Auge. Es ist das Elsbeerbaumholz: Sorbus torminalis, man braucht auch Sorbus Chamaemespislus,

Zwergelxen und Zwergmispel genannt, nicht aber mit der „Mistel", Viscum, zu verwechseln.

Bei allen Räucherungen muß etwas geweihter Kirchenweihrauch zugesetzt werden.

Man entzündet solche Feuer im Freien und auf dem Heerde, oder man wirft geweihte Kräuter in die „Vestlgrube" neben dem Heerde, auf die dort aufbewahrten glühenden Kohlen, und während dieser Zeit betet man laut das Johannis-Evangelium.

Wenn auch dieses nichts helfen will, dann wirft man Sensen, Sicheln, Messer und allerlei schnitziges und schneidiges Eisengeräthe vor die Hausthüre. Dieses thut man jedesmal, wenn starker Hagel niederfällt; denn sobald die Schlossen daran schlagen, so werden die Wetterhexen mittelbar verletzt.

Bei Hagelwetter pflegt man auch noch in vielen Bauernhöfen einige Hagelkörner in die Vestlgrube der Gluth zu opfern, und andere zu zerkleinern, dann hört der Hagel bald auf, sagen die Gläubigen. Wo keine Vestlgrube ist, wirft man die Körner ins Feuer am Heerde.

Wenn man mit dem „Pinzgermesser" drein wirft in Hagel, Wind und Wetter, so fährt es in den Leib der Wetterhexe, das bringt sie nicht mehr heraus und hat für immer einen „Lecken" (Wunde). Solche Messer haben auf der Klinge neun Kreuze und neun Halbmonde. Es sind noch manche in Bauernhäusern des Unterinnthals aufbewahrt. Wenn während dem Heuen der Wirbelwind die Heuschöber vertragen (in die Luft führen) will, wirft man sie nach.

Einer der verrufensten Hexenplätze ist für Ober- und Unterinnthal der höchste Punkt des großen Solsteins, westlich bei Innsbruck, die „hohe Warte" genannt, nur selten und von den tollkühnsten Gemsjägern bestiegen. Die Hexen durchlärmen dort die Nächte vom Donnerstag auf den Freitag, „daß es ein Graus ist."

Ein anderer eben so großartiger Hexenplatz ist im Oberinnthal der „Hantennen", auf dem Uebergange, wenn man von Imst ins Pfafflar- und Lechthal geht.

Ein uraltberühmter Hexenberg ist im Nonsberg (Val de Non) in Wälschtirol der **Roveno**. Noch sind hunderte von Sagen über denselben lebendig. Da tanzen Hexenkinder mit. Nonsberg war lange ein Sitz der Hexenprocesse.

Mit Schauder zeigt der Bergführer im Zillerthale einen Hexenplatz, wenn man über die Schneide der Kruk, einen Ausläufer des Thierberges, geht. Da ist eine Stelle, wo drei Stöcke von umgehauenen Lerchbäumen stehen, welche einen symmetrischen Schusterstuhl bilden (∴). An dieser Stelle wächst kein Gras, man hört manchmal noch dort hohle Stimmen, so, wie wenn einer in einen hohlen Hafen spräche.

Alte Leute erzählen, daß man dort manchesmal abgebranntes Reisig fände, ja sogar Besenstumpen, die, wenn man sie über den Berg hinabwerfe, am andern Tage wieder oben liegen. Vor vielen Jahren habe einmal ein Bursche die Hexen belauscht, dafür haben sie ihn so zerzauset, daß er ohnmächtig aufgefunden wurde und die ganze Zeit seines Lebens nicht mehr reden konnte. Er starb als Stummer.

Auf dem Greßhorn ob der Au im Vorarlberg erkühnte sich einst ein Bursche auf dem dortigen Hexenboden den Hexen einen Tuck zu thun, und auf ihrem Tanzplatze eine Menschensatzung zu hinterlassen. Das kam ihm aber theuer zu stehen! Er wurde in der Nacht von den Hexen geweckt, und mußte einen glühenden Hammer bis an die Stelle tragen, wo er den Frevel verübte, und den Koth breit klopfen, dann zerzauseten sie ihn; er kam wahnsinnig nach Hause und starb an der Tobsucht.

Oberhalb der Innbrücke bei Zams, ohnweit Landeck, erhebt sich auf dem nördlichen Gebirge auf einem hohen glatten Felsen der „Zamserburschl“ (Burschl = Hexenplatz). Dieß ist ein ebenso verrufener Ort, wie der „Landeckerburschl“, der „Burschl“ zwischen Prutz und dem alten Zoll. Noch jetzt will man an allen diesen Plätzen „allerhand Teufelsspuk“ wahrnehmen.

Der verrufenste Hexenwald befindet sich am Pfade, wenn man von Flies bei Landeck ins Pitzthal geht, bevor man über den Piller steigt. Dieser Wald wird der Bannwald genannt. Hier waren förmliche Hexenkolonien und Hexensabbathe.

Die Hexen schaden am liebsten den Kühen und den eierlegenden Hennen. Die erstern sind des Bauern Augäpfel, er steht vor einer schönen milchgebenden Kuh stundenlang und träumt Nachts von ihr, wie der Cavalier von einem englischen Reitpferde, denn die Kuh ist sein Schatz, sein Reichthum, sein Alles — was über die Kuh geht, ist über seinen Horizont! Die Bäurin nimmt an der eilegenden Henne gleich lebendigen Antheil; fehlt es da, dann sticht es ihr ins Herz.

Die Hexe kann der Henne schon dadurch schaden, wenn sie (wie Truden) nur ein gelegtes Ei von ersterer mit ihrem bösen Blicke ansieht, und der Kuh, wenn sie dieselbe nur berührt.

Sobald Verdacht von Hexerei im Kuh- oder Hühnerstall obwaltet, da vergräbt man sogleich unter demselben die „führnehmste Bergpflanze“ Einhanken oder „Einhacken“ (Pedicularis), die einzige Pflanze, welche von Natur aus hoch geweiht ist und nicht die „Dreisgenweihe“ braucht. Neben derselben muß eingegraben werden „der Teufels-Abbiß“ (Scabiosa succisa), der von Schwarzkünstlern oft gebraucht wird. Deßwegen aber sucht der fromme Bauer jene seltene Varietät, welche weiß blüht, um die weiße Kunst anzuwenden; denn jene Scabiosa blüht im Allgemeinen bläulich und dunkel. Diese beiden Blumenbüschel segnet er, besprützt sie mit Weihwasser

und gräbt sie im Namen Gottes und der heil. Dreifaltigkeit betend und ohne ein Wort zu reden ein.

Durch Berührung machen die Hexen Menschen und Vieh krank. Von ihnen angerührte Glieder oder Theile räuchert man mit Bilsenkraut, welches zur Dreisgenzeit gepflückt und geweiht worden ist.

Wenn die Kühe durch die Hexen ausgemolken werden (das können letztere ohne im Stalle zu sein, von außen; sie ziehen nämlich die Milch aus Stauden, Zaunstecken, Tannenzapfen und dergleichen, mit denen nur die Euter von ihnen berührt wurden), so legt man in das Melchschaff einen „Drachenstein“, wie ihn Drachen und Kröten im Haupte tragen.

Das alte Buch: Die Dreck-Apotheke, lehrt gar ein absonderliches Mittel gegen die Verwandlung der Kuhmilch in Blut. Eine Bäuerin im Oetzthal wendete selbes an, und die Hexe bekam es übel zu schmecken.

Wenn eine Hexe den Milchkübel so verzaubert, daß die Bäuerin keine Butter zu Wege bringt, so soll sie, oder auf der Alpe der Senn, etwas von der frischen Kuhmilch in den Abtritt schütten. Wenn man ein Eisen glühend macht und damit in den mit der Milch beschütteten Koth bohrt, so schießen alsbald der Hexe feurige Blattern auf.

Wenn ein Mensch oder Thier leidend geworden ist, und man will wissen, ob durch Hexerei oder nicht, so kocht man den Urin des Kranken in einem ganz neuen Hafen langsam ein. Wenn er beim Verdampfen aufbrodelt, so ist Hexerei im Spiele. Solcher Mittel giebt es noch eine Menge, es ist unmöglich, alle anzuführen.

Die Hexen bringen auch dadurch Seuchen und Krankheiten in Ställe und Häuser, daß sie verschiedene Sachen nebst Haaren unter den Stall vergraben oder ins Bette verstecken. Solche Sachen muß man, wenn man sie findet, verbrennen, wenn geholfen werden soll; denn bei solchen Fällen siegt die weiße Kunst nicht leicht gegen die schwarze. Daher legen sie auch gerne oft etwas an den Weg hin, daran der Finder Freude hat, aber — er bringt sich nur Unglück ins Haus: „daher sollst du, der du etwas findest, zuerst dreimal auf den Gegenstand spucken, dann verliert er die Zauberkraft und magst ihn zufrieden einstecken.“

Eine einzige Ausnahme ist es beim gefundenen Brot, denn über diese „Gottesgabe“ haben weder die Hexen noch der Teufel eine Kraft. Dieser Glaube ist besonders im Unterinnthale verbreitet.

Die Waldhexen hatten früher, wenn die Holzleute ihre Hacken (Hauen) vor der Hütte liegen ließen, dieselben durch Berührung so verzaubert, daß jene statt in den Baum auf ihren Fuß hackten und sich oftmals sehr beschädigten; daher spucken sie dreimal in die Hand, bevor sie mit der Arbeit beginnen.

Die Hexen vergiften auch Stallungen und Menschenwohnungen durch Pülverchen und Salben, wenn sie erstere in Speisen und Getränk mischen, und mit letzterer Thürschwellen und Futtertröge bestreichen.

Gegen alles Gift und Seuchen hilft dann am besten die „Dreisgenkröte", welche ob dem Stalle aufgehangen wird, und zur größeren Vorsicht auch unter dem Dache eine. Da kann Einer Wunder über Wunder sehen, wie die Dreisgenkröte anschwillt, wenn eine giftige Krankheit im Anzuge ist.

Wenn an einem Orte eine schreckbare Dürre überhand nimmt, daß Quellen vertrocknen, Wasen verbrennt und Bäume und Aecker zu Grunde gehen, dann sehe man in der Gegend umher, ob nicht irgendwo die Hexe einen Todtenkopf in ihrer Hütte, oder auch in anderer, in den Rauchfang aufgehangen hat. Der Rauch, der den Todtenkopf berührt, hat die Kraft, über die Gegend fliegend die Dürre zu verursachen.

Da muß man den Todtenkopf schnell entfernen und etwas vom verbrannten Wasen oder kranke Baumäste in den Schlot hängen, dann kommt sogleich Fruchtbarkeit und Feuchte zurück.

Wenn auf einer Alpe eine giftige Seuche ausbricht, dann pflegt der Besitzer des Viehes oder der Senn den Kopf vom ersten an der Seuche krepirten Kalbele auf eine Stange zu stecken, dann hört dieses Hexenmachwerk auf; bricht jedoch in jener Gegend aus, wohin der Kopf schaut.

Truden und Hexen verblenden auch die Sinne der Menschen, daß sie manchen Weg nicht finden, dann ist gut, mit der Hand auf dem Boden drei Kreuze zu machen und laut zu sprechen: Im Namen Gott des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, schütze mich gebenedeite Gottesmutter vor Blendwerk und Irreführen der bösen Mächte! Dann bete man noch laut das Evangelium Johannis.

Wer ein im Dreisgen geweihtes „Marienröschen" (Lychnis diurna) bei sich trägt, kann nicht am Wege verblendet werden.

Wer auf Hexenkraut (Circaea lutetiana) tritt (ist deutscher Glaube), muß die Schuhe wechseln, so findet er den rechten Weg.

Die Hexen machen die unerfahrenen und bravsten Jünglinge hitzig, brünstig und liebeswahnsinnig, entweder durch Liebestränke oder indem sie in ein linnenes Beutelchen ein Hasenschweifl und einige krause Haare von ihnen selbst genommen hinein geben, dazu legen sie ein Zettelchen, worauf geschrieben steht:

S.T. T. I. A. M.

Dieß soll heißen: Satanas te trahat in amorem meum.

Dieses Beutelchen wurde dem gewählten Opfer in das Kleid gebracht, und das konnte nicht gerettet werden, als wenn das Beutelchen ins Feuer geworfen und verbrannt wurde.

Die Hexen gehen meist mit umgekehrt aufgesetztem Kopf herum; dieses sieht man nicht, weil sie die gewöhnlichen Menschen in einem fort täuschen. Sie haben an allem eine Schadenfreude und sogar an diesem Blendwerk. Wer neugierig ist, eine solche „Kehrhexe" zu sehen, darf nur im Dreisgen geweihtes Singrün (Vinca) über der Thüre festmachen, durch welche die

Hexe geht, und man wird sehen, wie der Kopf umgekehrt auf dem Halse sitzt. Zu diesem Versuche taugt aber das große Sinngrün nicht, sondern die kleine Gattung, welche in Tirol „das kleine Todtenveilchen“ genannt wird (Vinca minor), auch muß das Todtenveilchen zuvor einige Zeit unter dem Meßbuche des Geistlichen zur Evangelienseite gelegen haben.

Die „Kehrhexe“ erscheint jetzt noch im Oberinnthale häufig, beim „Schemenlaufen“ in Imst am „unsinnigen Donnerstag“, wo noch einige echte Sagenfiguren vorkommen. Da tragen sie entweder ihre Hexenlarve auf den Hintertheil des Kopfes gebunden und haben das Gesicht mit einem Tuche zugedeckt, jedoch so, daß sie durchsehen können. Man sieht auch solche, welche zwei Gesichter, beides erschreckliche Hexenlarven, tragen. Am gewöhnlichsten tragen die Darsteller die Kleidung verkehrt, nämlich das rothe Mieder ist rückwärts zusammengeschnürt, statt vorne bei der Brust, wie es im Oberlande Sitte ist, daher ist auch der gelbe Brustfleck und die blaue Schürze hinten, während vorn der reichfaltige rothe Rock flattert. Die sonst weißen Hemdärmel sind pechschwarz angestrichen. Demnach alles verkehrt.

Die Hexen zaubern nicht selten die herrlichsten Speisen auf den Tisch, auch das ist eitel Blendwerk. Wer bei einem solchen Gastmahle zufällig anwesend wäre, oder wer Speisen im Verdachte der Verzauberung hat, soll geweihtes Dreifaltigkeitwachs an den Löffel kleben, im Namen der drei höchsten Namen damit in die Speisen fahren, und — statt der wohlduftenden Speisen wird er Kuhfladen, Kröten, Roßknödel, Haare und Todtenbeine erblicken.

Wenn sich beim „Wettern“ die Hexen an die Baumgipfel ansetzen und zwischen Rinde und Holz der Bäume sich verbergen, ein Beweis, daß sie in luftförmiger Gestalt bisweilen zaubern, ists gut, wenn man einen Mistelkranz (Viscum) um den Baum zieht; dann sind die Hexen abgesperrt, und das Wetter hat ein Ende.

Daß die Hexen sich zwischen Rinde und Holz verbergen können, ist sehr übel für die Wanderer; denn geht einer durch einen Hexenwald, so sieht er nichts, auf ihr Versteck denkt niemand. Ist er dann drinnen, so fahren sie heraus und spielen ihm übel mit.

Der Begriff von den Truden, welche das bekannte Alpdrücken verursachen, fällt im Volksaberglauben Tirols mit dem von den Hexen völlig zusammen. An den Alp (Alf, Elf) der germanischen Mythe ist hier nicht zu denken, man hört im Volke dieses Alpenlandes gar nicht, oder nur von Vornehmen die Rede: der oder das Alp hat mich gedrückt; es heißt immer die „Trud'“. Auch der Ausdruck Nachtmar' begegnet nicht, er ist mehr im deutschen Norden und an den Nordküsten heimisch.

Es gehen viele, sehr viele Trudensagen im Lande um, aber ihr Gepräge ist sehr übereinstimmend, weil die böse Handlung der Trude (als solche, nicht als Hexe genommen) immer eine und dieselbe ist: das peinliche

drücken. Doch mag es als ein eigenthümlicher Zug noch gelten, daß in Tirol auch der Glaube allverbreitet ist, daß wenn eine Trude oder auch eine Hexe einen Menschen, sei es im schlafen oder im wachen, anbläst, der Angeblasene kahlköpfig wird; daher wird nicht selten die Rede vernehmbar: den hat g'wiß oani anblas'n.

Truden sind junge oder ältere Weibspersonen, welche einem unwiderstehlichen Triebe folgen, und Mitternachts Leute drücken. Dieser Drang ist ihnen angeboren, indem sie in einem bösen Zeichen das Licht der Welt erblickten, oder die Wehmutter sich eines Zaubermittels bediente, oder die Mutter statt christlichen Ertragens der Wehen den Teufelsnamen anrief. Ein solches Mädchen wird nun Trude, hat böse, sinnliche Eigenschaften, so daß sie theils aus Bosheit und theils aus Trieb drückt, und mancher junge Bauernbursche, stark wie ein Fichtenstamm, wird nach und nach ein erbärmliches Opfer, wenn er nicht ein Mittel gegen die Trude anwendet, deren es unterschiedliche giebt.

Die Trude zeigt keinen besondern Unterschied von andern Weibsleuten, als daß sie die Augenbrauen gegen die Nase hinab völlig zusammengewachsen und wohl buschig hinausstehend hat, auch mit starren, kalten Augen blickt. Sonst ist sie frisch und munter bei der Arbeit, hat aber einen Zug nach den Geheimnissen der schwarzen Kunst, mag die Hexen gern leiden, und je älter sie wird, desto mehr schließt sie mit denselben Freundschaft, erlernt endlich die Hexerei, besucht die Hexentänze und übergiebt sich der Macht des Teufels.

Wenn die Trude just keinen Mann auftreibt, so drückt sie im Walde die Bäume; ist sie verheirathet, so nimmt sie ihrem Manne alle Mannheit.

Sie drückt auch Thiere, Kühe und Pferde und hat manch schönes Stück erdrückt.

Wenn sie einen Menschen drückt, sei es Mann oder Weib, so hilft man sich am besten, daß man die Daumen in die Hände einzieht, denn man kann sich sonst nicht helfen, weil man weder aufspringen noch schreien kann.

Auch ist ein Mittel, vor das Bette einen Schuh, den man bei Tage getragen hat, umgekehrt hinzustellen.

Wenn einen eine Trude drückt, so kennt es ein Kamerad, wenn er mit in der Stube ist, sogleich, auch wenn er die Trude nicht sieht, wie es oft der Fall ist, am schweren Athmen. Dann darf er nur den Gedrückten beim Namen rufen, so flieht sie schnell fort.

Wenn einer die Trude kommen hört und ruft ihr zu: komm morgen um die drei weißen Gaben, dann geht sie gleich fort und kommt am andern Tage, und dann kann man erkennen, wer sie ist. Man muß ihr weißes Salz, weißes Mehl und ein weißes Ei geben, diese drei Gaben wird sie nehmen, und niemals wieder kommen. So befreit man sich am besten.

Auch hilft gegen Trudendruck, wenn man eins von den beiden Truden-

kreuzen über die Eingangsthüre, auf das Bette oder die Wiege zeichnet, entweder so: ✡ oder so: ⛤. Ebenfalls sehr gut ist, wenn man von einem geweihten rothen Wachsstock, der an der Mariakerzenweihe, in Tirol das Fest „Marialichtmeß“ genannt, geweiht wurde, einen solchen Trudenfuß macht und wie ein Amulet auf dem Herzen trägt.

Den Eingang des Hauses oder Stalles verwahrt oft ein Trudenfuß, welchen man einkratzt, oder mit Kohlen außen vorzeichnet. Auch ein „Pfaffeneisen“, deren man auf den höchsten Bergen findet, ob der Thüre aufgehangen, vertreibt sie; ebenso ein Horn von einem schwarzen Bock.

Wer Thüren und Fenster so fest zuschließt, daß die Trude nicht eindringen kann, den schlieft sie durch das Schlüsselloch und durch Fensterklüfte oder Löchlein herein, und zwar in Strohhalmform, denn es wohnt ihnen die Gabe bei, sich in Stroh zu verwandeln, und es ist fast immer vorgekommen, daß der Getrudete, wenn er meinte, sie fest gepackt zu haben, nichts als einen Wisch Stroh in Händen hatte.

Damit sie nicht als Stroh (halmweise) ins Schlafzimmer können, muß man geweihtes Werch in Schlüssellöcher und Klunsen stecken.

Ein alter Bauer von Pfitsch im Eisackgebiet behauptete, daß ihm in jungen Jahren die Trud oft gedrückt habe; er hat denn durch viele Jahre sich über diese Trudenangelegenheiten unterrichten lassen, und war förmlich ein unermüdlicher „Trudenforscher“ geworden. Er theilte mit, daß die Truden an den Füßen gar leicht zu erkennen seien, sie haben nämlich die Gestalt des letzteren der oben dargestellten Trudenkreuze, welches in einem Zuge mit 5 Linien gemacht wird, welche sie sorgsam im Schuh verbergen. Wenn sie aber älter werden und im Hexenbund sind, so drücken sie dieses Zeichen mit den Füßen in die Steine ein, wo sie auf ihren Hexenflügen sich niederlassen; daher kommt es, daß man die „Trudensteine“ mit solchen und ähnlichen Zeichen bezeichnet findet, und da solle man in nächtlicher Zeit ja nicht ausruhen.

In Tirol pflegt man nebst dem Trudenfuß zur Abwendung von Truden und auch von sonstigen Hexenschäden gegen Alt und Jung, Menschen und Vieh, auch die Buchstaben **I. N. R. I.** zu setzen.

Junge Truden, welche den guten Willen haben, dem bösen Triebe zu widerstehen, und denselben wie eine böse heftige Leidenschaft mit Gottes Hilfe bekämpfen, können gerettet werden; doch müssen sie einmal ein Thier, welches ihnen ein Bauer freiwillig schenkt, zu Tode drücken.

Am Mittelgebirge und gegen die Hochgebirge hinauf am rechten Innufer bei Innsbruck, von Amras nach Hall, liegen einige „Trudensteine“. Man kennt sie unter keinem andern Namen, sie haben Zeichen an sich, jedoch sehr verwischt und verwittert. Auf einem derselben will man beide Trudenfüße herausfinden.

Die Trudensagen nehmen jetzt sehr ab wie auch die Hexensagen; dergleichen Anklagen wie noch vor fünfzig Jahren kommen keine mehr bei den Gerichten vor, weil die Geistlichen die Leute darüber belehren und aufklären.

An gar mancher Oertlichkeit Tirols blieb der Hexen- oder der Trudenname so fest haften, daß er selbst in ethnographische Werke über dieses Land überging. So liegt im Eisackgebiete über dem Orte Lengstein der Hexenboden, bekannt als einer der Blocksberge Tirols. Im Rienzgebiete oder im Enneberge, nahe dem oben S. 242 erwähnten Buchenstein über Andraz, erhebt sich der berüchtigte Hexenfelsen, Sass' de Lagatschö, oder Sasso di Stria. In der Sölk, im Ensthale, findet sich nahe eines alten Schlosses die Trudenhöhle, in der einst eine Hexe gehaust haben soll, und diese dunkle Sage könnte vielleicht nach der germanischen Frühzeit hinweisen, und die Trude eine Heidenpriesterin, eine Alrune, gewesen sein. Zwischen Botzen und Neumark ist ein Höllenthal und ein Trudenthal nur durch den Eislonberg geschieden, durch letzteres zieht die Fleimser Straße.

Im Vorarlberg kennt man die Truden unter der Benennung Schröttlich, dieß ist das Schrättel oder Schrettel, von Scrat, Waldschratt, eigentlich ein Geist von elbischer Natur, und daher auch wieder Alf und Alp, eine Einzelerscheinung, keine mythisch dämonische Gesammtheit, und im Vorarlberg eben nicht als Geist, sondern als Mensch mit dämonischer Macht und Eigenschaft gedacht.

Ursprünglich geht der Glaube, daß Geister oder feindselige Menschen das Drücken im Schlafe verursachen, jedenfalls in die Mythenzeit hinauf, wie ja auch der Hexenglaube älter als der Teufelsglaube ist. Hexen und Truden sind die letzte Verjüngung der altheidnischen Anschauung von der dämonischen Nachtmar, deren persönliche Schilderung, wie sie sich vorfindet, namentlich der Zug, daß beide Augenbrauen über der Nase zusammengewachsen erscheinen (welche Menschen am Rhein Rätzel, auch Räzel, heißen), mit der Trude zusammenfällt. Der oder das Räzel begegnet auch Schräzel geschrieben, es giebt Schräzellöcher, wie es Wichtellöcher giebt, auch die Form Schratz kommt vor, in Baiern und Oesterreich heißt ein kleines Fischchen so, und selbst der Name des bekannten, Höhlen bewohnenden Raubthieres, des Ratz, scheint mit dem Schratz sprach- und begriffverwandt.

Pferde, die der Alp drückt oder die Nachtmar reitet, bekommen Schräteleszöpfe (Weichsel oder Wichtelzöpfe).

Eine nahe Verwandtschaft des Schrettel mit der Trude giebt sich auch darin kund, daß der Wirbelwind, den bekanntlich die Hexen erregen sollen, in Niederbaiern Schratl heißt, an anderen Orten aber Trud.

Auch den Schrettlein wurde hie und da, wie der Prechtl, zu Nacht Speise vorgesetzt.

III.

Schwarz- und Weisskünstler, Wunderdoctoren.

Nur äußerst selten bedient sich das Tiroler Landvolk des Ausdruckes „Zauberer", an dessen Stelle es viel lieber „Schwarzkünstler" sagt. Dasselbe kennt nur einen Zauberer, und dieser ist ihm der Wunderdoctor Theophrasius, obschon mit verstümmeltem Namen.

Die Sagen, welche über Theophrast zu Wien, und noch mehr zu Salzburg heimisch sind, wo man noch sein Wohnhaus und seine Grabstätte zeigt, finden sich sämmtlich in Innsbruck wieder, und wiederhallen in mehreren Alpenthälern. Da wissen die Bauern im Alpbachthale und im Zillerthale, und durchs ganze Unterinnthal eine Menge Sagen zu erzählen, die sich zumeist um den mystischen Haselwurm drehen, wie um des Doctors Kuren und seinen wundersamen Tod. Manche Züge aus der niederländischen Faustsage, der vom Zauberer Cornelius Agrippa und der des Jean von Nivelle *) wurde hier auf Theophrast übertragen, und manch anderer sagenhafte Zug eingewebt.

Die Nachbarlande Tirol und das Salzkammergut haben so viel stammverwandtes, daß auch ihre Sagen ineinander verklingen, zumal der sagenreiche Untersberg der Grenze Tirols nahe genug liegt. Daher werden unten auch einige örtliche Sagen mitgetheilt, die jenseits dieser Grenze ihren heimischen Boden haben, aber in Tirol gern und oft erzählt werden.

Es kann nicht fehlen, daß in einem Alpenlande, dessen Bewohner auf die Nahrungsquellen durch die Viehzucht hauptsächlich angewiesen sind, diejenigen Männer in hohem Ansehen stehen, welche erkranktes Vieh zu heilen wissen. Der geschickte Thierarzt genießt daher nicht geringeres Ansehen, wie der Menschenarzt, und zwar auch dann, wenn ersterer nicht eben studirt hat, wenn er nur zu leisten weiß, was das Vertrauen des Landvolkes von ihm fordert. Geht nun die vieharztliche Kunst eines solchen Mannes ein wenig über den Horizont der biedern Bergbewohner, wird sie durch besonderes Glück gekrönt, oder weiß der kundige Mann sich ein geheimnißvolles Ansehen zu geben, so ist bald der Wunderdoctor fertig. Da aber Wunder nicht geübt werden können ohne Machthülfe von oben oder von unten, vom Himmel oder von der Hölle, so wird bald der Berufene als Wunderer im ersten, als Zauberer im anderen Sinne gelten. Letzteres aber vermag das Volk nicht so von einander zu halten, wie die Sagenforschung dieß thun soll, sondern es verwechselt beide Begriffe, und so wird ihm auch der Wunderdoctor häufig entweder zum Bewältiger des Teufels, oder zu dessen Bündner, oder beides zugleich. Da nun das

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 141. 142. 143.

Gebirge groß ist, und der Alpenweiden und Heerden schier unzählige sind, so mußte es auch viele Männer geben, die sich mit arzneien des Viehes abgaben, und daher die mannichfaltigen Sagen von denselben. Die Künste, welche nächst den Kuren von denen in Anwendung gebracht wurden, die sich der Zauberübung im Schlimmen oder im Guten ergeben hatten, waren Luftfahrten, Freikugelschüsse, andere und auch Wild fest („g'frorn") machen, „'sbringen mach'n", d. i. den Dieb zu zwingen, das gestohlene Gut wieder zu bringen u. A. Es gab und giebt auch noch Bauerndoctorinnen von weitem Ruf, die ja nicht, ob ihrer magischen Künste, mit den Hexen zu verwechseln sind, wie es überhaupt ein eigenthümlicher Zug in diesen Sagen ist, daß Schwarz- und Weißkünstler und Wunderdoctoren sammt und sonders häufig gegen die Hexen ankämpfen, so daß der Teufel demnach seine eigenen Bündner sich gegenseitig schädigen und verderben läßt, woran er seine besondere Freude hat. Viele der örtlichen Sagen bezeugen dieß, und es ist merkwürdig genug, ja ächt teuflisch, recht nach dem alten Spruch:

Böses mit Gutem lohnen ist Gottes.
Gutes mit Gutem lohnen ist des Menschen.
Böses mit Bösem lohnen ist des Thieres.
Gutes mit Bösem lohnen ist des Teufels.

IV.

Venediger-Manndl und fahrende Schüler.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß kein Thal im Lande Tirol vorhanden ist, in welchem nicht Venedigermanndlsagen erzählt werden, woraus deutlich erhellet, daß einst bei dem übergroßen Reichthume an den edelsten Metallen und Mineralien Leute von allen Weltgegenden ins Land kamen, um die Schätze der Erde zu Tage zu bringen und davonzutragen.

Vorzugsweise scheint das reiche Venedig, der berühmte Handelsplatz der Goldwaaren, wo noch Millionen zierlicher Goldperlen zu Goldkettlein gereiht in die weite Welt ausgehen — seine Goldsucher und Goldfinder in das Land Tirol gesendet zu haben, welche durch verschiedene Mittel zu ihren Zwecken zu gelangen suchten; denn sie betrieben ihr Goldsuchergeschäft so geheimnißvoll, kamen und gingen auf solche abenteuerliche Art, daß man sie fast fürchtete, und ihnen gern auswich, denn man hielt sie für Schwarzkünstler und Teufelsverbundene.

Doch nicht allein die Venediger-Manndl, welche man an der Kleidung und Sprache schon von Weitem erkannte, zogen ins Land, es kamen auch „fahrende Schüler", „Studenten" und (doch sehr selten) „Goldjuden", welche sich mit gleichen Beschäftigungen im Lande herumtrieben.

Das Volk hielt letztere ebenfalls für Schwarzkünstler, und versteht noch jetzt unter „Venediger“, „fahrender Schüler“ und „Student“ das gleiche — nämlich Leute, welche übernatürliche Wissenschaften besitzen, mittels deren sie zaubern und die verborgensten Goldlagen und Goldwässerlein finden können.

Die Venediger-Manndl waren meist in Sammet gekleidet, so wie sich die reichen Venediger Bürger vor mehr den 200 Jahren trugen. Andere hatten dunkle Reiseröckl an; andere waren in abgenützte Kleider gehüllt, doch stets war deren Farbe sehr dunkel oder schwarz vom Kopf bis zum Fuß, was ihnen ohnehin einen unheimlichen Anstrich verlieh.

Die „fahrenden Schüler“ und „Studenten“ und die „Goldjuden“ hatten freundlichere Anzüge (manchmal jedoch war einer darunter wie ein Bettler gekleidet), da waren auch bisweilen deutsche Landsleute dabei.

Die Venediger-Manndl kamen im Frühjahre an, verbreiteten sich in Deutsch- und Wälschtirol und im Vorarlberg, arbeiteten während des Sommers in den Bergen und Schluchten, und zogen im Spätherbst mit Gold beladen heim nach Venedig. Sie konnten um so leichter überall eindringen, weil sie über das giftige Gewürm und andere Hindernisse Meister waren. Sie nahmen ihnen das Gift und die Macht, und noch jetzt meinen viele alte Leute, daß sie die Ursache waren, daß so wenig giftige Nattern gefunden worden. Andere kamen im Frühjahre, stellten zu den Goldwassern und Quellen kleine Kästen ein, gingen einige Zeit fort, um später die indeß voll Goldkörner gewordenen Kästen auszuleeren.

Im Vorarlberg sollen sie mit „Venedigerweibelen“ über Sommer gearbeitet haben.

Sie waren kleiner Statur, aber stark und rührig und brauchten nicht zu schlafen, und wenn sie sich kochten, so machten sie das größte Feuer in einem Heustadl auf, zum Staunen der Bauern, und feuerten im Heu oder Stroh, ohne daß die Flamme etwas anzündete. Gleiche Kunst messen deutsche Sagen häufig den Zigeunern bei. Sie sprachen wenig mit den Leuten; wer ihnen gefällig war, dem schenkten sie reichlich Gold, jedoch in versteckter Form, nämlich in Kohlen- oder Wassergestalt. Die meisten Beschenkten warfen die Kohlen fort und schütteten das Wasser aus; andere, so es heim trugen, fanden statt der ersteren schöne Goldklumpen und den Wasserkrug voll Goldkörner.

Wer den Venediger-Manndln hinterlistig Schaden zufügte, war ein verlorener Mensch; sie versteinerten ihn für immer. Sie hatten eine besondere Gewalt über schlechte Menschen, vorzüglich über solche, welche ohne sich zu segnen ins Gebirge gingen, oder an Sonntagen, ohne der heiligen Messe beigewohnt zu haben, herumfanggirten. Des merkwürdigste jedoch war, daß ihr Leib keinen Schatten warf! —

Der Name „fahrender Schüler“ ist der allgemeinste im großen Langtaufererthal bei Nauders hinab gegen Vintschgau.

Bei Meran wird „Student“ manchmal gebraucht.

Die Langtauferser erzählen auch, daß einst ein fahrender Schüler prophezeit habe, daß der Oetzthalerferner, der hinten das Thal abschließt, über das ganze Thal herauswachsen werde, und die See'n von Graun und Reschen zu Eis werden, und wo die benannten Dörfer stehen, würde eine Alpe sein.

Jene erzählen weiter, daß einmal ein „fahrender Schüler“ zu einem Hirten gesagt habe, der einem Ochsen einen Stein nachwarf: wenn Du wüßtest, was der Stein werth ist, so würdest Du das nicht gethan haben — mit demselben hättest Du Dir eine ganze Heerde kaufen können. Der Hirt suchte — fand den Stein aber nicht mehr. Diese Redensart ist auch auf deutschen Gebirgen gang und gebe.

Wenn man über die „fahrenden Schüler“ bei den alten sagenbewanderten Bauern näher nachforscht, erhält man folgende Aufklärung: „In Venedig — der goldreichen und mächtigen Stadt — hatte der Teufel selbst eine Schule eröffnet, wo man Zauberei und Goldmacherei lernen konnte. Die Vorlesungen hielt er in einem tiefen Keller, welchen er allein im Stande war, so kunstreich zu bauen, daß kein Tropfen Wasser hineindringen konnte, obschon das Golfwasser über demselben stand. Da waren die jungen Venezianer ganz darauf versessen, die magischen Künste zu lernen. Der Teufel jedoch wollte es auch nicht umsonst thun, er rechnete ganz natürlich auf die Seelen. Endlich kam man überein, daß derjenige der Schüler mit Leib und Seele des Teufels sein solle, der als der letzte aus dem Keller gehen werde, wenn die letzte Vorlesung gehalten werde.

Die Schüler wurden nach und nach so pfiffig, und kannten sich so weit schon über den Teufel aus, daß sie ihn weidlich zu prellen sich verabredeten. Als die letzte Vorlesung zu Ende war, und der Letzte herausging, wollte der Teufel ihn packen, aber der Schüler sprach schelmisch: Stock an! ich bin nicht der Letzte, da hinten ist der Letzte, und zeigte auf seinen Schatten. Der Teufel ließ ihn los und haschte nach dem Schatten, während dem war der Student schon fortgerannt, und — der Teufel voll Gift und Galle hielt den Schatten fest in den Krallen. Seitdem konnte der listige Schüler selbst im hellsten Licht niemals einen Schatten werfen, eine Eigenschaft, die fortan allen fahrenden Schülern und den Venedigermanndln blieb. Ein anderer fahrender Schüler, der viele Künste verstand, und im Thale (Langtaufers) sich große Goldreichthümer erworben hatte, wollte den Bauern auf ihre Bitte einen Gefallen thun.

Er war nur ein kleines Manndl, und doch sprach er großmaulig zu den Bauern: Ich sehe, Ihr seid in Euerem Thale verflirt geplagt von den vielen Beiswürmern, welche Euere Kühe anblasen und tödten und Euch selbst gefährlich werden, und auf der Neaderseite (Schattenseite) des Thales kommt Ihr zu keiner Aernte, wegen der bösen Reifen. Was wollt Ihr nun, soll

ich auch alle Würmer vertilgen, oder soll ich machen, daß ihr nie mehr einen Reif habt? — Da schauten die Bäuerlein ganz perplex das Männlein an, und dachten sich, so etwas kann eigentlich nur Gott Vater thun, wenn er will, doch meinten sie — wollen wir auch einmal des Manndls Macht sehen, und baten, es solle die Würmer vernichten.

Als dieser Wunsch ausgesprochen war, fragte jener, ob die Bauern niemals einen weißen Wurm unter den andern gesehen hätten? Sie erwiederten: Niemals! und es war auch so. Der Schwarzkünstler machte vor Mitternacht ein großes Feuer auf, und als es punkt 12 Uhr war, zog er ein Pfeiflein aus der Tasche und pfiff lange hinein. Da fing das ganze Thal zu zittern an, die Berge wankten wie bei einem Erdbeben, und von allen Seiten zischten und pfiffen die Würmer und rollten und krochen zu Tausenden heran und hüpften ins Feuer, wo sie mit ekelhaftem Gestanke verbrannten; und immer kamen neue, weil der fahrende Schüler immer wieder lockte; — doch — auf einmal hört er einen lauten Pfiff, der gerade so wie sein Pfeiflein klang. Als er diesen Pfiff hörte, wurde er leichenblaß und zitterte am ganzen Leibe und sagte: O weh, jetzt bin ich selbst verloren, denn das ist der „weiße Wurm"! Kaum hatte er dieses gesagt, so kam ein großer schneeweißer Wurm, wie ein Mannsschenkel so dick, herangerollt, mit einer Krone auf dem Kopf, umschlang den Wurmverderber, brach ihm alle Glieder ab, und kugelte sich mit ihm ins Feuer, wo beide zu Asche verbrannten. Seit dieser Zeit sind die Würmer im Langtauferserthale wirklich verschwunden, nur einige Nattern unschädlicher Natur finden sich manchmal als Seltenheit; aber der leidige Reif scheint dafür doppelt schädlich aufzutreten, und sie wären drinnen gar froh, wenn auch ein solch sich selbst aufopfernder Reifenvernichter einmal einwandern wollte.

Man zeigt noch heute den Ort, wo das Feuer angezündet wurde, es ist ein Hügel zwischen der „inneren Kirche" und dem Weiler Malagg.

Die Venediger besaßen zwei besondere Wunderinstrumente, um Goldbergwerke und Goldwasser zu finden. Einen Spiegel, der ihnen die Gegend und die unterirdische Lage der Erzgänge sogar in Venedig vor Augen brachte, und eine Kugel, die, wenn sie an der Stelle des Schatzes gruben, ihnen genau die Richtung nach dem Golde wies. Es war dieß eine Kugel von Messingblech, in welcher von allen Metallen ein Stücklein enthalten war, oder ein metallenes Ei, in Leder eingenäht. Die Kugel hing an einem Faden. Mit Daumen und Zeigefinger wurde dieser gehalten, und bald gewahrte man, daß die Kugel sich bewege und dahin sich schwang, wo das Gold verborgen lag. Die neuesten Schatzsucher (z. B. der „Lippenthaler" bei Hötting) gebrauchen noch immer eine solche Kugel, welche, wie sie sagen, von den Venedigermanndln herrühren soll.

Auch besaßen die Venedigermanndln die Kunst, pfeilschnell durch die Luft zu fliegen, wozu sie einen Mantel oder ein Tuch benützten; in

Vorarlberg erzählt eine Sage — die jedoch vereinzelt dasteht — daß einer auf einem Drachen davon flog.

In das Sagengebiet der Venedigermanndl und fahrenden Schüler reicht vielfach noch manche Kunde von sonstigen Landfahrern, namentlich von Zigeunern, so wie von Schatzgräbern, die sich häufig der Hülfe und des Beistandes der ersteren bedienten, von Schätzen, die sie hoben oder auch nicht hoben, von dem „blühen" oder „brennen", aufsteigen oder versinken, daher sich solche bezügliche Sagen am besten hier an- und einreihen lassen.

V.

Oertliche Sagen vom Teufel.

1.

Der Meineid-Schwörer.

Zu Hintersee (Kummersee) besitzt die Gemeinde Schönna zwei schöne Alpen, welche sie früher von den Passeirern nur in Pacht hatten. Am Ende behaupteten die Schönnaer, sie sei ihr Eigenthum, und begannen einen Rechtsstreit, welcher durch einen Eid entschieden werden mußte.

Ein Mann aus Schönna ließ sich zum falschen Eide herbei, meinte aber denselben auf folgende Weise zu umgehen.

Er steckte einen Löffel (Schöpfer) auf seinen Hut, und that Erde von seinem eigenen (Schönnaer) Gute in seine Schuhe.

So erschien er auf der Alpe und schwur: „So wahr ich den Schöpfer über mir und meine eigene Erde unter mir habe, die Alpe gehört an Schönna!"

Die Alpe wurde in Folge dieser Eidesleistung von den Richtern den Schönnaern zugesprochen. Aber alsogleich fuhr der Teufel von den Abhängen herab, faßte den Schwörer beim Hals und fuhr mit ihm mit Gestank, und einen Flammenstreif zurücklassend, stracks zur Hölle. Er schlug mit seiner Beute ein gewaltiges Loch durch die „weiße Wand" bei Hintersee, welches man als Warnungszeichen noch heute sieht; von dort fuhr er über Platt und Christl nach St. Martin hinaus, wo er auf einem Steine rasselte und die Leiche durch den Straßenkoth schleifte. Und dabei soll der Teufel geächzt haben: Nichts ist so schwer, als ein meineidiges Menschen-Aas. Diese Schwur-Sage ist auch in andern Gauen Deutschlands heimisch.

2.

Wildschütz ruft den Teufel.

Ein Wildschütz, der manchen Jäger schon niedergeschossen hatte, und ein unbändig wilder, verdorbener Mensch war, hörte einmal, als er auf

dem Plakerjoch, im Kitzbühler Uebergangsgebirge, wilderte, von einem ihm gegenüberliegenden Felsenhorn einen widerlichen Juchzer — dumpf und zerrissen — welchen der Wilderer sogleich spöttisch wiederholte.

Kaum war aber das geschehen, so hörte er den andern Juchzer in sein Ohr schreien, daß er fast erschrack, und sah einen grünen Jäger hastig über den Grat auf sich zueilen. Der Wilderer schlug nach seinem gewöhnlichen Brauch auf den Jäger an, und feuerte los, aber die Kugel fuhr ihm um seinen eigenen Kopf pfeifend herum, ohne den Jäger zu treffen; denn dieser verstand, wie es schien, das festmachen und bannen.

Jener kam grinsend näher, da faßte der Wilderer Muth und packte ihn mit den Händen; aber der Jäger schleuderte ihn weit hinaus über eine Felsenwand, welche viele hundert Klaftern in die Tiefe ging, daß ihm alle Knochen im Leibe zertrümmerten, worauf seine Seele dem Bösen zur Beute wurde.

Die Leute alldort fügen ihrer Erzählung hinzu: des Wilderers Maß war gefüllt, daher hatte der Teufel über ihn Macht bekommen.

Aehnlicher Sagen gehen viele um, so auch im Stubey, wo der Teufel als Schnalljuchzer oder G'schnalljuchzer einen Wilderer holte, nachdem er letzterem auf sein Juchezen geantwortet, und mit ihm in rabenschwarzer Nacht gerobblet hatte. Das war der Brugger Franzl, dem es also „schiech" (übel) erging.

3.

„Helf Gott!"

Ein frischer Bauernbub spazierte durch das Alpbachthal, da begegnete ihm der Teufel in Menschengestalt. Bald kamen beide mit einander in ein Gespräch, wie es Wandergesellen zu haben pflegen: Ziel der Wanderung, Zweck der Reise. Der Teufel fand Gefallen an dem Burschen und wurde vertraulich gegen ihn; er sagte ihm, daß er ausgehe, um ein leichtfertiges Dirndl aus einem Bauernhofe abzuholen, über welches ihm Macht gegeben sei. Der Bub, den das Dirndl dauerte, fragte, ob denn da gar kein Aufschub stattfinden könne und keine Rettung möglich sei? Darauf vertraute ihm der Teufel, das Mädchen werde bei seiner Annäherung nießen. Spräche jemand dazu „helf Gott!" so habe er noch keine Macht, sie von dannen zu führen; spräche man aber vornehm: zur Gesundheit! oder, wie sie in Bayern sagen: zur Genesung! so werde sie vor ihm nicht genesen, sondern müsse mit ihm gehen.

Selbige Rede merkte sich der Bub, und wie nun beide an den bestimmten Hof kamen, wo sie einkehrten, und noch dazu mit Butter und Milch gastlich bewirthet wurden, da nieste das Dirndl, und keine Seele rief ihm ein christliches „helf Gott!" zu, und da streckte der Teufel seine Kralle nach der Nieserin aus. Der Bub aber schrie laut auf: „helf Gott! helf Gott!

helf Gott!" Da fuhr alsbald der Teufel fuchsteufelwild zum Fenster hinaus, und ließ einen gräulichen Gestank zurück. Das Dirndl aber war gerettet, und besserte sich.

4.
Teufels Reitstatt.

Im Foißenkargraben unter der Foißenkar=Alpe im Spertenthale, bei Kitzbühel, liegt eine unheimliche Stelle, die heißt des Teufels Reitstatt. Ob der Teufel dort in Person geritten, erzählt die Sage nicht, nur das erzählt sie, daß dort einst ein Wilderer auf Gemsenraub umherkletterte. Ein Jäger, der im Walde versteckt war, sah den Wildschützen und schoß ihn nieder. Noch im fallen hielt der Wilderer seinen Stutzen mit gespanntem Hahne fest in der Hand, und wie der Jäger kommt und dem Gefallenen das Gewehr aus der Hand reißen will, drückt dieser ab, und das tödtliche Blei fährt dem Jäger durchs Herz. Da erhebt sich unter Sturmbrausen und dem lachenden Geschrei der Habergaisen ein Riesenteufel, setzt den einen Fuß rechts des Thalgrabens, den andern links auf, davon man noch heute die Spuren sieht, und streckt seinen Schweif, den er so gern auf alles legt, durch den ganzen Foißenkargraben bis zu den beiden Gehöften „auf der Mauern" und „Mitterast", nicht weniger als sechshundert Klaftern lang, die da liegen, wo der erwähnte Graben in den Spertengrund ausmündet. Darauf hat der Teufel sich in den Graben herabgebogen, und die Seele des Jägers, wie die des Wilderers in Empfang genommen, und beide zusammen in einen Topf gesteckt*).

5.
Der grüne Jäger.

Zu St. Johann im Unterinnthale hat sich Folgendes zugetragen.

Ein Mädchen, die von ihrem Liebsten verlassen war, weigerte sich, als Gast zu einer lustigen Hochzeitfeier mit Tanz und Musik zu gehen. Sie fluchte und tobte in ihrem Schmerz zu Hause, bis der Böse in Gestalt eines schönen grünen Jägers zu ihr trat und sie zum Tanze einlud. Jetzt besann sie sich nicht lange, und ging mit ihm zum Hochzeittanz ins Wirthshaus, um ihrem Treulosen keinen Triumph zu gönnen. Der Jäger tanzte so rasch und so flink, daß ihn alle Hochzeitgäste bewunderten, und sang und sprang von allen Tänzern am höchsten und besten; trotz dem allen aber graute doch jedem in seiner Nähe, denn er hatte einen Blick, wie eine Schlange, schlau und giftig. Aber die Dirne machte sich nichts aus allem; sie war lustig die ganze Nacht hindurch. Auf dem Heimwege fragte sie der Jäger, ob er nicht in der nächsten Nacht zu ihr „fensterln" kommen dürfe? Sie erlaubte es freudig.

*) S. Ritter v. Alpenburg: Märzenveilchen S. 35.

In der Nacht vom Stelldichein, als der Kirchthurm die 12. Stunde schlug, klopfte es an das kleine Fenster der Dirne. Das Mädchen machte auf, den Jäger zu grüßen, aber der Jäger, jetzt eine fürchterliche Teufelsgestalt, griff nach ihr und riß sie durch die schmalen Eisenstäbe hindurch, daß Fetzen von Haut und Fleisch an den Stäben hangen blieben, und das warme Blut über die Wände rann, und fuhr mit der Schreienden durch die Luft davon.

Die rothen Blutflecken kann man nicht fortwaschen und auch nicht verstreichen bis auf den heutigen Tag. Es geht damit, wie mit dem Blutfleck am Fenster des Klosters zu Maulbronn in Schwaben, durch das der Teufel den Doctor Faust zerrte*).

6.
Das Teufelsbildniß.

Im Vintschgauthale verabredeten sich einst mehrere Bursche eines Dorfes, zu ihren Mädchen fensterln zu gehen. Ihr Weg führte sie an einem Friedhofe vorüber, an dessen Mauer ein Schnitzbild sich befand, das den Teufel vorstellen sollte, da man nicht selten an Kirchhofmauern Paradies und Sündenfall, Tod und Auferstehung, Hölle und Teufel zur Erbauung andächtiger Seelen anbringt. Da das alte Teufelsbild etwas wackelig war, so kamen die lustigen Buben auf den Einfall, dasselbe mit sich fortzutragen, und damit den Dirnen einen Schreck einzujagen. Eine Strecke lang gegangen, sprach der, der das Bild trug: Jetzt trag ihn einmal ein Anderer, er hebt an, schwer zu werden! Kaum hatte er das gesagt, so sprach das Bild mit einer schrecklichen Stimme: Trag' mich, oder ich trag' Dich! Alle ergriff Entsetzen, niemand griff das Bildniß an; der es trug, mußte es fürder tragen, obschon die Last ihn fast zu Boden drückte. Da gingen die Bursche nicht zu den Mädchen, sie kehrten schleunig um und waren froh, als sie den Widum am Friedhofe erreichten, wo sie den Priester weckten, der den Träger von der Last losbetete, und das Teufelsbildniß wieder an die Stelle setzte, von der dasselbe genommen war. Der Träger aber wurde nicht mehr froh, spürte stets die schwere Last, und starb bald darauf.

7.
Die Teufelsplatte bei Galthür.

Zu höchst im Paznaunerthale und zugleich im Hinterpatznaun liegt Galthür, über 5000 Fuß über dem Meer bei den Uebergängen ins Montafon und Unterengadein. Dort war einst eine Alpe für „Giltthiere", da-

*) S. Bechstein: Deutsches Sagenbuch 900.

her der Name „Galthür". Südlich zieht sich das Jammthal zwei Stunden lang mit sieben Alpen gen den Jamm- auch Jammerthaler-Ferner, einen Eiskoloß, der seine Eiskrusten und Zungen in die Paznauner-, Montafoner- und Engadeiner-Thäler hinab streckt und reckt.

Im benanten Jammthale liegen herrliche fette Wiesen und die „Teufelsplatte", ein Felsen, der schon viel von sich reden machte. Ein 5 Centner schwerer Eisenring soll drinnen stecken, den der Teufel selbst gefertigt hat.

Zwei Bauern von Galthür hatten jahrelangen Streit um eine nahgelegene Wiese; endlich verstanden sie sich darauf, daß die Gemeinde selbst einen Entscheidspruch thun solle, weil dieselbe ebenfalls rund herum Wiesen besaß.

Es wurde nun bestimmt, daß über der streitigen Wiese auf einem Felsen die zwei Gegner einen schweren eisernen Ring hinauswerfen sollten; wer den Ring am weitesten werfe, solle die Wiese haben, ja sogar noch allen Grund dazu, über den weiter als diese der Ring geworfen werde, denn nach der streitigen Wiese lagen noch 1/4 Stunde breit Gemeindewiesen bis hinüber an die genseitigen Thalwände, wo gerade die Felsenplatte sie abgrenzte. Aber, setzte der Gemeindesprecher bei: sofern einer von euch nicht über die eigene Wiese hinauswirft, so soll die Grenze auch nur da bleiben, wo der Ring auf den Boden fällt, der andere Theil gehöre dann unser, dafür jedoch soll euch alles gehören, was ihr vom Gemeindegrasboden überwerfet!

Nach drei Tagen solle der Wettkampf stattfinden. Nun war einer der beiden Streitenden ein Mensch, der mehr wußte, als andere Leute; er verstand es, den Teufel zu bannen, und da er gedachte und hoffte, mit seiner Kunst alle Wiesen über die ganze Thalbreite zu gewinnen, so schloß er mit dem Teufel einen Pakt ab.

Als der Tag des Ringwurfes anbrach, versammelte man sich auf dem benannten Felsenhügel, da lag ein Eisenring bereit, jedoch von — fünf Centner Gewicht. Ha! dachte der Gemeindevorstand: das ist schon recht, den wirft keiner einen Schuh weit, und wir gewinnen die ganze Wiese. Zuerst mußte der Eine der Streitenden werfen, aber, o Weh! er vermochte nicht einmal den Ring vom Boden zu erheben. Nun kam der Andere, und dieser, durch des Teufels Macht gestärkt, hob den Ring auf, als wär's ein Fingerreif, und schnellte ihn über das ganze Thal bis auf die Platte hinüber, wo er noch tief in den Felsen hineinfuhr, daß man nur noch ein ganz klein wenig vom Eisen sehen konnte. Die Gemeinde-Abgeordneten staunten und kratzten sich hinter den Ohren, der Bauer hatte alle Wiesen gewonnen und lachte und sprang — aber drüben auf der Platte lachte auch Einer, und zwar ganz teufelmäßig.

Es dauerte aber nur eine kurze Zeit, so wurde der reichgewordene Bauer tiefsinnig und immer tiefsinniger; jedermann wich ihm und er wich jedermann aus, und von Jahr zu Jahr wurde er verstörter.

Einmal brach ein schreckliches Unwetter während der Nacht los, es zogen sich schwarze Wolken ob dem prächtigen Bauernhofe zusammen, welchen der Gewinner auf den schönen Wiesengrund hingebaut hatte, endlich fuhr ein Blitzstrahl in denselben, und als die Nachbarn helfen wollten, sahen sie aus dem Hause durch Flammen und Rauch einen Riesenteufel auffliegen, welcher den Reichen am Genicke hielt und mit Leib und Seele desselben zur Hölle fuhr. Am Morgen waren alle Wiesengründe unter Steintrümmern begraben von den Felsenstücken, welche der Sturm von den Bergen herab gerüttelt hatte. Als Denkzeichen steckt noch der Ring in der Platte, welche seit jener Zeit „die Teufelsplatte" heißt.

8.

Der Teufel in Meran.

Beim Waiblwirth zu Meran saßen vier Bäuerlein aus der Umgegend und spielten 's Berlach (Berlak), ein bekanntes Kartenhazardspiel für 4 Personen, von denen je zwei Partner sind. Die Spieler waren so vertieft in ihr Hazardiren, daß sie nicht daran dachten, wie es just ein Quatemberabend war, und ein Bürger sie erst daran erinnern mußte, wie sich nicht zieme, in eine heilige Zeit hinein zu spielen.

Da lachten die Bauern den schlichten Bürger aus, hießen ihn einen bigotten Ultramontan und Pfaffenknecht und schwuren, daß sie selbst dem Teufel nicht weichen würden, wenn er herein käme. Und siehe da, wie sie den Teufelsnamen aussprachen, trat ein sonderbarer Jäger herein, mit einem so häßlichen bocksbartigen Gesicht, und mit grün und roth blitzenden Augen, daß sich die Gäste alle entsetzten. Jetzt trat er zu den Spielern hin, schlug jeden mit der Hand auf die Achsel (im Volksglauben ein sehr bedenkliches Zeichen) und graunzte sie an: Recht habt's, Brüderln! Spielt's nur lustig zu, trotz Quatember und Christusglauben, da muß ein warer Kerl drüber h'naus sein! Darauf lachte er grinsend auf die Karten und setzte sich hinter den Ofen. Die Spieler sagten kein Wort — die Gäste schlichen sich nach und nach von dannen. Da blickte einer der Spieler zum unheimlichen Jäger hinüber und sah, wie er mit seinen grünen Glasaugen wie ein Luchs sie anblickte und — daß er Geisfüße habe.

Das war genug — der eine stieß die andern an, sie begannen sich zu fürchten und liefen davon, und spielten nachher nicht mehr an heiligen Tagen. Dazumal wurde beim Waibelwirth fast täglich gespielt, und es war zuletzt dieser Teufel nicht mehr aus der Stube zu bringen. Endlich holte man einen Pater Kapuziner, Anton Maria geheißen, welcher im Rufe stand, in solchen Angelegenheiten nie vergebens gerufen zu werden. Und siehe, der Pater kam und der Teufel mußte weichen.

9.

Der Stelzengänger in der Higna.

In Reit hat man den Brauch, daß bei einer Hochzeit die meisten Leute von den Höfen der Pfarre eingeladen werden, so daß oft über 200 Hochzeitgäste zusammenkommen, besonders die, welche lustige Leute sind.

Als einst ein Brautzug mit sämmtlichen Gästen vom Wirthshause in der Nacht nach Hause ging, kam ein Spaßvogel dortiger Gegend, der Manharscht Barschtl von der Higna, auf hohen Stelzen in Teufelsvermummung entgegen gegangen, um die Gäste zu erschrecken. Er kam zu ihnen bei der „Mehrerbrücke" am Wege von Reit nach der „Higna". Das ist eine häßliche schrofige Gegend mit steilen Thalabhängen.

Alles lief davon und auseinander. Der Barschtl kehrte lachend und juchzend um, und eilte seiner Heimath zu (zum Hofe z'Manhart'n), aber — auf einmal kam ihm ein noch größerer Teufelsriese entgegen, auch auf Stelzen, und so hoch, daß er fast zum Himmel hinaufreichte.

Herrgott und alle Heiligen! schrie der Barschtl, warf die Stelzen fort, sprang über das Gewände gegen den Bach hinab und rannte nach Hause, wo er so naß ankam, als ob er im Bache gelegen hätte. Wie er über die Felsen, ohne sich zu beschädigen hinweggekommen, wußte er selbst nicht mehr. — Er hat sich nie wieder als Teufel vermummt.

10.

Die beiden Anklöpfler.

An den drei Donnerstagen vor der heil. Nacht ist in Tirol der Gebrauch, daß Kinder und junge Leute von Hof zu Hof gehen, und dort einen Reim aufsagen, wofür sie Aepfel, Brod u. dgl. bekommen. Auch in Schwaben und Bayern ist dieser Brauch bekannt und üblich.

Man nennt diese 3 Donnerstage die „Anklöpfler" oder Klöpflertage.

Am Tage gehen Kinder, bei der Nacht Erwachsene, und letztere übertrieben häufig den Scherz, denn sie hatten oftmals eine Geige bei sich, und wo aufgemacht wurde, wurde getanzt und den Anklöpflern auch Schnaps gegeben. Diese Mißbräuche zur Nachtzeit hätten die ältern Bauern gerne abgestellt gesehen; aber es nützte nichts, es wurde jährlich ärger.

Im Jahre 1804 gingen ihrer acht lustige Alpbacherburschen Nachts thalaus von Hof zu Hof mit Geigenmusik und Klarinette „anklöpfeln".

Einer davon machte sich eine Teufelsmaske, denn sie waren alle maskirt, was man auch, weil die Masken ordinär sind, „Huttler" nennt — und einen unsinnig langen, dicken Schweif. Man kann sich den Teufelsschweif wohl vorstellen, wie groß er war, denn jener gebrauchte dazu einen von den Faltenstrümpfen, wie sie in Alpbach im Brauch sind, welche auseinander gezogen, vom Unterboden bis zum Oberboden reichen.

So zogen sie fort, und der Teufel hüpfte immer lustig mit. Aber auf einmal sahen sie noch einen ganz gleichen, eben solchen Teufel, und da man sie nicht mehr von einander unterscheiden konnte, sah man deutlich und mit Grausen, daß der eine der rechte Teufel sei, denn man entdeckte die Geisfüße. Da zogen nach und nach alle stille heim, aber den verkleideten Teufel schlug der rechte zu Boden, zerkratzte ihn jämmerlich und ließ ihn dann liegen, als Warnung für andere. Mit Mühe wurde der arme Heiter wieder hergestellt. Seit dort hat dieser possenhafte Mißbrauch des anklöpfelns fast ganz nachgelassen, und auch bei andern Gelegenheiten wird vermieden, sich als Teufel zu verkleiden.

11.

Das Teufelsloch am Kunterswege.

Der berüchtigte Kuntersweg ist eine gefährliche schluchtenartige Thalenge an der Poststraße von Innsbruck nach Botzen.

Wo die Berge am engsten beisammen stehen, erblickt man hoch oben am kahlen Felsen ein durchgebrochenes Loch, „das Teufelsloch" genannt; unterhalb desselben wurden Kruzifixe und Heiligenbild-Tafeln an die Wand geheftet, die als Erinnerung des Unglückes mancher Menschenseele und zugleich als Christentrost und Gebetmahnung dienen.

Einst war hier ein Fuhrmann bei schlechtem Weg und Wetter in große Verlegenheit gerathen. Die Wagenräder staken unbeweglich im grundlosen Moraste. Ein Peitschenhieb um den andern flog vergebens auf die schweißtriefenden Pferde; vergebens versuchte der Fuhrmann mit Winden und Hebeln zu helfen. In dieser verzweifelten Lage rief er unter furchtbaren Flüchen den Teufel an, und siehe da, ein vornehm in Grün gekleideter Herr mit langen Stiefeln stand plötzlich neben jenem, seine Hülfe anbietend. Der ob dieser unerwarteten Erscheinung anfangs betroffene Fuhrmann sprach: Gut, ich nehme Dein Erbieten an!

Doch aber nicht umsonst, — erinnerte der seltsame Fremdling. Willst Du mir ein Stück von Deinem Leibe dafür geben? — Nach einigem Nachdenken willigte jener ein. Kaum hatte der unheimliche grüne Mann einige unverständliche Worte gemurmelt, so rollte der schwere Lastwagen so leicht und schnell von dannen, als ging es über eine Tenne. Der Fuhrmann ward nun zur vertragsmäßigen Leistung aufgefordert. Flugs schnitt dieser ein Stück von einem seiner überlangen Fingernägel ab, und reichte es seinem Nothhelfer dar. Jetzt verwandelte der überlistete Teufel voll Ingrimm seine Gestalt, und schoß als ein scheußliches Ungethüm, ungefähr wie ein feuriger, riesiger Molch, mit wildem Gezische unter Blitz und Donner, daß die Berge dröhnten, durch die blanke Felsenwand. Daher das von jedem, der die Sage kennt, mit Grauen betrachtete Felsenloch, insgemein das Teufelsloch genannt.

Ohne Zweifel wurden, um allfällige diabolische Nachwirkungen von dieser Stelle zu entfernen, in der Folge jene heiligen Zeichen dorthin geheftet, und der Weg erhielt von dem höllischen Kunter, das dem Fuhrmann erschien, vermuthlich seinen unheimlichen Namen.

12.
Der Liebhaber in der Straßer=Au.

Im Hof Kögelen bei Reit diente ein Bauernknecht, das war der Schwarzenberger Veit vom Zimmermoos auf dem Berg über Brixlegg, der hatte eine Bekanntschaft mit einer Reiter=Dienstmagd, die aus Schlitters im Zillerthale stammte, und wieder nach Hause kam, da sie ihren Dienst verließ. Deßhalb aber ließ sie nicht von ihrem Liebhaber, sondern es wurden Besuche verabredet, die möglich waren, da man von Kögelen nach Schlitters in anderthalb Stunden gelangen kann. Da nun das Liebespaar einmal mit einander Verlaß gemacht (verabredet hatte), daß der Schatz aufs Fensterl kommen solle, so ging ihm, da es ein schöner Abend war, die Dirn' entgegen bis in die Straßer=Au, denn sie konnte ihn fast nicht erwarten, war ein verliebter Patsch, und nicht gar viel nutz.

Aber sie wurde dafür übel bezahlt, denn wie sie so dahin ging, kam ihr ein Mann entgegen, den sie für ihren Buben hielt, der ihr akurat so zupfiff, wie es ihr Veit zu thun pflegte, und voll Freude eilte sie schneller; doch was sah sie! — Der Mann wuchs immer höher auf und sie sah, daß es der leibhafte Teufel selbst war, der recht boshaft lachte, als dächte er sich: da hab i a mal a recht's Freß'n. Er war ganz grün, wie ein Jäger gekleidet, und zeigte ein Bockgesicht. Jetzt lief die verliebte Kuntin wie besessen heim und fing endlich zu beten an, nnd soll seitdem ganz umgekehrt geworden sein, und recht brav. So wurde aber der Teufel eigentlich ihr Seelenretter, nach dem Tiroler Sprüchl: Umkehrt is halt a g'fahr'n. —

13.
Der Alber.

Das Floitenthal beim Zillerthal ist umgeben von so abenteuerlichen und schreckenerregenden Bergen, Schluchten und Felsengestalten, wie fast nirgends anderswo.

Vor allen fallen auf der Floitenthurm und das Teufelseck. Man nennt den Berg Teufelseck, weil von diesem Gebirge zu gewissen Zeiten der Teufel in Gestalt eines großen Feuerdrachen herabfährt mit Geräusch und sausen und brausen. Er fährt durchs Bleiarzkar, eine enge Felsenspalte, welche einen Uebergang in die Stilluppe gestattet, dann in die Stilluppe und von da hinaus gegen Zillerthal. Dann wissen die Leute schon, was zu denken ist und was da kommt, nämlich: Pest, Krieg und Hungersnoth. Man nennt diesen teuflischen Höllendrachen den Alber.

Wenn ein schwarzes Jubiläum vom Pabste abgehalten wird, dann ist der Alber am thätigsten und zeigt sich am häufigsten *).

14.
Der Alber leuchtet zum Kirschenpflücken.

Einst geschah es, daß ihrer zwei in finsterer Nacht auf den großen Kirschenbaum stiegen, welcher gleich ober dem Bußpredigerkreuz zu Algund bei Meran stand. Der eine, der „Schneider Hanser" (Hans) ließ das schneidern sein, zog als Tagedieb und Nachschwärmer herum, und hatte keine Religion. Gerade in dieser finstern Schauernacht hatte er einer lieben G'sellin versprochen, ihr Kirschen beim Kreuz dort herab zu holen. Er überredete den muthigen alten Loaserer Sepp ihn zum Kirschenbrocken zu begleiten, weil er allein sich fürchtete.

Der Loaserer Sepp stieg auf den Baum und ergriff nirgends Kirschen, so daß er bis zum Gipfel kam, welches ihm nach und nach ganz sonderbar vorkam, nebstbei rauschte es wild im Laub. Der Schneider Hanser blieb weiter unten auf einem Ast stehen und bekam Kirschen in schwerer Menge, so daß es ihn ebenfalls überraschte. Da schrie endlich der Sepp herab: Kriegst Du ihri? worauf Hanser antwortete: O ja! grad wo i hintapp', sein ihri! Nun kroch der Sepp herab zum Hanser, fand aber wieder nichts, während der andere alles voll fand. Jetzt kam ihm die Sache nicht mehr geheuer vor, und wie er so am Ast neben dem anderen steht, sieht er einen „Alber" vorbeifliegen, daß weitum alles beleuchtet ist. Da fängt der Schneider zu zittern und zu erbleichen an, daß ihn der Sepp fest halten muß, und sagt: Ist's schon so weit mit Dir, Hanser, daß Dir der Teufel den Segen giebt und Dir noch dazu leuchten will, daß Du alle Kirschen findest; dann sei Dir Gott gnädig! Hierauf schrie er zum feurigen Alber: He du! wart a biß'l bis i di grüan a sieh. Aber der Teufel flog von dannen, und noch jetzt bewundert man den Muth des Loaserer Sepp, der das wagen konnte, weil er ein braver Mann war, und dem der Böse nichts anhaben konnte, zumal er nebstbei ein Kreuzeisen im Sacke stecken hatte. — Vom Kreuzeisen unten im Abschnitt Aberglaube.

15.
Der Hexenspielmann.

An dem dreieckigen Hexenplatzl ob der Höttingerkirche, rechts bei dem „Platelehof", ging einmal ein Bauer von den Allerheiligenhöfen mit seinem

*) Ueber das „schwarze Jubiläum" wird in einem später erscheinenden besondern Werke: Der Tiroler Bauernkalender, das ebenfalls in Beziehung auf Sagenpoesie sehr stoffreich ist, vieles anziehende mitgetheilt werden.

Milchmelter vorbei, um die Kühe, welche in den Höttingerbergen weideten, zu melchen, was er jeden Tag beim Morgengrauen that. Dießmal war er aber zu früh am Weg; es war erst Mitternacht, er meinte aber, es sei schon gegen 3 Uhr Morgens vorbei.

Wie er nun vorbei geht beim Herenplatzl, hört er dort eine herrliche Musik und sieht einen prächtigen Palast oben stehen. Da schleicht er verwundert hinzu, schaut beim Fenster hinein und sieht drinnen stattlich geputzte Frauensleute lustig essen, trinken, tanzen und scherzen. Sie trugen grüne Hüte und weiße Vortücher, wie es die reizenden Unterinnthalermädchen tragen. Inmitten dieser Dirnen saß ein Geiger, der stets munter aufspielte, und wie ein wälscher Tanzlehrer zu den lustigen Tönen selbst wie ein Böcklein mit dem Reigen auf- und abtänzelte. — Das war aber der leibhafte Teufel, das sah der Melcher deutlich. Da dieser nun ein lebfrischer Bua war, der sich vor dem Teufel nicht fürchtete, so that er einen lauten Juchzer beim Fenster hinein. Hu! da war der Teufel los — das ganze Gebäude brach donnernd zusammen, und aus den schönen Bauernmädlen wurden wilde Heren, die auf ihn losstürzten. Der Melcher aber warf ihnen sein Melter zum Kopf und lief was er konnte — sie ihm nach wie Furien — endlich drüben, wo das Brückele beim Süßmüller über den Höttingerbach geht und wo ein Kruzifir aufgemacht ist, sank er nieder — und die Heren konnten ihm dort nichts anhaben und fuhren mit langen Nasen unverrichteter Sache ab.

16.
Die beiden Wildschützen.

Es war an einem heiligen Christabend, als zwei Wildschützen aus Eben im Achenthale verabredeten, auf die Hahnbalz ins Sonnenwendgebirge zu gehen und dort einen Spielhahn (Birkhahn) zu schießen, dessen Stand sie erkundet hatten. Um aber dem Jäger auszuweichen, wählten sie den Christtagmorgen, wo sie letztern in der Kirche wußten.

Sie gingen ohne heilige Messe an diesem hohen Feiertage aufwärts, jeder einen andern Weg, um wo möglich auch auf diese Art noch mehr schießen zu können, und machten Verlaß, auf einer bestimmten Alpe sich zu finden.

Der eine stieg schon am Christabend zu Berge und blieb auf jener Alpe über Nacht, welche beide als Sammelplatz verabredet hatten. Er legte sich auf die Heerdbank in der Kaser neben das angezündete große Feuer und schlief bald ein. Um Mitternacht weckte ihn ein schrecklicher Lärm, die Thüre sprang auf und ein wilder schwarzer Stier mit glühenden Augen — der kein anderer war, als der Teufel — sprang herein. Der Wilderer mochte sich bekreuzen und beten, so viel er wollte, es nützte nichts, die

wilde Bestie stieß ihn so lange mit ihren Hörnern herum, bis er wie tod liegen blieb, dann ging sie wieder fort.

Am Morgen erwachte er endlich aus einer Fieberbetäubung, konnte sich aber nicht rühren; da hörte er draußen seinen Kameraden, den anderen Wilderer, ächzen, rehren (weinen) und jammern, und sah ihn bald darauf auf allen Vieren blutig und zerschlagen und arg zerkratzt in die Kaser kriechen. So lagen sie stundenlang beisamen, und mit Mühe erzählte der Letztgekommene dem andern sein Erlebniß.

Er ging im Morgengrauen den Pfad auf den Berg, den er wohl hundertmal schon gegangen, gegen das Alpthal hinan. Wie er meinte, bald an Ort und Stelle zu sein, sah er sich in ganz unbekannter Gegend und glaubte schier, auf eine „Irrwurzl" getreten zu sein, und strengte sich an, den rechten Pfad zu finden. Plötzlich aber sah er eine gelbröthliche und schauerliche Beleuchtung der Gegend, und zugleich drei grüne Jäger daher kommen, von denen jedem ein langmächtiger Schweif hinten hinaus wackelte und die mit Geisfüßen auf ihn zu hüpften. Da fing er wohl Kreuzmachen und Johannissegen zu beten an, aber vergebens, er hatte keine Messe gehört und keinen Weihbrunnsegen genommen, daher faßten ihn die Jäger, und schlugen und stießen auf ihn los, bis er mit einem Mecker zu Boden fiel, die Teufel gingen aber mit einem Höllengelächter von dannen, und jener blieb lange ohnmächtig liegen. Zum Ueberfluß kam noch ein Teufelswetter über ihn; es hagelte ihm Beulen zu den andern ins Gesicht, und Schnee deckte ihn zu. Das brachte ihn wieder zum Leben, und jetzt erst sah er staunend, daß er ganz nahe der Kaserhütte liege, rieb sich die Augen und wußte nicht, träumte er oder war er verhert. Doch die Schmerzen erinnerten ihn an das, was geschehen war, und so kroch er zur Hütte hinein.

Die Wilderer konnten alle zwei sich nicht helfen und wären verhungert, wenn nicht ein Knecht vom Bauern, dem die Alpe gehörte, zufällig hinauf gekommen wäre. Sie wurden dann heimgetragen und lagen lange krank.

Seitdem gehen sie an keinem Sonntag oder Feiertag schießen, bevor sie nicht zuerst Gott die Ehre gegeben und den Gottesdienst besucht haben, wie es Schuldigkeit ist.

17.
Der hartherzige Vater.

Der „Floigele-Siml" (Fliegen-Simon), Schuster in der „Higna" bei Reit ober Rattenberg, der noch lebt, ist ein Mann, welcher ganz verdrehte Füße hat und nur äußerst langsam mit einem Stock vorwärts zu kommen im Stande ist.

Sein Vater war ein jähzorniger Oelträger und trank nicht ungern. Als Simele in das vierte Jahr ging, war er ein frisches, gesundes Kind. Einst kam der Vater spät nach Hause, das Kind weinte und wollte nicht

einschlafen. Der Vater schrie den Buben an, er soll still sein, aber das schreckte letzteren noch mehr auf und er weinte noch stärker. Nun wurde der Oelträger so zornig, daß er dem Kinde das Teufelholen androhte, und es Teufelsracker hieß, endlich das Fenster aufriß, den Buben in die kalte Nacht hinaushielt und schrie: So hatt'n da Teufl, weil er ka Ruh giebt! — Da heulte es draußen wie böses Wetter, und die Mutter fing zu weinen und zu zittern an, und wie es jetzt an den Fenstern rüttelt, erschreckt auch der Alte, und zieht den Knaben herein, aber — er hatte die Füße verdreht, war wie zusammengebrochen und still, wie tod.

Seitdem litt der Bub an Krämpfen, lahmen Gliedern und zittern, und blieb bis jetzt ein Krüppel, obgleich er schon 46 Jahre alt ist. Der Vater litt bis zu seinem Tode an Gewissensbissen, denn man machte ihm stets harte Vorwürfe. Welche Lehre diese Sage giebt, fühlt wohl jeder selbst, der sie hört oder liest.

18.
Teufelsbeschwörung.

Zwei Bauernbursche von Algund verabredeten sich mit einem Studenten, in Gemeinschaft den Teufel „Geld bringen" zu machen. Der Student bestellte beide in einer passenden Nacht auf die „Moserlahn", wohin sie mitbringen mußten einen nagelneuen, noch nie gebrauchten Melter (Melchstutz), ein frischgelegtes Ei, ein Stück ungewaschene Butter, und einige ihnen von dem Studenten behändigte, heimlich und sorglich eingewickelte Sachen.

Als sie in der bestimmten Nacht auf der Moserlahn eintrafen, begann der Student sonderbare Sprüche herzusagen und Zeichen zu machen; da fing es an zu spuken, zu rollen und zu grunen wie Wetter, doch leise; dann kamen auf einmal eine Menge Enten und Gänse daher, welche an die Füße hinabschnaderten, d. h. an die Füße der Bauern hinbohrten, wie sie im Teichschlamm thun, als wollten sie die Beschwörer forthaben. Darauf kam eine Kutsche im vollen Laufe gerollt, als wollte sie die Männer niederfahren; dann kamen eines jeden Aeltern, auch des Einen verstorbener Vater war dabei. Die Aeltern fragten, was sie da machten? sie sollten eilig nach Hause gehen, sonst stehe ihnen ein fürchterliches Unglück bevor. Aber die jungen Bauern redeten kein Wort und gingen auch nicht, ganz wie ihnen von dem Studenten befohlen war.

Aber nun fing es an fürchterlich zu krachen, als wollte die Welt zusammenfallen und es wollte die ungeheuere Berglahn herunter auf sie, und jetzt erst sprangen sie auf und davon, und liefen auseinander, daß keiner vom andern etwas wußte. Aber am andern Tag vom Schrecken erholt, gingen sie hinaus, und fanden ihre Sachen alle in bester Ordnung. — Der Student sagte, wenn sie nicht feig entwichen wären, so hätten sie Geld vollauf bekommen, und lud sie auf ein andermal ein; aber sie ließen es

für immer beim erstenmale dabei bewenden, dem Teufel ihr Glück zu verdanken, und der Student ist hernach nach einigen Jahren traurig gestorben.

19.

Teufelsbrückenbau.

Die Sage von Brückenerbauung durch den Teufel und wie er dabei betrogen und überlistet wird, begegnet vielfach; es sei nur an die Regensburger und an die Frankfurter Brücke, wie an die Teufelsbrücke in der Schweiz erinnert. Auch in Tirol fehlt sie nicht.

Im Montafonerthale brach die Brücke, d. h. der angeschwollene Bach hatte sie fortgerissen, und die Gemeinde wollte sie schnell hergestellt haben, um zur Kirche von Schruns und zum Arzt, wie zum Geistlichen zu kommen. Man wünschte, daß die Brücke innerhalb dreier Tage fertig sei, und ging zu einem dortigen Zimmermann und bot ihm viel Geld an, wenn er die Brücke in der kurzen Zeit wieder herstellen könnte. Das wurmte den Zimmermann gewaltig; er hatte Weib und Kinder, war arm, und konnte nun fast reich werden; doch sah er die Unmöglichkeit, binnen so kurzer Frist das Werk zu vollenden, daher bat er um einen Tag Bedenkzeit. Nun studirte der Zimmermann den ganzen Tag und noch in der Nacht, bis 12 Uhr, wie er's anfangen solle, und fand nichts heraus und schlug auf den Tisch, und rief: „zum Teufel, da studir i nix aus!" Zornig will er schlafen gehen, da kommt auf einmal ein Bäuerlein mit einem grünen Jägerhütl auf herein und fragt: Zimmermanndl, warum so traurig? — Der Zimmermann erzählt ihm alles. Das Bäuerl meint: Da kann leicht geholfen werden! I bau Dir die Bruck'n bis in drei Tag'n fix und fertig, doch die erste Seel', welche von Deinem Hause über die Brücke geht, g'hört mein! Zuerst schaudert der Zimmermann, der sich nun auskennt, aber der Geldreiz lockt und nebenbei denkt er sich, er werde den Teufel foppen. Er geht den Vertrag ein. — Bald ist die Brücke fertig, fest und stark. und der Teufel steht und wartet auf derselben auf seinen Preis. Lange — lange —! Endlich kommt der Zimmermann. Da hat dem Teufel das Herz im Leib vor Freude gehupft, wann er erst eins g'habt hat.

Aber der Zimmermann hat eine Geis von seinem Hause bei sich, diese jagt er auf die Brücke. Da hast die erste Seel' von meinem Haus ruft er, und der Teufel fangt die Geis. O Schimpf! Erst verdutzt und dann erzürnt, reißt er ihr den Schwanz aus und fährt ab, überall ausgelacht. Seitdem haben die Geisen auch so kurze Schwänzlein wie die Gemsen. —

VI.

Oertliche Sagen von Hexen und Truden.

1.

Die Pfuipfui-Nanni.

In der Pfarre zu Sterzing diente ein Bursche, der Franzl Salzburger geheißen, als Kühbub; der hatte viel auszustehen von einer alten Hexe, die dort stetig aus- und einging und bettelte. Sie war überaus häßlich, zerlumpt, trug einen großen schwarzen Schlapphut mit breiten Flügen (Krempen) und konnte keinem Menschen ins Angesicht sehen. Immer nur sah sie auf die Füße der Leute. Daß diese alte Huttlerin eine Hexe war, wußte jedermann, denn sie nahm nichts was ihr gereicht ward, mit der rechten Hand an, alles nur mit der linken, und konnte sie es irgend richten, so mußte es ihr auch mit der linken gegeben werden. Sehr häufig wurde sie geneckt, verhöhnt, verspottet, und da sie Nanni hieß, und dabei so zottig und schmutzig war, so legte ihr der Kühbub den Namen Pfuipfui-Nanni bei, unter dem sie dann in ganz Sterzing bekannt, gerufen und verrufen wurde. Dafür bekam von ihr der Kühbub sattsam Läuse angehext, daß er von selbigen starrte, wurde Nachts braun und blau gedrückt, von unsichtbarer Hand ins Mistloch gestoßen, und wußte sich zuletzt seiner Noth kein Ende, bis ihm endlich ein Gegenmittel gerathen wurde, das er ohne Säumen in Anwendung brachte.

Sobald der Kühbub die Pfuipfui-Nanni dem Widum sich von weitem nahen sah, um nach ihrer Gewohnheit zu betteln, und nebenbei ihm Schaden zuzufügen, so nahm er einen alten Stallbesen und die Ofenschaufel, und legte diese beiden Stücke kreuzweis vor die Thüre. So wie die Hexe diesem Kreuze nahte, rührte sich's in ihrem Eingeweide, sie mußte sich schrecklich übergeben und alsbald umkehren, worauf sie voller acht Tage nicht wieder gesehen wurde. Sobald sie wiederkam, wiederholte der Kühbub das wirksame Erfahrungsmittel, und es wirkte abermals, worauf sie ging, und niemals wieder kam. Gleichwohl lebte sie noch im Jahre 1830, und kam immer von Zeit zu Zeit noch nach Sterzing herein, niemand wußte, woher? niemand kannte ihren eigentlichen Namen; aber dem Pfarrhofe blieb die Pfuipfui-Nanni stets dreißig Schritte fern.

2.

Die Butterhexen zu Völs.

Zu Untervöls im Eisackgebiet lebten zwei Hexen, die eine hieß 's Tschelmer Bückele, weil sie ein Bückelchen zwischen ihren Schultern trug;

die andere die alte Knappin, weil ihr Mann ein Bergknappe gewesen war. Sie gingen stets gemeinsam aufs Betteln aus, hatten eine besondere Art zu heischen, und waren so gefürchtet, daß ihnen die Bauern gern alles gaben, was sie verlangten, weil erstere wußten, daß die Hexen es dennoch bekamen, wenn sie es ernstlich wollten.

Wenn eine Bäuerin schlegelte (butterte) und gab ihnen nicht von der Butter, so gingen die beiden Hexen zwar fort, aber sie traten in einen nahen Winkel, und sangen:

„Die Bäurin schlegelt den Butter, juchhe!
Doch macht sie koan Butter, koan Butter, o weh!
Sie buttert und schlegelt und schlegelt, o Graus —
Statt d'n Butter im Kübel — a gräuliche Maus!" —

Und da hatten die Hexen den Butter in ihrem Schnappsack, und die Bäuerin hatte die Buttermilch. So machten es die Butterhexen beim „Schlechtenbauer" und vielen anderen, und nachher trugen sie die Butter feil und machten sich ein schönes Geld.

Einmal kamen dieselbigen Hexen zum G'schlösselwirth von Stög, und baten um eine Nachtherberge. Der Wirth getraute sich nicht, diese abzuschlagen, und ließ sie ein, schlug aber hernach gleich, um eine Probe zu machen, ein Elzenholz (s. o. S. 261) unter die Schnalle (Thürklinke), denn man nimmt an, daß dann Hexen weder aus noch ein können, und ließ am andern Morgen aufpassen. Und richtig, es ließ sich keine der Butterhexen sehen, dennoch aber waren sie aus dem Hause. Sie waren durch die Fenster zwischen ganz engen Eisenspangen hindurch und zum Kukuk.

Die alte Knappin wünschte einem Manne, der sie beleidigt hatte, einen bösen Fuß an; da wendete sich der Mann an den berühmten „Binderhans" von Völs, einen Erzwunderdoctor und Hexenvertreiber, und der machte sein Stücklein so accurat, daß der faule Fuß zur Hexe zurückkehrte, worauf sie hinken mußte, bis sie hin wurde.

Dem Baumann in Völs erkrankten zwei Prachtkühe. Der Viehdoctor konnte sie nicht kuriren; es sei Hexenwerk im Spiele, sagte er, was für ungeschickte Viehdoctoren stets eine gute Ausrede ist. Jetzt wurde der Binderhans gerufen, der schon einmal mit dem Teufel selbst gerauft hatte und nicht unterlegen war. Der sprach: Mit denen zwei Kühen ist es vorbei — die andern retten wir. Wenn die zwei krepirt sind, läßt Du sie im Nebenstall eingraben, dann wirst D' bald die sehen, welche so hext. — Solches geschah, dann mußte der Bauer durchs Stallfensterl lugen. Hatte nicht lange gelugt, so kam das Tschelener Bückele. Schrie der Bauer: Bist Du's! und strich der Butterhexe den Buckel, daß sie schier das Aufstehen vergaß, und Oel gab.

3.

Das Hexenhäusl.

Zu **Schlitters** im Zillerthale geht die allgemeine Rede: „beim Gräsl spuken zwei Hexen“.

Im Innersten des Dorfes stand ein Häuschen, zum „Gräsl“ benannt, und bewohnt von Mutter und Tochter, die beide als Hexen gefürchtet waren. Man hieß die Alte nur die „Gräsl Thres“, auch „Hexentresl“ (Theresia); beide fristeten ihr Leben durch Händearbeit; beide zieh man des Wettermachens und des Umganges mit dem Teufel.

Als Mutter und Tochter tod waren, stand das Häuschen lange leer; aber man vernahm, wie es darin in der Nacht Feuer aufmachte, und wenn dann Leute in die Küche gingen, so flogen ihnen Holzscheite auf die Köpfe. Dann rückte es die Betten im Zimmer hin und her, stellte sie sogar oft auf den Söller hinaus, ohne daß sich etwas sehen ließ. Der Spuk machte ganz Schlitters fürchten. Man quartirte Militär ins Gräsl ein, da hat es wie ein Erdbeben das Häusl erschüttert, so daß die Soldaten davon liefen. Nun umstellte man das Gräsl mit Bewaffneten ringsum, aber der Lärm blieb, und es zitterten die Wände so, daß die Säbel und Gewehre an der Wand hin- und herschwankten.

Man glaubt fest, daß beide Hexen mit dem Teufel im Bunde als Geister im Gräsl wohnen blieben. Die Junge hatte den „bösen Blick“ gehabt und auch „Vermeinen“ gekonnt.

„**Vermeinen**“ ist das, was anderwärts „beschreien“, „berufen“ ist; die Hexe **lobt** z. B. ein Kind, dann ist es schon **beschrien** und erkrankt zuversichtlich (so ist der Volksglaube). Man muß es dann nur schnell in einem Absude vom „Beschrei- oder Berufkraute“ (Stachys annua, vulgo Sideritis) baden. Das hilft. Dieser Aberglaube ist durch ganz Deutschland gäng und gäbe.

4.

Das Heilmittel.

Auf dem Hofe **Petnen** bei **Landeck** erkrankte der Bäuerin ihre beste Kuh unter allen Anzeichen der Verhexung, und die Bäuerin entsann sich auch, daß sie ohnlängst einer Hexe, die auf dem Hofe bettelte, nichts geschenkt, und dadurch den bösen Hexenzorn gegen sich erregt habe. Da niemand Rath und Hülfe wußte, so ging die Petnen-Bäuerin nach **Schnan** im Stanzer- oder Rosana-Thale, da wohnte der sogenannte „Schnaner-Draher“, der als Wunderdoctor und Schwarzkünstler weit berufen und zugleich gefürchtet war, und zu dem man daher nur dann seine Zuflucht nahm, wenn alle andere gehoffte Hülfe sich erfolglos erwies. Von ihm unten noch mehr. Der Schnaner-Draher lachte, als ihm die Bäuerin ihr

Leid klagte, und sagte: Freili is d'Kuh verhert. Schneid' der Kuh die untere Kinnladen wegk, Boarin, und Du wirst schau'n, wie die Her z'Kreuz kriecht. — Der Rath dünkte der Bäuerin sehr seltsam, doch dachte sie auf dem Rückweg: Schneid' i der Kuh d'Kinnladen wegk, so geht die arme Haut drauf, thun' is nöt, so geht sie von der Her drauf; drum besser g'schnitten und den Schoad'n derlitt'n, ais nöt g'schnitten und den Schoad'n doch derlitt'n. Setzte also, nach Hause zurückgekehrt, frisch das Messer zum Schnitt an, aber da kam auf einmal eine alte häßliche Huttlerin und schrie: Boarin! Schneid' nöt, schneit nöt! — strich mit der Hand der Kuh über den Rücken abwärts, und von Stund an war die Kuh gesund, und blieb's. Hätte die Bäuerin geschnitten, so wäre zugleich mit der Kuh die Kinnlade der Hexe zum Kukuk gewesen.

5.
Wetterhexen im Oetzthale.

Im „Wiesle" (Wieselehof), einem Hause mit einer schönen Wiese bei Niederthei und Lengenfeld, woher der Hausname geschöpft wurde, wirthschafteten zwei Brüder und eine Schwester, deren Aeltern verstorben waren. Die Schwester, bereits fünfzig Jahre alt, wurde allgemein für eine Hexe gehalten, wozu ihr vernachlässigter Anzug, ihr sonderbares Herumschleichen an verrufenen Stellen und in unheimlichen Nächten, und noch mehr der Umstand beitrug, daß sie selbst sagte, sie sei vom Teufel besessen. Doch das ist wohl schon so lange her, als die ältesten Leute gedenken mögen. Zu dermaliger Zeit gab es zu Au und in Lengenfeld auch dergleichen besessene Weibsbilder (Hexen), besonders machte die „Scheiber Johanna" in Ay, eine ledige, häßliche und äußerst boshafte Person, viel von sich reden. Außer Lengenfeld beim Hexenwaldele sah man sie gern herumwandeln.

Mit der Johanna Scheiber that es nicht mehr gut, sie wurde abgefangen und zu den Jesuiten nach Innsbruck gebracht; die haben dieselbe dann weiter fortgeschickt und man hat nichts mehr von ihr erfahren. — Aber das Thal war wieder glücklich, die bösen Hexenwetter hatten auf lange Zeit ein Ende. Vorher war es geschehen, daß die Wieslhöferin, die Scheiber Johanna in Au und auch ein Paar Wetterhexen von Lengenfeld sich zusammengethan, und zwar auf einem Bühel zwischen den Orten Dorf, Lengenfeld und Gries, und Wetter gebraut hatten nach Herzenslust. Nachher war zwischen Niederthei und Umhausen im Kenthal oder Hennenthal ein verrufenes Wäldchen, allwo die sakrischen Wetterhexen ihre Wolkensuppen brauten und mit Hagelgries einrührten. Durch jenes Wäldchen ging einmal Abends nach dem Gebetläuten ein armes frommes Weibele auf Berufswegen, das trug einen geweihten Gürtel, weil es in die „Gürtel-Bruder- und Schwesterschaft" zu Telfs bei den Franciskanern eingeschrieben war. Auf dieses Weibele stürmte eine Wetterhexe los, und wollte es für

ihre Sippschaft anwerben, aber die fromme Alte schlug ein Kreuz, und da wurde die Hexe gleich inne, wen sie vor sich hatte, und schrie: Hättest Du nicht die „Teufelspeitsch" um Deinen dürren Leib, so wollt ich Dich bekreuzen! und fuhr pfauchend, wie eine böse Katze, davon. Die Alte hat ihr Hexenabenteuer hernach oftmals erzählt, sie hieß Kätter Müllerin und war in Neudorf bei Umhausen zu Hause

6.

Der Hexenspielmann.

Zu Höttingen bei Innsbruck lebte ein armer Spielmann, der sammelte, was er durch sein Geigenspiel erworben, mühsam zu einem Nothpfennige. Einmal hatte er in einem nahen Wirthshause aufgespielt, und ging Nachts nach 11 Uhr nach Hause. Da begegneten ihm von Schneeburg der Gasse hinauf gegen des Zimmermeisters Müßl Behausung hin, eine Schaar schöne Frauenzimmer, die ihn umringten und ihn fragten, ob er ihnen nicht auch noch ein Stündchen lang gegen gute Bezahlung aufspielen wolle? Gern willigt der Geiger ein und folgt den Damen, die ihm eine weite Strecke vorangehen, bis über Zirl. Endlich wird zwischen Aigenhofen und Tschirschenbach ein stattliches Haus erreicht, das früher gesehen zu haben der Musikant sich nicht entsinnen kann. Musik und Tanz beginnt alsbald; die schönen Frauenzimmer sind sehr lustig, geben dem Spielmann auch zu trinken und gute Sachen zu essen, Rühreier mit Spinat, geschlagene Eier und Pfannkuchen, Spritzgebackenes und Würstl. Der Spielmann geigt, ißt, trinkt und sackt auch von den Speisen ein, nach Herzenslust. Als er alle seine Tänze aufgespielt hat, und sehr müde ist, gedenkt er ein Ende zu machen und einen andächtigen Schluß und spielt das heilige Kreuzlied. Da bricht Knall und Fall das schöne Haus zusammen, alles verschwindet, die Kerzen verlöschen, und der Spielmann sitzt auf einem nackten Felsen. Er ist matt und müde, der Morgen graut, er muß etwas genießen, und hebt den Vorrath aus der Tasche. O wehe, die Eier waren Roßgakkele gewesen, die Pfannkuchen Haarwizl (ausgekämmte, zusammengerollte Haare) und der Spinat Kuhplapper. O pfui Teufel! Der Spielmann brach alles aus dem Leibe heraus, und kroch mit Mühe vom Felsen, und kam schlagerdenmüde nach Hause.

Ein anderes Mal sah ein zur Nacht des Weges daher kommender Bauer auf dem Höttingerbühel ein herrliches Schloß, und ein altfränkisch gekleideter Mann am Thore lud ihn zum Eintritt ein. Da gab es schöne Jungfern und gute Speisen; er wurde ganz vollgepfropft, und wie er schier platzte, schrie er: Ach Herr Jesus! Da war es aus und alle — er lag in einem Dornstrauch, und was er eingesackt hatte von Bratenknochen, Kranawittvögeln und Butterbröden waren eitel Todtenbeine, Kröten und Kuhfladen.

7.
Die Hexen beim „G'stoag".

Von Tarenz führte früher ein hügeliger Weg nach Imst, der hieß der G'stoag (G'steig, Steg) und lief an den linken Höhen hin; jetzt ist er abgetragen, und die Poststraße verbindet in geraderer Richtung beide Orte, die Benennung aber ist geblieben. Einst ging ein Schneider von Stra, Namens „Tonig" (Anton Gurschler war's) von der Häusergruppe Griesec bei Tarenz vom Besuche seines Mädchens nach Hause zurück; die Geisterstunde war schon nahe. Wie der Tonig auf die Hoaba-Schmiede beim G'stoag kommt, rennt er an ein Martel an, das das Bildniß des heiligen Vitus trägt, und zürnt und flucht, denn er hatte einen Hieb, und wollte wissen, wer ihn so gestoßen habe. Da kam auf einmal eine Kutsche gefahren mit Licht, und saßen lustige Frauenzimmer drin, die der Schneider kannte. Sie ließen halten, stiegen aus und wollten mit ihm tanzen, und streiften (rissen) ihn weidlich herum. Dann, als sie ihn losließen, wisperte ihm eine zu: Segscht d' oan Wertle aus, so schaug' auf wia's d'r geaht! — und fuhr mit den andern davon. Der Schneider war ganz dasig und damisch zugleich. In seinem Aerger erzählte er daheim zu Stra die Geschichte, und daran that er sehr übel, denn er magerte ab und ging aus wie ein Licht.

Selbiges begegnete einem Schneider; wieder anders ging es einem Schuster, das war der „Genner" von Tarenz, mit seinem richtigen Namen „Jennewein Lambach". Er ging in die Ster*) nach dem ganz nahen Schlosse Starkenberg, und an der Kirche vorbei, ohne einen Augenblick anzuhalten und sich zu segnen, wie es doch der Brauch ist. Es war noch dunkel, und der Genner war zu früh aufgestanden. Mit einemmale hört der Schuster eine prächtige Musik. Eine gute Weile hört er angestrengt und mit Wohlgefallen zu, da schlägt die Thurmuhr Mitternacht — Eins. Dem Schuster schaudert's und gruselt's, er eilt nach Starkenberg, hat aber dort keine Ruhe, arbeitet zwar fleißig, eilt aber Nachmittag wieder heim. Wie er beim Marrand (Jause) sitzt und ein Glas Wein trinkt, kommt ein Weibsbild in die Stube, das er kennt, das schaut ihn mit spöttischem Lächeln an und spricht: Gelt Genner, die Musik heut Nacht hat Dir grausam wohl gefallen? Hast toll g'lost (gelauscht). Der Schuster sprach kein Wort. Er merkte, daß das Weibsbild eine Hexe war, und heute Nacht dabei gewesen, und daß er Hexenmusik vernommen. Dieser wich der Schuster hinfort überall aus, schwieg gegen jedermann und kaufte sich eine Weckuhr, die er in seine Bettkammer einstellte, damit er nicht wieder so unzeitig und zu früh in die Ster gehe.

*) „In die Ster gehen" heißt bei Handwerkern, namentlich Schneidern und Schustern, auf einige Zeit in Privathäusern arbeiten.

8.
Hexenmusik.

Sehr schöne Hexenmusik, wie sie der Schuster von Tarenz (s. die vorige Sage) vernahm, hat man auch zum öftern am Solstein vernommen, namentlich auf dem „Klamm-Eck“ und auf der „hohen Wart“. Solcher lauschte einst der alte „Butterer-Natzele“, mit dem rechten Namen Ignaz Knollinger in der Ried „beim Schindl“, Hausnummer 68, wo sich zum öftern vordessen Hexen versammelten. Es klang gar zu schön, aber unversehens blies ihn eine Hexe an, er fühlte sich plötzlich betäubt, wankte heim, und als er heimkam, war sein ganzer Kopf aufgeschwollen und so groß wie ein Melchkübel.

Vor 60 bis 70 Jahren hütete der „alte Knappeler“ (eigentlich hieß er Martin Moser) die Ochsen bei der sogenannten Ochsenhütte über dem Rauschbrunnen unterm Klamm-Eck. Dort hörte er bisweilen wunderschöne Musik. Einmal aber fühlte er sich versucht, zu selbiger Musik den Takt zu pfeifen, da traf er's schlecht, denn da entstand droben in der Klamm und auf der hohen Wart ein brausen in der Luft, als komme die Runsa, und die Ochsen und das Weidevieh kamen wild und brüllend vom Weideplatze daher gestürmt und wurde ein gräuliches Wetter und schossen Muren und Runsen nieder und fiel Hagel in faustgroßen Stücken. Gerade trank des Knappelers Bub aus einem Buttermilchschaffl, dem drückte es mit Gewalt den Kopf ins Schaffl hinein, daß er fast erstickt wurde. Seitdem ist der Knappeler pfiffig geworden, und hat nicht wieder gepfiffen, wenn er droben über sich die Hexenmusik hörte.

9.
Der Hexenboden auf dem Kreuzjoch.

Bei Mieders im Stubaythal liegt das kleine Seitenthal, wo ein Badehaus in trauriger Einsamkeit steht, gegenüber einer alten, halbverfallenen Bauernhütte. An der Stelle dieses Häuschens wohnte vor ungefähr 100 Jahren ein böses Weibsstück, die „Töglas Moid“, welche sich verheirathete, ihren Mann aber durch einen lasterhaften Lebenswandel dermaßen kränkte, daß er bald aus Gram starb. Sie führte nun ein noch schlechteres Leben, und wurde überall als Hexe gefürchtet, zumal sie besonders in den Stallungen viele Bosheit trieb. Fünf andere Weibsbilder ihres Gleichen hatte sie sich ihr zu Anhängerinnen gemacht, mit denen sie sich von Mieders aus auf den Telfeserberg begab. Unweit der Galthütte, von wo aus man den Miedersergrund und Thalweg sieht, ist der nach Telfes*) gehörende obere Platz, auf dem sie zu gewissen Zeiten von den Galthirten gesehen wurden, wie sie verschiedene Tänze aufführten. Endlich kamen sie so weit, daß sie mit dem Teufel Bündniß schlossen.

*) Dieses Telfes ist nicht mit Telfs am Inn zu verwechseln.

In dieser Eigenschaft verursachte dieser Herenschwarm vieles Unglück, besonders zur Sommerszeit auf der Alpe; die Heren verstörten das Vieh und machten Hochgewitter, so daß der Bach von Fulpens durch heftiges Anschwellen schreckbare Zerstörungen verursachte.

Da der Schaden, den diese Heren verursachten, immer unerträglicher wurde, so machte die Gemeinde von Mieders Anzeige bei der Geistlichkeit, worauf diese die Weibsbilder vorforderte, um sie zu Recht zu bringen. Die fünf Anhängerinnen der Töglas Moid gestanden alles ein, und machten sich von derselben los; diese aber trieb ihr Unwesen noch fünf Jahre hindurch allein fort, bis ihre schwarze Stunde schlug.

Es war am 24. Juni, dem Feste Johannes des Täufers, als über Mieders ein fürchterliches Donnerwetter hereinbrach. Felsen zersprangen und Mauern schossen nieder.

Man schaute des andern Tages in die Hütte der Töglas Moid, fand sie aber nicht in derselben.

Aber in der Nähe des Herenbodens vernahm man ein entsetzliches Schreien, und es wurde am Morgen früh der Melcher von der Alm abgeschickt, weil sich das Vieh bereits nicht mehr erhalten ließ vor „liunen" (verzagt schreien), um im Thale Hilfe zu bekommen. Wie aber dieser Melcher auf den Herenboden kommt, so sieht er die Here zu Stücken zerrissen dort liegen. Sogleich läuft er zurück in die Kaser, sagt es dem Sennen und dem Hirten, und alle drei gingen hinaus, um das Kunter zu schauen; sie erkannten aus den Stücken die Here, und es machte sogleich einer die Anzeige bei der Gemeindevorstehung in Telfes (2 Stunden von dem Herenplatze), worauf viele Leute hinauf eilten und sich entschlossen, die letzten Ueberreste der Töglas Moid zu sammeln und auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen. Solches geschah denn auch, und während des Brennens hörte man ein fürchterliches heulen durchs Thal, so daß jeden, der es hörte, Angst und Grausen ergriff.

Zur Danksagung hat man auf dem „Herenboden" ein großes Kreuz aufgestellt, und alle Jahre wird am 24. Juni, als am Feste Johannes des Täufers, eine feierliche Prozession in Begleitung von vier Geistlichen zu diesem Kreuze noch heut zu Tage gehalten.

Der Weg von Fulpens dahin beträgt fast 4 Stunden. Man nennt es das „Kreuzjoch" und sieht es vom Thale. Man hat eine schöne Aussicht auf Telfes, Stubay mit Gletschern und gegenüber die Waldrast.

10.

Der Herenboden zu Lengmoos.

Bereits oben wurde des Herenbodens über Kollmann im Eisackgebiete gedacht. Hier folgt eine der vielen über denselben im Volke umgehenden Sagen:

Ein reicher Bauer von Lengstein hatte einen Sohn, der in der Welt herumgereiset war. Als derselbe heim kam, verlachte er das Rosenkranzgebet, welches alle Bauern Abends zu beten pflegen.

Die Mutter bekümmerte des Sohnes unchristliches Gebahren, denn zugleich verlachte er auch alle andern Kirchenbräuche und hieß sie „Pfaffenpossen" u. dgl.

Einmal saßen mit ihm mehrere Bursche beisammen beim Wirth zu dem Ritter; da wurde erzählt, wie an den Donnerstagen Nachts die Hexen im nahen Birchboden drüben tanzten und schändliche Bacchanalien trieben; man sehe sie auf schwarzen Böcken von allen Seiten herbeireiten, und dort ihren Sabbath halten.

Da lachte der reiche Bauernsohn wieder hell auf, und sagte: „Wartet, da will ich auch mittanzen!" denn es war just eine Donnerstag-Nacht. Seine Freunde riethen ab; er ging aber dennoch hin, und jene begleiteten ihn bis zum „Mittelberg", wo die „Kebelschmiede steht" und der „Finsterbach" sich durch eine schauervolle Kluft hindurchwühlt. Der Bursche aber sprang lustig und juchzend hinüber in den Wald, wo ein freier Platz, der „Birchboden", sich befindet, und wo die zahlreichen sogenannten Erdpyramiden aus Porphyrthonmasse obeliskenförmig aufragen.

Da sah jener wirklich die lustigen Weibsleute mit und unter einander tanzen, springen und noch anderes thun; das freute den Burschen gar nicht übel, und er machte mit. Als aber die herrliche ernste Glocke von der Deutschordenskirche Lengmoos 1 Uhr schlug, da schäumte der Finsterbach wild auf, die Erdpyramiden begannen zu wanken, das sahen deutlich die Freunde des Bauernsohnes, die auf ihn warteten, und wilder Sturm und Hagel kam, so daß letztere in die Schmiede flüchten mußten. Es wurde schon Morgenzeit, als sie noch immer nicht den Freund kommen sahen. Sie warteten auch noch das Morgen-Ave-Marialäuten ab, mit welchem alle Hexenmacht zu Ende geht, und gingen dann zum Hexenboden hin. Aber wie erschracken sie, als sie den Frevler rückwärts versunken, in Stein verwandelt und wie eingebannt fest im Rasen wurzeln fanden, nur noch dreiviertel Theile auf der Oberfläche sichtbar.

Noch jetzt zeigt man seine Gestalt auf diesem schauerlichen Platz und kein Gräslein überwuchert, ja selbst kein Moos, die kahlen Stellen von Kopf, Leib, Händen und Füßen des Hexentänzers.

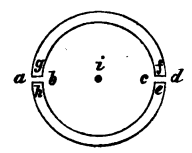
Nachts wagt sich kein Mensch dorthin, wo jenes Warnungszeichen für junge Religionsspötter und Religionsverächter steht.

11.

Der Hexenkreis.

Den schönen Bauernhof Nr. 74 zu Amras bei Innsbruck besitzt gegenwärtig die wohlhabende Wittwe Nothburg Schneider. Derselbe gehörte

in den Zwanziger Jahren der Anna Branntnerinn, welche ihn mit ihren Söhnen Matthias, Bart'lme, Johann und Josef bearbeitete. Rückwärts des Hofes in nordöstlicher Richtung ist ein Obstanger gewesen, und der letzte Baum im Eck rechts, ein Pchamer-Aepfelbaum, hat die Gegend in Staunen gesetzt, weil man da eine unbegreifliche Erscheinung wahrgenommen hat, die man „den Hexenkreis" nannte. Zu viele Leute haben das gesehen, als daß es eine Erdichtung sein könnte. Am Donnerstag Abends sah man noch nichts, aber am Freitag, wenn kaum der Morgen graute, war schon ein Kreis rund um besagten Baum getreten, im reinsten Zirkel. Es mußte während der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag geschehen sein, daß Leute da herumhüpften. Denn es war der Kreis sieben Zoll breit und das Gras zusammengetreten, daß es erst wieder nach und nach aufstehen konnte, und bis zum nächsten Donnerstag war das Gras wieder so hoch und angeschlossen wie das andere unter den Bäumen; aber seltsamer Weise war an zwei Stellen der Kreis nicht eingetreten, sondern gerade inmitten der entgegengesetzten östlichen und westlichen Seite war das Gras in der Höhe, wodurch derselbe eigentlich in zwei Theile getheilt wurde. Der Kreis sah so aus:



Bei a. b. und c. d. stand das Gras, und es mußte daher von e. f. ein Hüpferl gemacht, dann im Halbkreis gelaufen, bei g. h. wieder ein Hüpferl gemacht worden sein. Bei i. stand der Baum in des Kreises Mittelpunkt.

Die Branntnerinn und ihre Buben gingen fast jeden Freitag mit andern Nachbarn in den Garten, die Stelle anzusehen, und es war immer so. Die Wittwe Branntnerinn verkaufte den Hof 1821 an Josef Schneider, „Späth" genannt. Im Jahre 1824 sah die 19jährige Tochter bei diesem Baume ein Feuer brennen. Sie sagte es ihrem Vater, welcher schauen ging, aber nichts mehr sah, auch keine Asche oder Kohlen antraf. „Späth" vertauschte diesen Hof im Jahre 1832 dem Andreas Schaffenrath, „Schloßanderl" genannt, welcher diesen Baum niederschlagen ließ, und dem Hexentanze eine Ende machte. Jetzt steht ein junger Kirschbaum an dieser Stelle, aber nie mehr ward etwas Ungleiches bemerkt, und der Hexenkreis ist verschwunden.

12.

Hexenrache.

Zu Sterz, eine Stunde von Brixen, im Mittelgebirge gegen Rodeneck zu, lebte ein rüstiges Bauernehepaar mit einem Kinde auf einem

schönen Hofe. Dort war eine Bettlerin als Hexe sehr gefürchtet. Dieselbe kam oft in den Hof betteln, und man gab ihr stets sogleich, was sie begehrte, um sie nur bald hinauszubringen. Einst besprachen sich die Dienstboten des Hofes, und wollten sich überzeugen, ob die Bettlerin wirklich eine Hexe wäre, und stellten, als diese wieder kam, einen Besen umgekehrt an die Thüre. Es war am Samstag Abend. Wenn man einen Besen umgekehrt zur Thüre stellt, — so ist der Glaube des Volkes — dann kann die Hexe nicht mehr hinaus, gerade wie wenn Elzenholz unter der Schwelle steckt.

Als die Hexe gehen wollte, merkte sie den Schabernak und blieb bis Abends spät in der Stube. Endlich sagte sie zur Bäuerin: Laßt doch einmal auskehren! Es ist ja Samstag und noch nicht die Stube gekehrt auf Morgen! Und das sprach sie oft, aber immer vergebens, denn die Bäuerin wußte um die Sache. Die Hexe aber war gräulich in Aengsten und Nöthen, und endlich befahl die Bäuerin, daß die Magd den Besen nehme und auskehre. So wie die den Besen von der Thüre nahm, witschte die Hexe sogleich hinaus, aber voll Zorn und Galle, voll Gift und Groll, und voll Rachegedanken.

Und welche Rache übte sie! Sie melchte die Kühe aus mittelst eines am Ofen befestigten Melchstrickes und faßte die Milch auf diese Weise vom Stall der Bäuerin. Sie machte schlimmes Wetter, machte das Kind unheilbar krank und ließ es sterben. Der Bauer bekam die Schwindsucht und die Bäuerin fiel über den nahen Felsen von der Hexe irregeführt und geblendet und brach Arme und Beine.

So grausam ist Hexenrache! —

13.

Die Hexe von Thauer.

Hinter der Ruine des Schlosses Thauer, auf der Wiesmatte gegen Arzl herauf, fielen einem armen Zimmermanne drei Lämmer, die am Abende noch frisch und gesund waren. In des Zimmermanns Hinterhaus wohnte eine Schäfersfrau, die im Rufe der schwarzen Kunst stand — folglich für eine Hexe gehalten wurde.

Da sie gerade an jenem Abend die Lämmer freundlich gefüttert und gestreichelt hatte, so argwohnte des Zimmermanns Weib sogleich, daß jene „es den Lämmern angethan habe“.

In Thauer war damals ein Mehlhändler, der allgemein als Wunderdoctor und überhaupt wegen seiner geheimen Kenntnisse und Künste berühmt war; dem erzählte die Frau den Vorfall und versprach ihm guten Lohn, wenn er sicher ausfindig machen könne, durch wen ihr der Schaden zugefügt wurde.

Der Mehlhändler sagte: sie solle den Lämmern Ohren und Schwänze

abschneiden, dieselbe bei versperrter Küche auf glühende Kohlen legen, und jede Oeffnung der Küche, selbst das Schlüsselloch, und alle Ritze wohl verstopfen, auch müsse die Stube rein gekehrt sein, daß kein Abschnitzl auf dem Boden liege; wenn nun die Ohren und Schwänze anfingen zu brennen, werde die Person herbei kommen, welche das Fallen der Lämmer verursacht habe. Nachdem sich das Zimmermannsweib mit ihrem Manne verabredet hatte, that sie alles so, wie der Mehlhändler gerathen.

Kaum glimmten die Ohren und Schwänze, so kam die Schäfersfrau hastig zum Zimmermann in die reingefegte Stube, fragte ängstlich nach seiner Frau und wollte in die Küche. Der Zimmermann antwortete, sein Weib sei ausgegangen und habe die Schlüssel zur Küche mitgenommen, so daß er selbst nicht hinein könne.

Da wurde die Hexe immer ängstlicher und jammerte, sie müsse verbrennen, wenn das, was in der Küche auf dem Feuer stehe, nicht weggenommen werde. Er ließ sie noch eine gute Weile zappeln, endlich erbarmte er sich doch und hieß seine Frau das Feuer auslöschen. Ein anderes, weniger mildes Ehepaar hätte die Hexe „zu Staub und Aschen z'samm brennt!"

Diese Hexensage hat auch der Geschichtschreiber Freiherr von Hormayer in einem Werke über Tirol mitgetheilt.

14.

Die Wetterhexe von Mannereck.

Am Mannereck, einem Bergjoche über'm Ultenthale, haben die Hexen auch einen Boden gehabt, und die Umgegend baß geplagt. Im Jahre 1777 erregten sie ein grausames Unwetter, so arg, daß sich am Mannereck ein Felsstück von der Wand, an der es festhing, losspaltete, und es bildete sich dadurch eine so tiefe Kluft, daß man einen Stein, den man hinabwirft, nicht auffallen hört. Dazu kam auch noch ein kleines wildes Manndl, ganz kurios, man weiß nicht, war's ein Lorgg oder ein Schwarzkünstler oder ein Venediger, das hatte einen Stecken in der Hand und drohte hinunter und schrie: Ganz Ulten soll untergehen! und die gräulichen Wetterhexen schoben mit aller Macht an einem Bergkopf, den wollten sie hinunter ins Thal werfen. In dieser Teufelsarbeit wurden sie aber plötzlich gestört, indem der Klang geweihter Glocken aus den Thaldörfern heraufschallte, der allem Hexenwerke alsbald ein Ende macht. Da zeterten die Hexen ganz giftig: Däß Dich! Daß Dich! Die verfluchte Geisschelle von Sankt Moritzing, die Stierglocke von Sankt Pankraz und die Mooskuh von Lane bringen uns zum weichen!

Nicht besser erging es den Hexen am nahen Kratzberg (Pancratiusberg), auf dem nebst der Langenspitze auch stets ein starker Hexenritt

und eine Hexenauffahrt war. Wenn nun droben die Wetterhexen einen Hagelsturm über die Gegend niederschauern lassen wollten, mußten sie zuvor Hexenkräuter auf das Bette des Meßmers zu St. Pancraz streuen, damit er so lange, sein Mittagsschläfchen haltend, schlafend bleibe, und die Wetterglocke nicht läute. Aber insgemein gelingt es dennoch nicht, denn andere Glockenzungen werden laut, und wenn die Meßmer schlafen, ziehen die heiligen Schutzpatrone der Kirchen selbst den Glockenstrang. So klagte einst eine dasige Wetterhexe: Ach, hinter mir die heilige Maria von Sennal, vor mir der heilige Ritter Hippolitus auf Naraun, zur Seite der heilige Blutzeuge Pancrazius! Da soll der Teufel sein Wetter selber machen, wir vermögens nicht!

15.
Die Trude zu Unterholz.

Auf einem Hofe zu Unterholz im Pfitschthale diente eine brave fleißige Magd bei einem reichen Bauern; sie hatte aber die Gewohnheit, zur Nachtzeit gar zu gern fort zu gehen. Das gefiel dem Bauer nicht und er wollte sie vom Dienst entlassen. Und die Dirn bekannte ihm, daß sie das Unglück habe, eine Trud zu sein; sie verabscheue aber diese dämonische Gewalt, daher gehe sie Nachts in den Wald und drücke die Bäume.

Da erkundigte sich der Bauer, weil er Mitleid fühlte, bei einem Viehdoctor im Maruiterthale, der als Hexenmeister bekannt war, und bei einem Knappen auf dem Schneeberg, der mancherlei Bann verstand, und beide riethen ihm, er solle der Dirn seine beste Kuh opfern, d. h. ihr erlauben, daß sie in der Nacht dieselbe tod drücken dürfe, jedoch dürfe er nicht das geringste Leid darum verspüren.

Der Bauer, um die Seele der braven Magd zu retten, erlaubte es, und als die Trude die Kuh um die Mitte nahm und so heftig und so lange zusammendrückte, bis dieselbe tod niederfiel, war sie für immer geheilt.

16.
Hansl und Franzl.

Wie der Franz Salzburger (s. oben die Pfuipfui-Nanni, S. 289), der jetzt ein Wirthshauspächter ist, erst 10 Jahre alt war, diente er im Radlhof im Dorfe Ried bei Sterzing, und schlief mit dem ledigen Radlbauer in einer Stube. Und sein Herr erzählte dem Buben oft, daß ihn eine Trud drücke. Er sehe sie als junges starkes Weibsbild mit starrem kaltem Blick in die Stube treten, sie springe auf ihn los, und drücke ihn so auf die Brust, daß er sich nicht regen und auch nicht schreien, nur „gihna“ (stöhnen) könne. Dann bat er auch, wenn er rufe: Jetzt kommt sie! so solle der Franzl rufen: Hansel! denn der Bauer hieß

Johannes, weil die Trud weicht, sobald ein Mensch, den sie drückt, beim Namen gerufen wird. Und richtig, die Trud kommt und der Hansl schrie: Jetzt kommt s'! — wer aber nicht Hansl rief, das war der Franzl, dieweil er sich fürchten thäte, und unter die Bettdecke gekrochen war, und hat den Hansl in Gottesnamen gihna lassen.

Einmal ist die Trud wieder gekommen, und ist von den Füßen der Bettstatt „auf ihn drauf g'hupft", wie er selbst erzählt hat, und da hat er seine rechte Hand ausgestreckt, und Haare von ihrem Kopf derwischt, und sie daran gehalten, sie hat sich aber losgerissen mit Verlust des Haares, und als der Hansl das Haar bei Licht besah, so waren es Strohhalme. Endlich wurde dem Hansl die Kunst gerathen, wenn sie wieder komme, so solle er sie auf den morgenden Tag bestellen, und wenn sie dann sich einfinde, ihr die „drei weißen Gaben" geben. Solches geschah, die Trud kam richtig ganz allein in die Kuchl zum Hansl, und er kannte sie recht wohl, es war ein ganz sauberes Mensch aus Sterzing. Sie nahm die drei oben genannten Gaben (vergl. S. 267), aber er mußte sie ihr mit der linken Hand geben, und legte ihm Stillschweigen auf. Darauf hatte der Hansl vor der Trud auf immer Ruhe. Der Franzl aber hat's verplauscht.

VII.

Oertliche Sagen von Schwarz- und Weisskünstlern und Wunderdoctoren.

1.

Doctor Theophrast und der Haselwurm.

Weit verbreitet ist im Zillerthale, im Alpbachthale, ja im ganzen Unterinnthale die Kunde von einem Wunderdoctor, der einst aus Innsbruck nach Alpbach gekommen, und ein Meister in der Schwarzkunst gewesen sei, der mit Teufelshülfe Wunderkuren und Zaubereien verübt und den Haselwurm gefangen habe. Dieser Wurm hielt sich in einer Berghöhle nahe dem Dorfe Alpbach auf, und sein Fang gelang nur nach großen Mühen und nach Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten.

Des Doctors Name lebt nur noch verstümmelt in der Erinnerung der bäuerlichen Thalbewohner: Phrastl oder Phraschtl oder Pratschl. Aber alles deutet dahin, hauptsächlich die Wiederholung bekannter Sagen, die über den berühmten Theophrastus Paracelsus noch in Wien und Salzburg umgehen und nach Innsbruck übertragen wurden, daß kein anderer, als eben Theophrast gemeint sei, und hier wie in Hall »Dr. Scraficus« genannt wird.

Der Haselwurm, über den unten bei der Thierwelt des Aberglaubens

ein mehreres gesagt werden wird, ist die in mancher Sage wiederkehrende weiße Schlange, deren Genuß die Sprache aller Geschöpfe kennen lehrt, und den Augen die Kraft verleiht, durch das Gestein zu blicken, und zu gewahren, wo im Schooße der Felsen Geäder edler Metalle streichen und Krystall- und Edelsteingrotten sich finden.

Lange mußte Doctor Theophrast in Alpbach verweilen, bevor ihm der schwierige Fang des Haselwurmes gelang; während dieser Zeit übte er Wunderkuren aller Art und erfüllte die Thäler mit dem Ruhme seiner Kunst und Wissenschaft. Wie der Haselwurm nun gefangen war, gebot der Doctor, welcher zu einem gefährlich Erkrankten schnell über Land eilen mußte, seinem Diener, den Wurm zu sieden, ihn wohl aufzubewahren, bis er, der Doctor, nach Hause zurückkehre, und bei Leibe nichts von dem Wurme zu essen.

Der Diener des Doctors Theophrast kochte den Wurm, wie ihm geboten war, aber er empfand durch das Verbot seines Gebieters ein starkes Gelüst nach dem Wurm; denn er hatte, dazu war er schlau genug, gar wohl vermerkt, daß dem Wurm gar „fürnehmbe" Eigenschaften inne wohnen müßten. Er schnitt daher aus dem Wurm inwendig ein Stückchen heraus, und aß es, und legte ihn dann für seinen Herrn zurecht, und als dieser zurückkam, ließ er sich den Haselwurm wohl schmecken.

In des Dieners Kopf wurde es aber merklich hell, eine ganz neue Welt ging ihm auf; doch er schwieg. Er hörte, was die Vögel mit einander sprachen, was die Hunde bellten, die Katzen miauten, die Pferde wieherten, und diese Kunde gefiel ihm sehr. Einst begleitete er seinen Herrn auf einem Gange in das Innthal, da saßen auf einem Baum zwei Elstern, und schnatterten gräulich gegen einander. Sie warfen einander Sack und Seil vor, thaten einander die größten Grobheiten an und sagten einander die größten Schimpfworte, und alles das über eine Maus, die keine von ihnen erwischt hatte. Das machte dem Diener so vielen Spaß, daß er laut auflachte. Verwundert wendete sich der Herr gegen ihn, und fragte, weshalb er lache? — Ueber die Elstern! erwiederte der Diener: sie schimpfen auf einander wie zwei Doctoren über einen Patienten.

Da wußte Theophrast, wie viel es geschlagen hatte, und daß der Diener sein Nebenbuhler werden würde, zog sein Schwert, und schlug dem Diener den Kopf ab.

2.

Doctor Theophrast und sein Diener.

Nach einer andern Sage hat der Doctor Theophrast den Haselwurm nicht selbst gefangen, sondern ein Bauer fing denselben zufällig und verehrte ihn dem Doctor, weil er wußte, daß derselbe allerlei Naturalien sammelte. Das übrige begab sich in gleicher Weise.

Wie nun der Diener des Doctors etwas von dem Wurme gegessen hatte, so sah er alles hell und klar bis in die weiteste Ferne. Er sah seinen Herrn auf dem Nachhauseritt an einer grünen Wiese sein Pferd anhalten, sah ihn absteigen und Blumen abpflücken. Mit gewöhnlichen Augen konnte man aber den Doctor nicht sehen, denn er befand sich noch weit und hinter einem mit Wald bewachsenen Hügel. Wie der Doctor nach Hause kam, drückte es dem Diener fast das Herz ab, die nagelneue Weisheit, die ihm gekommen war, an Tag zu geben, und er sprach daher: Ei, welch einen schönen Strauß habt Ihr auf jener Wiese, wo Ihr vom Pferde stiegt, doch abgepflückt! — Ha! Schurke! schrie der Doctor, feuerroth vor Zorn, von wannen kommt Dir diese Weisheit? Du hast vom Wurme der Erkenntniß gegessen, Du Unglückseliger, und darum mußt Du sterben, denn Niemand darf diese Erkenntniß haben, als ich, Dein Herr Theophrast! —

Riefs und zog sein Schwert, und stach den Diener, daß er tod hinfiel.

3.
Vögel und Blumen reden.

Gar mannichfach wandelte sich diese Sage vom Doctor Theophrast und seinem Diener um. Beide ritten mit einander, nachdem der Diener den Haselwurm verkostet hatte, die Elstern schimpften, der Diener lachte, der Herr bemerkte letzteres, that aber nichts dergleichen, d. h. er that, als bemerke er des Dieners Lachen nicht. Beide Reiter kamen jetzt an einem Hofe vorüber, da sahen sie eine Bruthenne ihre Jungen ausführen, und da die Henne das trappen der Pferde nahen hörte, gluckte sie, und rief ihren Jungen zur Flucht, da stand aber das Gatter im Wege, und da rief die Henne ihren Jungen zu: Wer nöt drüba fliagen kann, der schliaf durhi! und flog übers Gatter, und die stärkern ihrer Jungen flogen ihr nach, und die schwächern schlüpften zwischen den Gatterpfählen am Boden durch. — Das gefiel dem Diener Theophrasts über alle Maaßen, und er mußte herzlich darüber lachen, über die kluge Einsicht der Bruthenne weit mehr, als über die Schimpferei der Elstern. Der Doctor hörte seinen Diener lachen, aber er that nichts dergleichen, obschon ihm ein Licht aufging. —

Bald kamen die Reiter an eine blumige Wiese, da war ein lautes Leben. Wie die Blumen und Kräuter den Doctor erblickten, warfen sie sich in die Brust und rühmten ihre guten Eigenschaften. Der Fieberklee, daß er gut sei gegen Fieber, der Baldrian gegen Krämpfe, die Chamille gegen Kopfschmerzen, die Münze gegen Leibschneiden, der Löwenzahn gut für die Brust, die Salbei gut für die Zähne, der Steinklee gut für den Magen, so auch das Tausendgüldenkraut, der Enzian und der Calmus.

Mit einemmale sprang ein winziges rothes Blümchen in die Höhe, und schrie mit einem feinen Stimmchen, aber so laut, daß es in die Ohren hilberte (gellte):

„I bin gut für die S...
Für d'roath und für d'weiß'!"

Das gute Blüml meinte die rothe und die weiße Ruhr, da es aber noch niemals von seiner Wiese hinweg und in vornehme Cirkel gekommen war, so folgte es nach dem Sprichwort „ländlich sittlich" seiner Gewohnheit und drückte sich bäuerlich aus.

Darüber aber lachte nun der Diener überlaut und ganz unbändig, denn so etwas war ihm noch niemals vorgekommen, so viel liebe Blumennatur und Unschuld, und nun erfolgte wiederum, wie in den beiden ersten Sagen, die traurige Wendung des heitern Scherzes.

4.
Wie Doctor Theophrast den Teufel plagte.

In allen Sagen von Zauberern und Schwarzkünstlern wiederholt sich der Zug, daß sie den Teufel peinigen und plagen, und zwar auf eine unerhörte Weise.

Da nun auch Doctor Theophrast über den Teufel Gewalt hatte, so erhielt er denselben stets im Trab.

Einmal gebot er ihm, kleine, dünne, grüne Fichtenstämme so in der Mitte abzubrechen, daß sie sich nicht bogen, sondern sie mußten, wie dürres Holz, auseinander brechen und knacken. Menschenmöglich ist dieß nicht, und den Teufel machte es gehörig schwitzen.

Ein anderesmal mußte der Teufel dem Theophrast eine Brücke über den Inn bauen, aber so schnell, daß, wie der Doctor beim Beginn des Baues mit seinem Pferde im Trab geritten kam, er auch im Trab über die im Entstehen begriffene Brücke reiten konnte, und dann mußte auch gleichzeitig hinter dem Doctor die Brücke wieder abgebrochen werden, damit kein anderer sich ihrer bediene.

Dieser Zug der Sage deutet nach der niederländischen Faustsage hin, in welcher auch für Doctor Faust, wenn er von Warrenberg nach Bommel fahren wollte, der Teufel mit gleicher Raschheit eine Brücke bauen und abbrechen mußte.*)

Zu einer andern Zeit mußte der Teufel für den Doctor Theophrast durch einen Felsen einen Tunnel graben, aber das mußte so schnell geschehen, daß drei Minuten nach Beginn der Arbeit der Doctor schon beginnen konnte, im Galopp durch besagten Tunnel zu reiten.

5.
Von Doctor Theophrasts Herkunft.

Wenn schon von der Abstammung Doctor Theophrasts aus Hohenheim in Büchern viel geschrieben steht, so nimmt die Sage davon doch keinerlei

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 141.

Kenntniß. In Tirol glaubt und sagt man, Theophrast sei ein Kind der Liebe gewesen, der Sohn eines vornehmen Edelmannes. Andere geben vor, es habe mit seiner Herkunft eine Bewandtniß, wie mit der Robert des Teufels. Man weiß nichts gewisses, aber in einem stimmen die sagenhaften Angaben in Tirol überein: Theophrasts Mutter war ein Mädchen aus der Schweiz, arm, aber liebenswürdig. Als sie das Kind unterm Herzen trug, habe es schon laut geschrieen, daß man es weit gehört habe. Man habe endlich, um Theophrast zur Welt zu fördern, seine arme Mutter in vier Theile zerschneiden müssen. So geht im Unterinnthal allgemein die Sage.

6.

Wie Doctor Theophrast kurirte.

Ein sehr vornehmer Herr zu Innsbruck lag am Tode, kein Arzt gab Hoffnung, und zum Doctor Theophrast mochte der Herr nicht senden, weil er glaubte, dieser heile nur mit Teufelshülfe. Endlich, da dem Vornehmen das Messer an der Kehle stand, wurde Theophrast doch gerufen. Dieser kam, richtete einen Trank her, und gab dem Kranken davon ein. Der Kranke bekam darauf die heftigsten Schmerzen. Die Umgebung desselben, so wie er selbst, meinten, das letzte Stündlein habe geschlagen, es wurde eilend nach dem Doctor gesendet, aber dieser war nirgend zu finden. Jetzt glaubte der Kranke steif und fest, Theophrast habe Rache an ihm genommen, weil er ihm nicht gleich sein Zutrauen geschenkt, und ihn vergiftet, und befahl daher, denn die Macht hatte er dazu, den Giftmischer zu verhaften, wo man ihn fände, und ihm das Lebenslicht auszublasen. Aber vergebens zogen Bewaffnete durch alle Straßen, suchten den Doctor in allen Häusern und in seiner eigenen Wohnung, und rings um die Stadt — er blieb verschwunden. Nach zwölf Stunden ließen bei dem vornehmen Kranken alle Schmerzen nach, bald war er frisch und gesund, und mit einemmale stand der Doctor bei ihm in dem Krankenzimmer. Da bat ihn der Vornehme demüthig um Verzeihung, und bot ihm reichen Lohn. Theophrast aber flüsterte ihm leise ins Ohr: Du bist ein Lump! und ging zur Thüre hinaus.

7.

Der goldene Küch'lspieß.

Einst machte Doctor Theophrast einen Spaziergang von Innsbruck nach Amras; da kam er an einem Bauernhofe vorbei, auf dem er einmal ein Kind kurirt hatte. Die Bäuerin sah ihn, und dankbar eingedenk seiner Wohltbat lud sie ihn ein, zu ihr einzutreten, und bewirthete ihn mit frischgebackenen Nudeln (Krapfen). Darauf wollte sich der Doctor hinwiederum dankbar erzeigen, er nahm den eisernen Küchlspieß (das Kuchen-

eisen) und überstrich ihn mit einer gelben Salbe, worauf derselbe sich alsbald in pures Gold verwandelte. Selbiger Spieß ist hernachmals der Bäuerin um schweres Geld abgekauft worden, und in die Amraser Sammlung gekommen, allwo er sich noch befindet, dermalen im Belvedere zu Wien und hoffentlich bald wieder in Amras.

8.

Hahnenkikerle.

Im Gasthause zum goldenen Stern zu Innsbruck (andere sagen beim Schiffwirth zu Salzburg, ist all eins;) kehrte einst eine sehr reiche fremde Fürstin ein, die von einer sehr schmerzlichen Krankheit befallen war, welche kein Arzt zu heilen vermochte.

Der Doctor Theophrast, von dem diese Fürstin hörte, und dem zu Liebe sie nach Innsbruck gekommen war, wurde gerufen, fand aber da eine Krankheit, über welche er selbst nicht Meister wurde. Das war ihm und noch mehr der Fürstin sehr unlieb, wie jeder sich denken kann.

Die arme reiche Fürstin lag einst trostlos im Bette, da kam ein winziges Manndl zu ihr in die Stube, das ihr Hilfe versprach und ihr etwas eingab, davon sie ganz hergestellt werden sollte. Das Manndl sagte ihr jedoch, wenn es von heute nach einem Jahre wiederkomme, und sie seinen Namen „Hahnenkikerle" vergessen habe, so müsse sie mit ihm als seine Braut unter die Höttinger Klamm ziehen. Die Fürstin ging den Antrag ein und erwachte am anderen Morgen so frisch und gesund wie eine Mairose.

Die Fürstin blieb in Innsbruck, gab dort Feste auf Feste und so kam es, daß das Jahr bald herum war; da erinnerte sie sich an den Zwerg, aber dessen Name war ihr — entfallen. Nun fragte sie viele Leute um Zwergennamen, aber leider immer vergebens. Sie vertraute ihre Angst Freunden und Freundinnen; diese schlugen die Hände zusammen, trösteten mit dem Munde, wußten aber keinen Rath. Nur ein armes Dienstmadl, die es hörte, nahm sich vor, der guten Fürstin zu helfen. Es stieg in die Klamm, dort vielleicht etwas Gewisses zu erfahren. Sie lauerte und schlich bald da, bald dort hin, endlich hörte sie in der tiefen Klamm ein lustiges Gejuchze, und sah unten einen Zwerg toll springend und rufend:

„Juhe! daß die Fürstin im Stern nicht weiß,
Daß ich Hahnenkikerle heiß'!"

Das Mädchen eilte sogleich nach Hause und erzählte der geängstigten Dame, was es gehört habe. Jetzt erinnerte sich die Fürstin an den Namen, und als der Tag kam und der Zwerg erschien, rief sie „Hahnenkikerle!" Sogleich enteilte Hahnenkikerle zornig in die Berge. Das Mädchen wurde von der Fürstin reich beschenkt, und als es einen braven Bürger zu Innsbruck heirathete, fürstlich ausgestattet.

Hier hat die Volksüberlieferung zwischen der Theophrastsage und einem sehr häufig wiederholenden Märchenstoff ein sehr loses Band geschlungen, wie es sich denn gar nicht selten trifft, daß Sage und Märchen verschwistert Hand in Hand gehen. So ist es unter anderm der Fall mit der Zwergensage von den Schneckhäuserbergen in der Gegend von Göttingen*), wo die märchenhafte Namenauskundschaftung auch in die Sage eintritt. Eigen ist es, daß in dieser Sage die gerühmte Kunst den Wunderdoctor im Stich läßt, ohne daß erstere den Grund, weshalb? näher angiebt.

7.
Doctor Theophrasts Tod.

Da Doctor Theophrast zu Innsbruck verweilte, hatten die dortigen Aerzte fast gar keinen Verdienst mehr, weil alle ihre Kranken ihnen untreu wurden, und sich zu Theophrast um Hülfe wandten. Theophrast war der Mann der Wunder, und Wunder hofft zuletzt jeder Kranke, wenn die Hoffnung auf natürliche Hülfe verschwindet. Theophrastus, das war allbekannt und in jedermanns Munde, konnte Gold machen, besaß den Stein der Weisen, eine Verjüngungsessenz, einen gezähmten Haselwurm, der ihm alle Geheimnisse der Welt offenbarte, und einige Spinnen, welche alles Gift auf- und an sich saugten und sogen, das in feindlicher Absicht dem Doctor nahe gebracht wurde.

Die feindseligen Aerzte zu Innsbruck verschwuren sich aus Collegenhaß und Brodneid, dem Theophrast an das Leben zu gehen, nur wußten sie nicht recht, wie? Wohl dachten sie an Vergiftung, aber auch an die Antidota (Gegengifte), welche Theophrast alle besser als sie kannte, und an seine giftsaugenden Spinnen. Da rieth ein anderer Schwarzkünstler, der dem Theophrast ob Neides ebenfalls spinnefeind war, zu Diamantkörnern, als welche das stärkste Gift enthielten. Und so wurden dem Theophrast, durch Bestechung seines Dieners, in der That aufgelöste Diamantkörner beigebracht. Theophrast spürte bald genug die Wirkung, schloß sich alsbald ein, und befahl dem Diener, inner fünf Tagen die Thüre nicht zu öffnen. Dann setzte sich Theophrast in seinen Stuhl, nahm eine Kreuzspinne und ließ diese in seinen Magen hinunterkrabbeln, damit sie das Gift heraufziehe. Selbige Spinne that auch redlich ihre Pflicht, sie holte jeden Tag einen Tropfen Gift, so viel als ein Diamantkorn, aus dem Magen durch den Schlund herauf. Den Diener aber plagte die Neugier, er begriff nicht, wie sein Herr so lange allein und ohne ihn leben könne, und öffnete schon am vierten Tage die Thüre. Ueber das Geräusch erschrack die Spinne, und ließ das letzte Gift wieder fallen, und nun konnte sie es nicht noch einmal

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch. 385.

aufſaugen. Solches wußte Theophraſt, doch hatte er immer noch ein Mittel, ſich im irdiſchen Leben zu erhalten. Er übergab ſeinem Diener das Gläschen mit der Goldtinctur und gebot ihm, den Inhalt in den Inn zu ſchütten, dann gab er ihm auch ein Döschen voll Pulvers, und gebot ihm: „Wenn ich geſtorb'en ſein werde und erkaltet, ſo zerhacke meinen Leichnam in kleine Stücke, lege ihn in dieſe eherne Truhe, ſtreue dieſes Pulver oben darauf, und öffne nach neun Monaten erſt, und keinen Tag früher, das Gefäß. Dafür ſoll Dir reicher Lohn werden.“ Der Doctor ſtarb, die Goldtinctur lag, damit kein Nachfolger ſie beſitze, im Inn, deſſen Waſſer noch heute davon bisweilen goldhellen Glanz ſtrahlt, und der zerhackte Leib des Wundermannes lag in der Truhe. Aber leider ließ die Neugierde den Diener nicht ruhen. Er öffnete ſchon nach ſieben Monaten die Truhe, und erblickte mit Schreck in ihr eine menſchliche Sieben-Monatsfrucht, die krümmte ſich und ſtarb vom Zutritt der kalten Luft.

So wurde Theophraſts Verjüngungsproceß vereitelt, und Theophraſt erſtand nicht wieder zum Leben, lebt aber in der Sage ewig fort, und ſelbſt in Sagenbildern bei tiroliſchem Mummenſchanz und bei Faſchingzügen.

10.
Der Hexenmeiſter von Siſtrans.

In Siſtrans, ohnweit Innsbruck, lebte einmal ein Mann, ein Raufer wie keiner im ganzen Lande; er zog auf alle Kirchweihfeſte, wo ehemals die ſtärkſten und muthigſten Burſchen abſichtlich zum Raufen zuſammenkamen, fand aber nie einen, der ſeiner Meiſter wurde. Aber dieſe übermenſchliche Stärke war nicht das einzige; er konnte noch andere Künſte, er konnte noch mehr als Birnen ſieden und die Stängel nicht naß machen. Lief ein tüchtiger Fuchs oder ein tüchtiger Haſe im Wald draußen, ſo richtete ihnen der Siſtranſer die Latze (Schlinge) gerade hinter dem Ofen auf, und in der Früh hieng das Wild gewiß in dem Drath. Wurde Jemandem etwas geſtohlen, ſo ging man zu ihm; denn er konnte das geſtohlene Gut bringen machen. Er nahm bloß ein kleines in Schweinsleder eingebundenes Büchlein aus dem Kaſten und begann zu leſen, und der Dieb mußte, er mochte wo immer ſich aufhalten, von einer unwiderſtehlichen höheren Gewalt getrieben, die entfremdete Sache wieder aufnehmen und dem Leſenden zutragen, bei dem ſich natürlich auch immer der Eigenthümer befand. Dieſes Büchlein hatte aber eine ſolche Kraft, daß der Dieb bei jedem Worte einen Schritt thun mußte; dreimal Wehe alſo demjenigen, der etwas Großes, Schweres geſtohlen hatte, und mit dieſem aus weiter Ferne oder über ſteile Abhänge gehen mußte, wenn der Mann zu ſchnell las; von weitem hörte man ihn ſchon daher keuchen, ſein Leib war im Schweiß gebadet. —

Eines Tages machte sich dieser Hexenmeister einen Knieschemel von neunerlei Holz, kniete darauf neben dem Orgelkasten in der Kirche, und schaute auf die Leute hinab; da sah er alle Hexen, wie sie hinterlings in der Kirche waren. — Aber nach der Kirche waren diese Hexen haufenweise über ihn her, und hätten ihn zerrissen, hätte nicht der Geistliche ihn befreit; denn die Hexen merkten es wohl, daß er sie jetzt alle kenne.

Dieser Mann hatte einst in der heiligen Nacht dem Geistlichen die consekrirte Hostie, während dieser sie in die Höhe hielt, entwendet, und dieselbe eingewickelt unter einem Tüchlein mit sich fortgetragen, und trug sie nun seit dieser Zeit am linken Arme; daher kamen alle seine Künste, und seine unbändige Riesenkraft. Doch am Ende kam bei ihm der Sensenmann, warf ihn mit aller seiner Kraft und seiner Pfiffigkeit auf das Todbett, und er mußte sterben. Damit aber hielt es schrecklich hart; drei Tage und Nächte lag der Raufbold in Zügen und konnte nicht ersterben; man rief wiederholt den Geistlichen und nach langem Zureden und Bitten fieng der Sterbende endlich an, einzubekennen. Man schnitt aus seinem Arme die Hostie heraus, welche schon in den Arm hineingewachsen war, und verbrannte die vorgefundenen Zauberbücher und Schriften. Als man diese in die Flammen warf, krachte und donnerte es furchtbar, und wurde eine Hitze, daß das Blei von den Fenstern herabrann, und während dieses Höllenlärms starb der Raufbold.

11.

Binder-Hansl.

Zu Wälsch'nofen, vier Stunden von der Pfarre Völs entfernt, lebte ein gewisser „Binder-Hansl", ein sehr starker Mann, mit Weib und Kindern, seines Handwerkes ein Binder, der im Jahre 1824 allgemein betrauert starb; denn er war ein weit und breit berühmter Bauerndoctor, aber „Wunderdoctor" hieß man ihn. Er konnte fast alle Krankheiten heilen, mochten sie Menschen oder Vieh befallen haben, hatte auch das Mittel gegen Hexerei und Verzauberung und wo etwas Verdächtiges im Hause oder Stalle vor sich ging, wurde Hansl gerufen und er half. Ein besonderes Universalmittel besaß er gegen den Wurm am Finger, ein Uebel, das sehr schmerzhaft ist, wie jedermann weiß, der es kennt.

Einst — in den Kriegsjahren — geht der Binder-Hansl nach Botzen, bei der Straße am Kuntersweg, da begegnet ihm der Schmied von Kartaun, welcher von feindlichen französischen Truppen gezwungen, die große Trommel trug. Binder-Hansl ist am Wege hinein nach Botzen zu, der Schmid herauswärts. Mit Schmerzen klagt jenem der letztere seine Noth. Da sagt der Hansl: i stöllat halt d'Trumml nieda! aft war's nöt so schwar. Dem armen Schmied that der Spott weh; doch die Franzosen straften ihn

für's lose Maul, packten auch den Hansl, und zwangen nun ihn, umzuwenden und die Trommel zu tragen. Er trug sie wirklich bis zur Feigenbrücke bei Blummau.

Zu Blummau an der Brücke stellte Hansl die Trommel auf den Boden und sagte: Da bin i heraus gekommen, da geh ii wieder hinein! Ein wilder Franzose, der recht gut deutsch sprach, packte ihn beim Rock und sprach: Kerl, nimm die Trommel auf, oder — da zeigte er auf den Säbel. Doch der Binder-Hansl lachte dazu und sagte: das wolln ma seh'n, macht ein Zeichen mit der Hand, streckte über die Franzosen die Finger von der ganzen Hand aus und — alle waren wie aus Stein bewegungslos — er hatte sie „gfrorn gemacht". So ließ er sie stehen und ging lachend von der Feigenbruck'n über den steilen Bergsteig hinauf, welchen man „die Katzenleiter" heißt. Erst ganz oben ruft er hinab: Jazt habts gesehn was i kann, jazt kinnt's wieder gehn! Dabei machte er wieder ein Handzeichen und sie waren wieder regsam und lebendig. Aber da hättst d's seh'n soll'n, wie sie die Trommel aufgenommen und davon gerennt sein!

Der Schmied war früher schon abgeschoben, denn der wurde nicht „gfrorn gemacht", darum mußten die Feinde selbst ihre Trommel tragen.

12.
Der Schnaner Draher.

Zu „Schnan", einem Dorfe unter der berüchtigten Schnanerklamm, wohnte ein gefürchteter Schwarzkünstler, der ebenso gut oder böse, wie die Hexen Unwetter, Viehseuchen, Hagelschläge, Bergbrüche u. s. w. herbei zu zaubern vermochte, wenn er just wollte. Zugleich war er auch ein kunstreicher Doctor, und heilte Krankheiten, welche Andern zu heilen unmöglich waren.

Von diesem „Viehdoctor" glaubt man für gewiß, daß er mit und durch den Teufel wirkte.

Ein unbändiger Stier — wild geworden — rasete auf der Alpe Verwall; ein Stier, welcher auf Menschen losrannte und sie tod stieß. Man ließ dem Eigenthümer sagen, er möge selbst kommen oder seinen Stier abholen lassen, sonst werde man denselben erschießen. Da ging der Besitzer des sonst werthvollen Stieres zum Schnaner Draher und fragte den um Rath.

„Das ist wohl arg" — sprach der Schnaner — es wird halt das Beste sein, den Stier umzubringen; jedoch — setzte er hinzu — mi erbarmt das Thier, ich will Euch denselben zu billigem Preis abkaufen. Da überließ der Bauer ihm gerne den Stier um einen Spottpreis.

Der Schnaner Draher sendete nun einen nur zwölf Jahre alten Buben hinauf zur Alpe und zu dem wilden Stier. Den lachten droben die Hirten gewaltig aus, als er ihnen seinen Auftrag ausrichtete, daß er den Stier heimführen solle. Aber bald standen sie voll Erstaunen, als sie sahen,

wie der Stier zahm und folgsam sich vom Knaben lenken ließ und ganz gutmüthig nach Schnan in den Stall seines neuen Herrn folgte.

Einst theilten die Bauern von Schnan einen Wald untereinander, ließen ihn fällen, und brachten das Holz mit großer Mühe heim, weil besagter Wald sehr entlegen in wildem Bergthale lag.

Der Schnaner Draher jedoch ließ alle geschlagenen Stämme liegen, dann ging er einmal in der Nacht hinaus, nahm eine „Goasel" (Peitsche), schnalzte über die Stämme hin, und — im Augenblicke sprangen und flogen alle Stämme durchs Thal zu seiner Hütte nach Schnan hinab.

Wie derselbe Doctor einer Bäuerin zu Petnen einen guten Rath gegeben, siehe oben Hexensagen 4.

Dieser Schnaner Draher soll, als er älter geworden ist, dem Teufel wieder abgeschworen haben, und reumüthig und streng büßend als Einsiedler im Gebirge verstorben sein.

3.

Der Brugger von Zell.

Zu Zell im Zillerthale lebte einst ein Mann, den man nur unter dem Namen „der Brugger von Zell" kannte. Er war ein Weißkünstler; er konnte sich stich=, hieb= und schußfest, andere aber konnte er „g'frorn" machen, den Teufel konnte er „bringen machen" und Diebe „wiederbringen machen". Ebenso besaß er die Goldtinctur oder Verjüngungsessenz und in der That ist derselbe über einhundert Jahre alt geworden.

Der Teufel selbst hat dem „Brugger" nichts anhaben können, denn als letzterer verstorben war, und zwar als ein guter Christ, so hat er ein ehrliches Begräbniß erhalten und sind ihm reichlich Seelenmessen gelesen worden; aber etwas Eigenes ist es doch mit ihm, denn man will für gewiß wissen, daß des Bruggers Leib unter der Friedhoferde fort und fort wächst, und zwar Jahr um Jahr ein kleines Stück, und soll schon unter der Kirchhofmauer unten hindurch gewachsen sein, und wenn er endlich bis zur Brücke gewachsen sein wird, dann wird der jüngste Tag kommen. Deswegen heißt der begrabene Mann der „Brugger", vordem hieß er anders, aber sein anderer Name ist den Leuten längst vergessen.

14.

Der Hexeler.

Zu Hall im Innthale, ohnweit Innsbruck, wohnte ein Mann, der war Bauerndoctor, Viehdoctor und Fischer in einer Person; war ein gewaltiger Hexenjäger und als solcher von allem, was rothe Augen hatte, sehr gefürchtet. Derselbe hieß Kolb, und wurde insgemein der „Hexeler" oder auch der „Hexenkolb" genannt.

Einst fischte der Kolb auf dem Achenthalersee, als sich plötzlich kohlrabenschwarze Gewitterwolken über ihn zusammenzogen und aus ihnen eine Wetterhexe ins Wasser herabstürzte, welches Kolb durch einen Bannspruch und Handzeichen, die er hinauf machte, bewerkstelligte.

Die Hexe ergriff alsbald des Schiffleins Rand, jedoch Kolb schlug sie auf die Hand mit dem Ruder, und wollte sie ersaufen lassen.

Nun bat sie flehentlich, er solle sie retten, sie wolle gerne von allen Zaubereien abstehen. Meinethalben! sprach Kolb: ich will Dich retten, wenn Du die Zaubereien aufgiebst, indessen mußt mir auch Dein Zauberbuch geben, damit ich alle euere höllischen Zauberkünste kennen lerne und auch die Gegenmittel alle erfahre.

Nach langem Hin- und Herstreiten, wobei die Hexe fast ersoffen wäre, gab sie ihm ein solches Buch, in das ihre geheimsten Künste eingetragen waren.

Seitdem wurde der Kolb einer der ersten Wunderdoctoren. Wenn er jemandem helfen sollte, so mußte der Leidende Nachts zu ihm kommen, nur bei besondern Fällen kam er selbst ins Haus eines Kranken.

Wenn Kolb „Verhexten“ helfen wollte, dann machte er punkt 12 Uhr Nachts den Rauch mit fünferlei Kräutern an, nämlich von Ehrenpreis, Haselmennig, Widerton (roth Frauenhaar), Gundelrebe und Raute. Während des Rauchens wurde der Verhexte mit einer „Marterdornruthe“, die auch in der Nacht abgehauen wurde, ganz gelinde geschlagen, wobei aber die Hexe blutige Schmerzenstreiche bekam. Kolb schlug so lange, bis die Hexe, die es dem Kranken angethan hatte, erschien, und den Zauber abnahm.

Es durfte jedoch niemand ein Wort reden, nur der Kolb allein unterhandelte mit der Hexe. Hätte ein anderer ein Wort geredet, so hätte auch der Hexeler für diese Nacht die Macht über sie verloren.

15.

Das Konradl-Manndl.

Im Alpbacherthale wohnte ein Mann, der ein guter Doctor bei Menschen und Vieh war. Er galt allgemein für einen Weißkünstler. Sein wahrer Name war Anton Konrad, aber seine kleine Gestalt und die ländliche Sitte, sich mehr der Tauf- als der Zunamen zu bedienen, hatte ihm den Namen das Konradl-Manndl verschafft. Die Rede ging, er lese und lerne alle seine geheimen Künste aus einem Buche, welches er von seinem Vater ererbt habe, und das schon lange in der Familie sich befinde.

Wenn bei einem Bauer die Butter nicht gedieh, so rief man das Konradl-Manndl. Da gab er eines seiner Geheimnisse dem Bauer zum Besten. Wenn Du keinen Butter derschlägelst, sollst Du warmen Kuhdaschen (Kuhdreck) in den Rahm werfen, dann hört die Verhexerei für immer auf,

und der Kuhdreck verschwindet bald, kommt aber zur Her, die muß ihn genieß'n.

Einmal ging ein Bauer von Alpbach auf seine Alpe zu, die Kraxe auf dem Rücken, da klopfte ihm ein Weibl auf die Achsel, und sagte kichernd: a Tonall (Anton) gahscht gen Alm? — Ja! antwortete er, und wie er das sagte, gab es ihm einen schmerzhaften Riß in den Arm, der alsbald lahm blieb. Der Bauer gab der Hexe den Schlag nicht zurück, und hatte ihr das Ja gegeben, da blieb er unheilbar. Aber „s'Konradl-Manndl" hat ihn endlich doch hergestellt. Dieses Manndl wäre bald zu weit in die Schwarzkunst hinüber gekommen, und zwar vor lauter studiren und forschen; dessen war ihm dieses ein Zeichen: er sah nämlich oftmals in der Kirche nicht mehr das Aufwandeln der h. Hostie, vielmehr trat ein finsterer Schatten zwischen seine Augen und die Hostie — das war eine Mahnung, daß er zu weit käme; hierauf ließ er es bei dem bewenden, was er schon wußte, und daran that er sehr wohl.

Im Jahre 1820 ist das Konradl-Manndl ganz seliglich verstorben.

16.

Der Weber vom Vomperberg.

Die Uebung der ärztlichen Kunst steht in den höher gelegenen Alpenthälern Tirols noch so ziemlich auf der Stufe der Paracelsischen Zeit. Die Kranken senden noch einen gemeinschaftlichen Boten, dieser belädt seine Kraxe mit gefüllten Uringläsern, manchmal zwanzig bis dreißig auf einmal, und trägt's zum Doctor. Dieser beschaut Glas für Glas, giebt für jedes nach Befinden einen Trank, einen Thee, eine Salbe, und händigt es dem Boten ein. Gut ist's, wenn dieser die Medicinen nicht verwechselt, sondern hübsch aufmerkt, für wen jede gehört. Auf diese Art pflegte der erst vor einigen Jahren verstorbene „Vögele" von Matrai, im Unter-Wippthal, mehr als 3000 Fuß über dem Meere, zu heilen. Von früh bis Mittag wimmelte es von Kranken oder deren Boten auf seinem Hofe. (Vögele starb 1855.)

Aber die Künste, welche der „Weber vom Vomperberg" bei Vomp im Innthal, ohnweit Schwaz, verstand, hat keiner von den „G'soachdoctoren" gekannt, denn es ging ins Uebernatürliche; allgemein wird gesagt, er sei halb vom Teufel gekapert gewesen, ja Augenzeugen haben versichert, daß ihn der Teufel schon gehabt, er aber demselben entronnen sei. Dieser Weber ist erst im Jahre 1845 gestorben.

Der Weber vom Vomperberge verkaufte einst mehrere junge Schweine an einen Bauern jenseits des Inn. Der Baurr trieb die gekauften „Ferkeln" über die Rothholzerbrücke, und wie sie in der Mitte waren — prrr! — waren sie verschwunden. Alles schrie: das hat der Weber pfiffig gemacht, er hat das Geld, und die Fakln hat er gewiß wieder ins Haus zurück gehext!

Der Bauer trank sich voll Verdruß erst einen Dampf, und ging dann zurück zum Weber, welcher just zwischen Ofen und Mauer auf der Ofenbank lag, und die Füße herausstreckte.

Der zornige und angetrunkene geprellte Bauer fiel über den Weber her und wollte ihn im Zorne bei den Füßen herausreißen — aber — o Himmel — der Bauer hatte jetzt beide ausgerissenen Füße in Händen! — Er erbebte, warf die Füße in die Stube und lief davon und sagte nie etwas wegen den Fakln.

Hier hat sich die Sage einiger Stücklein aus dem Doctor Faustbuche bemächtigt, und sie örtlich heimisch gemacht.

17.

Der Reck.

Inmitten des acht Stunden langen Pitzthales liegt das Dorf St. Leonhard am rechtseitigen Ufer des Pitzbaches.

In der Nähe des Widums fällt der Schwambach als schöner Wasserfall nieder, dort hatte vor vielen Jahren der Schmiedmeister Reck seine Werkstätte.

Dieser Schmied war ein ganz braver Mann, zwar betrieb er die weiße Kunst, doch derart, daß männiglich staunen mußte.

Er hatte alles von seinem Vater erlernt, und nur durch guter Mächte Hülfe, durch die Gnade des Herrn, vollbrachte er erstaunliche Kunstwerke.

Er verfertigte nämlich „Fuchseisen", denen kein Thier entkommen konnte, wenn das Eisen einmal gelegt war, ja selbst ohne Köder fingen sich die schädlichen Thiere darin.

Auch Büchsen verfertigte der Reck, welche die Kugeln einen halben Ladstock tief in den härtesten Granitstein hineinschoßen.

Seine Kugeln, welche er mit weißen (frommen) Bannsprüchen während des Mettenläutens goß, trafen eben so sicher, wie die Freikugeln, ohne daß er dafür seine Seele verkaufen durfte.

Aber der Wildjäger von Wiesen, eine Stunde hinter Kaltenbrunn im Kaunserthal, „der Wiesenjackl", der mit der schwarzen Kunst noch größere Stückl machte, wußte den Reck nach und nach zu verführen, so daß am Ende seine Seele des Teufels wurde, weil er die weiße mit der schwarzen Kunst vertauschte, mit Hexen sich einließ und seines Seelenheiles verlustig ging. Der Reck konnte sich in eine Maus verwandeln und hat es öfter gethan.

18.

Der Wiesenjackl.

Eine Stunde über Kaltenbrunn steht der Hof Wiesen, darauf wohnte vor mehr als hundert Jahren ein Wilderer, welcher durch Teufels-

bündnisse Wunder vollführte. Man hieß ihn nur den Wiesenjackl. Er hatte weiche Kugeln; wenn er eine solche weiche Kugel lud und schoß, konnte er so weit er wollte treffen, und wenn er in ein Rudl Gemsen schoß, so fielen just so viele, als er wünschte.

Auch konnte der Wiesenjackl durch Handzeichen und durch stampfen mit dem Fuße das Wild festbannen, „gfrorn" machen. Einst machte er viele Gemsen gfrorn, da sahen aber die andern Jäger, wie den armen Thieren die Augen voll Thränen standen, worüber sie sich entsetzten und diese Kunst nicht lernen mochten.

Der Wiesenjackl betrieb noch mancherlei schlimme Künste; einst aber fiel er in eine Kluft, und glaubte sich rettungslos verloren. Da faßte er Reue über seine Sünden und betete so von Herzen, daß ihn wirklich Gottes Gnade erhörte. Er kam aus dem Spalt, und wanderte alsbald in Folge eines Gelöbnisses mit bloßen Füßen baarhaupt bis nach Maria von Kaltenbrunn, wo er mit erfrorenen Gliedern ankam, darauf als Eremit strenge büßte, nachdem früher ein anderer Eremit den Teufel von ihm weichen gemacht hatte, der auf den Wiesenjackl paßte, und so starb zuletzt der Wiesenjackl noch gut und selig. Auf seinem Grabe zu Kaltenbrunn steht noch heute ein Stein mit folgendem Reime:

„Hier liegt ein Wildschütz, unverdrossen
Hat er über 1300 Gams geschossen,
Wie auch viel Fuchs und Hasen
Und verthut damit sein eigen Wasen."

Wasen steht hier für „Anwesen" oder Bauerngut; denn der Wiesenjackl hatte sein schönes Gut durchs Wildern vernachläßigt und endlich vollends ganz verthan; es wurde in der Gant verkauft.

19.

Der Matz-Lauter.

Aehnliches, wie von den Wetterhexen am Mannereck und St. Pancraziusberg (s. Hexensagen 14), wird aus dem Leben eines berüchtigten Schwarzkünstlers erzählt. Das war der Matthias Lauter, insgemein der Matz-Lauter genannt, der aus Brixen gebürtig war, und bei Latzfons am Berge wohnte. Er war überall gefürchtet, denn er machte Zaubereien, welche kein anderer Mensch je ausführen konnte. Noch leben viele Leute in jener Gegend, die ihn kannten, und vieles von ihm erzählen.

Der Matz-Lauter fanggirte in der Gegend umher, weil er nirgends Ruhe hatte, betrat die Hütten der Bauern, welche ihm gerne gaben, was er verlangte, nur um seiner ledig zu werden und weil er eine grauenhafte Erscheinung war. Bisweilen gab er wohl einiges von seinen Künsten zum Besten.

Einmal machte er in einer geräumigen Bauernstube in jeder der vier Ecken ein anderes Wetter zu gleicher Zeit. In einer Ecke schien die Sonne; in der zweiten war es düster und pfiff der Wind; in der dritten regnete es sanft, und in der vierten blitzte, donnerte und hagelte es. Ein andersmal zwang er Hennen, die sich jenseits des Eisackthales befanden, zu ihm herüber zu fliegen und Eier zu legen, mit denen er die Bäuerin, welche gastfrei gegen ihn gewesen war, beschenkte.

Seine Wunderkraft, so glaubte man allgemein, müsse er vom Teufel haben, indessen wurde man dabei etwas irregeführt, denn gerade er plagte und peinigte den Teufel am ärgsten, und man berichtete für ganz gewiß, daß der Matz-Lauter einst den Teufel zwang, durch eine furchtbare Wildniß, in der keine Ziege fortkommen konnte, einen Weg zu machen, und zwar mit solcher Geschwindigkeit, als er mit einem schnellen Pferde nachreiten konnte. (Nachhall einer Theophrastsage.)

Ein anderesmal mußte ihm der Teufel einen glatten, ungeheuren Baumstamm unten auffangen, welchen er über eine Felsenwand, mehr denn tausend Klafter hoch, hinunterwarf.

Als Wettermacher war der Matz-Lauter höchst gefürchtet, denn er selbst gab zu verstehen, daß er als Feind der Menschen alles aufbiete, um ihnen zu schaden, und bekannte, daß nur das Läuten der geweihten Glocken seine Macht hemme. Man kennt in dortiger Gegend überall das Sprichwort noch, welches er stets im Mund führte:

> „Wenn die Tonnig-Moosgrillen und der Lai'ner-Stier, und die Latzfonser-Muaspfann und die Peterer-Goasschelle nöt war'n, wollt i mit dem Bergl schun achi fahr'n."

Unter Tonnig-Moosgrillen verstand er die Glocken der heil. Antonius-kapelle bei Feldthurns, unterm Lai'ner-Stier die Glocke von Laien, unter Latzfonser-Muaspfann die große Glocke von Latzfons, und unter Peterer-Goasschellen das schrillende Geläute der Kapelle zum heil. Petrus, eine kleine Wallfahrtskirche eine Stunde von Latzfons. Dieses Geläute ist in nächster Nähe seiner Wohnung gewesen ($^1/_2$ bis 1 Stunde entfernt); sonst hätte er schon längst das ganze Gebirge über Latzfons mit Bauernhöfen nach Klausen hinabgeworfen, das meinte er durch den Ausdruck: „wollt i mit dem Bergl schun achi fahr'n".

20.

Der Oberleitner in Terenten.

Zu Terenten im Pusterthale liegt ein Gehöft, welches der Oberleitnerhof heißt, dessen Besitzer vor vielen Jahren lebte, und als der alte Oberleitner im ganzen Umkreis des Gebirges bekannt war.

Dieser Oberleitner war auch ein Schwarzkünstler und nebenbei ein

gewaltiger Wildschütze, der gern über das Gebirg in die wilden Felsenthale des Stillupp- und Floitenthals auf Steinböcke auszog, und viele erschoß. Er hat auch in der That und leider die letzten mit seinem Stutzen weggestutzt. Einmal war er drüben mit einem Kameraden und sagte zu dem: Ei, da schau mal, mein Weib stellt just das Schmalz über das Feuer, um Krapfen zu backen; sie is heunt just nöt gut gelaunt; da müssen wir schon zu Essenszeit anlangen, sonst kriegen wir einen Ausputzer. — Ja, meinte der Andere, da haben wir ja anderthalb Tag' zu laufen. — Noan, noan, meinte Oberleitner, und wie sich die Leute auf dem Oberleitnerhof zum Essen setzten, gehen auch diese zwei bei der Thüre hinein. Natürlich konnte das nicht zugegangen sein, allein wie es geschehen, ist auch nicht zu sagen. Denken kann sich's jeder schon, daß es mit des Oberleitners Kunst zugegangen ist.

Auf dem Zugebäude des Oberleitnerhofes ist noch heute ein altes Gemälde, welches eine Geschichte des frühern Besitzers, der ein leidenschaftlicher Jäger war, festhält, und welches den Beweis liefert, daß das „Festmachen" kein eitel Jägermärchen ist. Der Oberleitner arbeitete im Feld, er sah nahe bei der Eidechsspitze Hirsche. Er befahl dem Knecht, die Büchse zu holen. Dieser lachte aber und meinte, da werden dieselben wohl davon laufen, bis er so weit hinauf „kraxeln" könnte. O, die hab ich schon fest gemacht! sagte der Oberleitner. Und richtig, sie blieben feststehen, bis er oben war, und konnte auf jeden einzelnen ruhig anschlagen und sie niederschießen.

21.
Noch mehr Wunderdoctoren.

Wenn man von allen Wunderdoctoren Tirols erzählen wollte, würde es ein Buch für sich allein; gab und giebt es doch im Landl sogar auch Wunderdoctorinnen, und wo gäbe es die nicht? Sie dürfen nur nicht in allen Ländern doctoriren, thun es aber doch oft heimlich.

In Völser-Aicha war der Bauer Kumpatscher, der konnte g'froren machen; er saß auf dem Harderhof.

Auf dem „Ritten" war der berühmte Pircher, der „bringen machen" vermochte, ein Paar alte Wunderbücher besaß, wofür ihm ein Herr aus Botzen 2000 Gulden geboten hat, und die Kranken oft ganze Tage lang warten ließ, bevor er sie anhörte; dann aber machte er sie schnell gesund.

Der Veitl im Pusterthale kurirt verherte Kühe und „macht 'sbringen".

Zu Latzfons lebt ein altes, aber noch beinfrisches Weibele, eine weit und breit berühmte Bauerndoctorin, man nennt sie nur die „Mühlelin". Sie holt alle Kräuter, die sie den Kranken giebt, selbst vom Gebirge, kurirt besonders Scrophelkinder, und kurirt, daß es eine Freude ist. Ihre Ziehetochter soll ihre Nachfolgerin werden, und ihre Geheimnisse erben.

Auch im Bregenzerwalde ist ein solches Doctorweibele seßhaft.

So steigen aus der Vergangenheit die alten Schwarzkünstlersagen in die Gegenwart nieder, und verjüngen sich in ihr gleich denen von den Göttern, und nehmen niedrige Gestalt an.

I.

Oertliche Sagen von Venediger-Manndeln, fahrenden Schülern und Schatzgräbern.

1.

Das Venediger-Manndl auf dem Sonnwendjoch.

Vor Alters kam alljährlich ein dunkel gekleidetes Männlein aus Venedig, welches, wie es viele seines Gleichen im Brauch hatten, Goldstufen und Goldsand, ja auch Goldstaub aus den Quellen und Bächen sammelte, und stets bei letzteren in den Thalengen, besonders am Sonnwendjoch, arbeitete.

Es kam im Frühjahre und zog im Herbste ab, war ein gutmüthiges stilles Manndl, und blieb jedesmal, wenn es heimreisete, beim Senn in der nahen „Kothalpe", beim Sonnwendjoch, über Nacht, welche gegenwärtig dem Wirth zu Reit, Praxmarer, und dem Wirth zu Rothholz, Esterhammer, gehört, und zunächst „den Kögeln" (Berge) liegt, welche sich im herrlichen Achenthalersee spiegeln.

Es traf sich einst, daß der alte ehrliche Senn von der Kothalpe starb, und an seine Stelle ein verschmitzter alter Bösewicht kam.

Das Venediger-Manndl kehrte wie gewöhnlich wieder zum Nachtlager zu, jedoch der neue Senn, vom Teufel der Habsucht verführt, wollte dasselbe während der Nacht umbringen, und sich den Reichthum aneignen; aber der Hirtenbub wußte den Schatzgräber zu warnen, so daß er sich retten konnte.

Seit dieser Zeit kam der Venediger nicht mehr; der Hirtenbub wurde später Knecht im „Isarwinkl" in Baiern. Da traf ihn das Loos, daß er einberufen wurde, und nach Italien marschiren mußte. Sein Regiment wurde nach Venedig gelegt.

Nach einigen Tagen schlenderte der Soldat neugierig an einigen schönen Palästen am Canal grande vorbei, als er aus einem Fenster des ersten Stockes beim Namen gerufen wurde, und man ihm hinauf zu kommen winkte.

Er stieg sogleich über die breite Marmorstiege empor, wo ihn ein edler Venediger in schwarzer Sammetkleidung empfing, der ihn in ein wundervoll prächtiges Zimmer führte, auf einem Sopha ihn Platz nehmen ließ, sich zu ihm setzte und begann: Ihr habt vor Jahren einem Venediger in der Kothalpe das Leben gerettet, Ihr sollt nun belohnt werden; daher begehrt, Ihr sollt alles haben, was Ihr wollt. — Laß das gut sein,

lieber Herr! antwortete der Soldat, ich that nur meine Pflicht; dafür wird der Himmel sorgen, ob ich Lohn verdiene oder nicht.

Diese Antwort schien den Venediger sehr zu erfreuen, er nahm den Jüngling bei der Hand und sprach: Das zeigt mir, daß Du ein echter Tiroler bist. Er ging nun in ein Nebenzimmer und kam bald darauf ganz so wieder heraus, wie er als „Venediger-Manndl“ in der Kothalpe aussah. Der Soldat erkannte ihn nun und hatte große Freude und wurde zutraulich.

Nun wiederholte der Venediger abermals das Anerbieten von Geld und Reichthum, aber der Soldat lehnte es wieder ab, und sagte: Gesundheit und Zufriedenheit ist mein Reichthum und diesen wird mir der liebe Herrgott bescheeren, so lange er es für gut findet. Einen Wunsch aber hätte ich wohl, und dieser wäre, daß ich vom Militär ohne zu desertiren nach Isarwinkel fahren könnte, wo ich mein Schatzerl habe, ein Mädl wie Milch und Blut.

Der Venediger hatte diesen Wunsch kaum gehört, als er sogleich ein großes weißes Tuch herbrachte, in welches ein Mantel eingehüllt war.

Er nahm den Mantel heraus, und legte ihn dem Soldaten über den Rücken, und schlug das weiße Tuch auch noch darüber. Auf einmal fühlte der Soldat sich in die Luft gehoben. Grüß' mir Deinen Schatz! hörte er nur noch den Venediger nachrufen; denn pfeilschnell flog er aus dem hohen Fensterbogen — wie sie in Venedig gebräuchlich sind — fort, das weiße Tuch breitete sich wie eine weiche Wolke aus, trug ihn sanft, und ließ ihn bei dem Hause seines Mädchens nieder. In der Manteltasche fand sich ein reicher Brautschatz.

Das Glück verließ den Burschen nimmer. Er wurde bald ein glücklicher Gatte, kaufte sich vom Soldatenstande los, und hat sein Abenteuer oft genug erzählt.

2.
Die Goldbrünnlein.

Wenn man von Schmirn gegen den Kasererberg hineinkommt, ein Weg von $1^1/_2$ Stunde, sprudeln am Fuße des Schmirnerferner einige Quellen hervor, welche die Goldbrünndln benannt sind, und Gold führen sollen.

Hierüber weiß man vielerlei Wunderbares zu erzählen, besonders auch das, daß in frühern Jahren Venediger und Juden (Goldjuden genannt) sich vieles Gold daraus geholt hätten. Sie gruben kleine viereckige Kästen (Teichl) in die Erde und leiteten die Goldwässerlein darüber, Goldkörner und Goldstaub sank darin zu Boden, welche sie dann jährlich zweimal leerten.

Im Jahre 1849 fanden die Hirten alldort ein solches Teichl, welches durch eine Abrutschung im Frühjahr ausgegraben und zu Tage gebracht wurde, seitdem ist diese Sage wieder lebendiger als je im Thale verbreitet.

Der Wirth im nahen Orte Kasern, „der Schirmerwirth auf Kasern“ genannt, weiß hievon mehr zu erzählen.

Ohnweit der Alpe „Steinkaser“ quillt neben dem „Oberberg“ auch ein Goldbrünnlein. Ein Hirte hat in demselben einmal ein Tröglein entdeckt, das ein Venediger da zurückgelassen. Wasser war darin, Schlamm und Steingries auch, Gold aber nicht.

Nicht weit von einer Schäferhütte am „Vorbergersee“ quillt das Schwarzbrünndl, eine schwache Quelle. Auch diese soll, gleich unzähligen anderen, vor Zeiten Gold geführt haben.

Auf der Latzfonser-Alpe bei Klausen zeigen die Hirten dem Wanderer gerne eine von ihnen sehr hochgehaltene Quelle, und erzählen, wie vordessen aus ihr ein Venediger-Manndl schreckhaft viel Gold von dannen getragen. Das Manndl war in ein schwarzes Sammtröckl gekleidet, aber sehr finster, und Niemand hat gerne mit ihm reden mögen.

Auch an der schönen Alpe „Hinterkaser“ zeigt man noch von den Venediger-Manndlen leider ganz ausgebeutete Wasserquellen, zu denen man vom Kaserbache aufsteigt.

Ueber Hötting beim Bergfall hat man vor alten Zeiten am Rauschenbrunnen auch ein Männlein angetroffen, welches dort eine heimliche Goldwäsche hatte, und den Goldsand auffing und von dannen trug.

Und so ließen sich noch gar viele Quellen namhaft machen, wie von anderen deutschen Gebirgsquellbrunnen auch, welche die Sage goldführend nennt, und an welche sie Venediger Goldsucher versetzt. Und allen diesen Sagen liegt eine Wahrheit zum Grunde; das Gold war wirklich da. Einiges Gold liegt in jedem Gebirge; einzelne Theile desselben entführten dem tiefen Erdschooße die Quellen im Laufe der Jahrtausende; es lag lange in den Quellrinnen — da lernte man es suchen und finden, und suchte und fand so lange, bis nichts mehr sich finden ließ.

3.

Der Goldsucher auf dem Hofe Tendres.

Zwischen Reschen und Nauders liegt der Hof Tendres, darauf lebt noch der alte Tendreser Bauer, der erzählte Wort für Wort:

„Jedes Jahr im Herbst kam ein Venediger-Manndl, in dunkelm aber oft zerrissenem Gewande, wie ein Bettelmännlein, das auf meinem Hofe über Nacht lag, am andern Morgen gegen den grünen See hin bis an die Schweizergrenze ging und Abends wieder zurückkehrte.“

„Da ich nicht begreifen konnte, was dieses Bettelmännchen in dieser Gegend alljährlich zu suchen habe, und da es in einem Tage weder Alpen noch Hütten oder Höfe erreichen konnte, wo sich etwas erbetteln ließ, so ging ich ihm nach und fand es am grünen See bei einer Quelle, wo es eben den Sand aus einem hölzernen Troge, in welchen die Quelle hinein rann, herausnahm, und in seinen Sack schüttete.“

„Ich dachte mir nun: Warte, warte, Männchen! ich werde Dir dieses Geschäft erleichtern, und vor Deiner Ankunft den Trog ausleeren."

„Ist der Sand etwas werth, so kann ich ihn auch brauchen, und wäre er nichts werth, so würdest Du nicht jährlich hieher kommen und den Sand holen."

„Im nächsten Jahre gegen den Herbst ging ich zur Quelle, deckte die Steinplatten vom Troge ab und fand ihn voll Goldsand. Ich machte mich, obschon er sehr schwer war, damit nach Venedig, wo ich einem reichen Herrn denselben zum Kaufe anbot. Der Mann schlug die Hände zusammen und sagte: O Du reicher Mann! Ich habe nicht so viel Geld, um das Gold zu bezahlen. Aber gehe hinab in jene Gasse, dort findest Du ein großes, aber verschlossenes Haus; klopfe an, und dort wird Dir der reichste Mann von Venedig aufmachen, und Dir Deinen Sand abkaufen. Als ich in die Nähe des Hauses komme, ruft schon von weitem eine Stimme aus dem Palaste herab: Tendreser Bauer! komm herauf mit dem Gold! Ich begriff nicht, wer mich so weit von der Heimath kennen sollte, ging hinauf in das Haus und fand darin eine Pracht und einen Reichthum, daß mir völlig die Augen weh thaten. Als ich in das Zimmer zum Herrn hintrat, fand ich auf einem goldenen Sessel sitzend das Bettelmännchen, das so oft bei mir über Nacht gelegen. Er stand auf, drohte mit dem Finger und sagte: Du hast nicht ehrlich gehandelt, da Du mir meinen Trog ausgeräumt hast. Weil Du mir aber oft zu essen und Nachtlager gegeben hast, will ich Dir für dieses Gold, das mein gehört, doch einen kleinen Taglohn geben. — Er gab mir für jeden Tag, den ich auf der Reise war, ein Goldstück, dann hielt er mir einen Spiegel vor; ich sah darin meinen Hof Tendres, und Weib und Kinder auf dem Felde arbeiten, kurz alles so, wie wenn ich vor meinem Hof stände; dann drehte er den Spiegel um, und ich sah die Quelle am grünen See mit dem Troge, dann wischte er über den Spiegel und sagte: Jetzt geh nach Hause, und Du wirst weder Quelle noch Trog mehr finden."

„Und so war es auch. Als ich nach Hause und zum grünen See kam, war es mir nicht mehr möglich, die geringste Spur von jener Goldquelle zu finden." — Es ist eine schöne phantastische Gegend, die, zwischen Reschen und Nauders.

4.

Die Pfrillen.

Zu hinterst am Krummbach bei der Gerlos liegen drei kleine Bergsee'n, wovon einer noch Millionen von „Pfrillen" enthält, eine sonst beliebte Fischgattung. Aber kein Mensch im ganzen Thale ißt davon, weil sie von einem „Venediger-Manndl" hinverpflanzt wurden, und die Eigenschaft besitzen, daß sie den davon Essenden eine langsame Abzehrung bringen.

Die Sage kündet von diesen Pfrillen, daß vor alten Zeiten ein dortiger

böser Bauer die Nachbarn sämmtlich vertilgen, oder „zur Sterb bringen" wollte, ohne Aufsehen, um nach und nach das ganze Thal zu bekommen, und daß er sich durch den Venediger ein solches Giftstückl machen ließ. Sein sündhaftes Thun aber hat ihm schlechten Lohn getragen, denn er steckt nun als Verdammter drunten im See, und die Pfrillen fressen fort und fort an ihm, weil sie außerdem keine Nahrung drunten bekommen, und was sie ihm abfressen, wächst immer wieder nach, wie in der antiken Göttersage die Leber des Prometheus. So lange nun der Glaube an diese Nahrung der Pfrillen im Volke lebt, ist es keinem Menschen zu verdenken, wenn er auf deren Genuß verzichtet.

5.

Der beschriebene Stein und die Seeschlange.

Zu hinterst des Vigarthales im Unter-Wippthal-Gebiet steht ein riesiger Steinblock, hoch und breit, wie ein dreistockiges Haus, in welchen verschiedene Zeichen und Buchstaben eingegraben sind, die nicht mehr zu deuten. Das ganze Thal war einst ein Alpensee, seine Vertiefung heißt noch jetzt „Seegrub", und im Hintergrunde liegen unterm Abhange des Glunkezers die fünf kleinen dunkelgrünen Vigarsee'n, aus denen der Mühlthalbach fließt, der etwas weiter vor einen schönen Wasserfall bildet. In einem der See'n, der Blausee geheißen, ruht ein Goldschatz, der bisweilen blüht. Der Schallerwaschtl von Tarzens hat ihn einmal blühen sehen, und da er eine Art Bergknappe war, stets allerhand im Grind hatte, und überall herum knappte, so dachte er auch diesen Schatz zu heben. Daher kam ihm ein „fahrender Schüler" oder Student just gelegen, der einen Bergspiegel (was man in Deutschland Erdspiegel nennt), eine Zeig- oder Wünschelruthe und ein Zauberbuch hatte. An diese drei Stücke hing der Schallerwaschtl sein letztes Geld, und der Student grub in jenen Stein die magischen Zeichen. Der Schatz wurde nun beschworen, da kam aus dem blauen See eine unthümlich große Schlange, zehn Schuh lang, und so dick wie ein Menschenschenkel, das mochte vielleicht der Schatzhüter sein; sie hatte einen Kopf, so dick wie ein Butterschaff, und fuhr auf die Beschwörer los, diese aber rissen aus wie Schaafleder, und für sie hatte der Schatz nun einmal nicht geblüht, das war ausgemacht.

Die große Schlange dieser Gegend ist aber eine nahe Muhme zu der bekannten Seeschlange, die von Zeit zu Zeit im Meere der Zeitungen, wenn es recht politisch windstill ist, auftaucht. Selbige erstere ließ sich 1849 in der Nachbarschaft der Wegscheideralpe von dem Stiels Hans, Bauer zu Patsch, sehen, der auch vor ihr davon lief. Im Jahre 1856 sah sie am Herz-Jesu-Sonntag der Melcher Franzl auf derselben Alm im Mösl am Bach beim Waldele. Sie schwamm im Bach abwärts, stieg dann

heraus ins Moos und rückte auf den Wegscheiderfranzl zu, der lief geschwind davon und kam todbleich zu dem Hirten auf der Alm. Der Kühbub sah sie zweimal, am Peterstag und zuletzt am Montag den 14. Juli 1856. Er heißt Franz Anker aus Patsch. Seitdem haben sie drei geladene Büchsen in der Hütte, haben die Löcher unter Hütten und Häg gut verstopft. Man soll sie öfter im Moos vor einem Hochwetter sehen; wenn's recht warm ist, kriecht sie gerne im Wasser des Baches, der allda ganz ruhig läuft und Möser bildet. Sie spürt das Wetter. Schleicht gerne beim Bach unter den großen dortliegenden beschriebenen Stein. Der Doll Natz (Nagiller mit Schreibnamen), Bauer zu Tarzens, ein sogenannter „der viel versteht", hält sie für den Schatzwächter und war heuer schon dort, meint sie mit einem großen Angel zu fangen. Ein Naturforscher war auch dort, um sie als große Wasserschlange zu schießen. Was er aber geschossen hat, verbietet die Sittsamkeit zu nennen.

6.

Das Zauberbuch.

Im Pusterthale starb einst ein Jäger, dessen Ur-Ahnl sich von einem fahrenden Schüler ein großes Zauberbuch verschafft hatte, und wegen seiner Bannkünste (er konnte sowohl sich als andere fest machen, und traf alles sicher, was er nur wollte) absonderlich berufen war. Er hatte alles aus jenem Buche gelernt, welches als geheimes Vermächtniß seit einem Jahrhundert vom Vater auf den Sohn überging. Daraus wußte er viel Künftiges zu deuten, ja sogar seinen Tod, und das ging also zu:

Im Winter spürte der Jäger sich unpäßlich und lag hinterm warmen Ofen. Eine Kuh, die er besonders pflegte und lieb hatte, brachte ein Kalb. Er fragte angelegentlichst die Magd, was das Kälbchen für eine Farbe habe? Sie sagte, daß es schneeweiß sei. Als er dieses vernahm, sprang er auf, sperrte sich in die Kammer und brachte bald einen Pack Schriften und allerhand Zeichen und Bücher und warf alle in die Flammen des geheizten Stubenofens, die er tüchtig anschürte. Auf dieses alles legte er noch jenes dicke große Zauberbuch. Während diese Dinge verbrannten, floß aus den Blättern des Buches ein Blutbächlein heraus und zischelte sonderbar in den züngelnden Flammen. Der Besitzer starb kurz darauf und somit waren alle seine Kunstgriffe seinen Erben für immer verloren.

7.

Irregang.

Auf dem Weg von Innbach nach dem Eben zu ist der wohlhabende Bauer Wallner von Innbach (er lebt noch, ist jetzt siebzig Jahre alt, noch

sehr munter und brav) Baumrinden kaufen gegangen, um Loh für die Gerber zu machen. Das war im Jahre 1814.

Wie er den Berg hinauf geht, so ist ihm alle Augenblicke der Weg unbekannt vorgekommen, wo er doch jeden Stein kannte, und es war ihm ganz eigen zu Muthe, weil er auch in die Irre geführt wurde, bald da bald dort ab vom Pfade.

Er ging fort, immer aufwärts hin, und schon 4½ Stunden war er am Weg und doch noch nicht nach Eben gekommen. Da findet er endlich am Berg ein Manndl auf dem Moosboden sitzen, im grauen Gewand, welches ein Jagdgewehr an der Seite liegen hatte; das Manndl sagt: Guten Morgen! wo denn heunt hin? heunt hin? Sagt der Bauer: Rinden kaufen, aber ich glaub', ich bin nicht auf dem rechten Weg. Sagt das Manndl: O ja, Du hast oft gnua den rechten Weg gemacht, werscht'n heunt wohl a haben!" Der Bauer ging weiter und nach einigen Minuten kommt er zu Felsenkluppen (Klammen), glitscht aus und fällt sich fast zu tod. Da unten kommt er später wieder zu sich, und fängt an, dem Manndl zu schreien; schreit aber vergebens bis spät Abends. Der Bauer schrie immer so: Hundert Gulden und einen Staar Waitzen! sonst brachte er nichts von sich. Die Nacht vergeht. Am anderen Tage schreit er bis Abends wieder so. So vergehen drei Nächte und drei Tage. Am letzten Tag war der Bauer so entkräftet, daß er einsah, wie aus dieser Klamm keine Erlösung zu hoffen sei; er macht daher Reu und Leid, betet und ergiebt sich in den Willen Gottes recht als ein braver Christ. Hat sich auch noch verlobt, wenn er dennoch gerettet würde, zu den armen Seelen im Volderer Walde zu gehen, und dann sank er um. Die Nacht geht vorbei, am Frühmorgen aber kommt er dennoch wieder zu sich und hört Menschentritte. Er nimmt die letzte Kraft zusammen und ruft: Hundert Gulden und einen Staar Waitzen! Zwei Bauernknechte, welche droben gingen, hörten ihn rufen; sie hatten glücklicherweise Stricke bei sich, um das Heu vom Berge zu ziehen, und riefen ihm hinab: Wo bist D'! Er antwortete: Da! und sie fanden ihn endlich tief unten. Sie mußten jedoch die zwei großen Seile zu einem zusammen binden, und dieses hinab lassen, und endlich wurde der Wallner heraufgezogen. Er hat die hundert und einen Staar Waitzen gegeben, und die Wallfahrt sogleich ausgeführt.

Ob es das Manndl ihm angethan hat durch Blendung — ob er auf eine Irrwurzel gekommen ist — das weiß er selbst nicht. Aber schneeweiß ist er am Kopf geworden, und vergessen hat er zeitlebens nicht die Angst und Fährlichkeit seines Irrganges.

8.

Die Wechselmünze.

Im Lande Tirol ist fast bei den meisten Bauern der Gebrauch, daß sie zu ihrem Gelde einen geweihten Benediktuspfennig, oder ein geweihtes Kreuzl,

besonders wenn es durch lange Jahre an einem Rosenkranz hing, oder auch drei Palmkätzchen von geweihten Palmzweigen hinzu legen. Eben so wird man bei den frommen Viehhändlern oder Fuhrleuten oder Marktleuten u. a. m. im Geldbeutel stets einen Benediktuspfennig oder ein Kreuzl finden.

Dieser Brauch stammt aus uralter Zeit, als noch die vielen herumziehenden obdachlosen Fremden, zum Theil mit Familien, dem Lande eine große Last, und sehr gefürchtet waren. Erstens kannte man diese Leute nicht, sie hatten fremde Tracht und Gesichtszüge und übten allerhand Schwarzkünstlerstücklein, wahrsagten aus der Hand, schlugen Karten auf, und ein Fluch von ihnen brachte namenloses Unheil, daher gab man ihnen überall aus Furcht, ja sie brandschatzten fast manche Häuser. Wer nichts gab, dem ging es schlecht, meist brannte dann das Haus ab. Man hieß sie Zigeuner, obgleich unter diesem Ausdrucke alle unbekannten Durchzügler, fahrende Schüler, Studenten und dergleichen, die Laninger oder Törcherartig herumstreiften, verstanden wurden. Die Hauptkunst von ihnen war „das Geldwechseln“ oder „d'Wechselmünz“. Es waren Münzen von Pfennig- bis Thalergepräge, welche sie bei sich trugen, und wenn sie ein solches Geld unter fremdes Geld zu bringen wußten, dann verschwand alles andere, nur die Wechselmünze blieb dort, das andere Geld jedoch kam in die Hände der Zigeuner und Streuner.

Daher kam es so weit, daß mancher einem Unbekannten niemals Geld verwechseln mochte, und manchen gibt es im Lande, der es noch nicht thut. Wem sich kein Geld in der Sparkasse erhalten will, der sagt: ich glaub ich hab einen Wechselpfennig in der Sparkasse gehabt; oder von einem, der nie Geld daheim hat, heißt es: der hat eine Wechselmünz daheim.

Ein Mädchen wurde Braut; am Wege fragte Einer den Andern: was bekommt sie für ein Heirathgut? Der Andere sprach darauf: von der Mutter das Mütterliche, vom Vater einen Wechselthaler! — Dieß war ein übles Nachreden, denn es wollte sagen nichts! wohl noch ärger ist solch ein Ausdruck, es bedeutete hier: daß dem Bräutigam Gefahr bevorstehe, daß sie ihn um sein Vermögen bringen werde — oder das Mädchen ein von der Mutter verzogenes Kind sei, welches für die Wirthschaft nichts tauge, was für eine Bauernschaft freilich sehr gefährlich ist; denn ohne eine brave Bäuerin kommt die Bauernschaft auf die Robl (geht zu Grunde).

Ein Achenthaler Kohlenführer, welcher Kohlen zu den kaiserlichen Schmelzhütten im Innthal fuhr, hielt am Ufer des Achenthalersee's still, und schlug sich ein Feuer. Da trat zu ihm ein fremder Mann in einem Soldatenrock, mit breitgekrämptem Wallachenhut, und bat, ihm einen Sechser (sechs Kreuzer) zu wechseln. Der Kohlenführer zog seinen Beutel, darin er einen Thaler und kleine Silber- und Kupfermünze hatte, gab jenem sechs einzelne Kreuzer, und warf den Sechser in den Beutel. Fast mit auffallender Eile entfernte sich der Törcher, und der Kohlenführer dachte: Sicher hat mich der Kerl

mit einem falschen Sechser angeschmiert, zog abermals den Beutel, den Sechser näher anzusehen. Das konnte er thun, der Sechser war da — aber alles übrige Geld war pfutsch.

9.
Der Wechsel-Achtzehner.

Zur Zeit als die Säumer über die Berge mit Saumrössern vom Südtirol mit Wein und Branntwein ins Nordtirol herüberfuhren, begegnete es einem Händler, daß von Jaufen herab gegen Sterzing zu, eine wandernde Zigeunerbande ihm begegnete und ein Mann der Bande gar schön bat, jener möchte ihnen für einen Achtzehner Kreuzer geben. Der Händler entsprach alsogleich dem Wunsche und warf den Achtzehner in seinen ledernen Fuhrmannsbeutel, wo er nahe bei dreißig Gulden darin hatte. In Sterzing verkaufte er Wein beim Adlerwirth, und mußte etwas herausgeben; aber wie er den Beutel öffnete, war alles Geld verschwunden, und nur der Achtzehner lag darin. Wie der Händler nun staunte, sagte ihm ein alter Schnapsbruder, der just am Tische zechte, daß er vom Zigeuner vermuthlich eine Wechselmünz erhalten habe — den Achtzehner solle er nur gleich verwerfen, sonst komme er noch um mehr, und erzählte ihm auch, daß es mit einem solchen Geld die Bewandtniß habe, daß es alles andere verschwinden mache und in die Hände desjenigen bringe, welcher die Wechselmünz hergegeben habe. Der Säumer lachte den Alten aus, und behielt seinen Achtzehner, steckte ihn aber ins Seitentaschl.

Nach seiner Heimkunft erzählte er die Geschichte den Nachbarn im Wirthshause, von denen einige jedoch auch schon etwas von Wechselmünz gehört hatten, und diese fragten ihn alsbald, wo er den Achtzehner aufbewahrt habe? Er sagte ihnen, daß er ihn in sein Geldkastl geworfen habe. Das könnt' halt doch gefährlich sein, — meinte der andere — denn man weiß doch nicht, was so ein Sakaravolk für Zauberkünst' versteht, und es kann Dir leicht auch das ander Geld zum Teufl gehen!

Dieß war dem Händler ein Floh ins Ohr, er rannte sogleich in sein Haus, das gerade über der Straße war, und kam ganz bestürzt zurück, brachte den Achtzehner, und erzählte, daß alle sein Geld verschwunden sei, und es betrage über zweihundert Gulden. Jetzt wurden alle nicht wenig aufgebracht über solche Bosheit und sie machten sich über den Achtzehner her, und schmolzen ihn beim Schmied im heißen Kohlenfeuer flüssig, dann warfen sie alles in den Wildbach hinein. Das geschmolzene Silber soll schrecklich gepfiffen und gesprüht haben — 's hat vermuthlich den Teufel selbst gezwickt und gebrennt, denn daß die Wechselgelder vom bösen Feind herrühren, darüber braucht keiner lange im Zweifel zu sein.

10.

Venediger Brutpfennige.

Eine ungleich bessere Münze, als die verrufene Wechselmünze, gaben öfters denen, die ihnen Gutes erzeigten, die Venediger-Manndl. Solche Münzen waren kleine, unscheinbare Pfennige, mit dem Löwen von San Marco auf dem Gepräge, meist sehr abgegriffen, und die alten Dogennamen auf der anderen Seite kaum noch lesbar. Wurde ein solcher Venedigerpfennig zu anderem Gelde gelegt, so nahm es niemals ab, wenn auch täglich etwas davon verausgabt wurde. Am anderen Tage war die Summe immer wieder vollzählig. Aber diese Brutpfennige dienten nur dem Guten und Redlichen, nicht dem Verschwender. So wie der Besitzer eines solchen Pfennigs zu unnützen oder gar zu sündlichen Zwecken Geld von dem Haufen nahm, so verschwand alsbald der ganze Zauber, und der Venedigerpfennig verlor seine sammelnde und erhaltende Kraft.

Vom bekannten Heckthaler gehen in Tirol nur wenige seltene und dunkle Sagen. Derselbe konnte nur durch den Teufel erlangt werden, durch Beschwörung um Mitternacht auf einem Kreuzweg, und unter sehr gefährlichen Umständen und Ceremonien.

11.

Schätze und Schatzheber.

In das Bereich der Venediger-Manndl- und fahrenden Schülersagen fallen auch noch die zahlreichen sagenhaften Mittheilungen über verborgene Schätze und deren Hebung, bei welcher letzteren die ersteren sehr häufig betheiligt erscheinen, besonders wenn von den flüssigen Schätzen, den Goldbrunnen (vergl. o. Sage 2) die Rede ist, aber außerdem nicht selten.

Schätze — diese Ideale irdischer Seligkeit, beschäftigten einst, wie zum Theil immer noch viele Köpfe, und wohl viele ehemals wohlhabende Männer leben noch im Lande, vom Almosen der Gemeinden unterhalten, die unglückliches Schatzgraben dahin gebracht, denn es ging ihnen, wie der anderen Hälfte solcher Bedauerungswürdigen, welche ihren letzten Heller auf „Hoffnungsbauten" ergiebiger Bergwerke verausgabten, und jahrelang gruben und schaufelten, daß man es kaum glauben kann, wie es möglich war.

In ihrer Leidenschaft vernachlässigten solche Männer ihre häuslichen Beschäftigungen, und standen unversehens am Bettelstabe, eben so überrascht, wie davon — daß sie nichts gefunden hatten.

Eins ist als unumstößliche Wahrheit anzunehmen, daß das sogenannte „Goldgraben und Schätzeheben" eine gleiche Leidenschaft werden kann, wie das Lotteriespiel der armen Leute, denen Gutmüthigkeit nicht, wohl aber vernünftige Ueberlegung fehlt, daher der vernünftige Bauer Schatzbann und

Traumbücher aus dem Fenster oder ins Feuer wirft, und sich um den Haussegen an den Himmel wendet.

Die Ursache, daß die edlen Metalle der Bergwerke nicht mehr angetroffen werden, sieht die Sage darin, daß sie versanken, besonders wegen dem Glockengeläute; mit den Schätzen hat es eine andere Bewandtniß.

Die Schätze können in der Regel gehoben werden, daher nur das Wann und Wie zu erforschen ist, welches sich aber meistens zur Unmöglichkeit steigert.

Schätze sind in allen Theilen des Landes vorhanden; auf den Bergen, im Thale, unter Felsen, Bäumen, im See, auch im Keller, unterm Heerd und hinter Mauern. Vor allem sind es die „Ruinen" der einst mächtigen Burgen, in welchen die Schätze in verschiedener Form ruhen.

Jede alte Burg hat ihre Schatztradition aufzuweisen; einst war es mit den Burggeistern eben so, diese sind ziemlich verschwunden (erlöst), nur die Schätze blieben unveränderlich ruhen.

Unter der Schloßruine zu Thaur liegt ein großer Schatz verborgen, nicht weniger als neun große goldene Kegel und dazu eine goldene Kugel. Auf diesen Schatz haben seit Jahren in den dortigen unterirdischen Gängen Leute gegraben, nun sind die Gewölbe fast alle eingefallen.

12.

Das Kegelspiel der Margarethe Maultasch.

Ein goldenes Kegelspiel ist auch im Schlosse Maultasch bei Terlan verborgen, welches alle hundert Jahre „blüht", d. h. durch einen Glanz auf der Oberfläche der Erde sich anzeigt, wo man hinuntergraben müßte, den Schatz zu heben.

Beda Weber erzählt hievon ausführlich in seiner Beschreibung von Tirol, daß das Kegelspiel der Margaretha Maultausch gehört, und daß es ihr Jäger „Georg" gestohlen und vergraben habe, als seine Herrin zu Botzen 1363 das Land Tirol an Oesterreich abtrat. Als er es vergraben hatte, traf ihn zwei Tage darauf ein Schlagfluß, und niemand wußte darum. Er wandelt als Schatzhüter schwer gestraft umher; um Mitternacht stellt er die Kegel seufzend auf, wirft die goldene Kugel ans Schloßthor, dieses fliegt dann mit Krachen auf, und es treten heraus die alten Grafen von Tirol und Görz, manche mit Kronen auf dem Haupt, und Margarethe „die Maultasch" mit ihrem schimmernden Halsband. Sie kegeln — der unglückliche Georg muß aufstellen, aber die Kugel trifft stets seine Füße so schmerzvoll, daß er so laut schreit, daß mans über Botzen bis nach Sigmundskron hört.

Nur wer den Schatz hebt, der erlöset auch Georg. Es ist nicht so lange her, als einst zur günstigen Stunde ein Eierweib den Schloßweg hinaufging. Die arme Seele Georgs nahm ihr den Eierkorb vom Kopfe, und stellte ihn am Thurm nieder, wo das Kegelspiel vergraben lag. Auf

einmal sah man im Korbe zehn schwarze Kohlen statt der Eier liegen. Wirf geschwind einen Rosenkranz darauf, sagte der Geist. Allein sie hatte leider keinen bei sich, riß aber das Skapulier vom Leibe und warf es darauf. Leider auch vergebens, denn das liebe Frauenbild darauf war durch das lange Tragen verwischt worden.

So ging die Glücksstunde unbenützt vorüber, die zehn Kohlen, welche sich ins Kegelspiel von Gold hätten verwandeln sollen, wurden wieder gewöhnliche Eier, und erst nach hundert Jahren schlägt solche Stunde wieder. Der Geist ging weinend hinauf zum höchsten Thurmfelsen, und seufzte seine gewöhnliche Klage in die Lüfte:

„Wer will mich erlösen
Vom Bann des Bösen,
Muß in Schlosses Gründen
Neun Kegel und Kugel finden,
Die hab' ich der Fürstin gestohlen,
Die hab ich der Fürstin verhohlen!"

Hier hat sich die alte Riesensage vom Kegelschieben, wie in gar vielen Gegenden Deutschlands, zur Rittersage verjüngt, und die Romantiker haben das ihrige gethan, sie entstellen zu helfen.

13.
Schätzeblühen.

Wenn man von Hochlizum zu hinterst im Wattenthal ins „nasse Dux" hinübergeht, zeigt man dem Wanderer einen großen Hügel, wie ein Kohlenhaufen gebildet, in der Nähe des schönen „blauen See's". Vor sechzig Jahren ging ein Duxer, Hirte der nassen Dux-Alpe, hier vorbei, der öfter z'Nachts einen schönen Glanz da gesehen hatte, und sah dießmal den ganzen Kohlenhaufen voll Goldklumpen liegen, der so schön glänzte, daß er sich nicht getraute, näher zu treten und etwas davon zu nehmen, oder etwas Geweihtes darauf zu legen; er lief vielmehr auf die Alpe, und erzählte es seinen Kameraden. Wie diese mit ihm kamen, war nichts mehr zu sehen.

Aber seit damals sah der Hirte nicht ein einzigesmal das Schatzblühen mehr, weil er es ausgeplauscht hat.

In der Jaufenburg im Passeierthale liegt ein Schatz in Gold, Silber und Juwelenpracht unter den eingefallenen Gängen, mit welchem man ein Königreich kaufen könnte.

Im Schloß Maienburg liegt der Schatz im ehemaligen Schloßteich, jetzt sumpfiges Krötenwasser, der blüht sehr oft und wunderlieblich. Ein schwarzer Hund bewacht denselben.

Im Weiherburgerteich bei Innsbruck ruht ein goldener Schatz, welcher vor mehr denn 500 Jahren dort vergraben wurde, und zu gewissen

Zeiten in Form schöner Schlangen herumgeschwommen sein soll mit funkelndem Goldglanz. Dann wollte man einen Schatten, den ehemaligen Besitzer Langenmantel, um Mitternacht ächzend herumwandeln gesehen haben, einen Erlöser suchend, der ihm die langgehoffte Ruhe geben könnte.

Noch andere haben dort eine schatzhütende Schlange mit einem goldenen Schlüssel im Munde gesehen. —

Im Jahre 1681 kam das Jesuiten-Kollegium zu Innsbruck in den Besitz des Schlosses und der Güter von Weiherburg. Der Orden trat sehr energisch gegen den Aberglauben, gegen Hexereien und dergl. auf, sammelte die Zauberbücher und vernichtete sie zum Theil, daher konnte bald kein Mensch mehr Zauber ausüben. Die Patres bannten den Geist des Langenmantel auf der Weiherburg, und hoben seinen Schatz.

Im Innsbruck ganz nahen Schlosse Büchsenhausen ruht ein Schatz von schweren Thalern. Vor 140 Jahren blühte er ganz feurig unter einem Baume. Die Sache kam aus, wurde überall besprochen und reizte die Habgier der Schatzgräber. Selbst der Sohn eines vormaligen Besitzers, ein Student, und ein Studiengenosse desselben, gruben zur Nachtzeit fleißig nach, entblößten die Obstbäumewurzeln, daß die Bäume in Gefahr kamen, abzusterben, und es mußten förmlich Wachen gegen die unberufenen Schatzgräber ausgestellt werden, die planlos bald an diesem, bald an jenem Baume suchten.

Das Schatzblühen findet in jeder Sonnwendnacht überall Statt; man nimmt diese nicht nach dem Kalender, den 21. oder 22. Juni an, sondern am 23., dem Vorabende des Festes Johannes des Täufers. In dieser werden auch die Sonnwendfeuer auf den höchsten Bergspitzen entzündet.

Bei Arams aber, im Mittelgebirge ob Innsbruck, da blüht an einer alten verfallenen Bergwerkhalde, wo man es „zum Knappenloch" nennt, ein verborgener Goldschatz sogar am hellen Tage. Von weitem sieht man ihn im hellen Sonnenschein karfunkelartig glühen, geht man hinzu, so ist nichts an der Stelle.

Das blühende Schatzlicht ist bläulicht wie Weingeistflamme, oder grünlich, wie Johanniskäferschimmer, oder phosphorescirend, wie faules Holz.

Ueber Mittel zur Schatzgewinnung siehe ein Mehreres in der Abtheilung **Aberglauben.** Zuvor noch einige Schatzsagen.

14.

Der Schatzhafen.

Der Berg Jaudenstein liegt zwischen Schlitters und dem Weiler Gagering; dort war ein altes Weibsbild von Schlitters Holz sammeln auf den Jaudenstein gegangen, und zu einem Baume gekommen, wovon eine Wurzel hervorstand. Diese wollte sie abbrechen, hat sie aber nicht abgebracht, daher riß sie dieselbe aus, und hörte alsbald drunten einen lauten Ton,

als ob ein irdenes Geschirr gegen einen harten Gegenstand fiele und bräche. Die Alte bückte sich, grub nach und fand einen zerbrochenen Hafen, und einen Haufen Goldstücke darin. Die Finder in raffte inihre Schürze, so viel die nur fassen konnte, und wollte nach Hause eilen. Da fiel ihr ein, daß, wenn man einen Schatz findet, man vom Skapulier ein Fleckl, oder einen Rosenkranz darauf lege. Das wollte sie nun thun, fand aber den Ort nicht mehr, und ihr Gold war in eitel Laub verwandelt, während sonst nicht selten eine gegentheilige Verwandlung, des Laubes in Gold, berichtet wird. Der Schatzhafen soll noch immer am Jaudenstein stehen und bisweilen brennen.

15.

Die Blechplättlein.

Vor beiläufig 60 Jahren ging die Frau Maria Moser als Mädchen von 13 Jahren in der Frühe um 6 Uhr von Fallbach ob dem Venusberg im Vorarlberg vom letzten Hause hinab nach St. Nikolaus in die Frühmesse, in Begleitung der Schmankerburg'l, welche vor ein Paar Jahren gestorben ist.

Bevor man zur Schmiede kommt, steht beim „Zunterschmiedhaus" ein Wehrstein, da sahen sie beim Wehrstein einen großen Haufen von Blechplattln, und meinten, daß ein Pfannenschmied die verschiedenen Blechabfälle dahin geworfen hätte.

Die Maria Moser bückte sich und nahm vier kleine Blechl'n auf, ging in die Kirche, und betete andächtig; denn es war noch dazu St. Johannisfesttag. Am Rückweg von der Kirche sahen beide beim Wehrstein kein einziges Blech'l; zu Hause nahm Frau Moser die vier eingesteckten aus dem Sack, und siehe — es waren — vier schöne Frauenachtzehner von Silber.

Nun erst ging beiden ein Licht auf, und sie bedauerten sehr und äußerst, nicht den ganzen Schatz gehoben zu haben.

16.

Der Römermünzenschatz.

An der Poststraße von Imst nach Landeck liegt der Weiler Starkenbach mit sieben Häusern und einem Wirthshause am linken Innufer, in welchen der Wildbach gleichen Namens hineinstürzt. Rechts vom Weiler siebzig Schritte steht ein altes „Törchenhäuschen", in dessen Nähe manchmal ein Glanz bemerkt wurde, wie bei dem Knappenstollen bei Arams.

Dort lebt noch ein sehr braver, wahrheitliebender Bauer, „der Hirsl" (Matthias Staggl), den jedermann als kreuzbraven Mann kennt, welcher noch vor nicht gar langer Zeit, als er im gegenüberliegenden Walde arbeitete, dort den hellen Glanz deutlich sah. Es war ein grünliches Leuchten, dauerte aber blos einige Minuten. Dießmal war der Glanz so großartig, daß der

Hirsl sich aufmachte, und hinzu gehen wollte, obgleich er weit davon war; aber er merkte nach einigen Minuten, wie das Licht gleichsam als ein leuchtender Nebel zerfloß und verschwand. Man glaubte allda einen Schatz oder ein reiches Bergwerk verborgen. Auch ein Schönwieser Törcher, der zugleich Todtengräber ist, hat vor zwei Jahren in dortiger Gegend — im Feld ob Schönwies — einen Schatz blühen gesehen. Er ist nicht so sehr glaubwürdig, hat es aber dem Kurat als Wahrheit versichert.

Einige Männer von Starkenbach arbeiteten am 10. Oktober 1854 an dieser Stelle unter Aufsicht des Wegmachers Tschober. Der Arbeiter Rundl riß einen Rasen mit dem Grabscheit auf, und wie freudig erschrack er — nahe an 200 Stück silberne Münzen lagen zu seinen Füßen. Meistens gut erhaltene römische Münzen aus der Zeit der Kaiser Antonius Pius, Septimus Severus, Marcus Aurelius, Geta, Caracalla, Maximinus Aug.; auch von den Kaiserinnen: Faustina Augusta, Julia Augusta. Die Umschriften der Kehrseiten sind fast auf allen Seiten verschieden und deuten auf siegreiches Vordringen und andere glückliche Ereignisse, z. B. Marti Vict., Fortunæ Reduci, Felicitas, Providentia, Venus Genetrix, und nebstbei spielt die Juno eine hervorragende Rolle. Die Münzen sind alle gleich groß, fünf wiegen ein Loth. Nach diesem Funde an derselben Stelle des Glanzes wird Niemand mehr es den dortigen Leuten ausreden können, „daß die Schätze blühen“ — wenn man sie nur alle so mit Händen greifen könnte, wie diesen Römermünzenschatz! —

V.

Aberglaube.

Der Volksaberglaube Tirols ist eine überreiche Schatzkammer von mündlichen und theilweise selbst schriftlichen Ueberlieferungen, die noch immer vom Ahn auf den Enkel forterben, nicht völlig auszutilgen sind, und da, wo man sie mit frommem oder aufklärerischem Uebereifer mit Gewalt austilgen will, sich eben so tief in die Gemüther, wie in die Thalengen des Hochgebirges zurückziehen.

Dieser Aberglaube ist ein Riesenstoff, den völlig zu umfassen und ganz zu überwältigen, ihn in die Form eines Buches gleichsam einzubannen, wohl keinem gelingen wird, am wenigsten ist es möglich, ihn als einzelnen Abschnitt dieses Werkes erschöpfend vor Augen zu legen.

Geheimnißvoll und wunderbar erscheint dieser Aberglaube, wie in sternenklarer Nacht unter dem ewigen Gewölbe des Himmels die Zacken und Wellenlinien der Hochgebirge — dort glänzt von Fernern Mondlichtschimmer, dort blitzt es aus einer Thaltiefe herauf, dort lagern zu Haufen geballt die dunkelsten Schatten — die schweigenden Wälder in ihrer großartigen Ruhe, alles so ernst und still, so sicher, so unvergänglich.

Fast überall übt der Aberglaube Zauber, die Geisterwelt gehorcht ihm, die Menschenwelt ist ihm unterworfen, die organische, wie die unorganische Natur ist ihm zinspflichtig und stets dienstbereit.

Wo beginnen mit seiner Schilderung, und wo enden? Es giebt zu richtiger, volksmäßiger Auffassung des Aberglaubens eines Volkes so wenige Vorbilder.

Die Gelahrtheit, der hohe Ton, thun es nicht. Soll unser Volk verstehen, was ihm geboten wird, so dürfen wir nicht zu ihm in fremden Zungen reden, ihm nicht mit alt- und mittelhochdeutsch oder scandinavisch zu Leibe rücken, wie verdienstlich in Werken strengwissenschaftlicher Forschung diese Formen der Behandlung immerhin sein mögen. Nicht als ob es nicht auch sogenannte „populäre" Schriften über den Aberglauben gäbe; es giebt deren in Hülle und Fülle, aber sie machen einen, wenn man sie liest, durchaus nicht zum Geistseher.

Deshalb wird hier in völlig unbefangener Weise, ohne irgend welchen Anspruch, ein ganz selbstständiger Weg eingeschlagen, und wenn nicht alles, doch vieles aus unmittelbar ursprünglicher Quelle, aus dem Volke selbst,

mitgetheilt. Steht einiges schon da und dort irgendwo zu lesen, so schadet dieß nichts, doch abgeschrieben aus schon gedruckten Büchern wurde geflissentlich nichts. Vieles wird Vielen ganz neu sein. Manches, was da stehen könnte oder sollte, werden Kundige vermissen, aber sie mögen eben bedenken, daß die Ueberfülle dieser Stoffe nicht alles hier zu geben erlaubte. Wenn die Theilnahme dem Buche vergönnt, in einigen Jahren etwa „vermehrt und verbessert" wiederzukehren, wird vielleicht dem **Aberglauben** ein besonderer Band gewidmet werden können, oder dieser mit dem Bauernkalender verbunden, der einen großen Schatz der anziehendsten volksthümlichen Anschauungen auch auf diesem Gebiete bringen wird.

Mancher Aberglaube, der in andern Ländern allbekannt ist, findet sich nicht in Tirol, anderer ist dem Lande ausschließlich und vorzugsweise eigen; Verwandtschaft mannichfacher Formen, mit denen anderer, namentlich deutscher Länder, ist vielfach nachweisbar, kann aber hier nicht des breiteren verfolgt werden.

Zwei große Gruppen treten entgegen. Der Mensch in Beziehung zu sich selbst und zu seines Gleichen, und der Mensch in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur.

In der ersten Gruppe erscheint des Menschen seelisches Leben im Hinblick auf dessen Verbindung mit dem Aberglauben, Beziehungen zum Jenseits, zur Geisterwelt, zum Dasein nach dem Tode; dann zu Gesundheit, Krankheit, Tod, dann folgen Bräuche und Mißbräuche, Zauberübung und geheime Künste, bis zu todten Werkzeugen herab, durch deren Mithülfe nur allein ein Theil dieser Künste vollbracht werden kann.

Die Natur bietet in ihren organischen Reichen dem Menschen lebendige Werkzeuge zu oft nur vermeinten Künsten, zur Hut und Abwehr gegen feindlich-dämonische Einwirkungen. Der Thiere- und Kräuter-Aberglaube ist ungemein umfassend, doch selbst das starre Steinreich läßt sich nicht völlig ausschließen. Der Mensch, auch nur ein organisches Glied in der Reihe der Hervorbringungen der alma mater, obschon das höchste auf der Stufenleiter sterblicher Wesen, führt auch hier den Reigen an; sein Körper tritt in den Vordergrund, seine Körpertheile werden zur Mitleidenschaft, wie zur Mitthätigkeit des Aberglaubens gezogen.

Die große Copula zwischen diesen beiden Kreisen bildet der **Bauernkalender,** der aber mit der Fülle seiner altheidnisch-planetarischen, christlich-mythischen, d. i. legendenhaften, die ganze überirdische Welt und die ganze irdische Natur umfassenden Bilder hier nur in leiser Andeutung vorgeführt werden kann, und nothwendig als ein in sich abgeschlossenes selbstständiges Werk erscheinen muß.

Oertliche Sagen können in dieser Abtheilung nur sparsam eingestreut werden, und erscheinen dann gleich als Belege da wo sie hingehören, zu besserem Verständniß theils, theils zu angenehmer Abwechselung für Leser,

die für das Abstracte und rein Belehrende keine innern Organe haben, auf die aber doch durchaus nicht verzichtet werden soll.

Auch der Aberglaube hat als eine mächtig starke Wurzel am Baume des germanischen Mythus seine volle Berechtigung, und denen, die ihn blind schmähen und verfolgen, weil sie ihn nicht verstehen, oder ihn mißverstehen, sei das schöne, sinnvolle, auch für Tirol bedeutungsvolle Wort eines Schweizer-Dichters und Sagen-Sammlers, Ernst Ludwig Rochholz, an dieser Stelle zugerufen:

Um dem Himmel Licht zu rauben,
Steige in der Forschung Tiefen;
Gönne sanft dem Aberglauben
Seine finstern Nebelhauben,
Welche ihm sein Glück verbriefen.

I.

Der Mensch in Beziehung zu sich selbst und zu seines Gleichen.

1.

Erscheinungen.

Alles, was der ländliche Bewohner der Thäler und Berge Tirols zu erblicken vermeint, dem er in seinen Begriffen keine rechte natürliche Stelle anzuweisen vermag, und es sich nicht natürlich erklären kann, mithin alles, was man unter dem „Hereinragen der Geisterwelt in die Menschenwelt“ begreift, nennt er eine Erscheinung, d. i. ein Sichtbarwerden solcher geistigen Wesen, gegen die er Liebe und Ehrfurcht fühlt. Niemals erscheint der Teufel, oder ein Putz, oder ein Klamm-Mann u. dgl., wohl aber erscheinen Engel, Heilige und schon geläuterte oder in der Läuterung begriffene Seelen. So geht manche Tiroler Sage auf der Brücke der Erscheinung zur Legende hinüber, und manche dieser Legendenstoffe, die nicht aus Büchern geflossen, die das Volk sich selbst geschaffen, sind gar lieblicher Natur, unendlich fromm und kindlich.

Die Seelen verstorbener Freunde und theilnehmender Verwandter, die um der Liebe willen liebten; Gatten, Aeltern, Geschwister, deren Herzen innige Sympathie gegenseitig an einander fesselte, diese zeigen sich häufig schon vor dem Uebertritte in das verhüllte Jenseits den zurückzulassenden Lieben. Sie erscheinen bisweilen öfter und längere Zeit hindurch im Hause, oder auf dem Friedhofe, wenn die Zurückgelassenen betrübten Herzens am Grabe beten, und dann tröstet der vollendete Geist die Trauernden, und bittet sie, nicht zu weinen und zu trauern, weil er sonst im himmlischen

Paradiese nicht so selig sein könnte, wie ihm bestimmt ist, und daß es nicht gottgefällig sei, wenn sie sich nicht ruhig ergeben und dem Geist selbst sein Glück verkümmern würden. Da hat dann die Trauer bald ein Ende, der Verstorbene und die Hinterlassenen fühlen nur Freude.

Sehr häufig begegnen Erzählungen von Erscheinung abgeschiedener Seelen, welche denen, die für sie gebetet und Meßopfer für sie dargebracht haben, danken, und sich ihnen im Glanze der nun erlangten Verklärung zeigen.

In den Zwanziger Jahren geschah es, daß der Pfarrer zu St. Nicolaus bei Innsbruck zwischen dem Allerheiligen- und dem Allerseelentage Mitternachts erwachte. Er blickte vom Fenster nach dem Gottesacker hinüber, da sah er auf jedem Grabe Lichter brennen, auf manchem sogar deren mehrere, und alles voll Leute dort herumgehen. Damals war der Widum im Hause, welches jetzt der Kaufmann Handl besitzt, daher heißt man es noch jetzt „den alten Widum", von wo aus man, wie jedermann weiß, sehr gut in den Gottesacker sieht.

Der Pfarrer weckte die Häuserin und schalt sie aus, daß sie ihn nicht früher geweckt habe; es sei schon alles aufgezündet und bereit zum Umzug auf den Gräbern; denn er glaubte, er habe sich verschlafen.

Die Häuserin schaute auch beim Fenster hinaus, sieht, und wundert sich, und sagt: Es ist ja erst zwölf Uhr Nachts! aber der Geistliche geht bald sich anzuziehen, und in die Sakristei, zu der durch den Gottesacker der Weg führte. Wie er nun auf diesen kommt, ist alles finster.

Da hat ihn ein Schauer überfallen; er betete, und da schlägt es just zwölf Uhr. Dann kam der Nachtwächter vorbei und sagte zum Geistlichen: Das war eine merkwürdige, schöne Allerseelenbeleuchtung auf dem Gottesacker — er hatte es auch gesehen. Hierauf betete auch er einige Vaterunser für die armen Seelen.

In Beziehung auf die jenseitigen Strafen wurde schon oben bei den „armen Seelen", den „Klamm-Männern" u. dgl., der „heißen" und der „kalten Pein" gedacht. Die Tiroler Sage hat sich eines allbekannten Märchens, das überall anders lautet, bemächtigt und es landesüblich eingekleidet, es ist das Märchen vom Mann im Mond, und es lautet dasselbe:

Ein Besenbinder ging an einem Sonntage statt in die Messe, in den Wald, schnitt und band dort Besen, und pfiff. Da ist ein Geist zu ihm gekommen und hat gefragt: Feierst Du so den Tag des Herrn? Arbeiten und pfeifen, ohne eine heilige Messe! Darauf droht er ihm mit dem Finger und sagt: Willst D' brennen in der Sonn' oder frieren im Mond? Der Bauer sieht jetzt klar und deutlich, daß ein strafender Engel vom Himmel gesendet worden sei, und denkt sich: da nutzt kein Hinterthürl — hast gstohln, g'hört dir's henken! — und sagt: Wenn die Straf' schon sein muß, so will i lieber im Mond frieren. Wie er das gesagt hat, packt ihn der Geist und

fliegt mit ihm in den Mond, und nun friert er dort und hat einen Besen auf dem Kopf. —

Einer schon oben mitgetheilten Sage von der kalten Pein (Seite 158, 18) verwandt ist diese:

Im Dorfe Rum im Unterinnthal war ein Bauer, der stack bis über die Ohren in Schulden und die Kinder brachen ihm völlig das Herz, denn er konnte sie nicht satt speisen, weil er ganz ohne Verdienst war. Da ging er mit völlig verzweifelnden Gedanken in den Wald hinauf, wo ihm alsobald ein Mann in altfränkischer Tracht erschien, der ihn fragte, was ihm fehle? Der arme Bauer erzählte ihm sein Elend. Hoho! sprach der Andere: da kann Dir ja leicht geholfen werden. Ich will Dir Geld genug geben, und hast nichts anderes zu thun, als wenn Du gestorben bist, für mich die kalte Pein zu leiden. Was bekümmerte den Bauer die kalte Pein; ihm war nur daran gelegen, etwas zu bekommen, und als er jenen ausfratschelte, was die kalte Pein etwa wäre, und der Andere sich lustig stellte und sagte: So geht's Dir hernach wie mir, denn nichts geschieht Dir, als immer zu kalt wirst Du halt haben, so lachte auch der Bauer und sprach: Kälten dertrag' i leicht, nur der Hitz' bin i spinn'feind! und schlug ein. Als er heim kam, sprangen ihm die Kinder lustig entgegen, alle Milchschüsseln waren voll Geld. Der Bauer zahlte seine Schulden, blieb jedoch brav und fromm bis zu seinem Tode. Aber bevor er starb, ließ er sich Hose, Joppe, Haube und warme Handschuhe aus dickem Loden machen, und als er gestorben war, sahen seine Buben und die Nachbarn, wie er Abends beim Gebetläuten vom Hause im Lodengewand fortging hinten durch den Garten und das Gitter hinter sich schloß.

Die Leiche war natürlich nicht mehr zu finden. Er ist auf den Glunkezerberg gegangen, wer ihn sehen will, kann dort passen, und beobachten, wie es mit dem Leiden der kalten Pein ausschaut.

2.

„Voarweiling" oder „Fürweiling".

Voarweiling heißt in Tirol jenes Ahnungsvermögen gewisser Leute, welche den Tod anderer oder ihrer selbst vorausbestimmen.

Ein solcher Mann war „der Zacherl" in Imst, oder der Zacharias Gstrein, Büchsenmacher, welcher im Jahre 1852 im neunzigsten Lebensjahre gestorben ist. Er war ein redlicher Mann, von der ganzen Gemeinde sehr geachtet, und hat die Sterbetage von Bekannten so genau angegeben, daß sogar gerichtliche Untersuchungen deshalb Statt fanden.

Am unliebsten war ihm diese Wissenschaft selbst, er machte sogar ein Gelübde, damit ihm die merkwürdige „Voarweiling" genommen werde; er verlobte nämlich gewisse tägliche Gebete und daß er mit einem jeden Ver-

storbenen vom Markte Imst als frommer Leichenbegleiter gehen wolle, was er auch unverbrüchlich gehalten hat.

Er hatte seine Wohnung nahe am Friedhof; wenn er Nachts durch das Fenster darauf hinaus sah, bemerkte er den Leichenzug derjenigen Person, welche zunächst sterben mußte. Anfangs glaubte er selbst nicht daran, sondern hielt alles für ein Gesicht reger Phantasie; als er jedoch nur zu oft schon die Erprobung an den Todesfällen sah, so ermahnte er solche Personen, daß sie sich zur Reise ins Jenseits mit jenem guten Reisepaß versehen möchten, welchen die heilige Kirche zu spenden gerne bereit ist. Dieses brachte ihm Verdruß und Untersuchungen zu Wege, denn die Leute nahmen es ihm übel, sie an das letzte Stündlein zu mahnen; gleichwohl mußten sie fort.

Es ist noch jetzt in Imst die gewöhnliche Redensart: „den und den hat da Zacherl a schon übars Bargla (Berglein) tragen g'sehn", wenn man von einem redet, der bald sterben wird. „Ueber's Bargla" sagt man darum, weil der Friedhof auf einem Berglein liegt.

Eine ähnliche Erscheinung wurde vor vielen Jahren in Zierl beobachtet. Dort stehen eine Reihe Häuser, deren Fenster auf den Kirchhof hinaus gehen, in dem die Leute in der Mitternachtzeit den Leichenzug wandeln sahen, und zwar mit jenen Personen, welche bald sterben sollten, und wirklich gestorben sind. Wegen dieser Voarweiling wollte kein Mensch da wohnen, was den Armen sehr zu gut kommt, denn sie haben nun in diesen Häusern unentgeltliche Wohnungen.

Etwas Aehnliches wird auch vom Telfser Friedhof und an manchen anderen Orten erzählt.

Solche Todtenvorahnungen durch die Augen von Menschen sind am meisten bekannt; jedoch auch lebende Hunde bilden Todtenanzeiger, das ist eine allgemein verbreitete Annahme. Man nennt sie die: **Todtenrerer**, im Dialekt: **„Toad'nreara"** („a Reara" ist ein „Weiner" oder weinerlicher Heuler). Die Toad'nreara gehen in der Nacht herum, bleiben vor einem Hause stehen, schnuffeln mit der Nase daran herum, strecken die vier Füße weit auseinander und fangen so wüst zu „rearn" an, daß es einem höllischen Geheule gleich kommt, und — sigscht d' as! da hascht d' as! in kurzer Zeit stirbt eins aus dem Hause.

Neuester Zeit ist der große schwarze Hund vom Matthias Hechenblaikner, Pächter der Büchsenhausenerischen Oekonomiegüter, Sultan genannt, im Verruf der Toadtenreärerei gewesen, sonst ein guter Hund, doch war's in der Nacht manchesmal wirklich, als ob er ein Putz wäre, so schlich er in die Bauernhöfe oder Häuser von Ried und Hötting, und machte die entsetzlichste Todtenmusik. Als er dreimal die Todtenfälle errathen hatte, wurde er mit Steinhagel und Schuß verjagt; da er aber kugel- und steinfest zu sein schien, wurde er im vorigen Jahre vergiftet, denn der Prophet gilt einmal nichts im Vaterlande.

Eine besonders im Unterinnthale bekannte „Voarweilung des Todes" heißt „das Erschthammerl", Erdhämmerchen. Es klopft nämlich in der Nacht oder auch nach Gebetläuten Abends bis früh zum Aveläuten zu unbestimmten Stunden, wenn alles im Zimmer mäuschenstille ist, unter dem Stubenboden oder unter der Erde, auf die Art, wie sich auch Geister — Klopfgeister — anmelden. Es ist jedoch ein feines Picken, meist dreimal nach einander. Wer das Erschthammerl zu hören bekommt, hat eine besondere Gnade Gottes, denn er mahnt den Menschen, daß er gut versehen seine Reise dahin antreten kann, von wannen er gekommen ist.

Die „Toad'nglock'n" (Todenuhr) zeigt das gleiche an, durch klopfen an den Wänden, wenn man das hört, stirbt gewiß recht bald jemand im Hause.

Der „Toadalacha" (Todlacher) ist ein gefürchtetes Kunter, eine Art Habergoas — jedoch etwas kleiner; es ist der kleinste Kauz, anderwärts in Deutschland Leichhuhn, Todtenvogel, Vogel Kreideweiß genannt; seine Stimme lautet: Komm mit! Komm mit! — Wo er sich hören läßt, stirbt bald jemand im Hause.

Auch eine Voarweilung ist diese, wenn man von Weihnachten bis Neujahr sich selbst sieht, dann muß man im Laufe des neuen Jahres sterben, „für Sünder eine saure Wurst, dem frommen Armen aber eine gemachte Wiesen!" wie die Tiroler sagen.

Wer sich in den drei Loosnächten (Weihnacht, Neujahr und heil. Dreikönig) zur Mitternachtstunde auf einen Kreuzweg stellt, der sieht alle jene vorbei ziehen, welche in diesem Jahresabschnitte sterben; dieß heißt „Sterbschaun", wobei jedoch mancher Neugierige übel ankommt, weil er möglicherweise sich selbst vorbeigehen sehen kann.

Auch über bevorstehende Unglücksfälle giebt es Voarweilungen, dahin gehören Absturz von Felsen, Brücken, Schneelawinen und andere Mißgeschicke. Man hört vorher an solchen Stellen, wo das Unglück geschehen wird, eigenthümliche Klänge, Jammergeschrei oder Heulen, und nur wenige Tage früher; es erscheineu solche Voarweilungen gleichsam als Warnungsstimmen.

Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Krieg und pestartige Krankheiten zeigen sich durch sonderbare Brandwolken, Wasserrauschen, Menschengeheul, streitende Krieger in den Wolken oder blutigrothe Zeichen und kometenartige Phänomene am Himmel während der Nachtzeit schon vor ihrem Eintreffen an.

Endlich ists eine Voarweilung ohne Gesicht und Gehör, wenn sich, ohne zu wissen warum, das Herz zusammen schnürt und die Seele wie trostlos niedergeschlagen ist; da schreitet bald das Unglück ins Haus, der Tod wird vielleicht das Liebste rauben. Das Thalbäuerlein betet dann desto eifriger und sagt: Herr, dein Wille geschehe!

Im Jahr 1807 kam im Alpbachthal folgender Fall vor: Zu Alpbach mußte ein Mann im Winter ins Gebirg gehen; dreimal hatte er zu Hause etwas vergessen und jedesmal kam er zurück. Er sagte zum Weib: Ich weiß

nicht, was es ist, daß es mich heut nicht fortlassen will. Sie sagte, bleib daheim, das ist eine Voarweilung. Er aber redete ihr und sich die Sache aus dem Kopf, ging auf den Berg, und — eine Schneelawine begrub ihn. Erst lange danach ward er gefunden.

Ein Bauer, Johann Schönach von Gries bei Steinach, hatte Bekanntschaft mit der Maria Plattner, und weil er sie heirathen wollte, ging sie auf einige Zeit zur Köchin beim Platzwirth in Wattens im Innthale, um kochen zu lernen. Der Bauer war zugleich Fuhrmann, und hatte eigene Pferde und Wagen.

Einmal fuhr er ins Unterinnthal, auf dem Rückwege kehrt er in Wattens ein, machte vollends die Heirath aus und bestimmte die „Verkündigung" von der Kanzel mit seiner Braut. Sie waren so glücklich in ihrer Liebe, daß Maria den Wunsch äußerte, daß sie auch mitsammen sterben und ein Grab haben möchten. Der Bräutigam fuhr dann wieder fort nach Botzen um eine Ladung Wein, und ließ ihr ein Brautringl von Gold zurück.

Beim Abschied schon und auf der ganzen Fahrt war ihm stets so eng und weh ums Herz, daß er sich es nicht erklären konnte. Nach zehn Tagen kam er wieder nach Wattens, und da hörte er mit Entsetzen — daß seine Braut gestorben und am Abend vorher schon auf dem Gottesacker begraben worden sei. Das kann nicht sein! meinte er. Die Köchin erzählte ihm, daß seine Maria gebeten habe, ihr den Brautring mit ins Grab zu geben, und daß sie ihn, den Schönach, vielmals grüßen lasse. Das rührte ihn, und er wußte die Köchin, welche ihm Freundin war, zu überreden, mitsammen das Grab aufzugraben. Er bricht den Sargdeckel auf, küßt die tode Braut, betet und weint, und kann sich nicht von ihr trennen. Aber die Köchin treibt zum Abschiede, weil sie sonst noch aufkommen (ins Gerede kommen) könnten. So drückt er denn den Deckel wieder auf den Sarg; die Köchin steigt voraus herauf, er will auch hinauf, fühlt sich aber gewaltsam gehalten und zurückgerissen, und mit einem Schrei des Schreckens sinkt er tod auf den Sarg der Braut nieder. Beim zuschlagen des Sargdeckels war sein Fuhrmannskittel erfaßt, und von ersterem festgehalten worden. Jetzt ruhen Beide in einem Grabe; die Vorahnung wurde wahr.

Auch Glockengeläute giebt sich bisweilen als Voarweilung oder Ahnung kund. Es wechselt dasselbe vom grausam schrillenden Mißton bis zum zarten himmlischen Klang. Bekanntlich ist in manchen Städten Europa's die Sage von Todtenglocken heimisch, welche, ohne von Menschenhand gezogen zu werden, dennoch große Trauerereignisse vorahnend läutend verkündigen. Daß man an stillen Wintertagen zu allen Stunden fernherschallendes Glockentönen, ohne zu wissen, woher es komme, bisweilen vernehmen kann, ist außer aller Frage.

Zwei Bauern von Lavis, im Bergthale zwischen Matrai und Steinach (Avisiothalgebiet), machten Schindeln bei der Weihrach-Alm, als schon tiefer

Schnee lag. Gegen Abend zogen sie die Schindeln auf Schlitten hinab zur Kirche, wo sie niedergelegt wurden und von wo aus die Käufer dieselben abholten. Als die Schindeln endlich abgeladen waren, und die Bauern, sie hießen Johann Marquart und Erasmus Penz, zu ihrer Hütte zurückkamen, hörten sie ein merkwürdiges Glockenläuten, nnd wußten sich nicht zu deuten, woher es komme. Es schien von der gegenüberliegenden Urbansbauernalm herüber zu tönen, aber dort war doch keine Kirche. Drei Tage nachher brannte ein benachbartes Dorf nieder.

In der Pfarrkirche zu Amras ist auch ein Glockengeläute, das schon zum öftern ganz von selbst angeschlagen hat, wenn ein Unglück sich ereignen wollte. Insonderheit war dieß einmal in einer Christnacht der Fall, als drei Geschwister, arme Kinder, zur Christmette gegangen waren, in der kalten Winternacht und im Schnee den Weg nach Hause nicht fanden und erfrieren mußten.

3.
Die große Sterb. Tod und Todin.

Mit dem Glauben an Erscheinungen und Ahnungen ist in der Tiroler Sagenwelt nahe verwandt die persönliche Erscheinung des Todes nicht nur, sondern auch, originell genug, einer weiblichen Gefährtin desselben, gleichsam als wenn dieselbe Macht, die einst sprach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, auch gesprochen hätte: Es ist nicht gut, daß der Tod allein sei. Diese Todesbilder stehen nun wieder in innigem Zusammenhange mit Sagen von der „großen Sterb" — für welche übrigens eine bestimmte Jahrzahl durchaus nicht angegeben wird, sondern die Sage weiß eben nur, daß einst eine große Sterb (alles hinwegraffende Seuche) gewesen sei. Weder spricht man von einem großen Sterben, noch lautet es, wie in alten Chroniken so häufig vorkommt: der große Sterb, sondern unbedingt: die große Sterb, folglich weiblich, und so viel wie Pest oder Seuche, oder tödliche, unheilbare Krankheit.

Diese Sterb-Sage ist eine allgemeine, und jedes Thal weiß davon Wunder über Wunder zu erzählen. Diese Art Pest wüthete so furchtbar, daß alles ausgestorben war bis auf zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, welche zur Erhaltung des Menschengeschlechtes übrig geblieben sind. Somit hat Tirol auch eine Art Deukalion und Pyrrha, nur daß die Fluthsage fehlt.

Die „große Sterb-Sage" erzählt, daß im Wildschönauer Thal Eins von den Menschen übrig blieb, und in einem der zwei Nachbarthäler, Alpbach- oder Zillerthal, das Andere, wobei aber keines vom anderen etwas wußte. Sie gingen traurig umher, um ihres Gleichen zu finden, doch vergebens — alles war ausgestorben. Da fügte es Gott der Herr, daß beide auf dem Bergrücken ob dem grünen Wildschönauerthal zusammen trafen,

welches die Thäler von Alpbach und Wildschönau abtheilt; eins kam vom Sonnenjoch, eins von der Neaderseite hinauf, und just bei dem Gatterl, welches man noch jetzt das „Halsgatterl" heißt, stießen sie an einander.

Warum nennt man das das Halsgatterl? — Die zwei Menschen hatten eine solche unendliche Freude mit einander, daß sie sich um den Hals fielen, wie es bei den Bauern der Brauch ist, und sich so herzhaft bußten (küßten) und völlig nicht mehr von einander wollten. Sind auch nimmer von einander gegangen.

In einem äußerst abgelegenen Hof, wo nur wenige Leute hinkommen, zu hinterst im Kalmthale, einem Seitenthale vom Passeierthale, berühmt wegen dem seligen Fräulein, der Gemsenreiterin, steht der Lucimes-Hof, und auch in dieser Gegend hatte die große Sterb alles — alles getödet.

Doch im Lucimes-Hofe blieb die ganze Familie erhalten, es waren aber auch solche fromme Leute, daß sie durch ein Gotteswunder erhalten wurden.

Die Zillerthaler haben ebenfalls eine Sage, welche die ausschließliche Erhaltung der Tiroler nicht dem nahen Wildschönau- und Alpbachthale vergönnt, und erzählen also:

Als die große Sterb alle Menschen vertilgte und das ganze Thal ein entvölkerter Thränengarten, aber ein überfüllter Friedhof war, blieben zwei ganz arme fromme Leutchen hinter Zell am „Burgstallschrofen" übrig. Dort, wo die Ziller läuft, diesseits, blieb in einem Hüttchen eine Dirn übrig, jenseits wohl weit weg im Berg ein Bauer. Als es so todenstill und menschenleer geworden war, ging er einmal hinab gegen die Ziller und staunte und freute sich, die Dirne zu sehen, welche er kannte, die just auch am jenseitigen Ufer stand. Er rief: Ja Burgail lebscht a no? — Sie rief sogleich hinüber: Ja freila! und Du a Seppail? — Er aber sagte gar nichts mehr, sondern watete gleich über den Fluß, und nach kurzer Zeit heiratheten sie sich und sind, wenn nicht vom ganzen Lande, doch die Stammältern der lustigen Zillerthaler geworden, darum tauft man dort die Kinder auch gar gern auf Seppail und Burgail.

Zu Zirl bei Innsbruck lebt diese Sage:

Zur Zeit der großen Sterb war das Innthal fast ganz ausgestorben, nur einige Menschen — zwei Familien — waren noch übrig. Diese beteten nun so andächtig zum Herrn im Himmel um Rettung, daß er sie erhörte und zeigte, daß über dem Tod ein Allmächtiger steht. Aber auf recht wunderbare Weise zeigte er das. Am nahen Hügel ertönte in der Nacht eine gewaltig laute Stimme, so daß man Wort für Wort genau verstand, und die Stimme sprach:

„Kranawittbeer und Bibernell:
So eilt der Tod nit so schnell!"

Sobald die zu Zirl das gehört hatten, räucherten sie mit solchen Kräutern, thaten davon an ihre Speisen und tranken einen solchen Thee, und keines starb. Zur Pestzeit Bibernell im Munde gehalten, schützt vor Ansteckung.

Dieser Hügel oder Bühel wird seitdem „der Geisterbühl" genannt, weil Gott durch einen Schutzengel die Stimme erschallen ließ, dann haben die Geretteten eine Kapelle dahin gebaut, die noch jetzt zu sehen ist, und eine Stiftung verlobt, welche noch redlich gehalten wird. Am Sebastiantag wird allda Messe gelesen, und jeden Monat im Sommer zieht ein Kreuzgang dahin.

Zur Zeit der großen Sterb, als die „Höttingerried" ganz ausgestorben war, wovon noch jetzt der „Pestfriedhof" auf einem Hügel zu sehen ist und als Wallfahrt besucht wird, kam in der Regel gegen Mitternacht der Tod mit einer Sense über die Achsel und eine Todin mit einem Rechen und einem Besen in der Hand auf dem Platzl vorm „Stamser" zusammen. Er kam von Kranwitten über die Allerheiligenhöfe und die Höttinger Seite dahin, sie aber kam von Weiherburg, Büchsenhausen und Ried. Der Tod fragte nun die Todin aus, und sie gab Rechenschaft über ihr Vernichtungswerk. Es schien, daß sie ihm unterthänig war.

Einst kam die Todin auch, und der Tod frägte sie: Häscht D' toll ausköhrscht? (hast Du viele ausgekehrt?) Darauf sagte sie! Ausköhrscht han i heint nöt, g'rad alls z'samm g'recht. Da zeigte sich der Tod zufrieden und grunte sie nicht an, wie ein Bär, wie er sonst zu thun pflegte. Die Leute meinen, daß sie an diesem Tage so viel tödtete, daß sie nicht zum kehren Zeit hatte, sondern den Rechen hernehmen mußte.

Als die „große Sterb" ins Land kam, aber im Innthale alles noch frisch und gesund war, da sahen die Leute auf einmal den Tod mit einer Sense, und eine Todin mit einem Rechen über der Achsel neben einander eilig hingehen. Das verstanden die Leute alsogleich, daß es jetzt Matthäi oder Bartholomai am letzten gehe, und daß man sterben müsse. Und da das sterben nun viel leichter geht, wenn man es frisch weiß, so bereiteten sie sich auch gleich zur letzten Fahrt. Doch der Bauer auf dem Peater Franzenhof im Valserthale, bei St. Jacob, lachte und sprach: i brauch nöt viel Reu und Leid z'machen; hab alleweil g'recht g'löbt und vazag' nöt ummi z'fahrn, aba i glab's nöt, daß 's mi packt. Schaut's nur den Rechen von der Todenmenschin an! dort fehlt ein Zahn, und das ist ein Zeichen, daß ein Mensch übrig bleibt. Und die Leute sahen, daß wirklich ein Zahn an dem Rechen ausgebrochen war, und in Zeit von drei Tagen waren alle gestorben, und richtig blieb der fromme, lustige Peater Franzen, Hofbesitzer, übrig. Nachdem alles vorbei war, dankte er Gott und heirathete eine brave Dirne, die auch übrig gelassen wurde, von Pfitsch herüber, und seitdem hat sich das Thal wieder recht gut bevölkert. —

4.
Sandwerfen und Steinwerfen.

Zu den geisterhaften Aeußerungen, welche zu erfolgen pflegen, wenn die Wesen der unsichtlichen Welt sich zu Kundgebungen gegen die Menschen-

welt herbei lassen, gehört auch das werfen mit Sand oder mit Steinen, davon es übrigens fast in jeder deutschen Stadt eine und die andere Spuksage giebt. Es ist eine unheimliche Sache, da und dort vorgekommen, von den glaubhaftesten Leuten wahrgenommen und erzählt worden, und dabei von den klügsten nicht aufgehellt. Doch soll damit dem Aberglauben keineswegs das Wort geredet sein.

Auf dem Wege von der Riederkapelle zum nahen Pestgottesacker zu Hötting wird derjenige, welcher um Mitternacht dort geht, nicht selten mit Sand beworfen, und geht er nicht sogleich weiter, so fliegen wohl auch Steine auf ihn.

Daher ist dieser Weg zu nächtlichen Wanderungen nicht beliebt, und wer vorbei muß, eilt, was er kann, vorbeizukommen.

Der Pestfriedhof liegt ob dem Riederweg beim „Venusacker"; dort wird Nachts ein Seelenlicht gebrannt vor dem Christusbilde.

Der Weber in der Nachbarschaft, genannt der „heilige Weber", ging vor einigen Jahren später wie sonst dahin, und zündete das Seelenlicht an. Wie er herab geht, fliegt ihm eine Menge Sand und Steine zu. Er stutzt erst — meint es sind Buben, die ihn necken wollen, und geht zum Pestfriedhof zurück und lauert. Da war aber alles ruhig; daher ging er abermals herunter, und wieder flogen Steine und Sand vor ihm und hinter ihm, ohne daß er getroffen worden wäre.

Das große Gebiet der Krankheit, sowohl der Menschen als des Viehes, das sich in viele andere Sagenkreise einschlingt, kann hier nicht ausführlich behandelt werden.

Bei den Sympathie- und Antipathie-Mitteln, deren es unzählige giebt, die hier aber nicht zusammengestellt sind, sondern in die Reihen der heilkräftigen Naturkörper eingereiht wurden, wird Andeutung besser an ihrer Stelle sein, als Ausführung. Ein Krankheit-Erregungsmittel sei aber hier vor allen abergläubischen Annahmen genannt.

5.

Anblasen, Anpfeifen.

Im Volksglauben der Aelpler und Bauern ist ein tiefeingewurzelter Glaube, daß durch „Anblasen" Leute und Vieh verwirrt, schläfrig und krank gemacht werden können. Man erzählt sich darüber stets Beispiele, Seitenstücke zu ähnlichem „Schadenmachen durch Berührung" und durch den bösen Blick.

Früher sei es häufig vorgekommen, daß Männer oder geheimnißvolle Manndle, auch unheimliche Weibsbilder, die stärksten Burschen durch Anblasen in einen Schlafzustand versetzten, der sie „g'frorn" machte, anderen schwoll der Kopf davon auf u. s. w.

„So ein Blasen vergifte die Luft", sagen die Aelpler.

Noch jetzt wird angenommen, daß Dattermanndl, Wiesel, Kröten, Habergeis, Kuhdubdler, Schlangen oder Nattern, besonders die Beiswürm', die eigentlich giftigen Nattern, solche Macht besitzen. Ein gleiches versteht man auch durchs „anpfeifen".

Oft geschiebt es auf Alpen oder auf Bauernhöfen, daß eine Geis oder ein Vieh mit geschwollenem Maule heimkommt, dann heißt es: „'s ischt halt anblas'n oder anpfiff'n worn"! wogegen man die Thiere mit geweihten Dreisgenkräutern räuchert, was auch bald hilft.

6.

Amulette und Sympathie.

Magische Mittel gegen Krankheiten der Menschen und des Viehes giebt es zahllose, besoners gegen den äußerst gefürchteten Viehschelm (vergl. oben S. 62). Diese Mittel bestehen theils im Gebrauche von Kräutern und Wurzeln, die unter besondern Verhältnissen ausgegraben und in der Regel „geweiht" werden müssen, als Arzneien, als talismanische Anhängsel, als Räucherungen; theils aus anderen Naturkörpern, endlich auch aus Zettel-Amuletten, aus Anwendung heiliger Namen, und aus sympathetischen Mitteln.

Es ist ein „Pestilenzschild" vorhanden, bestehend aus 75 in Reihen stehenden lateinischen Buchstaben, Chirogrammen und Zeichen, welche, auf Pergament geschrieben, an Thüren, Oefen und andere Orte befestigt werden; sie finden sich indeß auch nebst anderen auf Pfennige geprägt, um als persönlicher Schutz am Halse getragen zu werden.

Manche Bauern brennen als Schutzmittel ihrem Hornvieh den Namen Jesus auf beide Hörner.

Weißblühendes Fünffingerkraut und Wiederton, in der Dreisgenzeit vor Sonnenaufgang ausgegraben, noch grün in geweihtes Wachs eingemacht, und den Kühen in einem Säcklein um den Hals oder in ihren Glockenriemen angehängt, bannt den Viehschelm vom Vieh hinweg und hält ihn stets ferne.

Kleine Zettel mit † Sancta † Lukas † beschrieben, am St. Lukastage in der Kirche segnen lassen, dem Vieh ein Löchlein ins rechte Horn gebohrt, den Zettel hinein geschoben, das Loch mit geweihtem Wachs verstrichen, das bei der heil. Wandlunggebrannt hat, ist auch gut gegen den Viehschelm.

Oder: einem jungen Rind ins rechte Horn einen Zettel, darauf † elion † agne non orale †, dazu Weihrauch, Myrrhen und geweihtes Salz, in gleicher Weise vermacht, und das Rind zur Heerde laufen lassen, so bleibt die ganze Heerde getröst't und erlöst vom schrecklichen Viehschelm.

Im Salzburgischen und im angrenzenden Tirol wird einem Bettler,

der ins Haus kommt, ein Stück Brot geschenkt, dann wird er um Gottes Willen gebeten, das Brot zurück zu schenken, dafür schenkt man ihm drei Pfennige. „Von diesem Brot“ — so lautet die alte Lehre: „gieb dem Vieh Gott zu Lieb. Mag (vermag) kein Schelm nit mit solchem Vieh was anfanghen.“

„Fleisch, das in der Fastnacht übrig geblieben ist, mit Brot, das am Charfreitag an das heilige Schmerzenskreuz gelegt wurde, am Charfreitage dem Vieh zu essen gegeben, ist probatum gegen den Viehschelm,“ sagen die Bauern.

Ein Fleckl (Stückchen) Scharlachtuch, von eines Pfennigs Größe, den Kühen im Brot zu fressen gegeben, ist gut gegen den Viehschelm.

In Deutschland näht man etwas Kamphor in Scharlachtuch ein, und hängt es an einem rothen Faden den Kindern um den Hals, als Abwehr gegen das Scharlachfieber.

Es giebt eine Kuhkrankheit, die heißt: „die Kröte“, oder bäurisch: „'s Krötl“, eine Art Klauenseuche. Dagegen wird an vielen Orten diese Sympathie gebraucht: Die kranke Kuh wird auf die Almwiese gestellt und um die Klauen herum wird in den Wasen geschnitten. Wenn die Kuh dann weg ist, wird dieser Wasen von der Erde herausgenommen (er hat natürlich die Form des Fußes), dann steckt man drei Hölzchen derart in die Grasseite, daß sie ein Dreieck bilden und hängt dann denselben in dem Rauchfang oder ober dem Heerde der Sennenhütte auf. Sobald er dürr wird, verschwindet auch die Krankheit. Diese Heilungsart nennt man das „Wasenreißen“.

Andere bohren ein Loch in einen Baum in der Nähe, stecken ein Stück von diesem Wasen hinein und machen es gut zu, daß keine Luft hinein kommt. Auch dieses soll helfen.

7.

Scherzhafte Zukunftstrafen.

Der allenthalben in den Völkern mehr oder minder ausblühende Humor blieb auch dem Volke Tirols nicht fern, und macht eine Reihe scherzhafter Strafen für diejenigen namhaft, die das ehelose Leben dem ehelichen mit Absicht vorziehen, oder auch deren Geschick es war, ehelos zu bleiben.

Die Bauern Tirols haben einen natürlichen Widerwillen gegen das Hagestolzenthum beiderlei Geschlechts, am meisten aber gegen das männliche.

Allbekannt ist die Scherzrede vom Sterzinger Moos.

Die Tiroler Stadt Sterzing liegt in einem weiten Thalbecken, dessen tiefste Stelle „das Moos“ ist — ein ehemaliger großer Seeboden, demnach feucht und kalt, im Umfang von $^1/_{12}$ Quadrat-Meile. In ganz Tirol gilt dieses Moos als ein Sammelplatz der alten Jungfrauen. So wie eine in

die Jahre gekommen ist, heißt es bald genug von ihr: Die gehört ins Sterzinger Moos. Sie müssen dort im naßkalten Moorboden verweilen, und das Moos mit den Fingern nach Spannen ausmessen, bis zum jüngsten Tage.

Nahe über dem Sterzinger Moos erhebt sich der Roßkopf, ein Berg. Auf diesem müssen in den windigen kalten Höhen im Angesichte der armen Schönen des Sumpfes die Hagestolzen jahraus jahrein „Wolken schieben". Es lagern sich da auch gerne Wolken und Nebel an. Da sprechen die Vorübergehenden dann unter einander: Heut haben die Hagestolzen wieder viel Arbeit!

Die alten Leute behaupten, daß oftmals zur Nachtzeit vom Moos aus die alten Jungfern ein erschrecklich trauriges Geklage ausstoßen, während oben am Roßkopf die Hagestolzen heiseres Geheul herab schreien. Wer zur Sommerszeit Nachts dort steht, überzeugt sich wirklich von dem Mordspektakel. Viele tausend Kröten und Schlammthiere pfeifen und unken, und oben brauset der Wind dahin und rauscht oft wie kreischendes Gebrüll.

Ein anderer Hagestolzen-Strafort ist Petereck im Wippthale Dort ist ein besonderer Platz in der Nähe, auf welchem die Hagestolzen sich sammeln, um allerlei Arbeiten auszuführen, die von etwas ungeheuerlicher Art sind. Sie müssen „Felsen abreiben", „Steinböcke salzen", rings auf dem Gebirge und in den Wildthälern, wo es doch überall keine Steinböcke mehr giebt; sodann Beer-Ameisen ringeln. Beer-Ameise heißt die kleinste Ameisenart, die nun geringelt werden soll, gleich den Schweinen, denen ein Drahtring durch den Rüssel gesteckt wird, um sie am wühlen zu verhindern. Ferner müssen die Hagestolzen „Nebel schöbern", d. h. häufeln, wie man das Heu häufelt; wenn sie nun denken, sie hätten ihre Sache gut gemacht, so kommt die Sonne, die Nebel fahren auseinander, und am andern Morgen geht die Arbeit von neuem an. Andere müssen Linsen linen, das ist aufklaftern, wie Scheitholz; da nun aber die Linsen glatt und conver sind, so rutscht jeder Haufen stets wieder ab, und die verzweifelte Arbeit ist umsonst. Noch andere Hagestolzen haben die Aufgabe, den schwarzen Gänsekoth so lange zu kauen, bis derselbe zu weißem Wachs wird.

8.
Das Frühlingswecken.

Von den Volksbräuchen früherer Zeit, die sich meist verloren haben, ist noch einer im Ultenthale und dessen nachbarlichen Höhen und Berggeländen im Schwang, der an das im übrigen Deutschland so häufig verbreitet gewesene, aber auch meist verklungene Todaustreiben, Sommergewinnen, brennendes Spulrad bergab laufen lassen u. dgl. erinnert. Die Ultener pflegen nämlich gegen das Frühjahr hin, wenn die Saat aufgeht, auf solchen Aeckern, die steil abfallen („anlag" in der Volkssprache) Reiser

und Strohbüschel anzuzünden, und diese dann brennend hinab laufen zu lassen. Diesen Nachklang altgermanischer Kultübung nannten die Ultener schön und sinnig zugleich „das Frühlingswecken".

9.
Hirtenkünste.

Wie durch ihr „Frühlingswecken" die Ultener Ackerbauern gewissermaßen eine magische Kunst üben, so verstehen dergleichen anderorts und in anderer Weise auch die Hirten. So zum Beispiel zieht sich zwischen Innichen und Sexten im Pusterthale, ein Alpengrund — „das Fischleinthal" — durch rauhes Gebirge hin, in welchem die Hochalpe „Innerfeld" liegt, welche jährlich mit Galtvieh befahren wird. Eigentlich wird sie „Hinterfeld" geschrieben, im Volksmunde hat sie jedoch ersteren Namen.

Da ist bis auf den heutigen Tag das böswillige „Innerfeldmanndl", ein von Neulingen gefürchteter Gast, doch die älteren Hirten sind ihn gewohnt, und vertreiben ihn augenblicklich durch — fluchen.

'S Innerfeldmanndl hat noch keiner gesehen, nur das dumme Vieh vermag seine Anwesenheit wahrzunehmen, welches dann brüllt, springt, stößt und zittert, kurz wie rasend herum poltert.

Seit uralten Beobachtungen kommt dieser unsichtbare Kobold am ersten, zweiten oder dritten Tage, sobald die Heerde im Frühjahr auf die Alpe eingeführt, und in den „Pfarrer" eingestellt wird. Pfarrer heißt man in dortiger Gegend die Häger (eingezäunte Gehege) bei der Almhütte, darin das Vieh gemolchen wird, und in die man es bei der Auffahrt hinein treibt, um es zum Ueberblick beisammen zu haben, dann wird es erst auf die bestimmten Weiden frei gelassen.

Die drei ersten Tage im Pfarrer sind nun die verhängnißvollen. Da schrecken die Thiere zusammen, und das zeigt das Nahen des unheimlichen Gastes an; nun ist's Zeit zu helfen. Die Hirten schreien einen ganzen Schwarm von Scheltworten, Schimpfnamen und Flüchen, je ärger — desto besser — und wenn die Viecher nun rebellisch werden und aus dem Pfarrer springen, dann ist alles vorbei, sie sind außen auf einmal ruhig und zufrieden und, was das beste ist, sie sind für immer gerettet vor neuer Tücke.

Es scheint, daß das Innerfeldmanndl dem Vieh in die Ohren bläst oder ihm außerdem unangenehme Empfindungen verursacht, denn man gewahrt oft ein Drehen neckender Wirbelwinde um die Füße des Vieh's, daß am Boden liegende Blätter und Halme auffliegen und sich wie Kreisel drehen, was das Vieh nicht leiden kann und sich deshalb wild und unsinnig geberdet.

Der Galtviehhirt Andre Steidl, von Innichen, der verstand es, als der bravste Christ, so mörderlich zu fluchen, und den Teufel aufzubegehren, wie kein Straßenfuhrmann und kein Droschkenführer und gar niemand, z. B.

„Höllen Sakara Teufl! Teufl! Teufl! Teufl! Vermaledeiter Höllenteufl und Sakara=Welts=Höllen=Luada, verdammt's! Da „derschrack" das Innerfeldmanndl und das Vieh, und gaben Fried' und die wilden Viecher sprangen über den Zaun und wurden drüben ruhig und fromm wie Lämmer und haben geäset.

10.

Robblerkünste.

Die Naturwüchsigkeit des Tiroler Bergvolkes äußerte sich früher noch mehr als jetzt, gern im Ringkampf, im schlagen, stoßen, heben, zu Boden schleudern des Ringers nach kunstgerechten Regeln und im Steine werfen. Trutzfedern auf dem Hute, Trutzlieder im Munde, und eine furchtbare „Schneid'" oder „Kuraschi" im Herzen, zeichneten den Robbler aus vor den andern Burschen eines Dorfes, und es gehörte, um Robbler zu heißen, nicht nur das Bewußtsein, sondern das Vorhandensein einer gewaltigen Körperkraft dazu. Wenn der herausfordernde Juchzer erscholl, wenn Angesichts eines Gegners die Herausforderung entgegen gesungen ward, wie:

„A frischa Bua bin i,
Hab d'Födarn au g'stöckt;
Im Raff'n und Schlag'n
Hot mi's koana daschröckt!" —

dann entbrannte sehr häufig ein heftiger und oft lebensgefährlicher Kampf.

Einst war die Gilte der Robbler ein wildes, unbändiges Volk, gefürchtet im ganzen Lande. Die Raufereien wurden förmlich ausgeschrieben, und Wetten dazu gemacht. Der Robbler trug eine Hahnenfeder auf dem Hut, und litt nicht, daß jemand eine trug, der nicht Robbler war. Robbler mußten auch Trutzlieder singen können; kamen ihrer zwei zusammen, so sangen sie erst stundenlang aus dem Stegreif, dann ging's übereinander her.

Es zeigte von unbändigem Kraftsprudel. Man hat Beispiele, daß die Gerichte gegen diese wilden Kämpfer einschritten und durch Strafen oder Ablieferung zum Militär sie zu bezähmen suchten, daß mancher Robbler in den Wald lief und Bäume ausriß, um „seine Hitz auszulassen".

Es ist etwa dreißig Jahre her, als zu Patsch bei Innsbruck ein bekannter Robbler, da er nicht mehr raufen konnte, also keine Aderlaß mehr erhielt, zu gewissen Zeiten wie ein Wilder auf die Wiese hinaus ging, sich auf den Bauch hinlegte, und wie ein Pferd zu wiehern und zu zappeln anfing, dann mit den Händen, liegend, die Grasflecken herauskratzte und hinter sich warf, mit den Zähnen Wasen herausriß und es abbeutelte, wie die Hunde thun, und dabei mit den Füßen auf und ab schlug, so daß man ihn für rasend hielt. So machte er es eine Zeit lang fort, bis er ermattet wurde, dann hatte er für einige Monate Ruhe. Dessen erinnern sich noch viele Leute.

Die Thaten der Robbler bilden in Sage und Gesang Seitenstücke zu den Gesängen der Serben, welche ihre Räuber so besingen, wie die Tiroler ihre Robbler, welche Raufer dabei nur gemüthredliche Leute, treue Unterthanen und nie weichende Landesvertheidiger waren.

Die Robbler sind, und waren besonders in früheren Zeiten, mit einem gewaltigen Schlagring bewaffnet, der noch dazu in der Mitte mit einem Heiligenbild, meist dem heil. Antonius, versehen wurde — und mit einem spitzen, böse Wunden beibringenden Zähnekranz umgeben ist.

Damit nun diese Schlagringe tüchtig wirken sollen, aber nicht bösartige oder allzu gefährliche Wunden machen, so lassen die Unterinnthaler Robbler dieselben in Altötting weihen. —

Dieselben bedienen sich auch folgender Anweisung, ihre natürliche Stärke noch zu steigern:

Am Charfreitage muß man guten Wein in eine Flasche thun, diese fest zumachen und sie in einem Waldameisenhaufen vergraben, den man sich im Herbste wohl gemerkt hat, weil er sonst durch den Schnee verdeckt und unkenntlich würde.

Da muß der Wein ein ganzes Jahr drin bleiben, dann nimmt man ihn heraus, und trinkt nur ein klein wenig davon, das verleiht Riesenstärke.

Der Pfeiffer Jakele (Jakob Prazeller), Maurer in St. Nikolaus, und der Pfoseler Hansl (Johann Dollinger) von Mühlau, waren im Jahr 1807 die ärgsten Raufer und machten aus der Robblerei ein förmliches Gewerbe. Einmal jedoch, im Jahre 1813 auf dem Kirchtag zu Arzl, wurden sie jämmerlich abgeprügelt, so daß sie nach Hause getragen werden mußten. Da meinte einer davon, daß das eine große Schande sei, und daß man diese Scharte auswetzen müsse. Sie kamen überein, ein magisches Mittel anzuwenden, durch dessen Macht kein Robbler überwunden werden kann. Dieses Mittel ist aber ein ganz grauenhaftes und entsetzliches. Wenn eine Wöchnerin mit dem Kinde stirbt, und beide begraben worden sind, so muß man dieselben in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr ausgraben, der Wöchnerin das Hemde abziehen, und sich dasselbe selbst am bloßen Leibe anziehen, darauf unterm 12 Uhr schlagen dreimal um den Gottesacker laufen, dann die Leichen wieder einscharren und heim gehen. Wer dieses Todtenhemd nun anhat, der siegt überall, ihm selbst kann nichts widerfahren. Diese zwei Robbler thaten genau so, als dort zu Mühlau eine Wöchnerin starb und auf dem Gottesacker begraben wurde.

Der Pfoseler hatte das Hemde angezogen, aber zu Hause haben sie es in zwei Stücke getheilt, und jeder von ihnen nahm eine Hälfte von seinem Hemd, und ließ es zu einem Ganzen zusammennähen. Nun warteten sie einen Feiertag ab, gingen nach Arzl und suchten hin und her Händel und die Burschen recht „wild" zu machen, damit sie sich mit einem „tollen Gschlag" rächen könnten. Es kam auch zu einer blutigen Rauferei, wo

die zwei Robbler trotz ihres Talismans so zusammengeschlagen wurden, daß sie sich nicht mehr rühren konnten.

Sie lagen lange krank, da meinten sie, die Theilung des Hemdes sei die Ursache ihres Unglückes gewesen, aber nach und nach machte einer dem anderen Vorwürfe über das frevelhafte Beginnen; es drückte sie die Sünde, den Frieden der Todten gestört zu haben, und es kam so weit, daß es der Pfeiffer Jakele dem Herrn Pfarrer Loringa in St. Nikolaus erzählt hat, welcher die Hände über dem Kopf zusammenschlug und ihnen befahl, sie sollten das Hemd in Gegenwart des Seelsorgers von Mühlau wieder ins Grab zurück geben, und zwar zur gleichen Stunde, in der sie es genommen hatten, und gab ihnen nebstbei eine Buße auf.

Die zwei reumüthigen Robbler thaten, wie ihnen befohlen wurde; der Herr Kurat Peter von Mühlau wohnte bei, als sie das Hemd wieder ins Grab legten, welches derselbe einsegnete und zuscharren ließ, und alles blieb still abgemacht.

Aber der Pfoseler, der Anstifter, wurde gleich darauf melancholisch und endlich ganz irrsinnig, und ist im Jahre 1847 auch irrsinnig gestorben. Der andere ist ein alter Mann, den es oft noch beunruhigt — in Nächten — wie er sagt, und bereut noch heute den Frevel an der Grabesruhe einer Verstorbenen.

11.
Scheibenschützen- und Scheibenschlager-Stücklein.

Das schießen nach Scheiben und das Scheibenschlagen sind nationale Lieblingsvergnügungen der Tiroler Jugend und auch reiferer Männer. Auch das geht nicht ab ohne sympathetische oder sonstige Geheimkunst, und auch die Sage nimmt ihren Antheil von diesem Volksvergnügen.

Johann Pair, der Sohn eines Leistschneiders (Bruchschneiders), zu Innsbruck, ein Büchsenmacher, ließ sich an jedem Vorabend, bevor er zu einem großen Schießen ging, tüchtig zur Ader, um sich „ruhiges Blut zu machen“, wie er sagte. Da er nun im Jahreslaufe jedem gehalten werdenden großen Schießen beiwohnte, so konnte es nicht fehlen, daß der Mann sich ruinirte, aber sein Centrum traf er, wie kein anderer, das mußte wahr sein. Er hat das große Hall- und Schalljahr 1848 nicht erlebt, sondern ist bereits 1847 gestorben.

Ein anderer Innsbrucker Büchsenmacher, mit Namen Schlegl, kehrte stets um, wenn er zu einem Schießen ging, und ihm eine Katze begegnete. Dasselbe that der berühmte Schütze Meggendorfer zu Innsbruck, sobald ihm beim Ausgang ein altes Weib entgegenkam, und ging in sein Haus zurück. Dort verweilte er eine Zeit lang, und ging dann von neuem aus.

Der Schlossermeister Bergmann trägt, wie auch viele andere Schützen thun, so oft er zum Schießen geht, eine „Allermannsharnischwurzel“ bei

sich, und schießt dann ausgezeichnet. Ohne diesen magischen Talisman trifft er nichts. Thut es nun das Bewußtsein oder thut es die Wurzel? Wer kann das wissen.

In einem Weiler, Pettnau gegenüber, gingen einmal die Buben scheibenschlagen. Wie sie mitten in der Unterhaltung waren, krachte es auf dem Bergesgipfel, und sie sahen ein ungeheures feuriges Faß mit schrecklichem Lärm und ringsum fliegenden Funken gerade auf sie herabrollen. Voll Schrecken eilten sie dem Thale zu. Das Faß kam immer näher, und rollte ihnen bis zum Hause nach, in welches sie alle sammt der Thüre hineinfielen. Einer hatte sich den Fuß gebrochen, alle waren mehr oder minder verletzt und mußten ihre Unterhaltung theuer büßen.

Es war in der Nacht eines Scheibenschlagsonntages, als die Burschen von Imst auf ihren Scheibenhügel „Scheibenschlagen" gingen. Da war aber ein lustiger, verwegener Bube, der wollte seine Kameraden fürchten machen. Er höhlte zu dem Ende einen großen Kürbis in Form eines Todtenkopfes aus, steckte ein Licht hinein und ging so, diesen auf dem Kopfe tragend, in abenteuerlicher Kleidung aus dem Walde heraus den Burschen zu. Sobald ihn diese sahen, ließen sie alles liegen und stehen und liefen davon. Der Verstellte ging lachend zum Feuer hin, blickte aber von dort zufällig auf den Wald zurück, von wo er gekommen war. Doch eiskalt fuhr es ihm über den Rücken, als er von dorther einen gleichen Mann, wie er war, in furchtbarer Majestät schreiten sah. Gleich nahm er reißaus, und eilte über Kopf und Hals bis zu den ersten Häusern herab, ohne im Schrecken den Kürbis wegzuwerfen, und blickte jetzt wieder zurück. Der andere stand am Scheibenfeuer. Mit zu Berge stehenden Haaren eilte der Bursche seiner Heimath zu, wo alles, sogar sein Hund, vor ihm floh; er selbst aber, weil er die Ursache nicht ahnte, in immer größere Furcht gerieth, bis einige beherzte Leute die Sache verstanden und dem Zitternden die Maske abzogen. Das furchteinjagen mußte er also mit eigener Furcht und noch dazu mit bedeutenden Unkosten büßen, denn ein Bube hatte beim davonlaufen einen Fuß gebrochen, wofür er verantwortlich gemacht wurde. Wer aber der war, der droben erschien, ist leicht zu denken.

Es mag wohl vierzig Jahre her sein, als die laute Jugend vom Dörflein Perjen in der ersten Sonntagnacht in der Fasten, wie gebräuchlich, auf dem nahen Leitenhügel mit Scheibenschlagen sich unterhielt, und daß die brennenden Scheiben gar lustig hinab flogen. Jedoch einen von den Buben rief ein dringendes Geschäft nach Landeck hinab, daher sagte er zu seinen Kameraden, sie möchten ihm seine Scheiben bei Seite legen, wenn er zurückkomme, werde er auch allein die seinen herabschlagen. Der Bursch wurde lange aufgehalten, und als er spät Nachts zurückkehrte, sah er mit freudigem Staunen, daß die Scheiben heute bis auf den benachbarten Krähberg, wohl eine Stunde weit, hinüberflogen. Er eilte den Hügel hinauf,

fand aber mit ungeheuerm Schrecken niemand mehr droben als einen einäugigen, gewaltigen Mann mit Hörnern, die sich rückwärts bis auf die Füße hinabbogen, der am Feuer stand und die Scheiben hinausschlug. Voll Entsetzen eilte er nach Haus, und war lange Zeit krank.

12.
Jäger- und Schützenkünste.

„A Büchsal zum schiaß'n,
An Stoaßring zum schlag'n,
A Dianarl zum liab'n,
Muaß a frischa Bua hab'n."

So klingt allüberall durch ganz Tirol das Volkslied, und zeigt, daß das „Büchsal" vor Allem steht. Und so ist es auch; da ist kein Bauernhof, wo nicht ein Krummschnabel in der Mitte des Zimmers und eine Büchse am Gesimse hangen.

Daher beschäftigen der Aberglaube oder die Sympathie, wie der Bergbewohner sagt, sich lebhaft mit der Kugelbüchse, und mehr als mit jedem anderen Gegenstand.

Eine bekannte Erscheinung an Jagdgewehren ist, daß sie den „Brand" oder „den Tod" (die Tödung) verlieren. Damit sie wieder den Brand bekommen, ladet man den Kopf einer Blindschleiche hinein und schießt ihn in die Luft.

Oder man ladet ein Dattermanndl, und schießt es hinaus.

Oder man schießt seine gewöhnliche Ladung auf einen Beiswurm ab, daß er getödet wird; alsogleich bekommt das Gewehr wieder Tödung und Brand.

Wer aber mit einem guten Gewehr auf eine Katze schießt und sie tödet, dem bleibt dasselbe von nun an verdorben, verliert den Brand, und tödet kein Wild mehr. Eben so ist es, wenn man die Büchse bei aufnehmendem (zunehmendem) Mond frischen läßt, daher läßt der Schütze sein Gewehr beim Abnehmen des Mondes frischen, das erhält Tödung und Brand.

Als besonders wirksames Arcanum, solche verdorbene Gewehre herzustellen, welche man manchesmal für verzauberte, „vermoante Gwöhr" hält, gilt folgendes. In der Sylvesternacht putzt man das Gewehr recht sauber mit reinem Wasser; dann nimmt man Schusterschwärze (Kupferwasser), schneidet Knoblauch hinein und legt seine Schroten und Bleikugeln dazu hinein, läßt es einen Tag weichen, nimmt etwas Schrot oder Kugeln heraus und reibt sie so lange, bis sie grau werden, so fährt man fort, bis man zu Ende ist. Diese Kugeln oder Schroten bewahrt man in einer gut schließenden Büchse, damit der Geruch nicht entweichen kann.

Wenn man mit solchen Schroten oder Kugeln auf das Wild schießt, so töden sie dasselbe sogleich, es mag getroffen werden, wo immer.

Diese Kunst hat der „Bäckerhausl" (Johannes Niedermoser) zu Hopfgarten von einem alten Jäger gelernt; er ist jetzt einer der ersten Wild- und Scheibenschützen im Unterinnthal.

Eine Meinung ist auch folgende:

Wer bei abnehmendem Monde Kugeln gießt, dem gehen sie gerne zu kurz, d. h. sie sinken; man muß daher beim schießen auf Gams oder Scheibe höher antragen (anlegen).

Die Jäger haben einen Bannspruch, welcher in ein rothes Herz von Wollenstoff eingenäht, in der Schützentasche, im Sack oder am Leibe getragen wird. Die Wilderer tragen dieß Amulet ebenfalls bei sich, und meinen, wenn ein Jäger auf sie schießen wolle, so versage ihm dadurch das Gewehr.

Ein Jäger traf im Jahre 1852 am Mappenberg bei Pletzach einen fremden Wildschützen an, nahm ihm den Stutzen und riß ihm die Wildtasche vom Leibe, der Wilderer selbst entkam ihm durch die Flucht.

In der Tasche fand sich ein solches Amulet vor und wurde dem Forstamte Brixlegg übergeben. Der Reim lautet:

Jesus, Maria und Joseph!
Stein, Stahl und Eisen halt ein deine Flammen,
Wie Jesus seinen Namen,
Pulver, dir nimm ich deine Kraft,
Durch Maria ihre reine Jungfrauschaft.

Darunter stehen neun Kreuze und neun Mondzeichen. *)

† † † † † † † † †

Ein alter Jäger, K. zu Angern bei Gurgl, theilte folgendes mit:

Man sammelt Blei von alten Kirchhofkreuzen, gießt davon in der Sylvesternacht — zwischen 11 bis 12 Uhr — Kugeln und kratzt ein † hinein.

Mit diesen Kugeln wird man jedes Wild niederschießen können, selbst wenn es gefeit wäre, und den Bösen sammt seinem Geisterspuk vertreibt man sogleich, wenn man damit drein schießt.

„Sich gfrorn machen" oder kugelfest machen, kann sich ein Jäger durch den Genuß von „Lämmleinbrod". Im Pusterthale bei alten Gamsjägern ist's noch in Brauch. Dieses Lämmleinbrod muß während der Christmette gebacken werden, von einem Mehl, das während der Mette gemahlen worden, und der Teig muß mit dem Blute eines Lammes angemacht werden, welches während der Mette geschlachtet wurde.

„Gfroren machen" kann man sich ferner auch dadurch, daß man etwas

*) Aehnliche Zeichen haben auch die sogenannten „Zaubermesser oder auch Pinzgermesser", s. u. Werkzeuge.

eigenes Blut in einen angebohrten frischen Baumstamm hineinrinnen läßt, dann das Loch so verschließt, daß es einwächst.

„Einen zu stölln" (stellen), d. h. sich selbst untreffbar zu machen, oder einen Verfolger zu bannen, dazu dient dieser Weidmannsspruch:

O Jesu, Du kommst vom Himmel gesund,
Und wurdest auf der Erden verwundt;
Gib, daß es so sei —
Daß mich nicht treff' weder Pulver noch Blei!

Spruch, einen andern fest oder „gfroren" zu machen:

Oben überseh ich Dich,
Unten überwind ich Dich,
Und in der Mitt bind ich Dich
Mit dem Band, da Jesus gebunden,
Mit Dornenkron und Wunden
An die Säulen an,
Da halt ich Dich fest,
Wie der Baum seine Aest,
Daß Dich kein' Kreatur mehr ablösen kann.

Nach Hersagung eines jden solcher Sprüche muß mit der linken Hand ein Kreuz gemacht werden.

Mit dem Herzen einer ganz schwarzen Katze, welche aber nicht ein weißes Flecklein an sich haben darf, das in Milch von einer ganz schwarzen Kuh gesotten wurde, kann man sich unsichtbar machen, wenn man es bei sich trägt.

Eben so soll dem Schützen, welcher es bei sich trägt, keine Kugel schaden können, daher die Wildschützen dieses Mittel anwenden. Wenn dann ein Jäger auch auf sie schießt, so macht es ihnen nur ein kleines blaues Mal.

Wer sich eine geweihte heil. Hostie in den Leib, mittelst einer Wunde, einheilt, kann wunderbare Schützenkünste üben.

Im Dorfe Mellau, im Bregenzer Walde, lebt ein Gemsenjäger, der in großem Rufe solcher Künste stand.

Dieser „Gemserer", der im Jahre 1796 starb, konnte mehr als andere Jäger, wußte keiner von wui (woher)? Was ein unerhörtes Kunststück war, war das, daß er alle Gemsen an gleicher Stelle des Leibes traf, so zwar, daß durch die vielen Häute, welche er zusammengebracht hatte, wenn sie über einander gelegt wurden, ein Loch hindurch ging. Bei seinem Sterben konnte aber dieser Schütz nicht zu Ende kommen, und war voll Angst. Er deutete auf den Ballen der rechten Hand, reden konnte er schon Tage lang nicht mehr, und sterben auch nicht. Man holte Menschen- und Viehdoctor, niemand verstand, was er wollte. Ein Kapuziner, der seine Seele aussegnen sollte, untersuchte ihn genau, und fand wirklich im Ballen der rechten Hand eine heil. Hostie eingewachsen. Er löste das entweihte

Heiligthum heraus, und nun erst konnte der Gamsschütz sterben. Er hatte sich diese Hostie einwachsen lassen, welche konsekrirt war, und die er aus der Kirche entwendet hatte.

Das haben viele schon gethan, und haben solche Künste vollbracht, wie man weiß und hört. So lange die Hostie nicht aus dem Leibe kommt, so lange kann der Mensch nicht sterben, und müßte er bis zum jüngsten Tage liegen.

13.
Wachkunst und Schlafkunst.

„Ein rechter Gemsschütz muß mit dem Schlaf nit viel Bekanntschaft haben, sonst g'hört er der Katz! — Wenns halt z'lang andauert, so packt auch den Rüstigsten der Schlaf;" so sagen die Gemsenjäger, daher haben dieselben folgende Mittel gegen den Schlaf:

„Trage eine Fledermaus bei dir, dann bekommst d' keinen Schlaf." — Oder: „Verfertige dir oder suche ein „Wachbeutele" zu bekommen. Man macht sich dieses so: Fange Frösche, stich ihnen die Augen aus, und lasse sie wieder lebendig ins Wasser hinein schwimmen. Die Augen aber umhülle mit dem Fleisch von einer Nachtigall, und nähe alles in ein kleines Flecklein von Hirschhaut. Das Beutelchen hänge dir um den Hals; so kommt kein Schlaf durch viele Tage, und bist trotzdem gleich stark zum steigen und könntest sogar mit den ärgsten Robblern es wagen." — Oder: Hänge ein Rabenherz um den Hals, so meidet dich der Schlaf. — Oder: Wann die Sonne im Zeichen des Löwen ist, sammle weiße Lilien, vermische sie mit dem Safte der Lorbeeren und lege alles in ein Mistbett hinein. Nach einiger Zeit wachsen Würmer daraus; von diesen mache ein Pulver, leg's um den Hals in einem Beutel — dann schläfst du nicht mehr.

Einem ein „Poaßat" (Possen) anzuthun, wissen die Jäger eine Kunst, die sie jedoch von den Aelplern erlernt haben, daß einer drei Tage fort schläft, ohne zu erwachen. Sie streichen einem Schlafenden auf die Schläfe Saumilch (Schweinemilch), dann wacht er drei Tage lang nicht mehr auf.

Dieß gilt als Neckerei; jedoch das weiß jedermann, daß nach vielem herumsteigen in den Bergen der Jäger vor lauter Müdigkeit fast nicht schlafen kann, wenn es sich gehören thäte, wie z. B. wenn's Tage lang stürmt und wittert oder Nebel ist. Da wär' ihm ein guter Schlaf wohl zu gönnen und würde ihn auch stärken.

Darum hat für solchen Fall ein kluger Jäger einen „Schlafapfl" bei sich, den legt er sich untern Kopf; nun mag er auf einem Stein liegen, so wird er so gut liegen wie auf dem weichsten Moos. Der Schlafapfel ist gar leicht zu finden; es ist nichts anderes als der rothe oder gelbe Anwuchs an den wilden Rosensträuchen, der wie ein Moos aussieht, und den jedes Kind kennt.

14.

Soldatenstücklein.

Zaubermittel, Zaubersagen kommen auch beim Soldatenvolke vor, und mögen in früherer Zeit noch häufiger als jetzt gewesen sein.

Der Gemeindediener zu Vöran oder Meran war ein guter Schütz; er hieß Matthias Zöggeler. Er mußte unter General Laudon mit den Schützen durch Langtaufers über den Ferner entfliehen, um im Innthal sich an den Landsturm anzuschließen. Wie sie so dahin marschirten, kam ein flinker Jäger auf den Zöggeler zu, welcher aber nichts als eine Gabl in der Hand hatte, und mit dieser fuhr er dem Schützen aufs Stutzenrohr und sagte: Mit Verlaubniß zu fragen, wie viele hast Du erschossen? Da verspürte der Zöggeler, daß er völlig gefrorn sei, und hatte Angst über den unheimlichen Jäger, der mit seiner Gabel solche Gewalt ausübte. Aber er half sich aus der Schlinge, indem er antwortete: Ja mein guter Landsmann, man hat im Krieg keine Zieler.

Darauf ging der Andere brummend weiter, welcher niemand als der Teufel selbst war, der ihn geholt, sobald er angegeben hätte, wie viel er Menschen erschossen, denn dann hätte er Macht über den Zöggeler gehabt.

15.

Anwünschung.

Daß es eine geheime Kunst und Mittel gebe, Jemand „öppas ankleppen machen" (anwünschen, anfluchen) zu können, ist ein weitverbreiteter Glaube auf den Alpen, und dieser Glaube steigt auch tief herab ins Innthal und ist überall heimisch geworden.

Zwei Weibsbilder zu Völs, welche kaum ½ Viertelstunde von den Weinbergen von Ried wohnten, gingen im Herbst nach der Winnzeit, wie es überall der Brauch ist, in benannten Weinberg, um Weinlaub für die Geisen zu klauben.

Sie kamen in Streit, da sagte die Eine zur Andern, welche nur zwei Geisen besaß: i wöllt Deini Goas varökat'n! — und am anderen Tage lagen beide Geisen tod in dem Stalle. —

16.

Vermeinung, Verneidung.

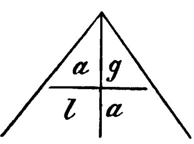
Menschen und Vieh können durch böse Leute, wie bereits oben angeführt wurde, „vermeint", d. h. berufen, beschrieen werden. In manchen Thälern Tirols heißt dieser Zauber auch „Verneidung", einfach „Neid". Zum Glück giebt es dagegen auch Mittel.

So unter anderen gegen Vieh-Vermeinung dieses:

Nimm Erde vom neuesten Grabe auf dem Kirchhofe, und zwar dreimal

mit der rechten Hand und gieb sie jedesmal in die linke, und sage beim ersten Handvoll: im Namen Gottes des Vaters, beim zweiten: im Namen Gottes des Sohnes, beim dritten: im Namen Gottes des heiligen Geistes, Amen. Hernach bete zur heiligen Brigitte um Hilfe und Beistand, hernach gieb dem Vieh etwas davon mit geweihtem Salz ein. Es muß aber am heiligen Brigittatage geschehen, sonst ist die Mühe fruchtlos, und der Zauber ohne Wirkung.

Gegen böse Hexen- oder Teuflwetter mache vor's Haus oder an den Stadl, oder an Bäume, oder wo du willst, dieses Zeichen:



Zu oberst an die Spitze stecke ein Messer hinein, daß die Schneide davon über sich stehe. Wenn das Wetter kommt, drehe das Messer, ohne es herauszuziehen, so, daß die Schneide gegen die Seite hingewendet ist, wo das Wetter herzieht; du darfst aber dabei kein Wort sprechen, sobald das Zeichen und das Messer eingesetzt ist, als nur: „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, und im Namen aller heiligen Engel." Da wirst du Wunder sehen, wie das Wetter davon floicht (flieht), oder ohne Schaden vorbeigeht.

„Ist gar gut, wenn man diesen Segen oder Bann mit dem bekannten fürnemben Pinzgermesser macht, thuts auch ein anderes im Fall der Noth und mit gutem Vertrauen." —

Glück mit dem Vieh zu haben, kaufe am St. Martinstag ein Pfund Fleisch, dazu Semmelbrod, gieb es an diesem Tage den Kühen „um Gottes Willen" zu fressen, so hast du gutes Glück damit. —

Eben so dient am Butterrührbaum gar trefflich als wirksames Mittel: Wenn das Butterrühren nicht mehr geht, so nimm Weihbrunn an einem neuen Sonntag in ein Pfännchen, laß ihn neunmal sieden, gieße ihn dann in den Rührkübel, nachdem an dem Boden desselben folgendes Zeichen eingegraben worden ist, da wird es eine treffliche Butter.

a	g
l	a

17.

Der Melchstrick.

Ein Hexenstücklein ganz eigenthümlicher Art ist der „Melchstrick" (Melkstrick), wie schon oben bei den Hexensagen erwähnt.

Man glaubte, wenn man einen Strick bekomme, an welchem eine Kuh längere Zeit gehangen hat, so könne man ihn durch geheime Kunst so bereiten, daß man davon täglich diese fremde Kuh ausmelchen könne, man möge sich mit dem Stricke befinden, wo es immer sei.

Hinter Ellenbog im Lechthal, etwa eine Stunde vom Holzgau, wenn man nach dem Tanberg geht, kommt man zu einer Stelle, welche man „Bettler Umkehr" nennt; da steht ein Büchsenschuß weit davon ein Bauernhaus, „in der Brenta" genannt.

Dort erzählt man: Der Besitzer, Franz Wolfegger, hatte einen Streit mit dem Nachbar, der ihn nicht durch seinen anstoßenden Grund fahren lassen wollte, wenn er Futter heimführen mußte. Da hat er diese Wiesen verkauft, und ist nach Niederland auf Maurerarbeit gegangen.

Aus Rache hat er aber einen Strick mitgenommen, an welchen der feindliche Nachbar die Kühe im „Scherm" (Sommerstall) angebunden hatte, und hat dort in Niederland von diesem Strick des Nachbars seine zwei Kühe ausgemolchen. Dieses Stücklein hat der eigene Bruder des Franz Wolfegger dem Hafner Prewang vor etwa zwölf Jahren noch für wahr und wahrhaftig erzählt.

18.
Alpen-Verfluchung.

Von Fend oder Vent (im Niederthal unterm Oetzthaler Ferner), zwei Stunden entfernt, liegt eine „Ochsenhütte" (Almhütte), welche seit undenklich vielen Jahren verlassen wurde, denn ein augenscheinlicher Unsegen ruht auf dieser Alm. Daher ist schon lange das Dach fort und nur die Mauern stehen noch als Zeichen einstiger Rührigkeit.

Von hier aus überblickt das Auge drei große Fernerthäler, die sich zu einem Eismeere vereinen. Ein Ferner steigt fast senkrecht mit tausend Zerklüftungen hernieder, wie ein großer gefrorener Wasserfall anzuschauen, und rechts ruht ein ungeheures Eismeer, während der Beschauer auf grünem Weideboden steht. Und keine einzige Kuh kann hieher getrieben werden, so oft es auch versucht wurde, denn der Boden wurde einst verflucht und seither unbrauchbar.

Zu jener Zeit, als der Urähnl noch lebte — und auf dieser gesegneten Milchkaser die beste Butter und Käse bereitet wurden, da kam eine arme Wanderfamilie an, die wie Zigeuner herumzog, und übers Miedenjoch und Schnals ins Pinzgau reisete, und bat, da schlechtes Wetter einfiel und es Abend war, um Herberge. Der Oberhirte oder Kaser aber hatte kein Erbarmen; eben so wenig die Almleute, die sich eben versammelt hatten. Sie verspotteten sogar die armen Heiter, bis endlich der Schäfer selbst sie barsch mit den Worten von der Hütte schob: Bleibts außen bei den Schafen und Geisen im Stall! Sie folgten dem Befehl, und in der Nacht fanden sich

die vier Leute um ein Kind vermehrt. Dennoch wurden sie am Morgen fortgewiesen. Da machten sie sich auf zur Weiterreise, aber der Vater verfluchte vorerst die Alpenflur und sprach: So sollt Ihr Schäfer bleiben bis zum Gerichte Gottes, und nie mehr Kuhhirten und Ochser sein. Und das Gras Euerer Alm soll kein Rind mehr nähren. Im selben Jahre noch starben Kühe und Ochsen, vierzig der schönsten Rinder, am schwarzen Brand. — Man muß noch bis jetzt die Ochsen abhalten, damit sie nicht dahin kommen; aber fast zweitausend Schafe haben dort ihre Weide, wie in keinem Theile Tirols.

Man hört oftmal die einstmaligen Hirten jammern und sieht sie als traurige Schatten herumschleichen.

19.

Die Zweiflbücher.

Im Tiroler Landvolk lebt der Glaube, daß es Bücher gebe, in welchen alle möglichen magischen Mittel geschrieben oder gedruckt stehen; es nennt dieselben aber niemals Zauberbücher, sondern Zweiflbücher. Originale dieser Bücher sind fast nicht mehr aufzutreiben, obschon es deren viele gegeben haben soll. Die Sorgfalt der weltlichen wie der geistlichen Behörden hat sich sehr lobenswerth bemüht, solche gedankenverwirrende und verderbliche Bücher dem Volke zu entziehen. Der volksthümliche Name derselben ist keineswegs davon abzuleiten, daß das Volk gegen diese Bücher Zweifel gehegt oder hege, im Gegentheil, es hatte an dieselben einen Berge versetzenden Glauben, und es blickt nur der im alten deutschen Worte Zwivel enthaltene Gegensatz gegen das rechte, von Gott gebotene, gegenüber der trostlosen verzweifelten Teufelsmacht, die stets das entgegengesetzte, das unrechte thut, aus dem altüberkommenen Worte hervor.

Selbst Gebete zur heil. Corone und zum heil. Martin um irdische Schätze, statt um himmlische, gehören in jenes dunkle Bereich, obgleich man meinte, daß das „Geld bringen machen“ durch Hülfe gewisser Gebete, Gelübde und Segnungen im Namen der genannten Heiligen durchaus dem göttlichen Gebote nicht zuwider sei. Aber sehr schwer ist bei alledem die Erfüllung der Vorschriften, um im Gnadenschutze von St. Corone zu Schätzen zu gelangen. Tiefes Stillschweigen, fromme Kasteiung, Beichte und Communion, beten von 93 Vaterunsern und Avemaria, 7 Credo, dann durch drei Nächte die besondern Gebete zu der Heiligen, dann am Martiniabende und am darauf folgenden Tage wieder 5er Vatunser, u. s. w. wie zuvor, und dann noch die Gebete: Vier Ermahnungen an die Heiligen und ein Schlußgebet. Kommt nun ein Geist, so wird auch dieser durch Gebete beschworen, und wenn derselbe fragt, was das Begehren sei, so lautet die Antwortformel in aller Bescheidenheit: Ich will Gottes Huld, Gnade und

Barmherzigkeit, gute Gesundheit und langes Leben, auch einen verborgenen Schatz mit neunundneunzigtausend Dukaten gangbarer Münze; nach diesem zeitlichem Leben aber die himmlische Freude und Seligkeit. Amen. Kommt aber kein Geist, so ist das ein Zeichen, daß Gott dem Herrn der Wunsch nicht wohlgefällig ist, und derselbe in seiner Weisheit es für besser hält, der Mensch lebe in Armuth und Demuth, statt im Besitz von neunundneunzigtausend Dukaten. —

Noch geht auch die Rede von einem „Zweiundfünfzig Messenbuch", das, wenn ein Mensch es bei sich trage, gegen allen bösen Zauber schütze; ein Alpenjäger könne sich dann nicht „erfallen" u. dgl. Schutzgewährung. Wahrscheinlich enthielten solche Bücher, wenn sie wirklich vorhanden waren, Gebete und Segen gegen allerlei Unglück, und wurden mißverstanden.

20.
Magische Geräthe.

Mehrere Geräthschaften giebt es, die vorzugsweise zur Uebung gewissen Zaubers dienen können.

Diese sind zunächst das Pinzgermesser, das Pfaffeneisen und das Kreuzeisen der Saltner, dann auch noch das Schrettlgatter.

An Messer knüpft sich ohnehin auch im übrigen Deutschland mancher Aberglaube, besonders wenn sie mit drei Kreuzen versehen sind.

Wenn einem vom Tisch ein Messer auf den Boden fällt und es bleibt mit der Klinge im Boden stecken, so zeigt es an, daß ein Fremder ins Haus kommt — oder Besuch von Ferne her. Sonach gehört das Messerfallen zu den „Voarweilungen".

Metzgermesser verlieren auch, gleich Schießgewehren, die Tödung. Man soll mit ihnen niemals frisches Brot oder Käse anschneiden; ein allgemein verbreiteter Glaube in Tirol, wie in Deutschland ist der, Messer nicht mit offener Klinge auf den Rücken zu legen.

Das Pinzgermesser ist sehr eigenthümlich geformt und gearbeitet. Auf der einen Klingenseite ist I. N. R. I. eingravirt, die andere zeigt neun kleine Halbmonde und darüber neun kleine Andreaskreuze, so ♉. Diese Klinge hat außerdem die Form eines Schnitzers. Am Heft befindet sich nächst der Klinge eine Messingeinfassung, zwei Zoll lang, mit feinen Verzierungen; auf dem glatten Beingriff zeigt sich zu beiden Seiten eine von einem Hunde verfolgte springende Gemse. Der Griff ist oval-rundlich.

Die Klinge eines solchen Messers auf Blutungen festgedrückt, stillt letztere augenblicklich.

An eine Thüre gesteckt, kann keine Trude in das Zimmer kommen, mindestens nicht durch diese Thüre.

Wenn der Wirbelwind einen Heuhaufen packt und in die Luft führen will, und man wirft so ein Mondschein- und Neunkreuzmesser darauf, so

bleibt alles Heu ruhig liegen. Es bricht allen bösen Zauber. Bei bösem Hexenwetter in die Luft geworfen, verwundet das Pinzgermesser die Hexe, die das Wetter braute.

Des Pfaffeneisens wurde oben schon gedacht. Man kennt dasselbe vorzugsweise nur in der Umgegend von Rettenberg und Schwaz. Es unterscheidet sich von andern Hufeisen meist dadurch, daß es nur drei Löcher hat. Teufelsrösser haben auf hohen Alpen und ehemaligen Saumpfaden solche Eisen verloren. Jeder siebente Stamm einer Schmiedefamlie wird der Auszeichnung gewürdigt, ein solches Teufelsroß zu beschlagen, das früher eine Pfaffenköchin oder Haushälterin war.

Das Eisen diente, gleich der ebenfalls schon erwähnten Metallkugel der Venetianer, an einem Faden aufgehangen und am Finger gehalten, zur Schatzauffindung.

Das Kreuzeisen der Saltner ist vorzugsweise in Südtirol im Gebrauche und dort von großer magischer Bedeutsamkeit. Es ist ein Werkzeug der Weinbergwächter oder Saltner (doch heißen in manchem Gau auch Ochsenhirten, welche über hundert Stücke Ochsen auftreiben, Saltner). Fast könnte man sich versucht fühlen, die Bedeutung dieses Wortes im mittelhochdeutschen sëlten zu suchen — spricht doch der Tiroler auch Galtvieh statt Geltvieh — und zwar in Beziehung auf die seltsame und wunderliche Gestalt und Erscheinung dieser Wächter, welche einer Schilderung schon deshalb werth ist, weil sich durch diese das Werkzeug mehr erklärt.

Dem Reisenden um Meran begegnen zur Zeit der Traubenreife nicht selten sehr auffallende und schreckhafte Gestalten.

Der Saltnerhut ist ein „Krapfenhut" mit breiten Krämpen, rundum mit den buntesten Hahnenfedern aufgeputzt, die der Saltner im Dorf durchs ganze Jahr gesammelt hat, so bunt übersteckt, daß man vom Filz gar nichts sieht. Außer diesen hunderten von Federn hangen rund herum Eichhorn- und Fuchsschwänze über die Krämpen herab, so daß er nur mit Mühe durchblicken kann, und der Wanderer fast gar nichts von des Saltners Gesicht sieht. An den spitzigen Ausläufen des Krapfenhutes sind ausgestopfte Dachsköpfe mit aufgesperrtem Rachen angebracht, oder auch anderes Gethier, je wilder, desto besser. Das so gebildete Hutdreieck sitzt der Quere nach auf dem Kopf, eine Gallerie von Federn, Schwänzen und wilden Thierköpfen mit aufgesperrten Rachen.

Der knochige Körperbau des Saltners trägt bei feierlichen Gelegenheiten und Sonntags stets ein rothes Wams, breite lederne Hosenträger darüber, Bauchbinde mit Pfauenfederkielen weiß ausgenäht, kurze lederne Hose, weiße Strümpfe, zwischen Hose und Strümpfen blickt das nackte Knie hervor. Statt der Joppe trägt er einen schwarzledernen Koller ohne Kragen, die Aermel daran sind von der Achsel bis zum Ellenbogen nach spanischer Art aufgeschlitzt, so daß das weiße Hemd grell durchscheint. Dort ist eine eigene

große Seitentasche links, welche für das Kreuzeisen Platz genug hat, denn es ist wenigstens einen Schuh lang, nicht ganz so breit, und fast ein Pfund schwer, besonders die alten Eisen, die neuern sind leichter, während die alten Saltner die Wirkung nach dem Gewicht berechneten und das Eisen zum Dreinschlagen gebrauchten, wenn just der Teufel in ihre Nähe kam.

An den Knöcheln trägt der Saltner eine Art Gamaschen von Leder. In der Hand hat er eine mächtige Hellebarde nebst einer Ruthe. An der Hellebarde ist ein langer Spieß, dann hat er noch einen Stock, einige Pfeifchen von Schweinszähnen an gelben Ketten am ledernen Koller hangend, einen Löffel, eine Pistole und ein Messer, „die Groadl".

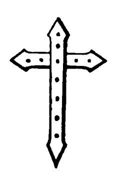
Er tritt vom „Hohen Unserfrauentag" bis „Kirchtag" in den Wachdienst. Nun geht er in den Berg, und wohnt in einem „Lueg", das ist ein kleines pyramidales Strohdächlein, den Triangulirungspyramiden aufs Haar gleichsehend.

Indeß streift er meist im Berg herum, straft die Weintraubendiebe oder liefert sie ein, je nach Größe des Frevels.

Sein Kreuzeisen pflanzt er gern neben sich auf über Nacht und schläft und ruht ein Stündlein, denn schlafen soll er eigentlich gar nicht — obgleich er nur fünfzig bis sechzig Gulden Lohn hat.

Seine Wachsamkeit zu zeigen, muß er zu gewissen Zeiten den „Spieß schreien machen"; er streift oder streicht mit der Spitze der Hellebarde über eine Mauer so kunstgerecht, daß sie einen lauten grellen Ton hervorbringt, den man „weitmächti" hört. Sie müssen sich lange einüben, bis es der Saltner zur Virtuosität auf dem „Spießschreien" bringt. Auf diese Weise weckt er auch die Leute zu gewissen Zeiten auf, wo er vorbeizieht.

Das Kreuzeisen besteht aus zwei an allen Enden zugespitzten, nicht abgerundeten, sondern viereckten, scharfkantigen Eisenstücken, ist mit Sternen und Kreuzchen geschmückt und hat diese Form:



Soll dasselbe recht wirksam sein, so läßt der Eigenthümer dasselbe, nachdem es ohnehin in der Pfarre Mais bei Meran (Untermais) geweiht worden ist, noch ein ganzes Jahr in der Kirche unter dem Hochaltar versteckt liegen. Der Saltner trägt dieses Eisen in der innern großen Seitentasche des Lederrockes, steckt es Nachts auf seine Hellebarde, und zur Zeit, wenn schlechtes Wetter ihn zum Unterstand nöthigt, zur Seite an einem Pflock und schläft wohl auch so sicher und beruhigt daneben, als wenn er von hundert Garden bewacht würde.

Manche Saltner erzählen Wunderdinge von der Kraft solcher Eisen, wie z. B. der Franz Gapp, der auch zu Algund sieben Jahre Bodensaltner war, aber seit 1849 im Grabe ruht. Ebenso der noch lebende „Warter Luis", Saltner von Algund, kann aber wegen Alter nicht mehr den beschwerlichen Dienst übernehmen. Er ist jedermann wegen seinem weißen Bart bekannt, und wird von den Algundern mitleidvoll unterstützt, denn er ist ganz arm.

Algund nahe steht ein Winzerhof, „beim Schoat'nguata" genannt, wo vor einigen vierzig Jahren ein bischen gar zu flotte Dirnen wohnten, und es gern sahen, daß, je mehr desto besser, zu ihnen lustige Bursche ins „Madlerwalken" kamen. Man nennt dort das Fensterln „Madlerwalken". An andern Orten heißt man's „aufs Gaßl gehn". Da fand sich auf einmal allnächtlich ein feiner schöner Gesell ein, der mit ihnen so zärtlich reden, singen und kosen konnte, daß sie ganz vernarrt in ihn wurden, und sich leichtsinnig hätten zu allem verleiten lassen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ihr Schutzengel ein Saltner geworden wäre. Es ging nämlich der „Maretscher Natz", Bodensaltner des Ortes, der im Maretscherhof wohnte, welcher neben dem Schoat'ngut steht, nachdem er die Runde gemacht hatte, Mitternachts vorbei und sah und hörte am Fenster den kecken Gesellen die bethörten Dirnen unterhalten. Das ärgerte ihn gewaltig, denn der Natz war ein frommer, gottesfürchtiger Mann; er näherte sich und staunte nicht wenig, am Gesellen Bocksfüße und einen glühenden Schweif hintenausgestreckt zu erblicken. Das ist der leibhafte Teufel selbst, dachte er sich. Warte, dich werde ich zurechtweisen. Er nahm sein Kreuzeisen zur Hand und sprang ihm zu und befahl ihm, augenblicklich von dannen zu fliehen. Aber der Böse wollte nicht folgen, sondern setzte sich trotzig zur Gegenwehr, jedoch der Maretscher Natz schlug mit dem Eisen auf ihn derb drauf und der Satanas entfloh rauschend und flammend, und ließ nichts als gräulichen Gestank zurück. Darauf hielt der Natz den erschreckten Mädchen eine Bußpredigt, und sie wurden fromm und brav.

Auf dem Hofe „beim Hall am Frauenberg", ohnweit Untermais, wurde lange ein altes Kreuzeisen aufbewahrt, das dem Algunder Boden-Saltner Peater gehört hat, der es gegen böse Hexenwetter und allerlei Unglück sehr werth hielt. Einst warf er damit eine Hexe auf den Fuß, und da machte es ihr eine Wunde, die nimmer geheilt werden konnte. Doch hatten auch ihm die Hexen sehr übel mitgespielt.

Der Franz Gapp war Saltner bei Algund, er ist im Jahre 1849 gestorben. Derselbe wurde einmal von einem Bauern in der Gegend gefragt, was er thun solle, indem er auf dem Wege, den er manchmal zur Nachtzeit passiren müsse, einen unheimlichen Schatten sehe, welcher gewiß kein gutes Wesen sei.

Der Franz gab dem Bauer den Rath, dort ein Kreuzeisen aufzustecken. Der Bauer that es, und seitdem war nichts mehr zu sehen und zu hören.

Das Schrattlgatter hat die unmittelbare Bestimmung, gegen das schon oben S. 269 erwähnte Schrettl oder Schrattl zu dienen. Eine volksthümliche Mittheilung darüber lautet wörtlich:

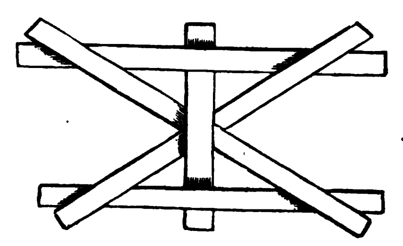
Im Mittelgebirge um Innsbruck und Hall und hinab ins Unterinnthal — sowohl in Dörfern, wie auf Einzelnhöfen — eben so auf den in den Bergen liegenden Alpen ist „d'Schrattl" oder „s'Schrattl" ein gefürchtetes Etwas, was noch kein Mensch gesehen hat, aber fürs Vieh gerade das ist, was für den Menschen die Trud ist.

Es sucht Kühe auf, welche es so drückt, daß sie dann den Kopf nicht mehr in die Höhe bringen, weil der Rücken ganz gelähmt ist, „s' hat'n Schrattldruck kriegt", auch andere Gliedmaßen drückt d'Schrattl lahm.

Kommt's über Schweine, dann strecken sie alle vier Füße von sich und liegen wie tod da.

Auch Küniglhasen (Kaninchen) druckt es z'samm, und gar gerne die Hennen. Vor dreißig Jahren ists im Bauernhof zu Windeck ober Hall passirt, daß man s'Schrattl gespürt hat, wie es in den Hühnerstall hineingegriffen hat, um die Hühner abzukochen und zu drucken, und die es erwischt hat, sind z'Morgits ausgestreckt drin gelegen; man hat die andern gerettet, indem man ein „Schrattlgatterl" in den Hühnerstall aufgehangen hat.

Schrattlgatterl kennt fast jeder Bauer und ist leicht zu verfertigen mit



fünf schmalen Spänen; von geweihtem Palmholz in einandergeschoben, hält das Schrattlgatterl von selbst, ohne daß es braucht genagelt zu werden.

Hat man kein geweihtes Palmholz, so hat man sich auch mit anderem Palmholz, ja auch mit anderem Holz gut geholfen. Es scheint, daß dieses Schrattlgatterl d'Schrattl gar nicht leiden mag; denn wenn man es im Kühstall oder wo immer ob der Thüre aufhängt und d'Schrattl sieht es, so eilt es flugs davon, als ob's zornig wär ob dem Gatterl, und man ist sicher. Daher soll es in keinem Stall fehlen, um so mehr, weils keine Unkosten macht, und wenns nichts nützt, so schadets auch nichts, meint der alte Windegger-Seap (Josef Kößler von Windeck am Tulferberg, Bauer von Aldrans bei Innsbruck).

Man hat auch d'Schrattl geziehen, daß es andere Schäden im Stall mache, z. B. Zusammenhängen zweier Kühe in eine Kette, Vermeinungen und Verzauberungen beim Vieh; doch das scheint nur aus der Luft gegriffen,

Zu den ungeschlachten Räkeln und Rüpeln, die gegen jedermann ihr Maul gähnend sperrangelweit, wie ein Stadelthor, aufreißen, ohne die Hand, wie sich ziemt, davor zu halten, sagt man in Deutschland: Ich danke, daß Du mich nicht verschlungen hast. Eine sonstige Bedeutung hat das Maulaufreißen in keiner Weise.

Kröpfe, Warzen.

Kröpfe und Warzen, erstere in Gebirgsländern vorzugsweise heimisch, vertreibt der Volksaberglaube mit dem Bestreichen einer Todtenhand, oder auch mit dem Bestreichen rother Waldschnecken — die schwarzen sollen es ebenfalls thun — im abnehmenden Mond.

Eines der vielen Sympathiemittel gegen Warzen ist in Tirol auch das: Man gehe, wenn es geregnet hat, zum Strunk einer abgehauenen Eiche, schöpfe mit einem Löffel das auf demselben noch stehende Wasser stillschweigend und bestreiche damit die Warzen zu wiederholten Malen.

Fingernägel.

Wenn auf den Fingernägeln kleinere oder größere unregelmäßige weiße Flecken entstehen, so nennt man das „Naglblüh" (Nagelblüthe) und dieselbe zeigt Glück und Fruchtbarkeit an.

Füße.

Wenn in einer Gesellschaft, wie man in Deutschland zu sagen pflegt: „Ein Engel durchs Zimmer geht", d. h. wenn zufällig alle Rede verstummt, so sagt man in Tirol, es setze einer der Anwesenden die Füße übers Kreuz, und wenn man dieß thut, soll es allgemeines verstummen auf kurze Zeit bewirken. Wäre ein herrliches Mittel gegen die, welche immer gern das große Wort allein führen, und andere gar nicht zum reden kommen lassen.

2.
Halbmythische Thiere.

Drachen.

In der kleinen Reihe völlig sagenhafter Thiere, die im Volksglauben Tirols leben, und zum Theil Rollen gespielt haben sollen, behaupten die Drachen den ersten Rang.

Man hat und zeigt Drachenlöcher, Drachensteine, Drachenklammen und Drachenböden. Diese und der Drachensee, welcher in beträchtlichem Umfang auf dem Mieminger-Hochgebirge, zwischen dem Marienberge und der Sonnenspitze mit spiegelklarem Wasser fluthet, sind die unzerstörbaren Dokumente der Drachensagen und des Glaubens einstigen Vorhandenseins dieser Ungethüme, wozu die Drachenhöhle bei der Sill zu Wilten vorzugsweise gehört. Endlich die Drachenzunge, welche im Kloster Wilten aufbewahrt wird, sollte über das einstige vorhandensein keinen Zweifel übrig lassen.

Dieser Drache soll ausgesehen haben, wie man sie in alten Büchern abkonterfeit findet, und wie er ob der Wiltauer Stiftskirche neben Haimon, dem Riesen, der ihn tödtete, in Stein ausgehauen steht, so:

Drachenkopf mit kurzen Ohren, vier Füße mit Krallen, großer geringelter Schweif, zwei Fledermausflügel, welche zusammengelegt werden konnten, daß man von weitem keine Flügel erkannte, deßwegen man auch ungeflügelte Drachen vermeinte. Der Hauch war giftig.

Die Gestalt der Drachen, wie sie in den Tiroler Sagen vorkommen, ist so: Ein Kopf, halb schlangenartig, halb hundartig mit kurzen Ohren, so wie man den Metzgerhunden die Ohren stutzt, kurz, jedoch spitz-aufwärts. Wohl langen Hals, Leib wie ein Stier so stark und gedrungen. Der Rachen weit mit zwei Reihen Zähnen wie geschliffene Schwerter. Die Augen feurig und groß, fast Feuer schießend. Vier Füße mit Bärentatzen und mit erschrecklich scharfen Adlerklauen daran. Alles schuppig und rauh. Der Drachenschwanz war lang und so stark, daß er die stärksten Rösser niederschlagen konnte, mit dem vertheidigte sich der Drache auch am meisten, mit dem schlug er die Bauern nach Dutzenden zu tod — ein Hieb vom Drachenschwanz war genug, ein Stück Felsen, wie ein Haus so groß, weg zu schlagen. Die Fledermausflügel dienten ihm beim laufen, daher konnte ihm kein galoppirendes Pferd entfliehen, wenn er ihm nachlief. Die Farbe war gelblich braun, da und dort röthlich, besonders unter den Flügeln blutigroth. Wenn der Drache lief, da hörte man sein Schuppengerassel von weitem schon, und konnte sich oftmals retten. In seinem Hirn hatte er einen Stein, der absonderliche Kräfte besaß, der aber schwer zu bekommen war, denn man fand ihn nur dann und konnte ihn herausnehmen, wenn der Drache noch nicht tod war. Dieser Stein ist der Drachenstein, wovon die Weiß- und Schwarzkünstler und Wunderdoctoren gar vielerlei Gebrauch machten. Wer den Stein haben will, muß den Drachen so weit verwunden, daß er nicht tod ist, denn mit dem Tod verschwindet er zu Luft, wenn er aber noch etwas Leben in sich hat, muß man die Hirnschale aufschlagen und geschwind das Hirn herausnehmen, und der Stein wird dann dabei sein. Der ist ein wahrer Schatz für die Familie, zu allerlei gut, gegen Schäden und Unglück.

Die Drachen wohnten in feuchten Höhlen neben einem fließenden Wasser oder See, denn sie entstanden aus der Feuchtigkeit oder faulenden Nässe, in welches das Drachenei gelegt worden war.

Der Glaube an das einstige Dasein der Drachen hält fest, weil man in Kirchen den heiligen Georg mit dem Drachen so oft sieht; die reichen Bauern auch gerne dort, wo das Wasser vom Dache rinnt, mit besonderer Vorliebe einen Drachen anbringen lassen, welcher dasselbe weit heraus auf den Weg speit, und weil auch die Wappenbilder so viele Drachen enthalten. Wenn sich in den älteren Zeiten die Tiroler auszeichneten, und als

Lohn mit einem Wappenschild belohnt wurden, fehlte selten der Adler — Tirols Symbol — und eben so wenig ein drachenartiges Thier.

Daß Drachen große Ungeheuer gewesen sein müssen, beweisen die Schauergeschichten, daß sie einen großen Ochsen im Rachen davontragen konnten. Hatten sie nichts zu essen, so war das gleich, sie leckten vom Gestein in ihren Schluchten jenen salzigen Ueberzug, der sich wie z. B. das Bittersalz ansetzte und gut für Hunger und Durst war. Wer solchen Ueberzug fand, konnte damit viele Monate lang existiren. Dieses Drachensalz entstand vom Ausathmen des Ungethüms, welches an den Wänden anschlug und als chemischer Niederschlag eine solche Lebens-Auswitterung hervorbrachte; wenn der Drache aber lange Zeit fort war, hörte auch die Auswitterung auf. Eine Schweizersage bestätigt dieß. *)

Die Größe des Drachenkopfes läßt sich durch seine lange Zunge abschätzen, welche, wie schon gesagt, im Kloster Wilten aufbewahrt ist.

Gleich beim Eingange von der Poststraße hinter der Pfarrkirche zu Wilten steht rechts ein hohes Gebäude an der Friedhofmauer. Es ist eine Kapelle (mit Beinhaus), dem heil. Georg geweiht; zu beiden Seiten des Hochaltars sind zur Zierde wirkliche Todtenschädel aufgethürmt, welche den Weltkindern schauerlich vorkommen, das brave Bäuerlein aber gar nicht erschrecken, denn das geht alle Samstag da hinein, betet für die armen Seelen, und sagt seinen Buben oder Madlen: Da schaut's, so werd's a heunt oder morgen — drum seids brav und laßt nöt vom Schutzengel! und diese Predigt merken sie sich immer.

In dieser hohen Kapelle steht links vom Eingang der Riese Haimon mit einem furchtbaren Schlachtschwert an der Seite, im Harnisch, die Drachenzunge in der linken Hand und auf ein Wappenschild die rechte Hand stützend, welches am Boden steht und an seinen rechten Fuß sich lehnt.

Riese und alles andere ist von Holz gehauen. Ein starker Mann, der sich neben den Riesen stellt, reicht ihm bis zu den Schenkeln hinauf, nicht weiter.

Der Riese steht auf einem Piedestal, darauf ist in alter Schrift zu lesen:

Als Tag und Jahr
Verloffen war,
Acht hundert schon verstrichen,
Zu siebzig acht
Hats auch schon g'macht,
Da Heymon Tod's verblichen.
Der tapfre Held
Hat sich erwählt
Ein Kloster aufzuführen,

*) Siehe: L. Bechstein Deutsches Sagenbuch: 14.

Gab alls hinein
Ging selbst auch drein,
Wollt doch nicht selbst regieren.
Hat löblich g'lebt,
Nach Tugend g'strebt,
Ein Spiegel war er allen.
Riß hin, Riß her (Ries'),
Ist nicht mehr er,
Ins Grab ist er hier g'fallen.
Requiescat in pace.

Auf der Nebenwand sind zwei Holztafeln, so groß, daß sie die ganze Wand überdecken, darauf steht mit deutlichen Lettern geschrieben:
„Uralte in Reimen verfaßte Nachrichten vom Riesen Heymon.“

I. Tafel.

Viel Zaichen seind in diesem Land — Daß Riesen haben allda g'wohnt,
Alß haust im Schloß Tirol, Signoth der Riß bekannt gar wohl,
Von Bern (Verona, Bern) den Herrn Dietrich, Bestreiten thäte ritterlich,
Der Herkules gleich wie vor Zeit — Erschlug den Cacum in den Streit,
Dergleichen auch an Orten mehr, Findt man von Riesen hin und her,
Der Held Seifried wohnt wie man sagt, Am Rein bei Worms unverzagt
Vor Sib'n hundert sechsfünfzig Jahr, An diesen Ort ein Riß auch war
Heymon genannt zur selben Zeit — Im Gotteshauß hier begraben leit,
Nemt sein Begräbniß hier in Acht, Sie ist nur bloß von Holz gemacht,
Sein Läng zwölf Schuh und vier Zoll thut: Er liegt allda in guter Hut.
Von wo der Riß sei kommen her, Findt man noch nicht in g'wisser Lehr,
Onzweifelt ist daß dieser Mann, Geboren sei von hohen Stamm,
Die Wappen zeigen dieses an, So g'mahlen hier im Gotthaus stahn,
Ob seinen Helm ein Leopardt, Auf rothen Kiß gemalen ward
Mit grien und weiß der Schild geziert, Der tapfre Held dies Wappen führt.
Als aber Er kamm in das Land, Viel wilde Thier er allda fand,
Von Rauberei es auch voll steckt — Mit Wäldern weit und breit bedeckt,
Jetzt ist's ein Gegen (d) fruchtbar schön, Zur Sommerszeit in Wasen gren (grün),
Die Felderzierd nach rechter Weis, Das thut der Bauern Müh und Fleiß.
Zur selben Zeit im Land auch wohnt — Ein andrer Riß war Thyrsus g'nannt,
Zu Seefeld er sin Wohnung hält, Da noch das Heiltum aufrecht steht.
Als dieser g'hört daß Heymon wär Ankommen wollts nicht leiden er,
Den G'walt er haben wollt allein, In dieser Gegend Herr wollt sein.

II. Tafel (Fortsetzung):

Er wollt vertreiben den Heymon — Trug aber bösen Lohn davon,
Sein Tod ist noch gar wohl bekannt, Ist auch der Ort von Thyrso gnannt,
Der Heymon Christi Lehr empfing — Hernach auch in sich selber ging;
Das fruchtbar Ort nahm er in Acht, Ein Kloster z'bau'n er da gedacht,
Aufs Werk weil er gedenken thätt', Sein Bau ein Anfang g'machet hätt.
Sieht zu ein Drach dort auf dem Stein — Kommt, hindert da die Arbeit sein,

Speit aus das Gift und wind (wind't) den Schwanz, Zerkratzt ihm auch die Mauren ganz:
Auch wie das Wasser reissen thut, Wann's aufbrich (t) auf ein Archen gut,
Sodann bringts durch die Felder aus, Daß sicher ist kein Hof noch Haus!
Heymon die Sach zu Herzen nahm, Wußt doch nicht was er fing an,
Ob alles wär zu unterlahn, Zuletzt doch griff er's wieder an,
Gar bald er Weis und Weg erdacht, Daß er das Thier von dannen bracht,
Verfolgt es bis an ein Loch, Darinnen sich der Drach verkroch,
Sein Kräften braucht er allesammt, Den Drachen schädigt er zur Hand,
Im engen Thal durch Gottes Hand, Zuletzt er ihn auch umbracht hat,
Die Zung riß er dem Drachen aus, Ganz fröhlich kehrt er z'rugg nach Haus,
Seine alte Arbeit er vollzoch — Und dankte Gott dem Herren hoch
Daß er ihn hätt die Gnad gethan, Den Drachen bringen ganz hindan.
— Zum Gottshaus alle Ding zuricht, Um Ordensleut sich bald umsicht,
Um Gottes Will an diese Statt, Er all sein Gut auch geben hat,
Allda wollt' er begraben werden — Im Gott'shaus Wiltau bestatt' zu Erden,
Achthundert siebenzig und acht, Dasselb' Jahr zum Tod ihn bracht',
Das Gottshaus dieser Ursprung ist: Bitt Gott dafür mein lieber Christ!

In diesem alten Gedichte heißt es: „ist auch der Ort vom Thyrso genannt", will sagen, daß der Ort Tyrschenbach von ihm den Namen hat; Tyrschenbach, ein Weiler von drei Häusern, zwei Stunden ob Zirl an der Poststraße nach Telfs, wo der Tyrschenbach in den Inn läuft. Hier ist eine Kapelle, wo benannte zwei Riesen angemalt sind. Vergleiche in den Mythen und Sagen S. 40 u. ff. die Haimon- und Tyrsensage.

Im Vintschgau taucht die Drachensage in unbestimmten Nachklängen noch hie und da auf.

Auf der Tarscheralpe, zwei Stunden ober Laburns, soll im Jahre 1772 ein gräulicher gifthauchender Drache von einem Tarscherbauer geschossen worden sein, welchen Drachen man in eine Kluft hinab warf, als er tod war. Man besichtiget mit besonderm Interesse dessen ehemalige Wohnung in einer Felsenhöhle, wo man noch deutlich viele Eindrücke vom Kopf, Füßen, Tatzen mit Krallen, und dem Schweif zu sehen meint; denn der Drache hatte ein eigenes Plätzchen, wo er tagelang unbeweglich lag, daher die Eindrücke im Stein. Er verwüstete nur zur Nachtzeit die Alpe, in der kein Hirte und kein Vieh vor ihm sicher war.

Man findet in Tirol oftmals in Höhlen und auf Bergen Versteinerungen wie große spitze Zähne, diese werden „Drachenzähne" genannt und dafür gehalten. Es sind meist Zähne von Sauriern, deren riesige Ueberreste wohl ohne Zweifel die Drachenmären mit hervorriefen.

Eine überall wohlbekannte Sage läßt die Drachen so entstehen:

Wenn ein kohlschwarzer Hahn sieben Jahre alt wird, dann legt er ein großes Ei. Wenn er dasselbe in einen feuchten oder nassen Ort legt, so wird ein Drache daraus, der hunderte von Jahren lebt und immer, wenn auch langsam wächst.

Legt er das Ei an eine trockene Stelle oder in Sand, dann wird ein Basilisk daraus.

Dieser unter den Bauernweibern allgemein verbreitete Glaube macht, daß keine einen Hahn ins siebente Jahr leidet, im sechsten Jahr schon kommt er unter das Messer; sogar anders gefärbte Hahnen, wenn sie selbst weiß wären. Ein schwarzer Hahn wird ohnedieß nicht lange am Leben gelassen, weil er als „nöt g'recht" mit verdächtigen Augen angesehen wird.

Basilisk.

Der Basilisk wird mehr gefürchtet als der Drache und dessen Abart der „Lintwurm".

Der Basilisk sieht einem Hahn ganz ähnlich, hat aber einen Drachenschwanz. Er ist schrecklich giftig, sein Blick tödtet auf der Stelle, wächst alle Jahre und in die Hunderte von Jahren fort. Niemand kann ihn umbringen, weil alles Lebendige in seiner Nähe tod umfällt und selbst Stauden und Gräser verdorren. Nur die giftigen Nattern halten es aus und folgen ihm. Auf dem Kopf ist der anderthalb Schuh lange Kamm wie eine Krone gestaltet, die zwei blutrothen Augen stehen weit und spitzig heraus; er ist schwarz mit gelblichen Flecken und Streifen. Nur das Wiesel vermag ihm anzukommen zur Zeit, wenn es ganz weiß ist — die weißen Wiesel sind die Retter vor dem schwarzgelben Höllenhahn gewesen, die haben sie ausgerottet, daher Wiesel gerne im Hause gelitten werden, obgleich man sie für giftig hält und sie „anblasen" können.

Lintwürme.

Der Lintwürme wurde schon mehrfach bei den Mythen und Sagen gedacht.

Der Lintwurm ist vorzugsweise Schatzhüter, daher auch Lintwurm, und nicht Lindwurm zu schreiben, soviel wie Glanzwurm; er heißt so vom Glanze des Hortes, den er bewacht, und wird nur deshalb mit dem Drachen gemeinsam genannt, verwechselt, oder für gleichbedeutend mit diesem gehalten, weil seine Gestalt der des Drachen ganz gleich gebildet wird. Der Lintwurm aber beharrt bei seinem Schatze, er zieht nicht umher, wie der Drache, er raubt nicht Heerden, schädigt nicht das Land, er bekämpft nur den, der den Schatz wegnehmen will. Da aber viele Leute schwer begreifen, und über dergleichen zu denken oder gedachtes festzustellen, für höchst überflüssig halten, so wird sich die stete Verwechselung zwischen den Begriffen eines Drachen und eines Lintwurms schwerlich austilgen lassen.

Haselwurm.

Des Haselwurmes wurde bereits einigemale gedacht, insonderheit bei dem Zauberer Theophrast (siehe oben S. 302).

Es ist über denselben vieles bekannt und viel zu sagen. Der Glaube an sein Vorhandensein ist der verbreitetste.

Der Haselwurm ist unter den halbmythischen Thieren das allgemeinste

und allbekannteste, kein Thal macht eine Ausnahme; doch ist eine Benennung desselben vonhöchst einfachen alten Bauern auffallend, welchen ihn „Wurm der Erkenntniß“ benannten.

Dieser Wurm wohnt nach der abergläubischen Annahme in der Nähe oder unter den Wurzeln von Haselstauden in einem großen Loch. Seine Anwesenheit zeigt sich, wenn auf der Haselstaude eine „Mistel“ (Viscum) wächst. Durch ein solches Zeichen angelockt, hatte vor vielen Jahren ein Bauer im Alpbachthale, nahe beim „Lechenhof“, einen Haselwurm ausgespürt, hatte tagelang gepaßt und konnte ihn nie bekommen. Einmal wär's ihm bald geglückt, aber er ist ihm dennoch „hineinderschloffen“ und kein Mensch sah ihn seitdem wieder.

Da war hingegen im Zillerthal ein Ubernserbauer glücklicher, der paßte durch acht Tage — Tag und Nacht. Einmal schlof der Wurm heraus; der Bauer sprang aufs Loch, setzte sich darauf und fing ihn mit einer Decke, die er auf ihn warf, und schlug ihn damisch (halbtod). Zu Hause sott er ihn, aß davon gute Trümmer, und — gewann jene übernatürlichen Kräfte, die der Genuß des Haselwurms mit sich bringt. Er wurde so reich, daß es nicht zu sagen ist, und am meisten unterhielten ihn die Gespräche der Vögel und Thiere.

Dem Wunderdoctor zu Alpbach brachte, wie oben (S. 302) erzählt wurde, ein Bauer einen Haselwurm, der war so groß, wie ein Windelkind und schimmerte so schön, wie der schönste Regenbogen.

In der Nähe der romantischen Burg Itter, am Eingange in das Brixenthal, liegt ein mit Haselstauden bewachsener Hügel, an dem man noch eine Vertiefung sieht, die durch fruchtloses Graben nach einem Schatze entstand. Nahe dabei ist ein anderes Loch, darin man einen Haselwurm gesehen haben wollte. Ein Bauer grub nach dem Wurm, doch vergebens. Hätte er den Wurm gehabt, so wär alles zu Tag gekommen, denn wer davon ißt, der sieht auch alle Schätze in der tiefsten Tiefe.

Wo ein Haselwurm vorhanden ist, zeigt sichs nicht nur an der Mistel an, sondern auch dadurch, daß an den frischen Haselblättern mitten durch eine runde Oeffnung ist; dieses Loch beißt er über Nacht aus, denn das ist seine Nahrung.

Er geht nur Nachts aus und bleibt bei Tage versteckt. Wer vom Haselwurm gegessen hat oder auch einen bei sich trägt, kann sich unsichtbar machen, d. h. wer Haut und Zunge in der rechten Hand hält. Wer davon gegessen, hört auch die Kräuter und Blumen reden, die sagen ihm, zu was sie zu gebrauchen seien u. s. w.

Mit der Gestalt des Haselwurmes sind nicht alle einverstanden; einige behaupten, sie seien ganz weiß; andere sagen, „der Nattern“-, d. h. der „Wurmkönig“ sei der Haselwurm; andere gaben ihm bunte Farben, daher

der „Murbl“ oben am Wurmbach ob Arzl auch für einen Haselwurm gehalten wird.

Ueber den Haselwurm giebt es eine sehr alte, und sehr weitläufige Niederschrift, seine Beschwörung, seine Tugenden und Kräfte, durch welche der Gedanke blitzt, daß die Schlange des Paradieses ein Haselwurm gewesen sei.

Murbl.

Ein ebenfalls halbmythischer sonderbarer Wurm, der weder in alten noch neuen Fabeln, Märchen und Sagen begegnet, ist „der Murbl“, ein Wurm, den viele Leute im Wurmbachthale gesehen haben wollen, der alle fürchten machte, und vor welchem auch der Muthigste davon liefe, der ihn zu Gesicht bekäme.

Daß eine sonderbare Gattung Würme dort leben müsse, bestätigten ruhige, furchtlose Hirten, die ihn gesehen haben wollen.

Alte Erzählungen lassen den Ort einst von vielen solcher Ungeheuern bevölkert sein, daher der Bach, welcher durchs Wurmthal läuft, „Wurmbach“ genannt wird.

Anfangs vom Wurmbach, unweit der Arzleralpe, am sogenannten Arzlerberg, bewohnt ein solcher Wurm ein großes Loch, welches unter einem Waldbaum hineinmündet. Er wird so beschrieben: Der Murbl ist nicht länger als gut 1½ Schuh, wie ein eingefatschtes Kind, oder ein guter Mannesschenkel dick, „tschekat“ (schäckig), mehr roth, gerade so, wie man türkischen Persch (Pers) als Weiberleutkleider trug; so daß es manchem geschah, daß er den über'n Weg oder vor'm Loche liegenden Wurm für ein Stück türkischen Pers hielt; ein anderer meinte, es sei ein in bunten Windeln mit rothen Bändern eingebundenes Kind, denn es hatte der Kopf viel Aehnliches mit einem Kindskopf der Rundung nach.

Es ist erst vier Jahre her, als der „Josl Hansl“ (Johann Dollinger) von St. Nikolaus in dortiger Gegend im Holzen war, und den Murbl außem Loch rauschen hörte, und ihn bald wieder hineinschlüpfen sah. Da machte sich Josl Hansl bald durch.

Die alte Roslerinn, eine Bäuerin von Hötting, hat ihn vor dreißig Jahren genau gesehen und beschrieben; dieselbe sah ihn jedoch weiter unten beim sogenannten „dritten Schuß“ im Gesträuche beim „Dorishäusl“, im Weierburger Bezirk.

Der Todtengräber Fleckinger zu St. Nikolaus sah ihn vor einigen Jahren bei der Arzleralpe. Er sagte, daß „die Murbl“ in frühern Zeiten erschossen wurden, und das Fett davon gut zu brachen war. Er selbst aber hat noch keinen erschossen und hat gewaltigen Respekt vor dem Murbl.

Stollwurm.

Ein und dasselbe sagenhafte Geschöpf mit dem Murbl Tirols scheint der Stollwurm des Berner Oberlandes zu sein. Er heißt auch Berg-

stutz, Birgkstutz, und soll im Thale der Gosau nahe dem Hallstädter See ebenfalls vorkommen, absonderlich auf den Alpen, die das Gamsfeld heißen. Die Bergjäger schildern dieses räthselhafte Geschöpf von Farbe hell silbergrau, glänzend, mit dunklen Längsflecken auf dem Rücken, Schlangenkopf, Leib zwei Fuß lang, dick wie ein Mannsarm, nach hinten zu abgestumpft, vier kurze, kaum bemerkbare Füße, schuppig. Der Stollwurm beißt mit giftigem Biß; es soll auch eine kupferfarbig glänzende Art geben, dieß wäre der persfarbige der Tiroler Schilderung. Die Naturgeschichte kennt den Stollwurm nicht. *)

3.

Säugethiere.

Katze.

Jäger geben dem Hunde, daß er bei ihnen bleibe, ein Katzenherz zu fressen.

Gegen das Quartanfieber hängt man sich Katzenkoth auf die Herzgrube mittelst eines rothen Fadens um den Hals. Derselbe soll auch die Sehkraft stärken. Katzenblut ist heilsam gegen die Fallsucht. Katzenohren auf Wunden und Geschwüre aufgelegt, heilen diese schnell. Katzenleber, zu Pulver gebrannt, wird gegen den Stein eingenommen.

Wolf.

Gegen Kolik hing man sonst ein Beinlein, welches in Wolfskoth gefunden wurde (die Wölfe geben viele kleine Beinlein von sich), an einem Faden um den Hals, jedoch mußte der Faden von der Wolle eines Schafes gesponnen sein, welches von einem nämlichen Wolfe zerrissen wurde.

Dieses Geheimniß haben vor uralten Zeiten Tiroler Kanarienhändler ins Land gebracht, und ward seither von Alpenleuten, wo es möglich war, gebraucht. Seitdem keine Wölfe mehr da sind, ists Mittel auch weg.

Ferner hilft gegen Kolik ein Gürtel von einer Hirschhaut, in welche Wolfskoth eingenäht ist, um den Leib gebunden.

Hund.

Daß der Hund, nächst der Büchse, das werthvollste für den Jäger bleibe, wurden manche Stücklein in Anwendung gebracht. Man giebt ihm ein Stückchen unter der Achsel getragenes Brot zu fressen; man spuckt dem Hunde früh nüchtern in das Maul; man trägt das Amnium, in welchem ein junger Hund im Mutterleibe gelegen, in einem Tüchlein bei sich und läßt den Hund öfters daran riechen. Diebe wenden auch besondere Künste an, daß die bösesten Hunde ihnen nichts thun.

---

*) Vergleiche G. v. Schultes: Neues Taschenbuch für Natur-, Forst- und Jagdfreunde auf das Jahr 1836. Weimar. Darin eine Beschreibung und Abbildung des Stollwurmes enthalten ist.

Lamm.

Ein Jägerkunststück ist noch dieses: In der Christnacht während der heil. Mette mußt du Mehl mahlen, ein Lamm schlachten und das Mehl mit dem warmen Blute zu einem Brote anmachen und backen. Es muß aber alles während der Mettenzeit geschehen. Dieses ist das „Lammbrot", wovon ein rechter Jäger sonst immer etwas vorräthig hatte. Wer davon aß, der konnte von keiner Kugel getroffen werden.

Gemse.

Von großer Wichtigkeit werden in Tirol die Gemskugeln, eine Art Bezoarstein, gehalten.

Nicht selten findet man im Innern der Gemsen Kugeln, welche von Haaren zusammengewuzelt und rund oder etwas oval sind.

Mit diesen Gemskugeln kann man sich gfrorn (schußfest) machen.

Wenn sie wirksam sein sollen, so muß man eine solche Kugel zum Meßopfer bringen, ohne daß der Geistliche davon etwas weiß. Man verbirgt sie unterm Hochaltar, so wird die Messe darüber gelesen.

Andere sagen, man finde, obwohl selten, im Munde geschossener Gemsen einen runden Stein von schwarzer Farbe. Wirft man diesen gegen eine Mauer, so macht er ein Loch, daß man bis hinein ins Innere sehen und alle Geheimnisse des Hauses wissen kann.

Die Gemsenkugeln sind wichtig wie kein anderes Ding im Lande, die Jäger und sympathetischen Bauerndoctoren und die Bauern führen sie in der Hausapotheke.

Mit einer Gemskugl im Sack hat man einen Universaltalisman für Seele und Leib gegen die Uebel der Natur, wie gegen böse Geister.

Sie muß aber vom 14. August bis 8. September, also im Dreiß'gen, erobert werden.

Im Dreisgen wird die Gems geschossen, sogleich ausgeweidet und der Magen ausgeleert, und wenn dann eine Kugel drinen liegt — was sehr oft vorkommt, das ist die rechte Gamskugel.

Sie ist selten ganz rund, meist länglich abgerundet, gelblich, röthlich, graulich oder schwärzlich.

Manche sind wohl weich, andere etwas härter, als ob sie von Leder wären, andere wie von Holz und sehr hart.

Reißt man sie von einander, so findet man fäsrige Theile untereinander zusammengewunden und gepreßt, wie Haare oder Wolle oder feine Pflanzenfasern und Kräuterwurzeln, oftmals mit aromatischem Geruch.

Zum schießen muß man sich solche Gemsen aussuchen, welche in den unzugänglichsten und wildesten Orten hausen, damit sie von den Menschen noch wenig gesehen wurden, und wo die wirksamsten und zauberkräftigsten Kräuter wachsen, welche sie genießen, und wodurch diese Kugeln in ihrem Innern zubereitet werden.

Wenn man eine weiche Kugel bekommt, solle man den feuchten Saft nicht herausdrücken, sondern eintrocknen lassen, denn das ist eigentlich die kostbarste Essenz. Eine ausgedrückte Kugel erkennt man an den Rissen auf der Oberfläche, die ist nicht viel werth.

Einst gab es Gemskugelhändler, welche die Essenz herausdrückten und aufbewahrten, und die taube Schaale noch theuer verkauften; man nannte sie „taube Gemskugeln" und damit ist mancher angeführt worden, aber zu hinterst bei der Stillupp im Zillerthal wandelt ein solcher Betrüger als Klamm-Mann noch immer herum und büßt, daß er einen erbarmen sollte, wenn er nicht so viele Leute angeführt hätte.

Für die Hausapotheke ist die Gemskugel unentbehrlich. Fast für alle Krankheiten, in gewissen Gaben eingenommen, ist sie heilsam. Darüber haben viele Wunderdoctoren schon Büchlein geschrieben; so ist ein weitverbreitetes Buch über die Gemskugel von Dr. Georgius Hieronimus Velschius eines der wichtigsten, und wem daran liegt, mag daraus studiren, wenn er des Buches habhaft wird.

Hast du Grimmen, so binde die Gemskugel auf den schmerzenden Theil — und es wird aufhören.

Bei Kopfschmerzen räuchere mit Gemskugel die Schlafhaube.

Bei sich getragen, nimmt die Kugel allen Schwindel.

Früh ein wenig davon verschluckt, so kann keine Pest und kein Gift wirken, eben so kann man nicht „vermeint" werden.

Zum Kugelgießen ist sie vor allem anzuwenden. Man gießt die Kugelform halbvoll Blei, legt etwas von der Gamskugel darauf, und gießt die andere Kugelhälfte darüber. Eine solche Kugel trifft sicher — besonders die Gemsen.

Die Fasern, besonders die größern, härtern, welche in der Kugel sind, zu Pulver gerieben und eingenommen, bewirken, daß man durch 24 Stunden lang sich stich- und schußfest (gfrorn oder gfrert) machen kann.

Manche Jäger trinken ein wenig Gemsenblut, dieses soll sie ganz schwindelfrei machen.

Hase.

Als ein Mittel gegen den Rothlauf wird in Tirol empfohlen: Man schießt im März an einem Freitage einen weißen Hasen. Wenn man von diesem ein Stück Fell mit der rauhen Seite dem Rothlauf zu auflegt, so vergeht er bald. Wirft man dann dieses Stück Fell in rinnendes Wasser, daß es nicht mehr angewendet werden kann, so kommt der Rothlauf nimmer wieder.

Jäger außerhalb des Alpenlandes würden sich freilich lange nach einem weißen Hasen umsehen, doch thut vielleicht ein Kaninchenfell dieselbe Wirkung. Der die Alpen bewohnende veränderliche Hase wird im Winter weiß.

Viele Hasen zu fangen: Nimm Bilsenkraut (Hyoscyamus), vermische es mit Realgar, Hermodactilen und mit dem Kraute der Zeitlosen. Dazu

thue von dem Blute eines jungen Hasen, vernähe alles in einen Hasenbalg und lege es wohin du willst, so versammeln sich alle Hasen der Gegend an dieser Stelle und du kannst sie leicht schießen und fangen.

Eichhorn.

Wer etwas Pulver vom Kothe eines ganz rothen Eichhörnchens (besser ist's von einem Weibchen) in der Frühe in ein Getränke, das Ganze etwa einen Dukaten schwer, mischt, der kann steigen, klettern und über Abgrundränder gehen, ohne daß ihn dabei Angst oder Schwindel erfaßt.

Die Gemsjäger geben daher ihren Weibern auch Eichhörnchenfleisch zu essen, wenn sie einen kleinen Jäger erwarten. Ein solches Knäblein wird dann schon von klein auf auf Klippen und Felsenspitzen lustig und ohne Gefahr klettern.

Wiesel.

Wer einem lebenden Wiesel das Herz ausreißt, und dasselbe noch zuckend ißt, kann in die Zukunft schauen, ist ein Tiroler Volksaberglaube.

Den Fuß eines Wiesels zu Rosen- und Senfkörnern gethan und in ein Fischernetz gehängt, lockt die Fische von weitem zusammen, so daß man sie mit Händen fangen kann. Dieß lehrte ein Schwarzkünstler, der bei Kundl zu Ende des vorvorigen Jahrhunderts lebte.

Der Balg eines Wiesels fehlt in keinem Bauernhause. Er ist ein treffliches Amulet gegen „anblasen“ oder giftigen „Anpfiff“. Eine dadurch entstandene Geschwulst damit bestrichen, vergeht sehr bald.

Wiesel bekämpfen die giftigen Schlangen mittelst der Raute, welche sie im Mund verbergen.

Wieselblut, noch ganz frisch und warm, einige Tropfen getrunken, heilt die hinfallende Krankheit.

Murmelthier.

Ein eigenthümlicher Glaube herrscht über die Murmelthiere in Tirol, den mehrere Sagen bestätigen.

Die zwei Brüder Jakob und Bernard Wolf zu Graun, zwei ehrsame Weber, waren nebstbei gar wackere frische Jäger. Sie hatten im Jahr 1780 ein Paar lebendige Murmentl in der Kammer zu ihrer Ergötzlichkeit, und bemerkten, daß im Herbst diese muntern Thiere die „Webermutzen“ (das sind die Abfälle vom Leinen) sammelten und sich in der Kammer eine Liegerstatt machten, wo sie dann, als der Winter kam, und die Kammer kalt war, wie tod darauf liegen blieben, wie sie es auch in den Berglöchern thun.

Als in der heiligen Nacht alle Leute vom Hause in die Mette gingen und nur ein Weibsbild ganz allein beim kleinen Kind zu Hause bleiben mußte, machte dieß die Kammer etwas auf, weil die Stube gar so warm war. Als es 12 Uhr schlug, kamen die Murmentl hervor, thaten einen Pfiff und darauf lagen sie wieder wie tod auf ihrem Bette.

Im Jahr 1840 hat der Alpenhirte Johann Wolf, ein Verwandter der

Wolf'schen Jägerfamilie, mehrere Murmentl von dem Rolerthal heimgetragen, um zu prüfen, weil er von dem Murmentlwunder gehört hatte, welches seine Vorfahren erlebten, ob die Sage wahr sei, daß in der heiligen Nacht um zwölf Uhr die Murmentlen aufspringen oder sich umdrehen und pfeifen. — Er hatte seinen Murmentlen im Keller eine kleine Hütte gemacht und ließ sie gegen den Winter dort einschlafen. Vor der heil. Nacht prüfte er genau, ob sie wohl ganz starr seien, und fand sie so.

Vor 12 Uhr in der heiligen Nacht begab er sich in den Keller und hörte wirklich punkt 12 Uhr von jedem der Thiere einen Pfiff, darauf erfolgte Todtenstille und die Murmentl lagen wie früher, wie tod. Hervorspringen hat er sie nicht gesehen. Sie drehten sich bloß um.

Maulwurf.

Wenn ein Maulwurf — ein Scheer — an deiner Hausmauer einen Erdhaufen aufwirft, da mag sich einer g'faßt machen im Hause — es wird eins bald sterben.

Der Graschberger Simmal hat sich davor geholfen; er hat alsogleich in den Scheerhaufen ein Stück Teufelsdreck gegraben und es zugestampft und will dadurch manchen vom Tod gerettet haben.

4.

Vögel.

Allgemeiner, mehr sittlicher Glaube, als Aberglaube, ist in Tirol, daß der, welcher im Walde auf einen singenden Vogel, folglich auf das „Gotteslob", schießt, kein Glück mehr habe. Wer junge Vögel ausnimmt und martert, über den kommt ihr Blut und der „Vogeltod". —

Adler.

Adlerhirn auf dreimal vertheilt, gekocht und gegessen, ist gut gegen Erschlaffung der Harnwege.

Adlerzunge in ein Tüchlein genäht und am Halse getragen, heilt Schwerathmen und Husten.

Man kann merkwürdig leicht Berge steigen und Bergreisen machen, ohne Lungen- und Athmenbeschwerden zu fühlen, wenn man dieses unschädlichen Mittels sich bedient, und ist solches dem tödlich giftigen Arsenik weit vorzuziehen, den manche zu diesem Zweck einnehmen.

Die großen Adler und Lämmergeier haben unter ihrem Schweif einige Flaumenfedern, wovon zwei so groß und schön sind, daß sie weit über den Hutgupf emporstehen und zur Seite ein Drittel desselben zudecken.

Die frischen Jäger glauben, daß wenn man Adlerflaumen am Hute trägt, ein herzhafter Muth und ein schärferes Gesicht sympathetisch dem Träger zu Theil wird; ein Muth, der sich vor gar nichts fürchtet. Wäre daher für Robbler eine werthvolle Hutzier, wenn sie nicht so theuer

wäre; denn es klingt unglaublich, welche Preise jetzt dafür gezahlt werden. Der Adler hat unterm Schwanz zwei große Flaumen, dann zwei mittlere und vier kleine. Die zwei ersteren zahlt man mit zwei bis drei Thalern in Silber, die zwei mittlern mit ein bis zwei Thalern. Die vier kleinen jedoch haben fast keinen Werth.

Eulen.

Von einer Habergeis (Strix Ortus) Herz und rechten Fuß auf einen Schlafenden gelegt, verursacht, daß er auf befragen im Schlafe alle seine Heimlichkeiten ausplaudert.

Beides vereint unter den Achseln getragen, beißt einen kein Hund, und wenn er noch so böse ist, und einen grimmig anbellt.

Der Fußtritt einer Habergeis wird „'s Gsparr'" genannt.

„Ins Gsparr treten" ist sehr gefährlich, alsogleich schießt der schmerzhafte „Gallschuß" in den Fuß und oft so bösartig, daß es kaum heilbar ist. Der sogenannte „Gallschuß" ist ein stechender Schmerz im Fuße, wie verübelter, alter Rheumatismus, Krampf und Gicht; derselbe wird aber unheimlichen Teufelskräften zugeschrieben, nämlich der Habergeis. Wenn ein Mensch oder Vieh bloßfüßig aufs Gsparr tritt, so fährt sogleich der Gallschuß ein. Solche gefährliche Habergeisgsparr (Tritte) sieht man bei nasser Witterung im Wege eingedrückt, vornhinaus drei Zehen und hintenaus eine Zehe, letztere bedeutend kleiner.

Daß diese Gsparr so verderblich wirkt, kommt davon her, weil die Habergeise verdammte Teufelsvögel sind, ja wohl Teufel selbst; man heilt daher auch nur durch kräftige Segen, Gebet, Räucherung und überlegen von Kräutern, die geweiht und gesegnet sind und in den Dreisgen gepflückt wurden.

Daß das Leichhuhn, der kleine Kauz, durch sein rufen: „Komm mit" den Tod ansagt, wurde oben erwähnt. —

Rabe.

Die Raben heißen in Tirol Rappen, und in der Schweiz ebenso. Man hat viele abergläubische Meinungen von diesen Vögeln, z. B. den Raben-Stein zu gewinnen.

Suche ein Rappennest, koche die Eier hart und lege sie wieder zurück ins Nest. Wenn der Rappe kommt, so holt er einen Stein, berührt damit die Eier und sie werden sogleich roh und lauter, und es kommen die Jungen heraus. Den Stein läßt er liegen, den holst du, und wenn du ihn in den Mund nimmst, so verstehst du die Sprache aller Vögel.

Wenn man den Rabenstein in einen Ring über ein Lorbeerblatt fassen läßt, und trägt den Ring, so fallen die Ketten vom Gefesselten und springen die verschlossenen Thüren von einander, wenn man sie damit berührt.

Offenbar ist hier von dem Tiroler Volksaberglauben das auf den Raben

übertragen, was im übrigen Deutschland von dem Specht erzählt wird: die ganze Springwurzmär.

Raben werden, nach dem Tiroler Volksglauben, mit Recht für „Unglücksvögel“ gehalten. Sie sind auch — besonders die Joch- oder Alpenraben, recht listige und tückische „Sauviecher“. Sie lauern auf den Hirten oder Wanderer, wenn er über einer steilen Wand vorbei muß, und oft ein Tritt, falsch gethan, stürzt ihn hinunter. Sobald sie das sehen, so schießen sie zu ihm her und streifen ihn mit dem Flügelschlag so fest an, daß er hinabfällt. Dann fliegen sie nach und zehren den Kadaver auf.

So machen es auch die großen Geier.

Solche Raben greifen auch, wie die Geier, junge Hasen, Kaninchen und Hühner an, und streiten mit dem größten Habicht. Mehrere Raben zupfen an dem Habicht so lange, bis er unterliegen muß oder durch eilige Flucht sich rettet.

Doch eins ist gut an ihnen: Wenn man ein Rabenherz in ein Tüchlein einbindet und um den Hals hängt, so verliert sich jede Schlafsucht, wie schon oben gesagt.

Kukuk und Wiedehopf.

Der **Kukuk** gilt, wie bekannt, als Teufelsvogel und ist verschrieen, nicht allein im Süden Deutschlands, sondern auch im Norden. Darum singt Claudius, der „Wandsbecker Bote“, in seinem Rheinweinliede vom Brockenberge im Harzwald:

„Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kukuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quer.“

Dieser Küster des Kukuks ist der Wiedehopf, Widhupf in Tirol, der auch Kukukslakei heißt. Wenn namentlich Nachts der Kukuksschrei auf dem Gebirge erschallt, hat es ein bedenkliches Aber. Es giebt davon viel und mancherlei Geschichten.

Wiedehopfsblut in einem Tüchlein, damit es aufgefangen worden, auf den Puls gebunden, soll angenehme Träume verursachen.

Gegen Teufel, Unholde, Truden, Hexen und Zauberer trugen alte Jäger einen Talisman bei sich, welcher aus einem Spahn von einem ausgeschnittenen Pfosten bestand, Wiedehopfsaugen und Federkugeln, die man im Magen der Todteneulen findet, und alles in ein Säcklein gebunden. Das galt als ein gewaltiger Harnisch gegen Zauberei aller Art.

Wer dieses Säckchen bei sich hat, „da kann van nix anchi“, sagte ein ergrauter Jäger.

Dieses Säcklein muß aber in der Sylvesternacht, in der Mitternachtstunde, gemacht und diese Sachen hineingegeben und noch vernäht werden, daß es ganz fertig wird.

Wiedehopfsaugen bei sich getragen, machen gnadenreich, angenehm und gern gesehen, und stimmen auch Richter günstig.

Wer einen ganzen Wiedehopfskopf bei sich trägt, bleibt von Jedermann unbetrogen.

Wachtel.

Wachtelaugen in ein Tüchlein gebunden und an den Hals gehangen, vertreiben das drei= und viertägige Fieber.

Kreuzschnabel.

Ein Vogel, der fast in keinem Hause fehlt, darin Kinder sind. Er nimmt die Kinderkrankheiten vorzüglich an sich, daher fällt er oft tod vom Spreissel.

Auch die Frais nimmt er auf sich.

Ist ein feiner Bursch der Kreuzschnabel, nur macht er es oft zu bunt mit den Eß= und Trinkgeschirren. Wenn er getrunken und gefressen hat, so nimmt er das Geschirr und wirft es um oder heraus auf den Boden. Die alten Vogelfänger sagen, er thue es aus Zorn, weil er sein krummes Maul nicht sehen mag, welches sich im Wasser spiegelt.

Amsel.

Wenn Schwarz=Amselfedern vom rechten Flügel mit einem rothen Faden aufgehängt wurden, so kann niemand im Hause mehr schlafen, so lange diese Federn nicht entfernt werden.

Rothschwänzchen.

Ein Haus, darin ein „Branderl“ (Rothschwänzchen) nistet, ist sicher vorm Blitzstrahl.

Wer ein Branderlnest ausnimmt, und die Jungen martert, dem tragen die Alten Feuer ins Haus und zünden es an.

Zaunkönig.

Wer beim Morgenausgang einem „Zaunkonkerl“ (Zaunkönig) begegnet, der hat den ganzen Tag Glück.

Zeisig.

Niemals erblickt man ein Zeisignest, obschon die Vogelfänger wissen, daß die Zeisige im Lande brüten, und öfters kaum flügge Junge fangen, die nicht fern her gewandert sein können. Dadurch ist der Volksglaube entstanden, die Zeisige machten mittelst des Blendsteins ihr Nest unsichtbar. Viele haben sich schon Mühe gegeben, das Nest aufzufinden, den Stein zu nehmen, und seiner Gabe theilhaft zu werden, doch vergebens.

Schwalbe.

In ein Haus, daran ein Schwalbennest ist, in welchem eingebaut wird oder die Jungen drinnen sind, schlägt kein Blitz ein; das wissen die Schwalben, darum bauen sie hin; auch bringt es Segen und Friede dem Hause.

Wehe dem, der ein Schwalbennest zerstört, für das Haus ist's nicht gut; aber den Frevler wird bald ein großes Unglück treffen.

Mit dem Schwalbenstein wird die fallende Sucht vertrieben, indem man ihn als Amulett um den Hals trägt.

Der Schwalbenstein ist so zu finden: Suche vor allem ein Schwalbennest, darin Junge mit den Köpfen zusammenschauen und nicht wie gewöhnlich aus dem Neste herausgucken; von ersteren nimm eine junge Schwalbe im ersten Abnehmen des Mondes, schneide sie auf und da findest du zwei Steine drin, der eine ist aber nicht zu brauchen und du mußt errathen, welcher der wirksame sei. Dann binde ihn in Hirschleder und trage ihn am Halse.

5.

Amphibien.

Schlange.

Nattern mit Krönlein auf dem Kopfe sollen in manchen Bauernhäusern heimisch sein. Man hält dafür, daß sie denselben Glück bringen; man nennt sie „Krönlnattern".

Schwalben, Wiesel und Krönlnattern seien der größte Segen fürs Haus, ist Volksglaube.

Ein reicher Bauer aus der Umgegend von St. Ulrich hatte seit vielen Jahren eine kinderlose Ehe, was ihm und seiner Frau vielen Kummer verursachte.

Er setzte sich einst in solchen trüben Gedanken an den Pillersee und dachte, wenn mir der gute Gott doch ein Kindlein zusenden wollte, so wären wir gewiß glücklich.

Auf einmal schwammen zwei Nattern aus dem See zu ihm her, wovon die eine ein weißes, die andere ein rothes Krönlein auf dem Kopfe hatte, und legten die Krönlein in seinen Schoß. Die weißgekrönte sagte: Bring' die Kronen Deinem Weibe, dann wird alles recht werden.

Er that es und kaum ein Jahr darauf brachte sie Zwillinge, und nach Jahren kratzte sich der Bauer in den Haaren vor allzugroßem doppeltem Kindersegen, denn Jahr um Jahr — kam ein kleines Paar.

Kröte.

Daß Kröten einen Stein im Haupte tragen, der ganz besondere Tugenden an sich haben soll, ist auch in Tirol ein ziemlich verbreiteter Volksglaube.

In der Pertisau, auch in Bayern, wird die große Kröte „Broz" genannt. Man legt diese gerne bei der Kräuterweihe unter die zu weihenden Kräuter. Man gebraucht sie dann gebissenes oder vom Brande angestecktes Vieh zu heilen. Fehlt es dem Vieh auf der rechten Seite, so nimmt man einen Viertheil von der linken Seite der gedörrten Kröte und räuchert den kranken Theil damit ein. Ist das Vieh links schadhaft, so räuchert man mit einem rechten Viertheil der Kröte.

Ein Mittel gegen das Fieber ist, wenn man sich den rechten Fuß einer „Dreisgenkröte“ mit einem rothen Faden über die Herzgrube hängt.

Der oben erwähnte Krötenstein hilft gegen Vergiftung. Wenn man den vergifteten Theil in der Wunde damit streicht, vergeht in einer Stunde schon die Geschwulst.

Der Krötenstein liegt im Kopfe der Kröten, ist aber schwer zu finden, außer man zerschlage sie und lege sie in einen Ameisenhaufen, wo das Skelett dann ausgegraben wird, und der Stein bei den Knochen liegt.

Wer einen Krötenstein im Ringe trägt, der wird wahrnehmen, daß der Stein beim annähern von Gift schwitzet.

6.
Insekten.

Bienen.

Die nützlichen Immen oder Bienen in ihren Stöcken gegen Wegflug zu sichern, hat man sich früher manches magischen Mittels bedient. Ein solcher Immenbannspruch lautete:

O ihr Dienerinnen des Herrn, die ihr thut die Werke des Herrn, ich beschwöre euch ihr Impen durch den Vater † und Sohn † und heil. Geist †, daß ihr allenthalben gänzlich wegfliegt von dem Angesichte der Menschen. Ihr Impen getreu und redlich folgt; ihr sollt nicht gehen in Holz und Wald entweichen; † Abraham halt euch auf, † Isaak halt euch auf, † Jakob bring' euch wieder am dritten Tag. Amen.

Es giebt dergleichen Formeln noch mehr, doch mag es bei dieser einen bewenden.

Wespen.

Beim Heumähen, wenn es warm ist, stechen die Erdwespen fürchterlich, sie schwärmen über einen gleich her und stechen. Aber folgender Spruch hemmt und bannt ihre Stechlust:

„Wespen, Wespen ohne Angel,
Wie d'Mutter Gottes ohne Mangel,
So wenig könnts ös mi beißen,
So wenig wie die Juden haben könna unsern Herrn beschmeißen.“

Dieser Spruch muß dreimal gesprochen werden, und nach jedesmaligem Spruch muß aber ein Vaterunser gebetet werden.

Anfangs vor jedem Spruch bekreuzt man sich und auch nach Schluß eines jeden Spruches.

Dieser Spruch ist bei den Zimmerleuten gut bekannt. Da war vor drei Jahren eine Wette in Mühlau, und der alte Zimmermann, „der Mohrenhäusler-Michl“, welcher eisern an diesen Spruch glaubt, gewann wirklich die Wette. Er ging nach dem Spruche hin und her, und stand

ganz nahe dem Loch, in welchem die Wespen ein- und ausflogen. Einen Zuschauer stachen sie, aber dem Michl geschah nichts.

Spinnen.

Spinnen sollen sehr heilsam gegen das dreitägige Fieber sein. Man thut eine Spinne in eine ausgehöhlte Nußschale, näht diese in ein ganz neues Linnentüchlein, und hängt sie um den Hals. Man trägt es neun Tage lang, wornach es akkurat zur selben Stunde abgenommen werden muß, in der man es umgehängt hat; hierauf wird es in fließendes Wasser geworfen, und das Fieber ist für immer verschwunden.

Krebs.

Mancher Hirte trägt einen Krebsstein (Krebsaugen) bei sich, weil man glaubt, wer einen solchen Stein im Sack habe, dem könne kein Leid geschehen, wenn er auch noch so hoch von einem Felsen oder Baume herabfalle.

In Deutschland stecken manche, denen etwas in das Auge gefallen ist, ein kleines Krebssteinchen hinein, und behaupten, dieses irre nun im ganzen Auge herum, suche das hineingefallene, und ziehe es an sich.

Auch soll der Krebsstein, wenn man ihn zu gewisser Zeit von einem lebenden Krebs nimmt, Glück ins Haus bringen. Er hat dann fast die Farbe des „Türkis“, nur ist er etwas blasser.

Läuse.

Gegen viele Läuse hilft, den Daumen eines verstorbenen Menschen bei sich zu tragen.

Oder ein kleines Menschenbein oben in den Strumpf genäht und getragen, vertreibt ebenfalls alle Läuse.

Die Törcher (Landstreicher) werden von Läusen sehr geplagt; um sich davon zu befreien, trägt mancher einen Eselsschweif bei sich — thut gut, und man weiß häufig, warum mancher keine Läuse hat.

7.

Bäume und Sträucher.

Das Pflanzenreich bot dem Aberglauben zu allen Zeiten reichen Stoff, zahllose Mittel. Man wird diese nicht hier der Reihe nach aufgeführt suchen. Es würde mühe- aber auch verdienstlos sein, die alten Kräuterbücher, die auf jeder größeren Bibliothek sich finden, auszuschreiben, und die, oft nur vermeintlichen, Heilkräfte aller und jeder Vegetabilien namhaft zu machen. Es muß sich auch hier nur auf das beschränkt werden, was davon vorzugsweise dem Tiroler wichtig ist und von dem Volke der Aelpler und Hirten, Jäger und Waldleute hoch gehalten wird. Manches davon schlägt in den Kalender-Aberglauben, in Tagewählerei u. dgl. ein, so z. B. ist ein Volksglaube der Waldleute in nachstehenden alten Versen enthalten, der sich auf das zu fällende Bau- und Nutzholz überhaupt bezieht, und vielleicht uralte Erfahrung für sich hat:

Alles Holz, was man thut niederschlagen
Im Merzen an den letzten zwei Freitagen,
Das bleibt gerad und entwirft sich nicht,
Wie mich ein weiser Mann hat unterricht.
Auch wenn ein Holz am Abend des Hornungs wird abgehauen,
Das mag man wohl gebrauchen zum bauen,
Denn man sagt uns ein solche Lehr',
Daß dasselbig Holz fault nimmermehr.
Hör', hör', was ich dir weiter will sagen:
Was Holz man abschlagt an letzten zwei Tagen
Des Christenmonats, deßgleichen im ersten
Des neuen Jänners, solch Holz wird am schwersten,
Es bleibt unverfault, auch frißt kein Wurm nicht,
„Je älter, je härter," der Weis spricht.
Auch wird's aufs älter ein'm Stein gleich geschätzt,
Für dießmal sei genug davon geschwätzt.

Für schadhafte Obstbäume wird folgendes Mittel gerühmt: In einem Gefäße werden Blut, ungelöschter Kalk und Ochsengalle mit einem Holze durcheinander gerührt, was aber an einem Charfreitage geschehen muß. Mit dieser Masse werden die Schäden an den Bäumen mittelst des Holzes überstrichen, so heilen sie, und die Bäume werden wieder tragbar.

Eiche.

Von dem Eichenlaub giebt es im Unterinnthal und bis in das Salzburgische hinüber ein hübsches Teufelsmärchen.

Der Teufel versuchte einstmals Gott Vater und wollte, daß er ihm eine Bitte gewähre. Gott der Herr versprach, sobald den Eichen alle Blätter würden abgefallen sein, wolle er die Bitte gewähren. Der Teufel war darüber froh und wartete den Herbst ab, aber die Blätter fielen nicht. Es kam der Winter — die Blätter fielen noch nicht ab, obschon sie ganz gelb und braun im Winde rauschten. Als der Frühling kam, wuchsen wieder neue grüne Blätter, und als diese ziemlich stark waren, fielen erst nach und nach die vorjährigen ab. Da sah der Teufel, daß seine Bitte niemals in Erfüllung gehen werde, weil vom Eichenbaum nie alle Blätter abfallen. Das erzürnte den Teufel dermaßen, daß er in die Eichenbäume wüthend fuhr, und mit den Krallen die Blätter zerfetzte. Und bis jetzt trägt der Eichenbaum seine Blätter durch den Winter bis die neuen stehen, und das Laub zeigt noch die zerschlitzten Blätter von den Teufelskrallen.

Elze.

Kaum hat ein Baum so viele sogenannte Trivialnamen, als die Traubenkirsche (Prunus Padus L.). Sie heißt unter andern auch Alpenkirsche, Elpe, Else, Elze, Elxe, die letzteren Namen sind in Tirol üblich.

Giftige Thiere kann man von der Alpe vertreiben mittelst des weißen Elzenholzes. Man steckt nämlich dort und da ein solches in den Boden,

besonders auch eins bei der Alpenhütte. Das Elzenholz aber muß zu diesem Zwecke in der Sylvesternacht geschnitten werden.

Hasel.

Der Haselbaum ist von uralten Zeiten her wichtig, ja heilig gewesen. Nächst der Eiche durfte er nicht umgehauen werden. Daß nur an ihm der Haselwurm gefunden wird, deutet nach uralten Mythen hin. Mit Unrecht heißt er eine Staude, er ist sogar mehr als Strauch, er wird in südlicheren Breiten leicht zum Baume. Man schrieb ihm mancherlei magische Wirkung zu.

Ein Knabe weidete einst Schafe nahe den Felsenwänden von Seben im Eisackgebiete. Auf einmal sah er einen ungewöhnlichen hellen Glanz auf einem der Felsenblöcke. Er lief diesem zu, um zu schauen, was das wäre. Wie er in die Nähe kam, ward er einer Felsenhöhle gewahr und einer Jungfrau, die fast am Eingange der Höhle weinend auf einem Stein saß. Beherzt redete er sie an: Warum weinst Du denn?

Die Jungfrau seufzte erst, und dann sprach sie: Du kannst mir helfen, und dadurch die große Kraft der Haselstöcke inne werden, welche für die Menschen bis jetzt ein Geheimniß war.

Wie kann ich das thun?

Morgen um diese Stunde kommst Du wieder hieher mit mehreren starken Haselstäben; Du wirst da drei Schlangen finden, welche Dir gewaltig zusetzen werden, aber verzage nur nicht, nimm Deine Haselstäbe und schlage frisch darauf los, bis sie alle drei tod sind, dann bin ich gerettet; es wird Dich zwar große Anstrengung kosten, aber Du wirst sie überwinden, es kann Dir nichts zu Leide geschehen, und der Lohn wird groß sein.

Der Knabe machte es so, er nahm seine Häseler und ging des andern Tages zur Höhlung; er fand die drei Schlangen, von denen er zwei bald erlegte, die letzte aber war so groß und gräßlich, krümmte und wand sich, sprühte Feuer, und schlang sich dem Knaben um Hals und Füße, so daß er nach längerem Kampfe endlich wich. Ein Wehruf erscholl aus der tieferen Höhle und Geldmünzen klingelten über die innern Felsenabstufungen hinab.

Der Knabe wollte mehrmals die Höhle wieder suchen, fand sie aber nicht wieder. Man meint, jene Jungfrau sei eine Schatzhüterin gewesen doch seitdem weiß man, daß Haselstöcke gegen giftige Würmer helfen, und die Bergler und Aelpler tragen stets Haselstöcke bei sich. Auch wurden dieselben hernachmals in allen Schulen und Zuchthäusern eingeführt, allwo sie gar große Kraft bethätigten und noch immer da bethätigen, wo die Humanität die Prügelstrafe nicht abgeschafft hat.

Die wichtigste Bedeutung gewinnt der Haselbaum dadurch, daß seine Sprossen zur Wünschelruthe, einem der bedeutsamsten magischen Werkzeuge, verwendet werden können. Ueber die Wünschelruthe, ihre Bereitung und Anwendung ließe sich leicht ein Buch füllen, es muß sich aber hier nur auf das nothwendigste beschränkt werden.

Die Wünschelruthe muß von einem Haselstrauche und zwar im Neumond geschnitten werden, doch von jener Art, welche man „Weißhasel" nennt und die auf einem Kreuzwege wachsen. Man begiebt sich vor dem Aufgange der Sonne dahin; am kräftigsten wird das Werkzeug „am noich'n Suntig" (am neuen Sonntag), und schneidet mit einem noch niemals gebrauchten Messer im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in drei Schnitten; wenn die Constellation der Tage nicht zusammentrifft, so kann man für sie auch im Neumond vor Sonnenaufgang am Tage St. Johann des Täufers (Sonnenwend) oder am heil. Dreikönigstage schneiden. Hernach tauft man sie auf den Namen der heiligen drei Könige, d. h. soll sie auf Gold zeigen, erhält sie den Namen Kaspar, auf Silber: Balthasar, soll sie verborgene Quellen und gute Wasser anzeigen, so wird ihr Melchior zum Namenspatron gegeben. Die Taufe der Wünschelruthe muß mit ganz reinem Gemüthe, ohne Sünde und Feindschaft, vor sich gehen, demnach muß eine Generalbeichte, wahre Reue und Buße und die heilige Communion vorhergehen. Jeder Schaden gegen Nebenmenschen muß gut gemacht sein, und darf man keine Feindschaft haben, muß auch drei Tage zuvor beten, dann schneiden und taufen. Da braucht es nicht mehr als mit reinen Händen und reiner Seele zu sprechen: Ich taufe Dich im Namen der heiligen Dreifaltigkeit, daß Du sollst genannt sein — — — (kommt der Name von einem der heil. drei Könige). Hierauf wird das Haselrüthlein mit Weihwasser besprengt und ein Kreuz darüber gemacht.

Nun mag man mit der Wünschelruthe, welche man gewöhnlich „Zoagruath'n" (Zeigruthe) nennt, herumgehen, mit der Hand waagrecht gegen den Boden gehalten. Wo Gold- oder Silberadern oder Schätze liegen, wird sie sich vorn abwärts biegen.

Man gebraucht gerne zwei Ruthen, hält jede in einer besondern Hand, hebt sie aber vorn zusammen, daß sie eine Spitze, eigentlich einen spitzen Winkel bilden, die sollen besser zeigen.

Endlich hat man auch Wünschel- oder Zeigruthen, welche zwei Ruthen, unten zusammengewachsen, vorstellen. Das ist einer der Zwiesel, welche unten, wo sie auseinandergewachsen sind, abgeschnitten werden, damit sie beisammen bleiben. Bei solchen muß man die Ruthe umgekehrt gebrauchen, man hält nämlich die beiden Ausläufer einen in der linken und einen in der rechten Hand, und hält den dickern Theil, der die Spitze bildet, vorwärts, denn es biegt sich der dicke Theil abwärts, wenn etwas vom Schatz oder Wasserquellen vorhanden sein sollte.

Einige „Zeigrutheler" behaupten, daß man sie ebenso wirksam in der Sylvesternacht während des Mettenläutens schneiden könne, da soll man jedoch nur „Jahrlinge" (einjährige Triebe) nehmen.

Vom Haselnußbaum hat man in Tirol eine allgemein erzählte Legende, nämlich daß einst, als die Mutter Gottes einen Gang im Gebirge

machte, und von einem wilden Wetter überfallen wurde, sie unter einem großen Haselbaum Schutz fand, und demselben eine so „fürnembe" Weihe verlieh, fast wie die „Einhankenblumen" auf den Bergen, und ihm so viele Wunderkräfte gab. Die Weißkünstler haben sich stets der Wünschelruthen als Werkzeuge bedient, deren Gebrauch Gott zuläßt, und die niemals bösen und schädlichen Zauber üben.

Hollander.

Holler (Sambucus nigra) ist auch ein Baum von altheidnisch mythischer Bedeutung, dem große Verehrung zu Theil wurde, und in Tirol noch zu Theil wird. Der Bauer sieht schon gerne, wenn der Hollunderbaum voll weißer Blüthen prangt; das ist ihm der schönste Anblick, das hebt ihm das Herz — denn es deutet ihm und seinem Hause Glück.

Stirbt ein Hausvater, dann trägt man ihm von dem lieben Hollunderbaum ein einfaches Kreuz vor der Bahre, „Lebelang" geheißen. Das ist eines der schönsten Freundes- und Liebeszeichen und nützt dem Toden zum letzten Gang. Daher beeilen sich namentlich die Nachbarknaben, gleich auf die Todesbotschaft ein solches anzufertigen, und wer das erste bringt, wird mit Dank begrüßt. Es herrscht der Glaube, daß ein solches Hollunderkreuz, auf das Grab gesteckt, lange fortgrüne, wenn der Verstorbene wirklich selig geworden.

Der Blitz soll nie in Hollunderbäume fahren und einschlagen.

Wer Lust und Neigung hat, daß ihm Hexen und Truden nachlaufen, der schnitze einen Löffel aus Hollerholz, lege den am Osterabend nach Sonnenuntergang in gute Milch, daß Rahm daran hangen bleibt, und lasse ihn dann trocknen. Am Sonnwendabend lege er den Löffel nochmals in gute Milch, und lasse den anhangenden Rahm abermals eintrocknen, dann berge er ihn unter Gewand und Gürtel auf dem Rücken, und gehe so zum Sonnwendfeuer, da müssen ihm die Hexenmenschinnen alle nachlaufen.

Hollerbeeren sind gut gegen den Viehschelm.

Kirschbaum.

Von Kirschbaumblüthe im Winter giebt es eine hübsche örtliche Sage.

Eine arme Wittwe in Thaur hatte vier unerzogene Kinder. Der ältere Bub war während des Sommers Hirt auf der Thaureralm; man kann sich selbst denken, wie kümmerlich sie lebten.

Ein eiskalter Winter hatte das Bischen gesammeltes Brennholz in Anspruch genommen, welches sie bei der Hütte hatten; da sagte die Wittwe zum ältesten Buben: Jörgl, geh in Gottesnamen in die Berg' und suche altes Holz zusammen.

Jörgl ging sogleich — es war im Jänner — hinauf auf den Haselberg, klaubte Holz zusammen, und wie er eilig am „Schloßbauernhof" vorbeilief, sah er beim Wiesenzaun aus dem Schnee einen grünenden Kirsch-

baum stehen, der voller Blüthen war. Das kam ihm absonderlich merkwürdig vor, er pflückte einen Strauß und steckte ihn auf den Hut.

Wie er mit dem Holz in die Stube trat, liefen ihm die Mutter und Kinder zu und fragten erstaunt, wo er die Silberblumen her habe. Er nahm den Hut ab, und wollte vom Baume erzählen, aber er verstummte fast ob dem neuen Wunder, denn statt der vielen Blüthen war alles voll silberner, funkelnder Liebfrauenthaler daran, und Lust und Freude zog ins Haus.

Am andern Tage lief Jörgl sogleich zum Baum, um noch mehr zu holen, aber der Baum war verschwunden.

Später gruben Leute an der Stelle in dem Boden, wo der Baum gestanden haben soll, denn sie meinten da einen Schatz verborgen, welcher nach einer ältern Sage dort vergraben sein sollte, aber gruben vergebens. Sie fanden nichts.

Linde.

Die Linde mit ihren Herzblättern ist selbst des deutschen Volkes Herzblattbaum, von alten Zeiten her verehrt, geliebt, geschätzt, Zeuge der alten Rechtspflege, der ländlichen Festlust, der Gottesruhe im Grabe, angepflanzt auf Wahlstätten, Gemeindeversammlungsplätzen, auf und vor Kirchhöfen, vor und auf Burgen.

Die Lindenblüthe wird arzneilich hoch gehalten, sie ist Heilblüthe. In der Dreisgenzeit, zwischen den zwei Frauentagen, gewinnen die Lindenblüthen inwendig rothe Krönlein, diese helfen, eingenommen, gegen die rothe Ruhr.

Preisselbeerstrauch.

Von den Preisselbeeren, Granglbeeren, wurde oben bei den Teufelssagen (S. 254) eine mythische Sage mitgetheilt, die Tirol eigenthümlich angehört. Eine nicht minder poetische Sage lebt von einem Alpenrosenstrauch.

Rosenstrauch (Rosa alpina, nicht Rhododendron).

Im Vintschgau „auf der Muld", wo die Poststraße sich gegen Mals hinabzieht, steht ein solcher Rosenstock, der herrlich tiefrosenroth mit gelben Sternen blüht. Die Stämme dieser Rosen, die hoch zu den Alpen hinaufgehen, sind dornenlos, und nur die einjährigen Schößlinge haben feine Stachelborsten. An jener Stelle wurde einst ein unschuldiges Mädchen von einem Wüstling verfolgt, und verlor über der Vertheidigung ihrer Unschuld ihr Leben. Da ist aus ihrem Blute der dornenlose Rosenstock emporgeschossen, der noch steht und alljährlich inmitten der reizvollen Umgebung herrlich blüht.

Des an Rosenstöcken häufig gefunden werdenden Schlafapfels, der vom Stich einer kleinen Wespe, Cynips Rosæ, in seiner seltsamen, krausen, moosartigen Form entsteht, wurde schon oben bei der Wach- und Schlafkunst (S. 360) als magischen Mittels gedacht, und von der Rosenfrucht ist in der Abtheilung Früchte und Wurzeln noch etwas mitgetheilt.

Sadebaum.

Der Sadebaum, auch Siebenbaum, Sevenbaum und Segl-

baum genannt (Iuniperus Sabina), dessen arzneilich schädliche Wirkung im Volke leider mehr bekannt und benutzt ist, als es sein sollte, wird auch gegen Viehbezauberung angewandt, dann muß er am Palmsonntage bei der Palmenweihe mitgeweiht werden, was aber Manche thun zu lassen strikt widerrathen, weil er die andern Kräuter verderbe. Er heißt auch in Tirol „wilde Zypresse".

Seidelbast, auch Kellerhals (Daphne Mezereum),

binden die Hirten gegen Krämpfe um die Füße. Dieselben behaupten, man könne mit Seidelbast sogar den Teufel festbinden. Daher heißt er wahrscheinlich auch Wolfsbast; denn die Beziehungen zum Wolf sind stets denen zum Teufel nahe verwandt, und sind germanisch-mythischen Ursprunges.

Wachholder.

Auch der Wachholderstrauch, der bisweilen zum Baume wird, genoß bereits in den Heidenzeiten besondere Verehrung und Werthschätzung. Ihn abzuhauen, war nicht gut. Er war ein Bild des Lebens, der Verjüngung, daher er auch Quickholder heißt, und Weckholder.

In Tirol heißen die Beeren dieses Strauches Kranawittbeeren. Wenn sie in der Dreisgenzeit gebrochen und zu Wasser ausgebrannt werden, d. h. zu Wachholderschnaps destillirt, so dienen sie als ein wirksames Gegengift gegen bösen Zauber, absonderlich auch gegen die dicken Frühnebel, trotz dem Enzianschnaps.

Weide.

Die Weide dient durch ganz Tirol statt der Palmenzweige und heißt auch Palme; ihre Blüthensprossen heißen Palmkätzchen. Sie werden sammt den Ruthen am Palmsonntage geweiht, und denselben wird dann eine ganz besonders wunderthätige Kraft zugeschrieben. Die geweihte Palme verjagt die Hexen und den Teufel; ohne einen Palmstab wird kein Senn auf der Alm sein. Wenn sich die Kühe so eng mit den Köpfen verketten (meist in Folge von elbischem Zauber), daß sie nur mit der größten Mühe von einander zu bringen, löst ein geweihter Palmzweig leicht den schlimmen Zustand.

9.

Kräuter und Blumen.

Häufig werden als Heilmittel wie zu Zauber und Gegenzauber mehrere Kräuter, Knollen, Wurzeln und Früchte gemeinsam und zusammen gebraucht, die sich nicht wohl trennen lassen. Eben so bilden die sogenannten Planetenkräuter eine in sich abgeschlossene Gruppe, die nicht überall in Deutschland als dieselben galten. Eine noch ungleich zahlreichere Gruppe bilden aber die sogenannten „Dreisgen-Kräuter". Beiden Gruppen gebührt besondere Beachtung und Betrachtung, doch möge erst eine Reihe Einzelner folgen.

Attich.

Der Attich, Zwerghollunder (Sambucus Ebulus), dient in Tirol zu einem abergläubischen Mittel: um zu erforschen, ob irgend ein Stück Vieh, das für den Besitzer einen besondern Werth hat, im Laufe des Jahres, an welchem die magische Probe gemacht wird, am Leben bleiben, oder ob es sterben werde.

Man nimmt am St. Johannis-Sonnwendtage Attich, streut ihn unter das Vieh, und läßt dasselbe darauf stehen. Legt sich das Vieh auf die Attichblätter, so bleibt es am Leben, bleibt es stehen, so fällt es. Das hat schon manchem lieben Stück Vieh das Leben gekostet; denn der Bauer hat es lieber geschlachtet, als an einer Krankheit fallen lassen wollen.

Brenn-Nessel.

Die Brenn-Nessel (Urtica urens) dient in Verbinduug mit dem Wasser-Tausendblatt (Myriophyllum), die Furcht zu bannen. Beide Kräuter in der Hand zusammengehalten, aber frisch, wird man unheimliche und verrufene Stellen ohne Furchtanwandlung durchwandern; doch auch gedörrt in einem Säckchen getragen, äußern sie noch gute Wirkung.

Diptam.

Der weiße Diptam oder die Ascherwurz schützt, wenn man ihn in Gemeinschaft mit Wermuth bei sich trägt, gegen alles vermeinen.

Distel.

Unter den zahlreichen Arten des Distelgeschlechtes hat nur eine Wichtigkeit, das ist die Mariendistel, Carduus Marianus L. oder benedictus, die auch mit in die Reihe der Dreisgenkräuter gehört. Sie heißt in Tirol Karbendl. Wenn die Bauern hie und da erzählen, die Mutter Gottes habe „Karbendlin" geheißen, so gewahrt man gleich, daß diese Benennung nur ein mißverstandener Nachhall des lateinischen Cardo-benedictus ist. Andere nennen auch die Wiesendistel (Cnicus oleracens, Cardo-benedikten). Wenn man sich im Gewitter auf dieses Kraut setzt, so kann einen kein Blitz erschlagen.

Eisenkraut (Verbena officinalis)

ist auch von Alters her als ein Zauberkraut berühmt. In Tirol preist man dasselbe an als ein Mittel gegen das Hinfallende (Epilepsie) mit einigen Rosenkörnern vermischt und gepulvert, wenn täglich eine Messerspitze voll davon eingenommen wird. Es muß aber das Eisenkraut zu diesem Behufe am Morgen des Tages, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt (20. bis 22. März), gesammelt werden, eine Zeit, in welcher dasselbe sich wohl nicht alle Jahre finden und pflücken lassen dürfte.

Klee.

Daß vierblättriger Klee, ungesucht, und wo möglich früh nüchtern gefunden und abgepflückt, dem Finder Glück bringe, ist allverbreiteter Volksglaube.

In Tirol lebt noch die besondere Annahme: Wer sich an gewissen Quellen des Berges auf den Rücken legt, zu dem kommen weiße Tauben, die haben einen Vierklee im Munde und legen ihn dem Schläfer aufs Herz. Erwacht er, ehevor die Blätter welk werden, so kann er sich mit einem solchen Vierklee im Munde unsichtbar machen. Als die Seligen noch im Lande waren, konnte man auch ihre Wohnungen mit denselben finden.

Lilien.

Gelbes Lilien=, in Tirol „Gilgenkraut", in ein Imbfaß (Bienenkorb) gelegt, so fliegen sie nicht hin, d. h. sie schwärmen nicht so weit hinweg, daß man sie nicht wieder fassen könnte.

Marienblümchen (Bellis perennis).

Wie man in Tirol diese Blumen mit einem ungleich höheren und schöneren Namen, als im übrigen Deutschland, benennt, so hat man auch in diesem Lande eine schöne Paramythie von ihnen. Als Maria mit dem göttlichen Sohne und Joseph nach Aegypten fliehen mußte, vergoß sie viele Thränen, und alle diese Thränen wurden zu Marienblümchen.

Majoran.

Majoran hilft im Bunde mit Raute und Thymian gegen schädliche Verzauberung der Milch. Diese zu lösen und aufzuheben, genügt es, einen Büschel aus den Dreien neben das Gefäß zu legen, in welchem sich die Milch befindet.

Mistel.

Die uralt heilige Mistel, das Kraut, welches niemals auf dem irdischen Boden wächst, und aus der Erde mittelbar keine irdische Nahrung saugt, gilt auch in Tirol für ein magisches Mittel. Unter andern soll die auf Eichen gewachsene vorzugsweise die Kraft der Springwurz äußern, und unter Umständen verschlossene Schlösser öffnen.

Misteln wachsen vorzugsweise auf Eichen und auf Birnbäumen, auf Haseln sehr selten, wo sie sich aber auf letzteren finden, liegt ein Schatz unter dem Haselbaume.

Natterwurz.

Eine seltsame Kunst wird von der Natterwurz (Echium vulgare), die auch Nattern= und Otternkopf heißt, berichtet. Man mischt das Kraut nebst der blauen Blüthe mit vierblätterigem Klee und vergräbt beides. Nach sieben Wochen werden daraus grüne Würmer oder Schlangen, die jedoch noch nicht leben. Diese genommen, gedörrt, gepulvert und in eine Ampel geworfen, machen, daß nach deren Anzündung man überall Schlangen sieht. Mit solcherlei Kräutern ist früher manch anderer Frevel, z. B. Frucht abtreiben, getrieben worden. Die Kräuter mußten aber zu jedem Behufe unter bestimmten Zeichen gepflückt werden.

Raute.

Die Gartenraute (Ruta graveolens L.) ist lange gegen Teufelszauber für wirksam erachtet worden, sowohl bei Menschen als beim Vieh, in Form von Räucherungen angewandt, zu denen fast immer geweihter Weihrauch (Olibanum) kam. Auch jetzt noch ist beinahe in jedem Bauernhause ein Vorrath von geweihter Raute zu finden.

Für eine besonders Hexen und Teufel besiegende und ferntreibende Räucherung galt das Recept:

Raute, Rosen und Weihrauch, allzumal in der Dreisgenzeit geweiht, mit Weihwasser bespritzt, auf gute Gluth geworfen.

Andere verwarfen die Rosenblätter und nahmen dafür Marienröslein (Lychnis diurna), in der Walburgisnacht gepflückt.

Mit diesem Rauch wurde das Vieh geheilt, wenn es „angeblasen" war.

Salbei.

Dem bösen Zauber mußte Salbei dienen. Zu diesem Zwecke wurden Salbeiblätter in einem bösen Zeichen abgepflückt, in ein Glas in den Mist gegraben, um dort zu verfaulen. Daraus wurde ein Wurm oder ein Vogel mit einem Schwanz, wie eine Drossel. Wenn mit dem Blute dieses Thieres die Brust eines Menschen bestrichen wurde, so wurde er unsinnig und wüthete wie besessen. Von dieses Thieres Asche in das Feuer gestreut, erzeugte Blitz und Donner. In eine Lampe geschüttet, läßt es das Haus voll Schlangen erscheinen.

Schöllkraut.

Das Schöll- oder Schwalbenkraut (Chelidonium majus L.) im April oder im September gepflückt und um das Herz eines Maulwurfes gewickelt bei sich getragen, verleiht übernatürliche Kraft und läßt alle Gegner überwinden. Dieß ist Robblerglaube.

Sinngrün.

Auch das Sinngrün oder Immergrün (Vinca) ist ein Hexenkraut, aus dem die Hexen, indem sie es mit gedörrten Regenwürmern und mit Hauswurz pülvern, ein schädliches Zaubermittel bereiten. Sie streuen es braven Eheleuten auf das Essen, da weckt es Entzweiung und heftigen Streit, und wenn es im Stalle die Kühe als Futter bekommen, so platzen sie mitten auseinander, ebenso die stärksten Büffel und Stiere. Gleichwohl soll Sinngrün, in der Dreisgenzeit geweiht, ein Gegenmittel gegen Hexenzauber sein.

Sonnenwende.

Sonnenwende, Sonnenwirbel, wilde Vanille (Heliotropium europäum) wächst, obschon nicht häufig, auf Feldern Tirols, und muß im August, wenn die Sonne in das Zeichen des Löwen tritt, gepflückt werden.

In ein Lorbeerblatt gewickelt und einen Wolfszahn dazu gelegt, bewirkt sie, gegen den, der sie bei sich trägt, Liebe und Zuneigung; niemand kann gegen ihren Träger böse und unfriedsam sein. Ist derselbe bestohlen worden,

so lege er den Talisman Nachts unter sein Haupt, so wird er im Traume den Dieb gewahren.

Taube Nessel.

Die weiß und großblühende Taube Nessel, zur Dreisgenzeit gesammelt, in Cypressensaft, der ein Jahr alt ist, gelegt und gut verwahrt bei sich getragen, macht sanft und gütig, und hilft allen Widerpart überwinden. Wer einem Rind das Kraut um den Hals bindet, dem folgt es überall nach.

Zwiebel.

Die Sennen stoßen rothe Zwiebeln mit Weihrauch und Myrrhen zu einem Brei, und thun ein Brodstückchen dazu. Dieß muß an einem Donnerstag Nachmittag geschehen; dann wird der Teig mit etwas geweihtem Salz bestreut und am Freitag früh vor dem Austreiben dem Milchvieh etwas davon eingegeben. Dieß soll vor jeder bösen Einwirkung befreien.

9.

Die Planeten-Kräuter.

Die Alten schrieben den ihnen bekannten sieben Planeten ebenso, wie den zwölf Thierkreiszeichen, großen Einfluß auf die irdische Natur zu, Einfluß auf den Menschen, seine Glieder, auf die Tagesstunden, die Wochentage, die Monate, auf Thiere, Kräuter und Steine. Darüber ist genug in Büchern zu lesen. Hier sollen nur die in Tirol gültigen Planetenkräuter stehen.

I. „Der Goldapfel“ (Türkenbund, Goldwurz, Krulllilie, Lilium Martagon L.), welcher im Juli auf den Gebirgen, in Gebüschen und Wäldern blüht und vom Alpenvolke mit vielerlei Kräften begabt wird, steht unter dem Planeten Saturn. Der Saft von der Wurzel stillt Nieren- und Schinkhen- (Schienbein-) Schmerzen, auch auf andere Glieder eingerieben, vertreibt er deren Weh.

Die Wurzel ein wenig gekocht, daß sie nicht faulen kann, in einem saubern Tüchlein getragen, heilt die Melancholie und stillt die Besessenen, macht sie ganz ruhig. Der Teufel kann den Goldapfel nicht leiden.

Hängt man diese Wurzel den Kindern, welche zahnen, an, so kommen die Zähne ohne Schmerzen hervor.

Die Wurzel bei Nacht bei sich getragen, schützt vor Unfall durch den Bösen.

Man kann die Wurzel auch gedörrt die ganze Lebenszeit bei sich tragen.

Ein rechtes Bäuerlein hat den Goldapfel gern bei sich im Sack, wie auch die Allermannsharnischwurz.

II. Natterwurz (Schlangenwurz, Drachenwurz, Knöterich, Polygonum Bistorta L.) steht unterm Planeten Sonne. Das Kraut heilet Herzen- und Magenweh. Die Wurzel bei sich getragen, heilet Augenweh und Augenkrankheiten. Denen, die sie auf der Brust tragen, verleiht sie guten Athem. Den Saft getrunken, macht unkeusch. Sie ist gut gegen Blutfluß der Frauen und die güldene Ader.

III. Kappernstrauch (Capparis spinosa).

Dieser wächst in der Lombardei auf Mauern. Er gehört dem Planeten Mond. Der Saft wirkt heilend auf den kranken Magen, die Hüften und Rippen. Dessen Blume purgirt, und heilt die Milz. Die Staude wächst und nimmt ab, wie der Mond. Dieselbe ist auch gut, um die schwärenden Augen zu heilen und hilft zu scharfem Gesicht, ebenso heilt sie krankhafte Beschaffenheit der Drüsen.

Die Wurzel der Kappernstaude gestoßen auf die Augen gelegt, giebt ihnen sogleich wunderbarliche Klarheit.

Den Saft des Krautes getrunken, heilt bösen Magen, und steuert der Unverdaulichkeit.

Die Blüthenknospen sind als angenehme Zuthat an Saucen bekannt, üben aber keinen Zauber.

IV. Wegerich (Wegtritt, Wegwart, Plantago sowohl major wie media), ist des Planeten Mars. Die Wurzel des Krautes heilt Hauptweh und ist auch wider faulende Geschwüre, wie gegen Blutspeien und Magenschmerzen gut, wenn man davon trinkt.

V. Fünffingerkraut (Potentilla argentea und alba) wird regirt vom Planeten Merkur. Die Wurzel heilt Beulen und Geschwülste, gestoßen und in Pflaster, und vertreibt die Drüsen, wenn der Saft getrunken wird. Letzterer heilt auch Brust- und Zahnschmerzen. Wird derselbe im Munde behalten, so heilt er alles Mundleiden. Ist auch gegen rothe Ruhr heilsam.

Fünffingerkraut im Sack macht Wohlwollen gegen einen, und Gnade, wenn man etwas von einer Person, z. B. von einem Fürsten, erbitten will.

Das Kraut in Essig gesotten und auf Geschwüre oder Gebresten des Rothlaufes gelegt, zieht die Hitze aus.

Die Blätter über Nacht in Wein gethan und den Wein morgens nüchtern getrunken, ist gut für die fallende Sucht.

Die Wurzel stillt Blutspeien und Blutfluß.

VI. Odermennig (Agrimonia Eupatoria) steht unter dem Planeten Jupiter. Die Wurzel gestoßen auf die vom Podagra schmerzenden Glieder gelegt, stillt den Schmerz. Den Saft getrunken, heilt Leberkrankheiten, denn Jupiter regiert die Leber. Odermennig bei sich getragen, macht, daß einem die Frauen und Mädchen lieb haben.

Grün gestoßen und aufgelegt, heilt böse Geschwüre und auch den Wolf.

In jeder Speise gegessen, ist dieß Kraut heilsam für den Krebs.

Odermennig in ein Schweißbad gethan, ist gut für den Stein.

VII. Eisenkraut (Eisenhart, Verbena officinalis) steht unter der Venus.

Die Wurzel auf den Hals gelegt, heilt Geschwüre des Halses und Feigwarzen.

Der Saft des Krautes mit Honig gekocht und getrunken, macht die Lunge rein und guten Athem. Eisenkraut in einen Haus- oder Weingarten gelegt oder ins Feld gepflanzt, verschafft Wachsthum im Ueberfluß.

Die Wurzel ist sehr wirksam und bringt Segen allen, die da pflanzen wollen, sei es Reben oder Fruchtbäume. Die Kinder, welche sie bei sich tragen, werden wohl gezogen, kunstreich, froh und heitern Gemüthes.

Diese sieben Planetenkräuter muß man graben vom 23. bis 30. des Monats, dann haben sie Kraft und Wirkung.

Viele lassen die „Siebenkräuter" oder „Planetenkräuter" im Dreisgen graben und weihen, wodurch sie sich der Zahl der Dreisgenkräuter anreihen.

10.
Dreisgenzeit und Dreisgenkräuter.

Vom „Im Dreisgen„ oder „In der Dreisgen" kann man in jedem Bauernhause das Jahr hindurch oft reden hören, es ist darunter der kurze Zeitraum von Mariä Himmelfahrt bis Mariä Geburt begriffen.

Alle Hausmittelkräuter und Blumen und was man zu Thee und Medizin oder zu anderm Hausgebrauch nothwendig hat, wird in den Dreisgen gepflückt, denn in dieser Zeit liegt ein dreifacher Segen auf allen Gewächsen der Erde, welche dem Menschen nützlich sind; bringt auch dreifach bessere Wirkung hervor. Die alten Hausmütterlein, welche „doctern", wissen hunderte von Beispielen anzuführen, daß dem so sei, daher ist kein Dorf im Lande, wo nicht an diesem Tage gesammelt wird. Wer Zeit hat, pflückt seine Kräuter am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt, also am 14. August, jedoch erst dann, wenn Feierabend geläutet wurde; denn nach dem Feierabendläuten geht schon der Feiertag an, und zählt zum Fest Mariä Himmelfahrt, welches auf den 15. August fällt. An diesem Tage läßt man sie dann weihen. Die Weihe findet beim vormittägigen Gottesdienst statt. Dieser Tag heißt der „große Frauentag", zum Unterschiede vom „kleinen", welcher Mariä Geburt ist. An vielen Orten ist um Mariä Geburt die Blumen- und Kräuterweihe, was den Leuten darum um vieles lieber ist, weil sie ihre Blumen und Kräuter mit Muße in der eigentlichen wirksamsten „Dreisgenzeit" sammeln können. Daher werden in der Prämonstratenser-Abtei zu Wilten an Mariä Geburt diese Weihen ertheilt, wohin man ein besonderes Vertrauen hat (wie zu den Franziskanern), und wohin von allen Seiten das Landvolk mit Kräutern und Blumen herzu strömt. Nach Wilten tragen auch jene Städter von Innsbruck ihre Dreisgenkräuter, welche noch an der alten frommen Sitte ihrer Vorfahren halten und den kindlichen Glauben noch nicht verloren haben, daß mit dem Gottessegen, welchen die Kirche spendet, alles wirksamer sei. Diese Weihe zu

Wilten ist vermuthlich Ursache, daß in der Stadtpfarre Innsbrucks seit vielen Jahren keine Weihe nach dem Gottesdienste stattfindet, nur in der Vorstadtpfarre St. Nikolaus findet sie jährlich noch statt. Auch auf dem Lande bei Innsbruck geschieht in den meisten Dörfern die Weihe am kleinen Frauentag, obgleich im Rituale „die Kräuterweihe" auf den großen Festtag Mariä Himmelfahrt gesetzt ist.

Man bringt besonders wohlriechende aromatische Kräuter zur Weihe und verbindet damit eine fromme Erinnerung an das Grab Mariens, denn als die Apostel nnd Jünger am dritten Tage nach der Bestattung der seligsten Jungfrau zu ihrer Gruft gekommen waren, um ihren Leichnam noch einmal zu sehen, fanden sie die Stätte leer, und statt des heiligen Leibes alles voll duftender Blumen und Kräuter; daher, so sagen mit frohem Blick die guten Landleute, freuen sich auf den Dreisigst der lieben Frau durchs ganze Jahr die Kräuter, und blühen um diese Zeit in der schönsten Pracht und Fülle und legen ihre Blumen in dankbarer Demuth vor ihr nieder, und der Segen der Kirche träufelt dann auf sie hernieder wie wunderbarer Himmelsthau, und befreit sie von dem auf der ganzen Natur ruhenden Fluch — erlöset sie — damit sie kräftig und heilsam und stark gegen natürliche und widernatürliche Schäden des Leibes und der Seele werden.

Solche Kräuter, in dieser Meinung geweiht, bilden die bäuerliche Hausapotheke.

Man wünscht, daß zur Zeit der Kräuterweihe schönes Wetter sei, wodurch die Mutter Gottes ein besonderes Wohlgefallen zeige, und die Blumen einen goldenen Erlösungstag feiern können. Bei diesem schönen Dreisgenfeste fehlt es nicht, daß der würdige Seelsorger auf der Kanzel und der brave Hausvater den Seinen einige schöne Lehren giebt, und spricht:

Kräuter und Blumen sind durch Farbenpracht und Wohlgeruch und nährende und heilende Kraft ein liebliches Sinnbild der Schönheit und Fruchtbarkeit der Seele an guten Werken. Blumen streut man den Siegern auf die Wege und umwindet mit Kränzen ihr Haupt. — Nun hat es nie eine Seele gegeben, welche durch Reinheit, Heiligkeit und Reichthum aller Tugenden mehr ausgezeichnet war, und Gott wohlgefälliger gewesen wäre, als die Seele der heiligen Jungfrau Maria; daher wird sie durch die Kräuterweihe gleichsam bekränzt als die glorreichste Siegerin. Zugleich soll es eine Aufforderung sein, daß die Gläubigen an Tugend blühen und durch gute Werke der Gottes= und Menschenliebe gleichsam duften; so will die Kirche den Segen verstanden wissen. Wer kann nun ein solches Fest ungerührt betrachten, und wer wird lächeln wollen, wenn solche gesegnete Kräuter der einfache Bauer im gläubigen Vertrauen manchmal unter das Futter seiner nützlichen Hausthiere mischt, um sie vor Uebel zu schützen? oder Haus und Stall zu gleichen Zwecken damit beräuchert?

Während der Dreisgen verlieren die giftigen Pflanzen und Thiere alles

Gift oder einen großen Theil desselben, und das „Anblasen“ und „Anpfeifen“ macht keinen Schaden.

Bei besonderem Verlangen wird die Kräuterweihe auch an einem andern Tage der Dreisgen vorgenommen, wie es z. B. bei den Kapuzinern in Meran geschah; dann ist die Weihe nicht öffentlich, sondern in der Sakristei.

Im Vintschgau wird am großen und kleinen Frauentag geweiht.

Die gewöhnlichsten Kräuter und Blumen, welche man weihen läßt, sind um Innsbruck:

Münzen, Krausemünze, **Menta crispa** und **sylvestris.**

Wermuth, **Artemisia Absynthium.**

Raute, **Ruta graveolens.**

Kamille, **Chamomilla vulgaris.**

Krabendl, **Thymus serpillum** (auch Quendl und hochdeutsch Thymian geheißen).

Sinngrün, **Vinca**, das kleine Todtenveilchen genannt, manchmal auch das große Sinngrün.

Himmelbrand, **Verbascum Thapsus L.**

Saturei, **Satureja hortensis L.**

Tausendgüldenkraut, **Erythæa Centaurium.**

Wem es möglich ist, der legt auch Edelweiß, **Gnaphalium Leontopodium**, dazu und Johanniskraut, **Hypericum perforatum**, und noch eine Menge anderer Kräuter und Wurzeln. Andere Gegenstände, welche verborgener Weise zu meist abergläubischem Gebrauch häufig beigelegt werden, werden streng zurückgewiesen. Die geweihten Blumen und Kräuter (Weihbüschl) werden dann aufbewahrt und nebst besagten Benützungen auch beim herannahen oder während der Gewitter mit Palmzweigen, Oelzweigen u. s. w., welche am Palmsonntag geweiht wurden, verbrannt, bei welchen die ganze Familie großen Trost empfindet; sie meint, daß durch diesen Brauch und durch das Wetterläuten das Gewitter unschädlich vorübergeht.

Zu den Dreisgen-Weihbüschl bindet man auch gerne Donnerkugeln oder Stechapfel (**Datura**), geschwänzten Amaranth (**Amaranthus cautatus**), Rosmarin, Basilikum, Sonnenblumen, die gelben Ringelblumen (**Calendula officinalis**), jedoch häufig nur zur Zierde des Weihbüschels verwendet.

Weiß- und Schwarzkünstler ließen einst den Beifuß (**Artemisia vulgaris**) zu mystischen Dingen weihen, ebenso den Wermuth (**Artemisia Absynthium**), welche Kräuter man acht Tage vor Bartholomäi oder acht Tage nach Bartholomäi in der Mitternacht ausgrub.

Eben so wurde die Brunelle (Veitsblume, **Prunella vulgaris**) zu ähnlichen Zwecken verwendet, besonders auch die Wurzel, wenn sie doppelt war. Solche doppelte Wurzel soll für Zahnweh sehr gut sein, auf den Zahn gelegt oder in einem Säcklein um den Hals getragen.

Auch die Alraunwurzel ließ man weihen, ebenso Vierklee, Haselstauden, Hollunder, Erlenzweige u. s. w.

Die Dreisgenkröte wurde unter den Blumen und Kräutern versteckt und so mitgeweiht.

Woher der Name Dreisgen? Ob von der heiligen Dreifaltigkeit, ob vom M. Dreisgen, welcher im sechszehnten Jahrhundert über verschiedene mystische Dinge und Künste, besonders über den Drachenstein, geschrieben hat, und über ähnliche Kräuter sehr vieles bekannt gab? Vielleicht brachte man durch besondere Zählung mit Hinzurechnung der Festvorabende und Doppelzählung der Feste, da auch Johannes Enthauptung und Veronika in diese Zeit fallen, dreißig Tage heraus.

Eine bekannte Sache ists, daß die Bäuerinnen jene Eier, welche die Hennen in der Dreisgenzeit legen, aufbewahren; diese werden nicht faul, und wenn dann die Hennen nach Ende Oktobers zu legen aufhören, wie es in der Regel geschieht, dann nehmen die Bäuerinnen diese Eier in Gebrauch. Dieses ist sogar am Wochenmarkt wahrzunehmen; zur Dreisgenzeit kommen wenig Eier zum Verkauf, werden daher theurer, weil diese Eier die Bäuerin nicht auf den Platz schickt.

Die Einsanken=Blume, sehr verwendet von den Hirten und Fütterern, wird nicht zur Weihe gebracht, weil diese schon von Natur aus geweiht ist.

Die Zahl der gewöhnlichen Dreisgenkräuter umfaßt deren etwa dreizehn (doch nicht von dieser Zahl der Name?). Es liegt aber ein Namenverzeichniß von gegen fünfzig Kräutern und Blüthen vor, die alle auch in diesen Kreis gehören, und deren zumeist geschätzte Johanniskraut, Odermennig, Gundelreben, Bilsenkraut, Himmelbrand, Hollerblüthe und Erdweihrauch sind. Letzterer heißt auch Erdkäfer, Feldcypresse, Tannenwedel und Schlagkraut, es ist Veronica Chamædris, in Tirol vorzugsweise „Vermoankraut" (Vermeinkraut) genannt.

11.

Früchte und Wurzeln.

Allermannsharnisch.

Unter allen Wurzeln steht im Bereiche des Aberglaubens die des Allermannsharnisch, Allium Victorialis, auch „wilder Alraun" genannt, mit in vorderster Reihe. Wie dieser vorzugsweise in Tirol im Teufelswurzgarten wächst, wurde bereits oben erwähnt; hier sei desselben noch etwas ausführlicher gedacht.

Eine hübsche Bergwanderung, um den sagenreichen Kaiserberg zu betrachten, führt von St. Johann im Unterinnthale über Litzfelden ins Kolbenthal. Hier sieht man den Kaiser bedrohlich ausgeprägt und riesenhaft, ein bewunderter Kalksteinkoloß. Von hier aus vermag ein muthiger

Bergsteiger hoch empor zu klimmen und zu staunen. Wenn der Haunzer-steffel, ein Gemsjäger, noch lebt, so mag ersterer ihn mitnehmen, allein geht es nicht. Ober Gstaig im Föhrenwald steht eine Kapelle, „im Jöchl" genannt, da war einst der Teufel eingenistet, der die Bergleute, welche zur Kirche gingen, neckte und verhöhnte, der aber dennoch fortgebannt wurde.

Man geht dann zur wilden Schlucht des Kaiserbachs, über die Alpenwiesen des „Hinterkaiser", wo einst die Venedigermanndlen die goldführenden Wasserquellen ausbeuteten, und übersteigt zu hinterst den schmalen Gebirgsrücken, „Wildanger" geheißen, welchem den „Hinterkaiser" mit dem „großen Kaiser" verbindet. Der Wildanger liegt 5000 Fuß hoch.

Vom Wildanger hinab kommt man zu dem „Teufelswurzgarten", zwei Felsenschluchten, merkwürdig reich an sonderbaren Blumen und Kräutern, besonders übersät von dem Allermannsharnisch, welchem das Volk so viele Wunderkräfte zuschreibt, besonders daß er jeden schuß- und stichfest mache, der ihn bei sich trägt.

Hier habe der Teufel, meldet die Sage, einen Wohnsitz gehabt, er sei von da herumgewandelt und draußen sei er oft gesehen worden, wo ob Gstaig die Kapelle steht.

Von einer dieser Schluchten kann man hinausgehen in den sogenannten „Kessel" — einen merkwürdigen Riesenkessel, von drei Seiten mit 2000 Fuß hohen steilen Felsenwänden umschlossen, ½ Stunde breit und ¾ Stunden lang.

In diesem Teufelswurzgarten hat mancher Wilderer sich dem Teufel verschrieben, und die Wunderdoctoren, welche die Schwarzkünste ausüben, pflücken noch heute allda ihre kräftigsten Wurzeln und Kräuter.

Die Allermannsharnischwurzel gilt auch bei den Roßhirten ein gutes Stück. Es lebt bei ihnen der Glaube, daß wenn Pferde „vermeint" oder „beschrieen" wurden, dürfe man ihnen nur diese Wurzel um den Hals hängen, dann höre der Zauber auf. Und gleichwie man in manchen Kuhställen die Dreisgenkröte hängen hat, so fehlt auch eine aufgehangene Allermannsharnischwurzel nicht, besonders im Roßstall.

Ueberhaupt findet sich die Allermannsharnischwurzel in den meisten Bauernhäusern zur Viehdoctorei, wie als Talisman aufbewahrt, denn die Bauern sagen: Diese Wurzel sei „ein Harnisch für Allermann", d. h. für Jedermann, jede Frau und jedes Vieh.

Gemswurz.

Wie sollte die, vorzugsweise Gemswurz heißende Alpenpflanze den Gemsjägern nicht wichtig sein?

Die Gemswurz, Doronicum Pardalianches L., mit den gelben Blüthen, auch in der Apotheke als Radix Doronici bekannt, wird im Dreisgen gesammelt, getrocknet und pulverisirt. Davon in Wein getrunken, giebt dem Jäger einen absonderlich guten Muth, bringt Weidmannsheil und macht ihn g'frorn, d. h. fest.

Die Alten kannten besondere Plätze, wo sie besonders kräftig wuchs. Nur jene Gemswurz, welche an den schattigen wilden Klüften am Schattenstein wuchs, welches Felsengebirg in der Zemm-Alpenregion liegt, wurde für so mächtig gehalten, andere minder. Die Jäger behaupten, daß wenn die Gemsen erkranken, sie sich selbst mit dieser Wurzel heilen.

Hagebutten.

Die Früchte der Rosen, Hagebutten in Deutschland, heißen in Tirol „Hetschebetsch". Man bricht sie am Weihnachtabend, schneidet die Putzen ab, läßt sie, an Zwirnsfäden gereiht, dürr werden und pulverisirt sie dann. So mit Erdbeer- oder Petersilienwasser eine Prise davon eingenommen, heilen sie Stein und Gries.

Haselwurz.

Haselwurz (**Asarum europæum L.**), die in Tirol auch Natterwurz genannt wird, im Dreisgen gegraben und im Regenwasser der Dreisgenzeit gesotten, getrocknet, aufbewahrt, gepulvert und dem Vieh eingegeben, ist ein Mittel gegen den Viehschelm.

Meisterwurz.

Die Meisterwurz (**Astrantia imperatoria L.**) wird hoch gepriesen von den Gebirgsbewohnern, wie in allen alten Kräuterbüchern. Sie ist die „Wurz aller Wurzeln", das fürnembste Kraut, fast Staude, so mannshoch aufwächst auf hohen Bergen. Das haben schon die Alten erkannt und sie *Imperatoria* (**Ostruthium**) — die Kaiserliche — geheißen. Heilt fast alle Krankheiten auf natürliche Weise, und auch vermöge influentischer und elementarischer Kräfte, und bei rechter Constellation alles andere von bösen Mächten gezauberte.

Die Wurzel treibt im Mai braune Dolben, die thun sich auf zu Blättern, jedesmal drei an einem Stiel, und diese drei Blätter jedes nochmals dreifach ausgezackt.

Die Wurzel ist gut gegen Gift, gegen Vermeinung und gegen Pestilenz. Sie hilft dem alten Manne wieder auf.

Man hat sie auch in Oel eingemacht, und die Zillerthaler „Oelhändler" machten lange Zeit gute Geschäfte mit dem Meisterwurzöl.

12.

Farren und Moose.

Farrensamen.

Ueber den geheimnißvollen und mystischen Farrensamen (eigentlich Fahrsamen, weil er zu Hexenfahrten gut ist) sind durch ganz Deutschland bis nach den Niederlanden hin, Sagen verbreitet; daher wurde desselben auch schon oben gedacht. Die Tiroler Sagen über die Gewinnung dieses unsichtbar machenden und Freischüsse verursachenden Samens sind ganz von denen anderer Länder verschieden. Da dient er hauptsächlich zur Hebung von Schätzen.

Man muß am Abend nach dem Gebetläuten vor dem Sonnwendtag just im Augenblicke, wann die Sonne untergeht, zu einem Farrengewächs ein Tüchlein legen, welches beim heil. Meßopfer über den Kelch gebreitet worden ist. Dann fällt über Nacht der Farrensamen darauf; es heißt jedoch passen, daß man just vor Sonnenaufgang denselben wegnimmt, weil er sonst verflüchtigt.

Hat einst, erzählte ein Bauer: ein geistlicher Herr von wegen des Kelchtüchels einen Knappen von Schwatz schiech g'hachelt und ein'n abergläubischen Dattl (Dummkopf) geheißen, konnt es sein Leben nit vergessen, hat's nicht mehr gethan. Daher gebraucht man die andere Methode, denn man kann auch den Samen auf folgende Weise sammeln:

Man geht am Sonnenwendabend ohne jemand ein Wörtlein zu sagen und ohne zu schwatzen, hinaus in den Wald, dort zieht man sich nackend aus und breitet das Hemd unter die Farren hin, und steckt ringsherum sieben Kreuze von grünen Hollunderreisern in die Erde, verbirgt sich in den Stauden, wacht — wenn's kalte Nacht ist, vergeht jedem ohnehin der Schlaf — und am andern Tage vor Sonnenaufgang liegt dann sicherlich der Samen auf dem Hemde.

Widerthon.

Goldener Widerthon heißt das schöne Farrenkraut, welches auch Jungfrauhaar und Frauenhaar genannt wird. Nach Jak. Grimm Widertân (Myth. 1164). Es gilt als ein besonders kräftiges Zauberkraut und ist das Adianthum Capillus Veneris — man giebt auch einigen andern Kräutern den gleichen Namen. Um dem Widerthon die rechte Kraft als ein Mittel gegen allen schädlichen Zauber zu verleihen, muß er in heiliger Zeit, bevor er gepflückt wird, mit einem Bannsegen „angesprochen" werden; dieser lautet:

„Grüß Dich Gott, Du edler Widerthon! Weißt nit, was unser lieb Frau zu Dir sprach, da sie Dich abbrach für alles das, so dem Menschen schadet? Durch dieselben Wort' und durch das göttliche Wort brech ich Dich ab in dem Namen des Vaters, im Namen des Sohnes und im Namen des heiligen Geistes, daß Du Vieh und Leuten heilsam seiest für alle Unthat und alles, was Vieh und Leuten schad't. Amen." — Dann sprich noch fünf Vaterunser, fünf Ave Maria, ein Credo, und wiederhole dieses noch zweimal.

Rennthiermoos.

„Rispail-Rispail" nennen die Hochalpenbewohner Tirols eine weiße, bäumchenförmig gestaltete, vielverästelte Flechte, welche stundenweit das Gebirge überzieht und die Viehweiden verderblich überwuchert. Es ist das Rennthiermoos (Lichen rangiferinus L., Cladonia rangiferina Hoffm). Die Aelpler des Unterinnthales haben davon eine Sage.

Einst waren alle Kräuter milcherzeugend, auch dieses Moos war eine

gute Kuhnahrung. War das ein Segen und ein Reichthum auf den Alpen! Aber die Besitzer und Melcher und die Almleute trieben vielerlei Frevel mit der Milchblumen-Gottesgabe, indem sie dieselben zum putzen, reiben und wischen verwendeten; mit Butterkugeln und Butterkegeln spielten und mancherlei mehr. Da verfluchte Gott der Herr diese Kräuter und donnerte hinab auf die Tiroler Alpen:

„Rispail — Rispail
Nimma grüen,
Im Summa dürr,
Im Winta blühn!“

Im Oberinnthal über Nauders und Vintschgau nennt man dieses Moos Misere; es wird dort die gleiche Sage erzählt, der Gottesfluch jedoch lautet droben so:

„Du, Misere!
Blühst im Winter unter'm Schnee
Und im Summa nimmameh.“

Nach diesem Fluche ward das schöne Grün der Pflanze in blasse Steinfarbe verwandelt, sie selbst verlor allen Nahrungsstoff und blüht nun im Winter unterm Schnee. Im Sommer scheint das Moos völlig ausgedorrt. Kein Thier frißt davon, höchstens eine leckermaulige vorwitzige Geis, und zu nichts ist es zu gebrauchen.

13.
Die Irrwurzel.

Während man in Deutschland blos ein Irrkraut nennt und auch kennt, und darunter das Hexenkraut, Circæa Lutetiana, versteht, nennt das Tiroler Volk auch eine Irrwurzel, aber nur im allgemeinen, ohne eine bestimmte Pflanze als solche zu bezeichnen. Der Bericht über dieselbe ist ziemlich ausführlich.

In Wäldern und Auen, zu Berg und Thal, wächst eine Wurzel, welche die Eigenschaft besitzt, daß derjenige, so auf sie tritt, tagelang irre geführt wird, just so, wie es Hexen und Schwarzkünstler verstehen, einen Menschen zu verblenden und irre zu führen.

Man kennt die Irrwurzel jetzt nicht mehr; ein Zillerthaler Oelhändler hat die letzte vor seinem Tod verbrannt, und zwar im Jahre 1803 auf Befehl des Geistlichen, den er beim Sterben sich kommen ließ; so sagen seine Nachbarn.

Es ist jedoch nicht schwer, diese Wurzel anzutreffen, denn sie ist wie nirgends im ganzen Tirolerlande so häufig, als in der „Au unter Tratzberg“ — zwischen Schwatz und Innbach am Inn.

Da hütet sich jedermann, mit bloßen Füßen durchzugehen, denn sobald man auf eine solche Wurzel tritt, wird man so verblendet, daß man den

ganzen Tag herumirrt und sich nirgends ausfindet; noch übler ist's zur Nachtzeit.

Noch leben Männer und Weibsleute, welche, wenn sie spät Abends da durchgingen, die ganze Nacht herumwandern mußten und am Morgen endlich einen Ausgang fanden; und das ist dabei das übelste, es hilft gar nichts dafür, nicht einmal der kräftigste Segen, weil es eine Naturkraft zu sein scheint, nicht Wirkung eines Geistes. Sie folgt also keinem Segen.

Und was unten im Innthal oft geschehen ist, das ist oben auf der „Kupalalpe“ neben dem hohen Gumparberg in der Hinterriß einem Schmalzträger im Jahr 1832 begegnet.

Der Schmalzträger (Butterträger) Jakob Tunner von Alpbach ging mit beladener Kraxe in der frühesten Morgendämmerung um drei Uhr mit einem Zentner Butterkugeln von der Kupalalpe fort, um in der Kühle nach Innbach zu kommen, damit ihm der Butter nicht weich werde in der Tageshitze.

Er ging kaum eine Viertelstunde durch Wald dahin, als Nebel einfiel; jedoch er kannte jeden Schritt und Tritt, war wohl tausendmal hin und her gegangen und ging also lustig vorwärts. Er ging stundenlang vorwärts, kam aber niemals an den Uebergang ins Innthal hinüber. Er ging bis Mittag — immer irrte er, daß er sich den Kopf rieb — konnt' es nicht erklären. Er rastete, betete, ging wieder — abermal vergebens. Jetzt wurde es Nacht — das machte den Mann fast muthlos — er ging jedoch vorwärts, endlich spät in der Nacht sah er eine Almhütte; auf diese ging er zu, und — es war die Kupalalm, von wo er vor zwanzig Stunden ausgegangen war. Diese Alpe wird „'s Kapal“ genannt und dort bewahren sie diese Geschichte als große Merkwürdigkeit. Sie sagen, er wird auf eine Irrwurzel getreten sein.

Der Jakl war so verzagt und müde, daß er zu der ihm sonst bekannten Hütte hineintrat und fragte: wie hoaßt ma's da? worauf der Senn und die Alpenleute, welche gerade noch am Heerde unten saßen und wegen Kälbern wachen mußten, hellauf lachten. Und jetzt ist ein allgemeiner Alpenspruch in der Riß: „wie hoaßt ma's denn da?“ welches man bei Besuchen vorerst beim Fensterl hineinruft, u. a. m.

14.

Mineralien.

Es ist wohl begreiflich, daß in einem Gebirgslande wie das erzreiche Tirol, der Volksaberglaube selbst zu der leblosen Natur und ihren Gebilden sich wendete, und letzteren theils magische, theils arzneiliche Kräfte zuschrieb. Ist doch der Glaube an die Wunderkräfte mancher Steine und Metalle ein uralter. Doch auch hier werden kurze Andeutungen genügen, die, wie bei dem Thier- und Kräuterreiche, nur auf örtlichen Angaben beruhen, nicht aus Büchern mitgetheilt werden.

Achat.

Der Achat findet sich sehr verbreitet im Fassathal. Die Steingräber halten viel auf ihn.

Als Ringstein oder an den Hals angehängt und so als Amulett getragen, dient er gegen Nattern- und Vipernbiß, gegen anpfeiffen, anblasen, und verleiht der Seele stete Heiterkeit. Lang getragen, macht er seinen Träger zum guten Redner.

Im Schlaf zum Haupt gelegt, gibt der Achat viele und schöne Träume.

Granat.

Granaten werden in Tirol viele gegraben.

Man glaubt, wer einen Granatstein bei sich oder im Ring am Finger trägt, den mahnt er bei einem nahenden Unglück dadurch, indem er auf einmal seinen schönen dunkelrothen oder bläulichen Glanz verliert und ganz matt erscheint.

Heliotrop.

Der Heliotrop ist ein grüner Jaspis mit rothen Punkten, wie Blut. Kommt sehr schön und häufig im Fassathale vor. Als Ringstein getragen, ist er ein Talisman gegen Gift.

An den Hals gehängt, daß er am Magen liegt, heilt die Steinmagenkrankheiten und stärket die Eingeweide.

Karneol.

Der Karneolstein wird in Tirol roth und gelb gefunden; er kommt mit Achaten, Quarz und Jaspis vor.

Als Ringstein wird er häufig, als Kreuz oder Amulett an der Brust selten getragen.

Er ist gut gegen Furcht und Schrecken.

Kiesel.

Wenn jemand Seitenstechen hat, soll er stillschweigend an einem Bache drei kleine Kiesel suchen, und sie in die Tasche an die Seite stecken, die ihn schmerzt.

Salz.

Die kirchliche Weihe, welche dem Salze, dem unentbehrlichen, ertheilt wird, legt schon dem Volke genugsam dar, daß dasselbe heilig zu achten ist, nicht unnütz zu zerstreuen, nicht mit Füßen zu treten. Daher wird vielfach auch Salz zu geweihten Kräutern gethan, die verbrannt werden, um damit zu räuchern.

Ein besonderes Salz für Vieh gegen Zauberei:

An einem Erchtag (Dienstag) oder Samstag Nachts lege man in ein Feuer ein ganzes Stück Salz, lasse es brennen und spreche dabei voll Vertrauen auf Jesum und die heilige Dreifaltigkeit:

„Unsere liebe Frau hatte ihr Liebes bei der Hand, sie gingen über eine große Heide, da begegnete ihnen ein krankes Vieh, da sprach unsere liebe

Frau: was ist dem kranken Vieh? Sprach der Herr Jesu Christ: der, dem es gehört, wird kommen und wird mir's klagen. Indem läuft eine Frau daher und schreit: O Herr Jesu Christ! hilf! mir ist genommen meine Milch und Schmalz. Sprach der Herr: was gibst Du mir zu Lohn, wenn ich will wieder bringen Deine Milch und Schmalz. Da sagt die Frau: was mir von Gott nur möglich ist!. Befahl ihr der Herr Jesu Christ: geh heim, leg das Salz ins Feuer in meinem Namen — Gott des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes — gibs alsdann Deinem Vieh so ein, Dir kommen dann Milch und Schmalz!"

Schwefel.

Als strikter Gegensatz des Salzes gilt der Schwefel, ist jenes Engel, ist dieser Teufel. Nicht genug, daß er brennt, er stickt und stinkt auch, daher ist er des Teufels Lieblingserzeugniß der Natur, sein Räucherpulver, und Seelen, welche die „heiße Pein erleiden" müssen, erleiden durch den Schwefel das ärgste.

Serpentin.

Serpentin kommt in Tirol sehr viel vor; der edle Serpentin hat eine schöne grünlich gelbliche Farbe, ist jedoch undurchsichtig.

Trinkgefäße aus edlem Serpentin schützen vor Vergiftung, denn der Steinbecher zerspringt alsbald, wenn vergiftetes Getränk in ihn gegossen wird.

Smaragd.

Smaragdstein findet man an der Tirolergrenze im Salzburgischen in Chloritschiefer eingewachsen, in hübschen grünen Stängeln; öfter wohl auch undurchsichtig und blaß, dieser heißt dann Berill.

Der Smaragd soll eine besondere sympathetische Kraft haben. Am Halse getragen, stärket er das Gedächtniß, schärft das Gesicht, und was gar gut an ihm ist, man erschrickt nicht vor Menschen und nicht vor Geistern wenn man diesen Edelstein an sich trägt.

Türkis.

Dem Türkis wird die Eigenschaft zugeschrieben, daß er vor jähem Fall bewahre. Den Stein in einem Ringe am Finger getragen, verhindert, daß jemand, wandle er auch über schwindelerregenden Abgründen, Schwindel bekomme und hinabstürze oder sich zu Tod falle.

15.

Der Wandelstein.

Auch an Steinwundern mangelt es nicht der Sagenpoesie Tirols.

Nur $^1/_2$ Stunde von Fügen im Zillerthale, am Eingange in den Benkerwald rechts, einem Thälchen entlang, liegt ein Stein von einem Schuh im Gevíert, auf der Erd-Oberfläche mit einem eingegrabenen Kreuz. Dieser Stein macht viel von sich reden, denn er soll, sobald man ihn aus dem

Boden lupft und wo anders hinlegt, in kurzer Zeit von selbst wieder auf den gleichen Ort zurückwandern.

Warum er wandert, weiß niemand anzugeben, doch warum er da liegt, das weiß jedes Kind in der Gegend. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts haben zwei Schnitterinnen von Fügen auf dem Höfl Wieseck am Pankrazberg im Tagwerk gearbeitet. Der Bauer wollte die von der Witterung begünstigte Schnittzeit gut benützen und versprach derjenigen eine „Besserung" (etwas bessern Lohn), welche sich mehr als gewöhnlich anstrenge. Die Dirnen arbeiteten auf das hin beide wacker darauf los; aber am Samstag Feierabend gab der Bauer doch nur der einen ein Laib, der andern aber zwei Laibe Brot als Besserung.

Am Heimwege gen Fügen, dort wo jetzt der Stein liegt, kamen die Schnitterinnen wegen des Brotlaibes in Streit, der so heftig wurde, daß sie mit den Sicheln auf einander losfuhren, und einander stark zerhackten. Das fließende Blut schürte ihren Zorn zu Flammen an, und was unglaublich scheint, aber völlig wahr ist, beide sanken nach hartem Kampfe erschöpft zu Boden und verbluteten.

Man vergrub sie an derselben Stelle, und legte den gekreuzten Stein darauf, damit ihnen die Erde nicht schwer werde, doch niemand geht nächtlicher Weile gerne dort vorbei. Von der wunderbaren Eigenschaft des Wandelsteines haben sich viele überzeugt.

III.

Kalender-Aberglauben.

Es wurde bereits oben angedeutet, wie der bäuerliche Kalender und der in demselben zu Tage tretende Kalender-Aberglaube das vermittelnde Glied zwischen dem Menschen in Beziehung zu sich selbst, und dem Menschen in Beziehung zu der ihn umgebenden Natur bildet, zugleich auch, daß derselbe hier nur angeführt, nicht ausführlich behandelt werden kann.

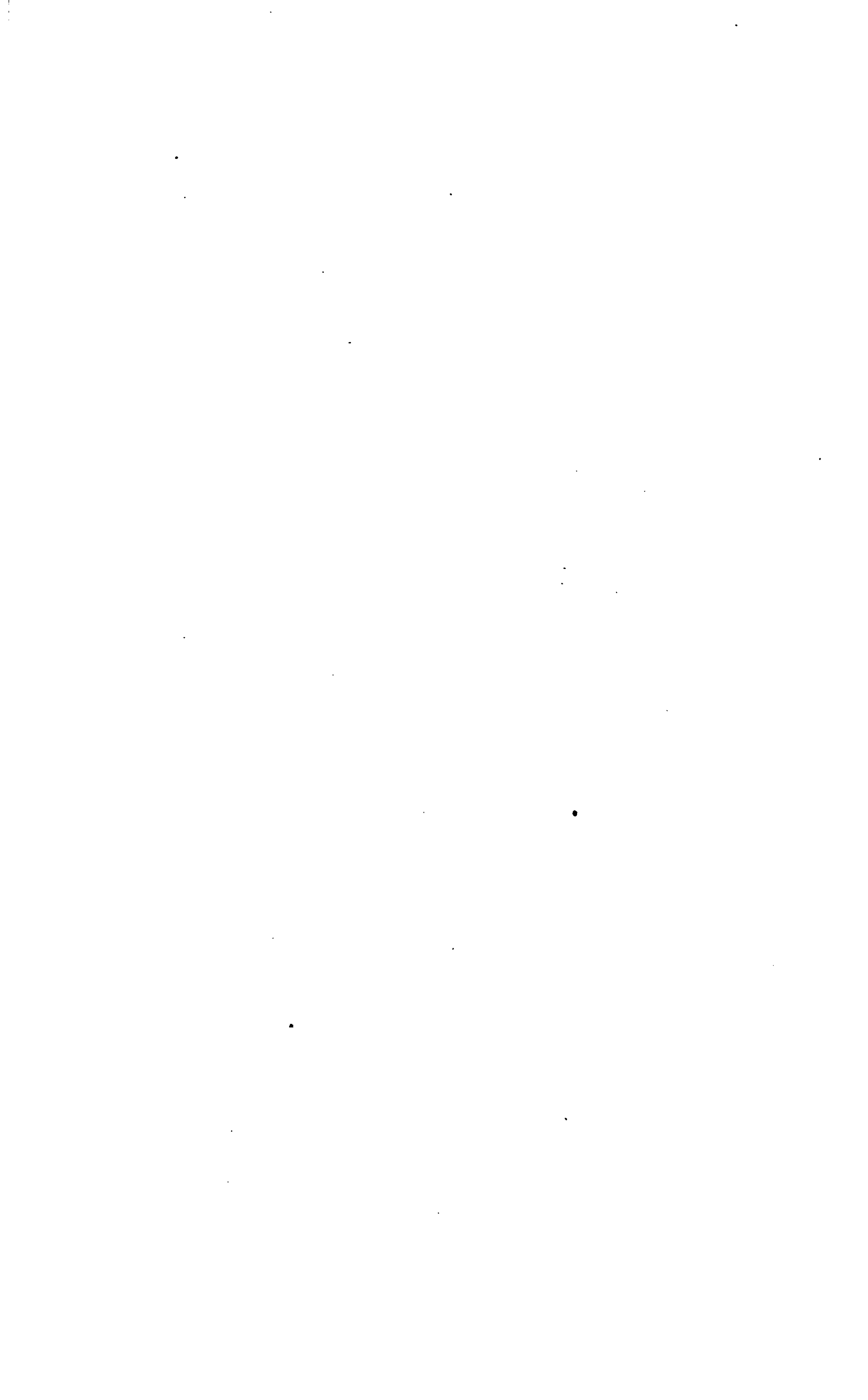
Der Bauernkalender mehrerer süddeutscher Länder besteht aus einer großen Menge fast hieroglyphischer Bilder und Zeichen, deren Mehrzahl die Legenden oder die Martyrien der Tagesheiligen im schlichtesten Kleinbilde anschaulich macht, und derselbe ist seit Jahrhunderten so mit dem Volke verwachsen, daß es alle andern Kalender verschmäht, ja so weit geht, frühere jetzt abgeschaffte Festtage, welche roth gedruckt wurden, und deren Symbole nun schwarz erscheinen, privatim wieder roth zu malen, und die Erinnerung an sie und ihre Feier festzuhalten.

Der Bauernkalender, nach allen Seiten hin erläutert, wird demnach zunächst die Legenden der Kalenderheiligen, für eine fast durchweg katho-

lische Bevölkerung von größter Wichtigkeit, wenn auch nicht ausgesponnen, enthalten müssen, dann die oft seltsame Datirungsweise des Landvolkes, zunächst nach den Heiligentagen, noch heute ganz mittelalterlich und niemals nach der Tagezahl des Monats, dann nach Dulden (Messen), Jahr- und Viehmärkten, dann nach geschichtlichen Ereignissen, nach der Anwesenheit ausgezeichneter Personen im Lande u. s. w. Dann kommen die für die bäuerliche Oekonomie so wichtigen Witterungsregeln, das häusliche Verhalten, in welchem sich frommer Sinn und harmloser Aberglauben auf das innigste vermischen.

Die Tagewählerei spielt dabei eine ziemlich bedeutende Rolle, zunächst aber treten Bräuche und Gewohnheiten zu heiligen Zeiten im ganzen Jahreslaufe in den Vorgrund. Vom Dreikönigstage an bis zum Christfest reicht hier ein dankbarer Stoff dem andern die Hand und erreicht mit der Sonne am Sonnwendtage den höchsten Höhenpunkt. Vieles, sehr vieles deutet davon in die urgermanische Zeitenfrühe und in das alte Heidenthum zurück, und öffnet dem Blick aufs neue die Fernsicht in die Gefilde des Mythus. Man erfährt, was gute und was schlimme, Heil oder Unheil bringende Tage das ganze Jahr hindurch sind, deren heilsamer oder schädlicher Einfluß sich nicht nur auf den Menschen selbst, seinen Boden, aderlassen, schröpfen, Haare scheeren, Nägel schneiden ꝛc. erstreckt; sondern auch auf alle ökonomischen Verrichtungen, als Vieh auftreiben, Schaafe scheeren, säen, pflanzen, jäten, heuen, schneiden, Obst abnehmen, Wein keltern ꝛc. ꝛc. — ferner wie Mondeslauf und Planetenlauf und Gestirnestand im Bunde mit den Thierkreiszeichen wichtig und bedeutsam erscheinen, und was alles vor Zeiten und im Einzelnen hie und da noch immer das Tiroler Landvolk von seinem Kalender forderte und fordert. Da giebt es außerordentlich viel zu erläutern, zu besprechen, mit anderm zu vergleichen und manchem von vielem Mißverstandenen wieder zum richtigen Verständniß zu verhelfen. Damit soll aber keineswegs der alte Kalender-Aberglaube wieder erneut und empfohlen werden; die Forschung hat nur die Aufgabe, darzulegen, wie es vor Zeiten war, was das Volk alles that und glaubte. Thut und glaubt es im Einzelnen dergleichen immer noch, hält es theilweise noch immer eisern fest am Brauch und Mißbrauch der Vorfahren, so ist das eine Sache für sich, und dabei doch gewagt, mit den wohlfeilen Verdammungsworten „Finsterniß“ oder „Verdummung“ über alles den Stab zu brechen. Darüber wird in der Einleitung zum Tiroler Bauernkalender der Ort sein, sich weitläufiger zu äußern, und den Faden wieder aufzunehmen, der hier in diesem Buche sein Ende gewinnt.

Anhang und Nachtrag.



Bei Werken, wie das vorliegende, kann es nicht fehlen, daß ihr Autor immer weiter forscht, und daß er fort und fort hier zu berichtigen, dort zu ergänzen findet, zumal wenn nur langsam vorschreitender Druck Muße dazu vergönnt. Solche Bücher lassen sich nicht abschließen, wie ein Roman, und die 37 enggedruckten **Nachträge zur** ***zweiten*** **Ausgabe der Deutschen Mythologie von Jacob Grimm** mögen dem Herausgeber dieser Mythen und Sagen Tirols zu Schutz und Schirm gegen unverdienten Vorwurf dienen. Die Zahl störender Druckfehler zumal ist leider sehr groß, und muß in den Hauptsachen berichtigt werden; unerhebliche, bei denen es sich nur um falsch gesetzte Buchstaben oder Interpunktionszeichen handelt, möge der Leser geneigtest übersehen oder selbst verbessern.

Seite 5, Zeile 10 v. u. lies: Vintschgau, Brandenberg und Riß statt Vintschgau.
" 6, " 5 " " " Fent statt Fenk.
" 6, " 4 " " " Rofenthal statt Rosenthal.
" 7, " 3 " " " Schneeberg statt Schneebach.
" 8, " 14 " " " achithan (getödtet) statt a hi gethan.
" 11, " 10 v. o. ist einzuschalten nach „der Riese war immer zornig": In Hartmanns Iwein wird der wilde Mann besungen:

> Sin antlütze wol ellen breit
> mit grôzen runzen beleit.
> auch wâren ime diu ôren
> als eime walttôren
> vermieset ze wâre
> mit spannelangeme hâre.

Siehe Dr. Ignaz Zingerle „über den wilden Mann", Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, 1855. Seite 196.

" 11 " 20 v. u. lies: Rothkröpfl statt Rothkropfl.
" 13 " 1 v. o. " Tscheiersthal statt Tschniersthal.
" 13 " 8 " " schalte nach „Er machte es, wie er wollte" ein:

Einen ähnlichen Mantelspruch lehrte auch der „wilde Mann" des Paznaunerthales, der sagte:

„Beim schianen Wöttar nimm Huat und Mantl mit,
Beim andern thua, was du witt."

Viele Bauernregeln im Paznaunerthale sollen von diesem wilden Manne herrühren, die ihm ein pfiffiger Paznauner herauspreßte. Er haute im Walde Larchbäume um, und als er eben ein Stück des Stammes nicht zu spalten vermochte, kam zufällig der Wilde dazu und lachte ihn aus. Den Bauer verdroß das, ließ jedoch nichts merken, sondern bat jenen, er solle den Stamm spalten. Der wilde Mann versuchte es und fuhr in die mit der Axt geöffnete Ritze (Klusse) mit bloßen Händen hinein; da zog der Bauer rasch die Axt heraus und das große Holzstück preßte dem Wilden die Hände derart zusammen, daß er sie nicht mehr herauszuziehen vermochte; denn das Larchholz vermag selbst dem Teufel zu stark zu werden. Freudig rieb sich der Bauer die Häude und sagte: jetzt lach' ich, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Nachdem der Bauer den wilden Mann einige Zeit hatte zappeln lassen, versprach er ihn zu befreien, wenn er ihm einige nützliche Sprüche und Witterungsregeln offenbaren wollte. Das ging der Wilde ein und sagte im Paznauner Volksdialekt nebst vielen andern auch folgende:

„Wenn's Biarcha Lob wia Maus Oahr,
So bau ohna Sorg."

(Wenn das Birkenlaub wie Mausohr
So baue ohne Sorge) im Paznaun sagt man ohna statt ohne.

„Wenn dar Nöbl fahrt göga Hall,
Trag s'Ha aufa Stall;
Wenn er föhrt güga Engadein,
So laß s' Ha sein."

(Wenn der Nebel fährt gegen Hall
Trag das Heu in den Stall:
Wenn er fährt gegen Engadein
Dann laß das Heuen sein.)

„Am Abat kupferroath,
Moargats trucka wia Broad;
Moargats kupferroath,
Abads Dröck und Koath."

(Am Abend kupferroth,
Morgens trocken wie Brod;
Morgens kupferroth,
Abends Dreck und Koth.)

„Mach es Beas zum Guatar,
Bekimmst an Stadl voll Fuatar,
Straf s'Steidli o darzua,
Wintara s'Kalbli o zur Kuah."

(Mäh das schlechte Gras zum guten
Dann bekommst D' den Stadl voll Heu (Futter),
Streife die Blätter der Stauden dazu,
Dann überwinterst das Kalb mit der Kuh.)

Als endlich der Bauer den wilden Mann losließ, dann rieb der sich die Hände und sagte: jetzt lach' ich wieder, wer zuletzt lacht, lacht am besten; das Allerbeste wäre in der Schotta (Schotten, Käswasser), aber das hab ich Dir nicht gesagt und sag Dir's nicht, und ging weiter.

Seite 14, Zeile 17 v. o. Landstörzer, ein in Tirol wenig gekannter Ausdruck, bezeichnet den bewaffneten umherstreichenden Vagabunden und Landfahrer.
" 15, " 24 " " lies: Muttgebirges statt Mullgebirges.

Seite 16, Zeile 36 v. o. lies: Putz statt Pütz.
" 34, " 14 v. u. " Sill (eigentlich Wipptthal) statt Sin.
" 37, " 5 " " " Stoanwerfat (Steinwerfen, Steinschleudern) statt Stoanwerfet.
" 38, " 5 " " " Dornauerberg statt Dornerberg, deßgleichen Seite 39, Zeile 20 v. o.
" 39, " 11 " " " Den Dornauerriesen, welcher „Gäuner" hieß, forderte ein benachbarter Riese, der drüben über der Grenze im Salzburgischen wohnte, zum Wettkampf auf, statt: Den Dornauerriesen forderte ein benachbarter Riese, der drüben über der Grenze im Salzburgischen wohnte, und „Gäuner" hieß, zum Wettkampf auf.
" 40, " 6 v. o. " Boda statt Boata.
" 40, " 7 " " " daleid'n statt d'aleid.
" 40, " 9 " " " und statt un — (zweimal).
" 41, " 7 " " " Dort herum, jedoch tief drunten an der Innthaler Poststraße, liegt, statt: Dort herum liegt.
" 44, " 1 v. u. " (Frigga) statt (Freida).
" 45, " 1 v. o. " Der dunkeln Hulda (die „wilde Perchtl" im Pusterthal, besonders bei Lienz und im Iselthal), die man auch 2c. 2c., statt: der dunkeln Hulda, die man auch 2c. 2c.
" 45, " 14 v. u. schalte nach „Ableitung keinen Sinn" — ein: Hieher gehört auch die gefürchtete „Nachtwun" (Nachtwuone), vor Alters im Zillerthale allbekannt, jetzt nur in leisen Nachklängen von Hippach durch die hinteren Bergthäler zu vernehmen. Diese lauerte auf die neugeborenen Kinder — ihre Nähe zeigte Unruhe, Drücken und Krankwerden des Kindes an; um es davor zu retten, nahm man das Häubchen vom Kopfe des Kindes, gab es auf den Kopf einer aus Stroh und alten Kleidern verfertigten Puppe, welche man mit abgewendetem Gesicht in die Ziller (den Thalbach) mit den Worten warf: „Nachtwun! da hast Dein Kind!" Weiter außen im Zillerthal gegen Fügen ließ man diesem Unhold auch Macht über noch nicht aufgesegnete Wöchnerinnen und deren Kinder, so zwar, daß man noch jetzt bei Wöchnerinnen wacht, und eine schauerliche Sage von dem bösen weiblichen Gespenst auf dem Jaudenstein, zwischen Fügen und Schlitters, erhält die Furcht stets lebendig. Dort wurde eine Wöchnerin, welche zum Auffegnen zur Kirche wanderte, von einer weiblichen Gestalt mit „stechenden Augen" und „bleiernem gespenstigem Blick" zuerst „gfrorn" (bewegungslos) gemacht, dann sammt ihrem Kind grinsend umfangen, und

versank in die Tiefe für immer. Die etwas entfernt nachfolgende Hebamme hat es gesehen und weiter erzählt.

Dieses Gespenst ist eine der auch schon verloren gegangenen „Stamp" oder Stampa Oberinnthals ähnelnde Unholde — besonders bei alten Weibern von Nassereit, Lermos u. s. w. — und gleicht in vielem der „wilden Perchtl" im Pusterthal, erinnert aber auch an die Nachtmar der nördlichen Länder durch ihr trudenhaftes Drücken der schlafenden Kinder. Vergleiche Seite 266.

Seite 47, Zeile 15 v. u. lies: allen Gauen Tirols verbreitet, statt andern Gauen Tirols theilweise verbreitet.

„ 48, „ 11 v. o. „ Rudln statt Rudle.

„ 50, „ 7 „ „ „ schlechtweg „Perchtl", wohl auch „wilde Perchtl", statt schlechtweg „Perchtl".
NB. Der alte Tiroler Sänger Vintler singt in seiner Tugendblume:

„und etleich glauben an die Frawn
di do haissent Precht mit der eyssern nas."

Es war bis jetzt unmöglich, eine echte Volkssage aufzufinden, welche von einer Perchtl mit einer furchtbar erschrecklichen, nach dem alten Reim „eyßernen" Nase Kunde gegeben hätte.

„ 51, „ 1 „ „ „ Schwatz statt Schnatz.

„ 52, „ 6 v. u. Dieser Satz muß lauten: Das Volk der spätern Zeit, welches von großartigen heidnischen Gottheitgestalten weder Begriff noch Anschau mehr hatte, weil jene seinem Sinn in eine dunkle Ferne entrückt waren, nahm auch die Fanggen rc. rc.

„ 55, „ 14 v. o. ist hinter „herabgerufen werden können" einzuschalten: Im Pusterthale nennt man die wilden Fahrten sehr oft „wild's G'riht" (wildes Reiten), wobei Teufel, wilde Jäger und allerlei Spuk durch die Lüfte jagen und eine Höllenmusik ertönen soll, oder vielmehr ein Konzert von Hunden, Katzen, Füchsen und wilden Jägern. Das schauderhafteste wilde G'riht sei vor Jahren am neunten Tag nach Michaeli gewesen. Man pflegt am benannten Tag das Heu von den Alpenwiesen des anmuthigen Mittelgebirges „Iselsberg" im Pusterthal einzuführen und beginnt schon um 2 Uhr morgens die Arbeit. Da stürmte „'s wilde G'riht" mit so viel Teufeln über die Fuhrleute weg, daß die Peitschen und Ruthen und alle höher aufragenden Gegenstände von oben herab glühend wurden.

Seite 59, Zeile 17 v. u. schalte hinter „den tiefen Kesseln des Inn" ein:

Nach andern war dieses Ungethüm ein nie zu sättigender Vielfraß, der jedesmal seine blutausgesaugten Opfer verschlang, und wären es ihrer noch so viele gewesen. Blutschink war halb Bär, halb Mensch, wie auf einem alten Marterl außer der Gemeinde „See“ aufgemalt war, welches vor Alter faulte und zusammenbrach und im Jahr 1802 fortgenommen wurde. Das Marterlbild stellte einen Bauernknaben dar, welcher ein Christuskreuz umklammert hielt, wodurch er sich vor dem ihm verfolgenden Blutschink rettete, der mit abgewendetem Angesicht und weitgeöffnetem Rachen von der heiligen Stelle weichen mußte. Blutschink war am Oberleibe ein kohlenschwarzer Zottlbär, der Untertheil starke, knochige, nackte Menschenfüße, blutroth und triefend von Menschenblut — eine schreckliche schwarzrothe Figur.

Seite 59,	Zeile 14	v. u.	lies:	wo der Inn die Sanna aufnimmt, welche aus dem Stanzer- (Rosanna-) und Paznaunerthal kommt, statt: wo der Inn in das Stanzer- oder Rosannathal fällt.
„ 59,	„ 12	„ „	„	nach Finstermünz, streiche: sogar durchs Vintschgau bis gegen Botzen.
„ 59,	„ 8	„ „	„	hat man den Blutschink statt hat man den Orco.
„ 60,	„ 13	v. o.	„	Ischgl statt Ischyl.
„ 60,	„ 16	„ „	„	Trisana statt Prisana.
„ 63,	„ 3	v. u.	„	Klusse statt Klause.
„ 63,	„ 2	„ „	„	und verschoppe (verstopfe) jene Klusse statt und verschoppe (verschließe) jene Klaß.
„ 63,	„ 1	„ „	„	blies in die Klusse statt blies in die Klause.
„ 65,	„ 10	„ „	„	Hösl statt Hödl.
„ 70,	„ 15	v. o.	„	Galmain statt Galmai.
„ 76,	„ 10	„ „	„	Ladizer-Alm statt Ladiger-Alm.
„ 80,	„ 12	„ „	„	Mutters statt Muttens.
„ 86,	„ 16	„ „	„	die Eismanndln statt die Eismanndle.
„ 91,	„ 19	„ „	„	nach „Söllerteufelchen“: Zu dieser Sippschaft gehört auch das kleine gefürchtete graue Märzhackl“, welches in den Paznaunthaler Wäldern auf verlaufene Kinder paßt und ihnen die Füße abhackt. *)
„ 91,	„ 3	v. u.	„	5 statt 2.
„ 93,	„ 23	„ „	„	bleibt's fein dahoam statt bleibt's fein zu Haus.
„ 101,	„ 14	„ „	„	die Grafen Brandis statt die Grafen Brand's.

*) Vergleiche L. Bechstein Deutsches Sagenbuch, Nr. 728: Wassermann Hackelmärz.

Seite 103, Zeile 2 v. u. lies: Johann Nep statt Jos. Nep.
= 103, = 1 = = = 1855 statt 1808.
= 104, = 1 = = schalte hinter „fein gewogen" ein:

Das Wettermanndl im Ultenthale ist ein gar böses, auch von absonderlicher Gestalt. Es hat einen faltigen grauen Wettermanntl an, aber keinen Wetterhut auf — es kann keinen aufhaben, weil es — — keinen Kopf hat! Als in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts in Tirol große Wassernöthen entstanden und auch das Ultenthal hart mitgenommen wurde, da sahen die Alpenhirten durch das einsame Hochjoch das kopflose Wettermanndl im faltigen Wettermantel thalsaus schreiten, unermüdet mit dem Wetterstock (mit einem Holzstecken) landaus winken.

Seite 114, Zeile 1 v. o. lies: Du bist ja koan Kerl, statt Du bist so koan Kerl.
= 120, = 18 = = = Kellerrangg und Solakraunzl (Söllerkraunzl) statt Kellerang und Solakraunzl.
= 122, = 13 = = = Das verdroß statt das verdruß.
= 122, = 2 v. u. = jener Knappen, wie sie sich an einem Ackerkruzifix ꝛc. ꝛc., statt jener Bappen, ergnkund, wie sie sich an einem Ackerkruzifix.
= 124, = 3 = = = Reinthale statt Steinthale.
= 126, = 4 v. o. = für die Knappschaft statt für die Grafschaft.
= 127, = 2 = = = breitet sich weit gedehnt eine Schafalpe aus, welche ebenfalls „der Rosengarten" genannt wird, und über die sich ꝛc. ꝛc. statt breitet sich weitgedehnt die Alpe aus, welche der Rosengarten heißt, und über die sich ꝛc. ꝛc.
= 127, = 8 = = = und des Volberthales statt und des Veldenthales.
= 127, = 9 = = = im Hintergrunde statt im Hindergrunde.
= 134, = 9 v. u. wird der Satz richtiger so beginnen:

„Arme Seelen" nennt der Volksglaube Tirols nicht nur die abgeschiedenen Seelen, welche im Fegefeuer büßen, wie es die katholische Kirche lehrt, sondern auch diejenigen abgeschiedenen Geister, welche ohne schwere Sünde gestorben sind, und nicht in das Fegefeuer kommen ꝛc. ꝛc.

Seite 135, Zeile 22 v. o. ist hinter „und für sie zu beten" noch hinzuzufügen: Die Tiroler Sagen erwähnen auch einer eigenthümlichen Gattung von „armen Seelen", welche eigentlich ganz unschuldig „herumgeistern" müssen. Diese waren vermöge ihrer Gesundheit und Anlage um viele Jahre länger zu leben bestimmt, starben jedoch durch Fall, Schlag oder unzurechnungsfähige Selbsttödtung früher und müssen „die Zeit einbringen", d. h. bis zum eigentlichen vorbestimmten Todestag auf der Erde verweilen. Alte Sagenfreunde bringen das „Zeiteinbringen" sogar den böswilligen vorsätzlichen Selbstmördern auf — wenn sie auch des Teufels wären — (die putzen dann in schrecklichen Gestalten), „weil sich unser Herrgott nicht die Tage abstehlen läßt" oder wie sie es kürzer ausdrücken, „nix drein macha laßt".

Seite 136, Zeile 11 v. u. lies: Straff statt Sträff.
= 136, = 5 = = schalte hinter „schrecklich anzuhören" ein:
Auch kopflose **Marchegger** giebt es in schwerer Menge; das sind diejenigen, welchen nach uraltester Strenge zur Strafe der Kopf abgepflügt wurde. Ward nämlich ein Grenzsteinversetzer überwiesen, so wurde er

sogleich lebendig (stehend) in den gestohlenen Acker eingegraben, nur den Kopf ließ man hervorstehen. Ueber diesen pflügte man ohne weiteres weg, so daß er blutend fortrollte. Diesem analog erklärt man andere kopflose oder den Kopf in der Hand tragende Sagengestalten.

Seite 138, Zeile 6 v. o. lies: dö muascht varacht'n und ausweich'n.
aba nia vaschpott'n oda durch Schad'n räch'n,

" 143, " 25 " " schalte hinter „ist ein Kaser=Manndl" — ein: Die kleinsten Kaser=Manndl werden in der Umgegend von Hall bis Wattens und Wattenserberg „Kaserderkelen" genannt, besonders wenn sie wie Wichtl oder Nörgglein sich betragen. Uebrigens wird im gewöhnlichen Leben ein Zwerg, sei er männlich oder weiblich, ein „Derkele" oder „Derggele" auf ächt bäurisch=tirolerisch genannt.

Seite 146, Zeile 11 v. o. lies: Engelsburg statt Engelsberg.

" 146 ist nach dem Schluß: „aus Fäulniß glühen" noch hinzuzufügen: Hieher gehören auch die **„Fackeljungfrauen"**, welche nach einer uralten Knappensage in der großen Berghöhle voll langer Gänge und bodenloser Tiefen wohnen, die am Bergwege von Schwatz nach dem Eisenstein hinauf liegt. Dort wandeln die Fackeljungfrauen geheimnißvoll und still zu gewissen Zeiten um Mitternacht herum, ganz weiß gekleidet, mit offenen Haaren, blaß und ernst im Angesicht, und tragen hellleuchtende Fackeln in den Händen. — Hinter ihnen folgen fuchsartige Bestien, welche den Fräulein dienstbar sind. Sobald sie bemerken, daß sie ein Menschenauge beobachtet — dann erschallt ein Schrei — die Fackeln verlöschen — die Fräulein verschwinden, und jeder Frevler, der die schreckliche gespenstige Erscheinung gewahrt, irrt in trostloser Finsterniß seinem Unglück — dem Wahnsinn — entgegen, verfolgt von der gefürchteten todanzeigenden „Fuchshötz" (Fuchshetze), welche man anderswo, z. B. bei den Fernern zu Fent, „Fuchsfoche" nennt.

Jene Höhle heißt „Fuchsloch", und wird noch viel mehr gefürchtet, seit ein Jäger (wie man einen stärkern und verwegenern nie gefunden hätte) die Fräulein belauschte und einen ihrer Füchse erschoß — sogleich wahnsinnig wurde und starb. Die Sage fügt hinzu, daß er den großen Fuchs heimgetragen habe, und als er ihn öffnete, einen goldenen Schlüssel im Bauche fand, sobald er ihn aber mit der Hand anfaßte, war es ein alter Strohbüschel mit Modergeruch.

Seite 146, Zeile 3 v. u. lies: Putz statt Pütz.*)
" 151, " 21 v. o. " Pigerputz statt Pigerpütz.
" 159, " 5 " " " Erl statt Enl.
" 159, " 14 v. u. " Der Wächter zu Tarrenz statt der Wächter zu Strad.
" 159, " 7 " " " schritten aus Tarrenz statt schritten aus Strad.
" 159, " 5 " " " sondern wendeten sich links der Klamm zu, durch welche vom hohen Andelsberg herab der Klammbach stürzt, statt: sondern wendeten sich über's Gurgelthal hinüber nach einer Klamm, durch die vom hohen Andelsberg 2c. 2c.

---

*) Putz ist nämlich die einfache, Pütze die vielfache Zahl, nur die kleinen zwerghaften Neckegeister heißen bisweilen in der einfachen Zahl: Das Pützel oder das Pitzl.

Seite 160,	Zeile 2	v. o.	lies:	welcher statt wecher.
= 162,	= 17	= =	=	in der Riß, dem großen Gebirgsstocke zwischen der Isar und dem Inn, statt: in der Riß, einem Seitenthale des Unterinnthales, haust 2c. 2c.
= 163,	= 5	= =	=	Jenseits der Hinterrieß bei den „Hinterbächen" liegt 2c., statt: In der Hinterrieß, oder wie man's auch nennt, in den Hinterbächen der Rieß liegt 2c. 2c.
= 163,	= 6	= =	=	Namens Stalln statt Namens Stallis.
= 163,	= 7	= =	=	die dem Stifte Fiecht gehört, statt die dem Stifte zu St. Vicent gehört.
= 163,	= 15	= =	=	muß er „gschleini" (schnell) statt muß er „gschleini".
= 163,	= 15	= =	=	den Kopf nicht „wegschwänzen" (fortwaschen) statt den Kopf nicht „abschwänge".
= 165,	= 7	= =	=	„Türkenbroank'n" (Türkengesicht) statt Türkenbroak'n.
= 166,	= 18	= =	=	und Sennennocken statt Sennenwecken.
= 166,	= 22	= =	=	wenn D' abi kimmscht statt wenn D' h'ounti kommst.
= 168,	= 18	= =	=	der Höllenschwanz brent'n statt der Höllenschwanz brunten.
= 169,	= 11	v. u.	=	daß er seine Murst statt daß er seine Wurst.
= 169,	= 10	= =	=	Weitmaul statt Veitmaul.
= 177,	= 12	= =	=	verrufene Schnannerklamm statt berufene Schnaunerklamm.
= 177,	= 11	= =	=	Dorf Schnann statt Dorf Schnaun.
= 178,	= 3	v. o.	=	Mus statt Muhs, deßgleichen S. 178, Z. 6 v. o. Es wird diese Alpen- und Bauernspeise „Muas" ausgesprochen, z. B. Mehlmuas, Griasmuas (Griesmus), Sennermuas.
= 178,	= 10	v. u.	=	Rauders und dazu gehörigen Niederleger mit Kaser „Fiechter-Alm" genannt, und dem Benediktinerstifte Fiecht gehörig, statt Rauders und auf der Viechteralm, die dem Stifte Vicht gehört 2c. —
= 179,	= 1	= =	=	Fiechtalpe statt Vichtalpe, — deßgleichen S. 179, Z. 6 v. o.
= 177,	= 2	v. o.	=	Alm Alperschon statt Alm Alper schon.
= 179,	= 3	v. u.	=	und so hatt's mir dös Höll'nkunta'r'a g'macht, wann i länga drob'n blieb'n war" 2c.
= 184,	= 1	= =	=	Rematener-Alm statt Remateneler-Alm.
= 185,	= 7	v. o.	=	„Radlbög" (Schubkarren).
= 185,	= 15	v. u.	=	Du derfst a nöt so hoach thian wenn'd' grad a Her'nmoaschta bischt (Du darfst nicht so hochmüthig oder stolz sein, selbst wenn Du ein Herenmeister bist).

Seite	186,	Zeile	11	v. o.	lies.	Thumma statt Thunmr.
"	187,	"	7	" "	"	Filzwald statt Fitzwald.
"	187,	"	8	" "	"	Jöchl statt Höchl.
"	187,					NB. „einen durchplösch'n" heißt einen arg schlagen.
"	188,	"	12	v. u.	"	Schwestern statt Schwester.
"	188,	"	1	" "	"	Diese Sage ist mit Veränderungen auch in andern Gegenden heimisch, und wird selbst im eigenen Orte verändert erzählt, daß nämlich nur eine blinde und eine sehende Schwester waren, und daß deren Vater als reicher Wirth in Lofer das Zeitliche segnete.
"	189,	"	20	v. o.	"	mit dem Stocke noch mehr in der Erde herum.
"	189,	"	23	" "	"	goldgleißenden „Zwintpfurtscher", gewöhnlich auch „Specker" oder „Toadschiaßa" genannt. *)
"	190,	"	19	v. u.	"	ihm toll (viel) Geld gäben.
"	191,	"	6	v. o.	"	immer „gawich" (halbverrückt) umher.
"	191,	"	2	v. u.	"	auf ihren Schuhen als Rosetten, und nagelten die dünnen auf die untere Seite der Schuhsohlen, sprangen und stampften die edle Gottesgabe in den Koth, und zogen ꝛc. ꝛc.
"	195,	"	13	" "	"	in der Engelsburg statt im Engelsberge.
"	195,	"	15	" "	u. ff.	durchgängig lies: „Storz-Weibele" statt „Storzanibele".
"	198,	"	2	v. o.	lies:	Theobald von Treuenstein statt Theobald von Trauenstein.
"	200,	"	6	" "	"	Waltenerbache statt Valtenbache.
"	201,	"	5	" "	"	bei Algund im Etschthale, $\frac{1}{2}$ Stunde von Meran, statt bei Allgund (am Ausgang des Passeierthales).
"	201,	"	1	v. u.	"	Wellbaum statt Vellbaum.
"	202,	"	13	v. o.	"	des „heiligen Webers" statt des „langen Webers".
"	207,	"	14	" "	"	einen Boten beim Landesherrn, dem Erzherzog Ferdinand Karl, Claudias Sohn, um Gnade ꝛc. ꝛc., statt einen Boten beim Kaiser um Gnade ꝛc. ꝛc.
"	207,	"	15	" "	"	der Erzherzog hatte, statt der Kaiser hatte.
"	210,	"	2	v. u.	"	des Paznaunerthales statt Pagnaunerthales.
"	212,	"	14	v. o.	"	Wölzenberg statt Vötzenberg.
"	212.	"	23	" "	"	unter einem alten Gottesacker, „Pestfriedhof" benannt, statt und einem Gottesacker.
"	213,	"	7	v. u.	"	alter Heuschober (Heuschupfen, Heustadl,

*) Für diese kleinen Kügelchen hat fast jede Provinz, ja fast jeder Ort in Deutschland einen besondern Eigennamen.

Biller), der wie ein dunkler Riesensarg aussieht und inmitten des grünen Blumenteppichs steht. An der Wand dieses Stadels ist, dem Wege zugekehrt, ein „Marterl" mit einem Muttergottesbilde befestigt, zum Gedächtniß eines ꝛc.

Seite 215, Zeile 2 v. u. lies: Die Kapelle auf der hohen Salve, statt Die Kapelle Jordan an der hohen Salve.

" 217, " 19 v. o. " einen „Mekezer" (einen kurzen Schmerzruf) machte, statt einen „Mekezer" (Burzelbaum) machte.

NB. Die Erklärung dieses allgemeinen tirolischen Ausdruckes „einen Mekezer machen" ist sehr schwer zu umschreiben, und doch charakterisirt nichts so verständlich für die Bauern den Zustand eines durch Schreck, Schlag, Schuß oder Stoß plötzlich tödtlich Getroffenen. Wenn zwei handfeste Robbler raufen, und der eine stößt den andern so heftig in die Lenden oder auf die Brust, daß er mit einem leisen, zitternden und kurzen Schrei oder Seufzer wie tod zu Boden sinkt, dann erzählt man, „der hat einen Mekezer gemacht, und ist a Weil wia hin g'wesen.

Ein Gemswilderer und Förster schießen auf einander, fällt einer, so heißt's: er hat einen Mekezer gemacht und ist umg'fallen.

Eine Gems wird gut getroffen; dann erzählt der Jäger: „s' ischt ohni an Mekezer z'mach'n üba's G'schröf abi gfalln.

Als Zeitwort wird „mekezen" bei den Geisen angewendet; „die Geis mekezt", weil sie „me-ke-ke-kez!" schreit.

Seite 219, Zeile 13 v. o. lies: Zirleralpe „Kristen", statt Zirleralpe „Keisten".

" 219, " 16 " " " so fürchterlich geblasen (angeblasen, angepfiffen, angehaucht, angeschnaufft) habe, daß ꝛc.

" 272, " 8 v. u. nach „Venedigermanndle blieb" ist einzuschalten: Nach andern Sagen, besonders im Paznaunerthal, soll der Teufel auch in Tirol Schule gehalten haben. Da waren stets elf Schüler beisammen, hatten sie ausgelernt gehabt, dann kamen zehn frei durch, der elfte war des Teufels. Sie entschieden durch Verlosung mit Würfelspiel — denn das ist das ächte Teufelsspiel seit uralter Zeit.

" 308, " 5 v. o. lies: Schmeckhäuselbergen statt Schneckhäuserbergen.

" 314, " 5 " " " ge'hscht statt gahscht.

" 317, " 15 " " füge hinter ungeheuern hinzu: nassen, von Rinden entblößten.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mythische Wesen.

III. Gottesgerichte.

IV. Der Teufel und seine Bündner.

V. Aberglaube.

